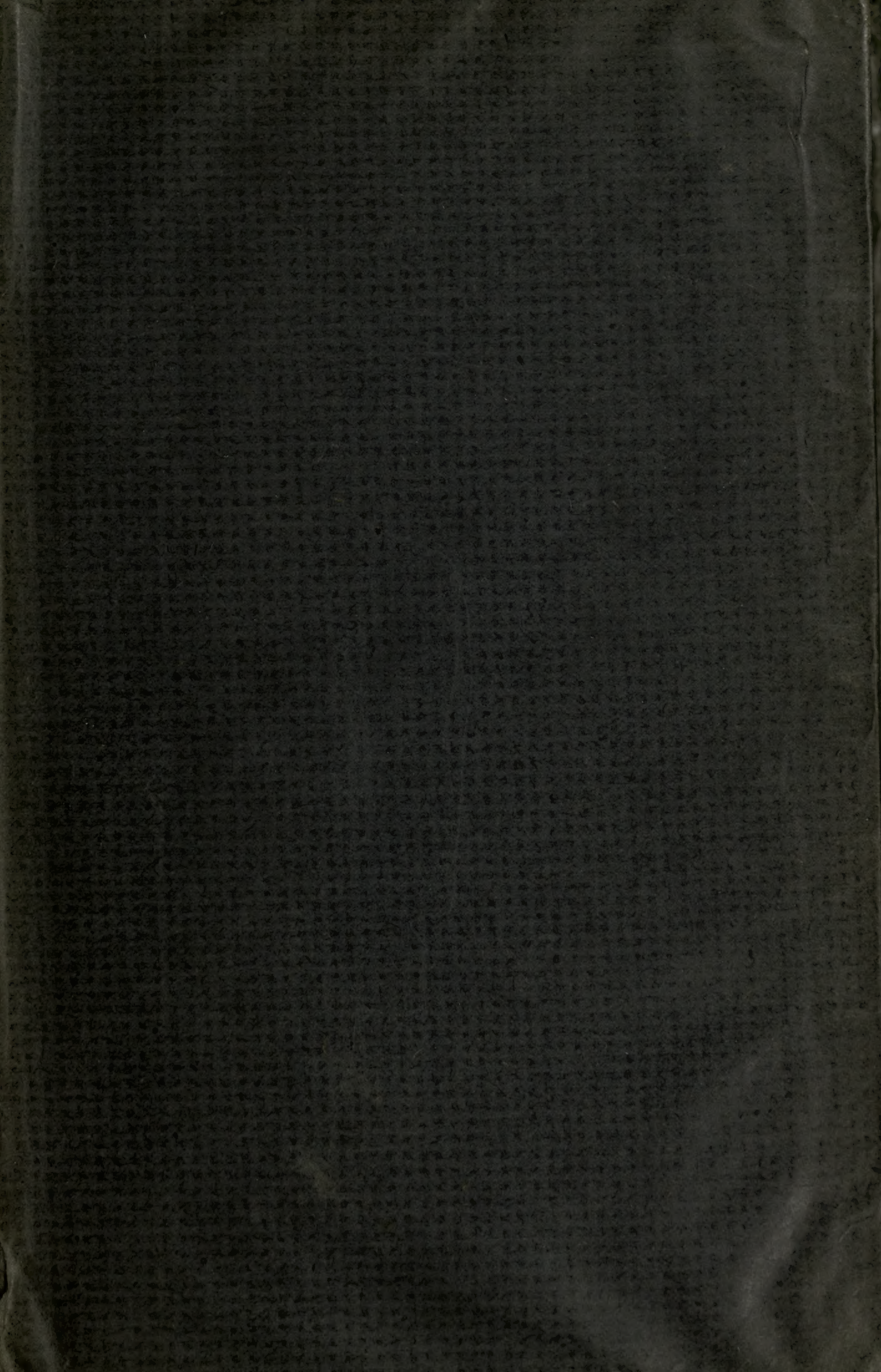
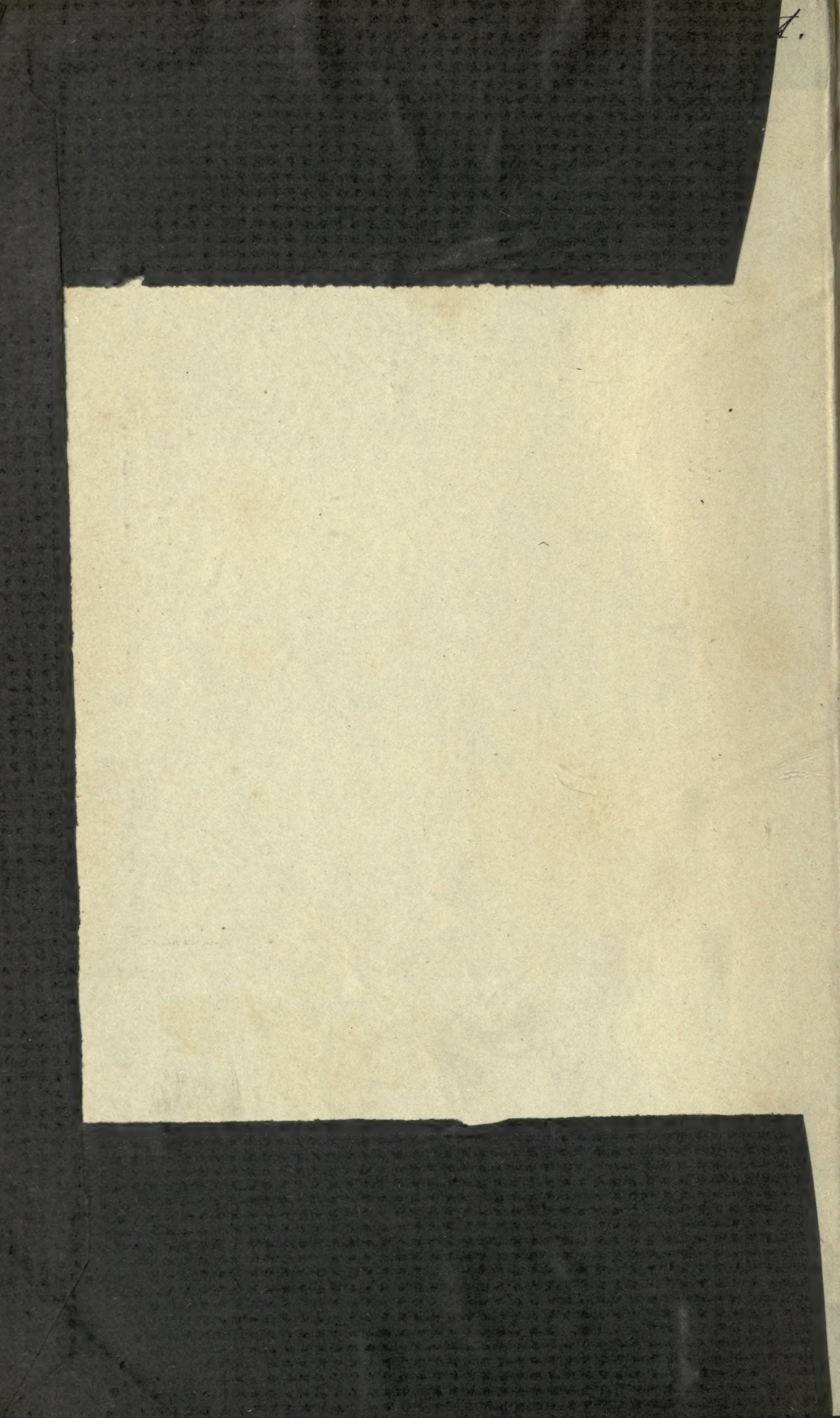
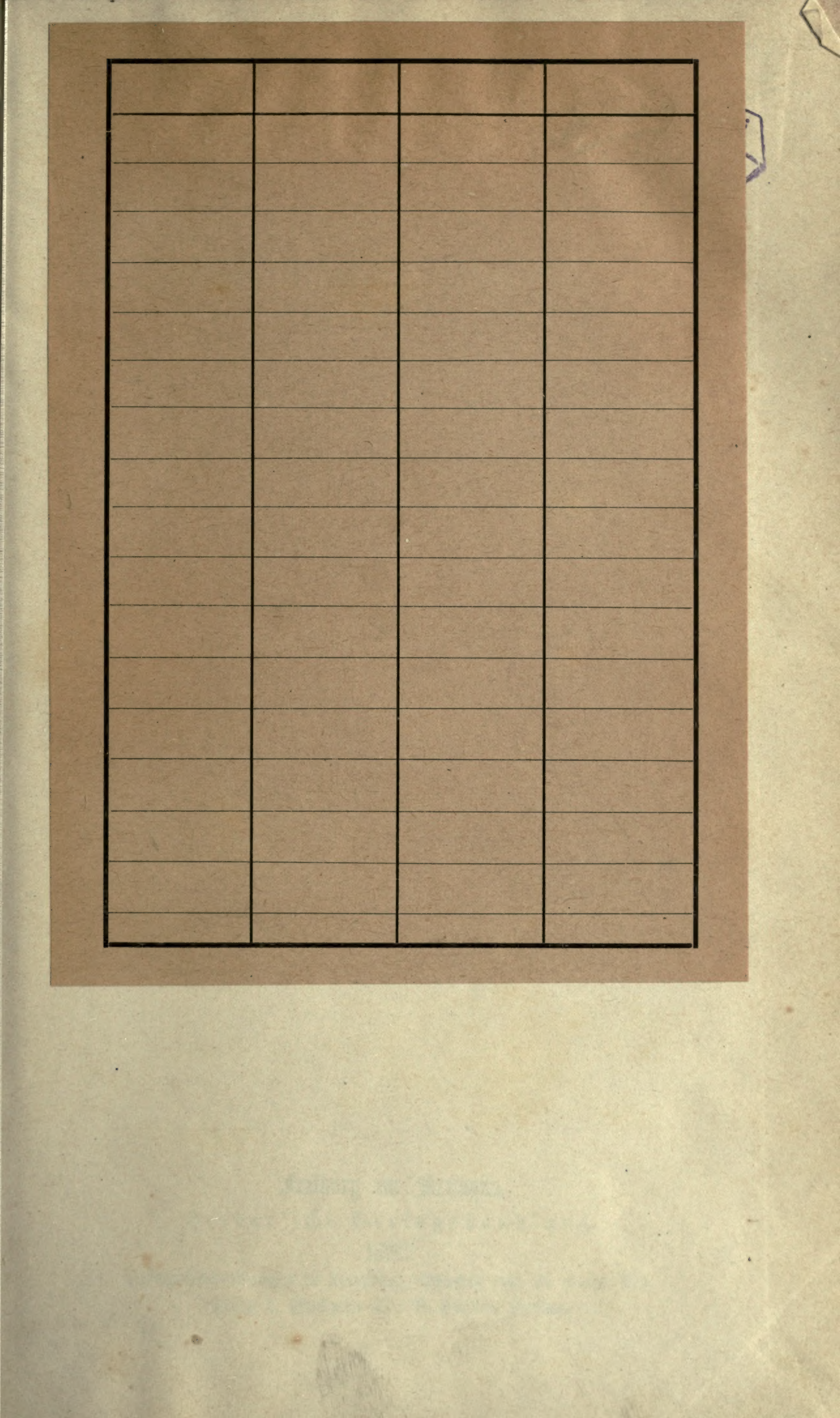








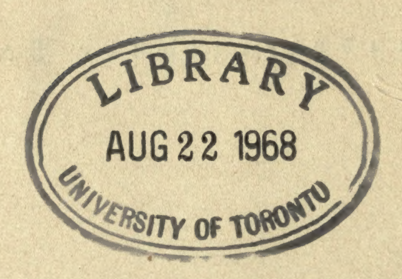
Stimmen aus Maria-Laach.

Katholische Blätter.



Zweiundvierzigster Band.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1892.
Zweigniederlassungen in Straßburg, München und St. Louis, Mo.
Wien I, Wollzeile 33: B. Herder, Verlag.



Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Inhalt des zweiundvierzigsten Bandes.

Miscellen.

Verzeichniß der besprochenen Schriften.



Zum Columbus-Jubiläum.

Freitag, den 12. October 1492, 2 Uhr morgens, fiel von der Caravelle „Pinta" ein Signalschuß: „Land in Sicht." Der Führer der kleinen Flottille auf der „Santa Maria" warf sich sogleich auf die Kniee und stimmte das Tedeum an, und die ganze Schiffsmannschaft betete mit ihm. Amerika war entdeckt, ein dunkel geahnter Welttheil war gefunden und der Ansiedelung, Durchforschung, Ausbeutung, wie der Ausbreitung des Christenthums und der Civilisation erschlossen.

Die alte wie die neue Welt schickt sich an, den vierhundertsten Jahrestag dieser weltbewegenden Entdeckung zu feiern. In den Vordergrund tritt dabei die Gestalt des Mannes, der zuerst den Schleier lüftete. Seine Mitwelt, die ihm bei seiner ersten Heimkehr zugejubelt, hatte ihn bereits vergessen, als er am Christi-Himmelfahrtsfeste 1506 zu Valladolid in den Armen eines Franziskanerpaters mit dem Sterbeseufzer seines Heilandes: In manus tuas, Domine, commendo spiritum meum, seine edle Seele aushauchte. Der Geograph Ruchamer hatte mehr als zwei Jahre später noch nichts von seinem Tode gehört, sondern theilte in seinem September 1508 vollendeten Werke „Unbekanthe landte" seinen Lesern mit, daß Columbus „noch auf den gegenwertigen Tage" am spanischen Hofe lebe.

Die Nachwelt ist seinen Verdiensten mehr gerecht geworden. Einer der neuesten Biographen des Columbus, Sophus Ruge[1], sagt mit Anlehnung an Humboldt: „Seine Stärke lag in dem scharfen Blick, mit dem er die Erscheinungen in der Natur auffaßte, nicht bloß in den Schilderungen, welche er mit poetischer Begeisterung von den entdeckten Tropenländern gab, sondern in der Aufstellung allgemeiner Gesetze, zu denen er, ohne wissenschaftliche Bildung, in einzelnen Fällen das Richtige treffend, die wahrgenommenen Erscheinungen combinirte. ‚Dieses Bestreben, die

[1] Dr. S. Ruge, Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen. Berlin 1881. S. 315.

Resultate der Beobachtung zu verallgemeinern, verdient um so größere Aufmerksamkeit, als kein ähnlicher Versuch vor dem Schlusse des 15. Jahrhunderts, fast hätte ich gesagt, vor den Tagen des Pater Acosta, hervorgetreten war. . .‘ [1] Dahin gehören seine Beobachtungen über die Vertheilung der Wärme, die Variation des Erdmagnetismus, die äquatoriale Meeresströmung und die durch diese Strömung bedingte Gestaltung Trinidads und der übrigen kleinen Antillen. ‚Columbus hat Fragen angeregt aus dem Gebiete der physischen Geographie und Anthropologie, die damals die aufgeklärten Geister Spaniens und Italiens beschäftigten: die Frage nach der Vertheilung der Menschenrassen, die Configuration der Ländermassen. Colon hat dem menschlichen Geschlechte wesentliche Dienste geleistet, indem er so viele neue Gegenstände auf einmal dem Nachdenken darbot; er hat die Masse der Ideen vergrößert; durch ihn hat ein wahrhafter Fortschritt des menschlichen Denkens stattgefunden. Das Zeitalter des Columbus war auch die Zeit des Copernicus, Ariosto, Dürer und Raffael.‘“ [2]

In der Reihe der Festtheilnehmer steht die Kirche nicht an letzter Stelle. Columbus war nicht nur ihr treu ergebener, von ihrem Geiste getragener Sohn, er hatte auch sein Unternehmen in erster Linie in ihren Dienst gestellt. Anläßlich der Enthüllung eines Columbusdenkmals in Barcelona äußerte Papst Leo XIII. in einem Schreiben vom 10. Januar 1887: „Sein Andenken ist uns namentlich deswegen so theuer, weil er schwierige Reisen unternommen, drückende Mühsale ertragen und zahllosen Gefahren getrotzt hat gerade zu dem Zwecke, den Verkündern des Evangeliums den Weg in unbekannte Gegenden zu bahnen, damit sie dort unter den unzähligen in der Finsterniß schmachtenden Völkerschaften die Kenntniß des wahren Gottes verbreiten und dieselben für Christus gewinnen könnten.“ [3] Wir Katholiken schulden dem großen Manne, den wir mit Recht voll und ganz den Unsern nennen, um so mehr Anerkennung, als man antikatholischerseits bemüht scheint, durch Nörgeleien seinen Ruhm zu verdunkeln.

Christoforo Colombo (hispanisirt Cristobal Colon, latinisirt Columbus), Sohn eines Wollwebers, laut seinem eigenen Testamente in

---

[1] Humboldt, Kritische Untersuchungen II, 17.

[2] Humboldt II, 107. 108.

[3] Ch. Columbus, sein Leben und seine Entdeckungen, nach dem Französischen des Grafen Roselly de Lorgues deutsch bearbeitet von Philipp Laicus. Einsiedeln, Benziger, 1889. S. 572.

Genua geboren, zwischen 1435 und 1456, vielleicht 1446, ging mit vierzehn Jahren auf die See, kam nördlich hundert spanische Meilen über „Tyle" (Thule, die Faröer?) hinaus und gegen Süden bis nach Guinea. Trieb und Drang zu Entdeckungsreisen lag damals in der Luft; insbesondere die Erfolge der Portugiesen spornten zu edlem Wettlauf an. Verschiedene Umstände wiesen den Forscher nach Westen. Man fand geschnitztes Holz, das die Strömung von Westen her gebracht hatte; Seefahrer wollten gegen Westen Inseln gesehen haben; Seekarten aus den Jahren 1424 und 1426 verzeichneten im Westen eine Insel „Antilia", eine 9 Jahre jüngere Karte eine ganze Inselkette als insule de novo reperte. Einem Werke des Cardinals Peter d'Ailly, Erzbischofs von Cambray, Imago mundi ex pluribus auctoribus recollecta, entworfen gegen 1410, entnahm Columbus seine Vorstellungen von der Größe der Erde und der Schmalheit des Oceans; der Abstand zwischen der Westküste Afrika's und der Ostküste Indiens, hatte der gelehrte Compilator gemeint, könne nicht groß sein, weil man in beiden Ländern Elephanten finde; sicherlich betrage er weniger als die Ausdehnung der bewohnten Erde von Spanien ostwärts bis Indien. Leonardo da Vinci, ebenso ausgezeichnet als Physiker und Ingenieur, wie als Maler und Musiker, soll schon 1473 in einem Briefe an Columbus sich für die Möglichkeit ausgesprochen haben, Indien auf dem Westwege zu erreichen [1].

Entscheidend für den Plan einer Westfahrt war eine Seekarte und ein diese erläuternder Brief des Florentiner Kosmographen Toscanelli. In diesem Briefe heißt es von den Gegenden, welche den größten Reichthum an allerlei Gewürzen und Edelsteinen besitzen: „Wundert Euch nicht darüber, daß ich dieses Gewürzland ‚westliches' Land nenne, während man es gewöhnlich als ‚östliches' bezeichnet, weil jene Gegenden sich durch Seefahrten immer westwärts finden lassen, während sie zu Lande immer ostwärts aufgesucht werden... Es wird behauptet, daß dort eine so große Menge von Kauffahrteischiffen, wie sie auf der ganzen übrigen Welt nicht sind, sich in dem einen berühmten Hafen Zaiton finden. Aus jenem Hafen sollen jährlich hundert große Schiffe mit Pfeffer abgehen, ungerechnet die Schiffe, welche andere Gewürze laden. Jenes Land ist sehr volkreich und sehr reich an Provinzen, Staaten und zahllosen Städten unter einem Fürsten, dem ‚Groß-Kan', was so viel als König der Könige bedeutet. Sein Sitz und seine Residenz ist meist in der Provinz Katay. Seine

[1] Grothe, Leonardo da Vinci. Berlin 1874. S. 20.

Vorfahren wünschten mit den Christen in Verkehr zu treten. Schon vor zweihundert Jahren schickten sie zum Papste und baten um mehrere Gelehrte, damit sie im Glauben unterrichtet würden; aber die stießen unterwegs auf Hindernisse und kehrten wieder um. Auch zur Zeit des Papstes Eugen kam einer [1] zu Eugen und bestätigte das große Wohlwollen gegen die Christen; und ich selbst habe ein langes Gespräch mit ihm über vielerlei gehabt, über die Größe der königlichen Paläste, die große Breite und wunderbare Länge der Flüsse und über die Menge der Städte an den Flußufern, daß an einem Fluß gegen zweihundert Städte liegen und lange, breite, allenthalben mit Säulen gezierte Marmorbrücken über denselben führen. Dieses Land verdient von den Lateinern aufgesucht zu werden, nicht allein weil ungeheure Schätze von Gold, Silber und Edelsteinen aller Art dort gewonnen werden können, und Gewürz, welches nie zu uns kommt, sondern auch wegen der Gelehrten, Philosophen und Astrologen, und um zu erfahren, mit wie viel Geist und Geschick dieses so mächtige und große Land regiert wird, und auch wie Kriege dort geführt werden.

„Von Lissabon nach Westen in gerader Linie sind 26 Spatien in die Karte eingetragen, von denen jedes 250 Milliarien umfaßt, bis zu der sehr prächtigen und großen Stadt Quinsay... Dieser Abstand beträgt fast den dritten Theil der ganzen Erde. Jene Stadt liegt in der Provinz Mangi, in der Nachbarschaft der Provinz Katay, in welcher die Hauptstadt des Landesherrn liegt. Von der auch bekannten Insel Antilia aber zu der sehr berühmten Insel Cippangu sind zehn Spatien. Jene Insel nämlich ist sehr reich an Gold, Perlen und Edelsteinen, und Tempel und Paläste deckt man mit purem Golde. So muß man auf unbekannten, aber nicht weiten Wegen den Raum des Meeres durchschneiden."

Columbus muß sich in einem Antwortschreiben wohl bereit und entschlossen erklärt haben, den vorgeschlagenen Entdeckungsversuch westwärts zu unternehmen. Denn in einem zweiten Briefe Toscanelli's an ihn heißt es: „Ich lobe Euer Vorhaben, nach Westen zu segeln, und bin überzeugt, wie Ihr auf meiner Karte bereits gesehen habt, daß der Weg, den Ihr nehmen wollt, nicht so schwierig ist, wie man denkt; im Gegentheil, der Weg nach jenen Gegenden, welche ich eingezeichnet habe, ist ganz sicher... Es wird die Könige und Fürsten jener entfernten Länder hoch erfreuen, wenn man ihnen einen Weg bahnt, um mit den Christen in Verbindung

[1] Ruge vermuthet S. 229, der venetianische Kaufmann Nicolo de Conti sei gemeint, der den Islam annahm, dann aber sich reumüthig an Papst Eugen IV. wandte.

zu treten und sich von denselben in der katholischen Religion und in allen Wissenschaften, welche wir besitzen, unterrichten zu lassen. Aus diesen und vielen anderen Gründen wundere ich mich nicht, daß Ihr so viel Muth zeigt, wie auch das ganze portugiesische Volk, in welchem es immer Männer gegeben hat, die sich in allerlei Unternehmungen hervorthun."

Columbus hielt sich damals nämlich, wohl schon seit längerer Zeit, in Portugal auf und wandte sich jetzt, als sein Entschluß gefaßt war, wahrscheinlich 1483, zunächst[1] an König Johann II., wurde aber abgewiesen; die Portugiesen suchten die Oststraße nach Indien, sie fanden es nicht räthlich, ihre Kräfte zu theilen. So ging er denn nach Spanien, wo er im Januar 1486 durch Vermittlung des Erzbischofs von Toledo, Cardinal Mendoza, Gelegenheit fand, der hochherzigen Königin Isabella sein Vorhaben zu unterbreiten. Seine Verhandlungen am spanischen Hofe finden sich folgendermaßen skizzirt in einem 1508 in Nürnberg gedruckten Bericht des „wirdigen vnd hochgelarthen Herrn Jobsten Ruchamer, der freyen Künste vnd artzenneien doctorn": „Christoffel Dawber von Jenua was ein manne lang vnd gerade, was grosser vernunfft, hatte ein lang angesicht, nachvolgte vnd anhienge lange zeythe den Allerdurchleuchtigsten kunigen von Hispania, an alle orthe vnd ende so sie hin raysten, begerthe, das sie jme solten helffen zurüsten vnd belastigen etwan ein Schieffe, erbothe sich, er wölte finden gegen den nidergange Inseln, anstossend an India, daselbstdann die mennge der Edlen gestaynen, vnd Spezereyen, vnd auch des goldes, welches man leychtlich möchte vberkummen, der Kunig vnd Kunigin, vnd auch alle die vorgeensten in Hispania, hatten lange zeyte ein spyle, oder kurtzweyl an diesem furnemen dises Christoffels, vnd zu letzste nach siben jaren oder vber siben jare, vnd nach seynem maniguoltigen begeren, bitten, vnd anlangen, wurden sie zu gefallen seynem willen, vnd rusten jme ein Naue, das ist, ein grozses schieffe, vnd zway Grauele, mit welcher er hinweg fure von Hispania, vnd also anfinge seine rayse oder schieffarthe, vmb die ersten tage des Septēber, das ist, des Herbstmondes, im MCCCCXCIJ Jare."

Dieser summarische Bericht läßt allerdings kaum ahnen, wie viel es den Genuesen kostete, den spanischen Hof zum Eingehen auf seine Pläne und Forderungen zu gewinnen. Zweimal waren die Unterhandlungen bereits abgebrochen; beide Male stand Columbus schon im Begriffe, den

[1] Roselly meint (S. 28), als guter Patriot habe Columbus die Ehre seines Unternehmens zuerst seiner Vaterstadt, dann Venedig und erst an dritter Stelle einer nichtitalienischen Macht angeboten.

spanischen Boden zu verlassen und seine Dienste anderswo anzubieten. Beide Male waren es Geistliche, die ihn zurückhielten und den abgebrochenen Faden wieder anknüpften. Das erste Mal war er auf dem Wege zum Hafen Huelva, wo er sich einzuschiffen gedachte. In ärmlicher Kleidung, seinen Sohn Diego an der Hand, klopfte er an die Pforte des Franziskanerklosters La Rabida, unweit Palos, und erschöpft von der Wanderung wie er war, bettelte er um ein Stück Brod und einen Trunk Wasser. Pförtner und Guardian wurden aufmerksam auf den seltsamen Bettler. Letzterer, Juan Perez de Marchena [1], nahm ihn als Gast in sein Kloster auf und verschaffte ihm von der Königin, deren Beichtvater er gewesen war, außer der Zusage, daß er drei Schiffe erhalten solle, sogleich 53 Ducaten, damit er in anständiger Kleidung bei Hofe erscheinen könne. Das zweite Mal, als die hohen Forderungen des Columbus alles zum Scheitern zu bringen drohten und er sich schon auf den Weg nordwärts nach Frankreich gemacht hatte, war es der bereits genannte Cardinal Mendoza, der die Königin in elfter Stunde umstimmte. Am 17. April 1492 schlossen die katholischen Könige in der während der Belagerung Granadas entstandenen Stadt Santa Fé mit Columbus den Vertrag, welcher letzterem die erbliche Admiralswürde über das Festland und alle Inseln, die er entdecken werde, sammt allen Vorrechten und Vortheilen eines Admirals von Castilien garantirte.

Dank der Energie des Columbus, den Bemühungen der drei Brüder Pinzon und des einflußreichen Guardians von La Rabida waren im nahen Hafen von Palos Ende Juli drei Schiffe, „Santa Maria", „Pinta" und „Ninna" ausgerüstet und bemannt mit respective 70, 30 und 24 Mann. Alle zogen in Procession zur Kirche des Franziskanerklosters, die heiligen Sacramente zu empfangen. Beim ersten günstigen Wind traten sie dann die Fahrt an. Es war Freitag, den 3. August 1492. In der Frühe hatte der Pater Guardian dem kühnen Seemann noch einmal die heilige Communion gereicht. Vom Hauptmaste des Admiralschiffes wehte die Kreuzflagge. So ging es dem unbekannten Westen zu.

Was hatte dem kühnen Seefahrer bis dahin die Ausdauer gegeben, welche ihn über so unzählige, scheinbar unübersteigliche Hindernisse triumphiren ließ? Und was hielt seinen Muth aufrecht unter den größeren Schwierigkeiten, denen er nun entgegenging? Es war der Glaube an

---

[1] Nach Pinilla, Harrisse und Häbler wären zwei Persönlichkeiten zu unterscheiden, ein P. Antonio de Marchena und ein P. Juan Perez.

seinen providentiellen Beruf, dem Christenthum neue Bahnen zu öffnen und durch Wiedereroberung des heiligen Landes zu neuen Siegen zu verhelfen. Er wollte das Kreuz zunächst auf dem Westwege in den äußersten Osten tragen und dann mit Hilfe der dort erhofften Schätze es auf der Grabeskirche neu aufrichten.

Dem Tagebuch, das er auf seiner ersten Reise führte[1], gab er die Form eines Berichtes an das Königspaar. Er leitet den Bericht folgendermaßen ein:

„In nomine D. N. Jesu Christi.

„Allerhöchste, Allerchristlichste, Allermächtigste, Allervortrefflichste Fürsten, König und Königin von Spanien und den Inseln des Meeres, unser Herr und unsere Herrin!

„Nachdem Eure Hoheiten in diesem gegenwärtigen Jahre 1492 dem Kriege gegen die Mauren, welche in Europa regierten, ein Ende gemacht und in der großen Stadt Granada Friede geschlossen, dieses selbe Jahr am zweiten Tage des Monats Januar, sah ich in Kraft der Waffen die königlichen Banner Ew. Hoheiten auf den Thürmen der Alhambra wehen und sah den maurischen König aus den Thoren seiner Stadt ziehen und Ew. Hoheiten die Hand küssen.

„In demselben Monate beschlossen Ew. königlichen Hoheiten in Ihrer Eigenschaft als katholische Christen und Liebhaber und Verbreiter des heiligen, christlichen Glaubens und als Feinde des Mohammedanismus und aller Abgötterei und Ketzerei mich, Cristobal Colon, nach den Gegenden Indiens zu schicken, von denen ich Euren Hoheiten Kunde gegeben, und mich an den Fürsten Groß-Khan zu beordern, der in unserer Sprache König der Könige heißt. Dieser hatte, wie seine Vorfahren, nach Rom geschickt, um Lehrer in unserem allerheiligsten Glauben zu erbitten, worauf der Heilige Vater nie eingegangen ist, wodurch so viele Völker in Götzendienst und Sünden dahingestorben sind.

„Ew. Hoheit gedachten mich, Cristobal Colon, in besagte Gegenden Indiens zu schicken und genannte Fürsten, Völker und Länder kennen zu lernen, ihre Verhältnisse, Anlagen und Neigungen zu erforschen, damit man wisse, wie man sich zu benehmen habe, um dort unsern allerheiligsten Glauben einzuführen . . .“

---

[1] Es wurde von Navarrete 1826 veröffentlicht, aber größtentheils nur in einem von Columbus' Sohn Ferdinand und Bischof Las Casas gemeinschaftlich angefertigten Auszug. Deutsch durch Fr. Pr. Leipzig 1890. Dieser deutschen Bearbeitung sind die Citate im folgenden entnommen.

Der Bericht schließt: „Ich sehe aus dieser Reise, daß Gott sich wunderbar zu meinem Unternehmen bekannt hat, wie man sich beim Lesen dieser Berichte durch die Wunder überzeugen kann, welche er während der Reise auch an mir gethan, der ich so lange am Hofe Ew. Hoheiten verweilte, sehr gegen den Willen und im Widerspruch mit so vielen hohen Personen Ihres Hofes, welche alle gegen mich standen und meine Vorschläge als Träumerei, meine Unternehmungen als Trugbilder behandelten. Ich hoffe zu unserem Herrn, daß diese Reise der Christenheit zur größten Ehre gereiche, obwohl sie scheinbar mit viel Leichtsinn ausgeführt wurde."

Was das weitere Vorhaben des Columbus, sein Endziel, die Ermöglichung eines Kreuzzuges nach Palästina, angeht, so vermerkt er unter dem 26. December 1492, er hoffe bei einer zweiten Fahrt nach den neu entdeckten Ländern hier eine Tonne Gold vorzufinden, welches die zurückbleibende Mannschaft durch Entdeckung von Minen und Tausch leicht werde zusammenbringen können. Ebensoviel Gewürz hoffe er dann vorzufinden, so daß der König und die Königin noch vor Ablauf von drei Jahren an die Eroberung der Santa Casa denken könnten. In diesem Sinne habe er sich gegen Ihre Hoheiten darüber ausgesprochen, was er als Lohn für sein Unternehmen wünsche, nämlich die Rückeroberung des heiligen Landes. Ihre Hoheiten hätten gelächelt und gesagt, das gefalle auch ihnen, doch hätten sie auch ohne das große Lust dazu.

Das katholische Königspaar hatte ja soeben die letzte Zwingburg des Mohammedanismus im eigenen Lande gebrochen; Columbus hatte, wie oben bemerkt, mit eigenen Augen den Fall Granada's gesehen; dies Waffenglück hatte den Eifer des glaubenswarmen Volkes noch mehr gesteigert. Der weitausschauende Plan eines Kreuzzuges gen Jerusalem war unter den damaligen Verhältnissen nicht so chimärisch, wie er unserer nüchternen Zeit vorkommen mag.

Doch greifen wir nicht vor. Wir verließen unsern Helden, wie er eben aus dem Hafen von Palos in das ungekannte Westmeer hinaussteuerte. Schon nach drei Tagen zerbrach das Steuerruder der einen Caravelle, der „Pinta". Columbus vermuthete verrätherische Fahrlässigkeit bei der Construction desselben. Doch beruhigte es ihn, daß der Schiffscapitän, Alonso Pinzon, ein unverzagter und erfinderischer Mann war. Allein der Unfall zwang sie zu einem unliebsamen Aufenthalt auf einer der canarischen Inseln. Erst am 14. September war der Schaden ausgebessert. Elf Tage später nach Sonnenuntergang signalisirte der ebengenannte Alonso Pinzon vom Mastkorbe seines Schiffes aus „Land".

Der Admiral, der auf der „Santa Maria" den Freudenruf hörte, dankte Gott auf den Knieen; die Mannschaften der beiden genannten Schiffe sangen das Gloria in excelsis Deo; die Leute der „Ninna" kletterten in den Mastkorb und das Takelwerk. Alle waren einig: ja, das war Land. Der Admiral schätzte dessen Abstand auf etwa 25 Meilen. Am andern Tage jedoch war das vermeintliche Land zerronnen. Es war nicht das einzige Mal, daß man sich enttäuscht sah.

Die Mannschaft wurde mehr und mehr unzufrieden, sie murrte, rottete sich zusammen, drohte, den Genuesen über Bord werfen zu wollen, der Fremde habe sie betrogen und ins Verderben gestürzt. So berichtet Peter Martyr [1]. Und Columbus selbst, der in seinem Tagebuch hier betreffs seiner eigenen Person sehr wortkarg ist, tröstet sich am 13. Februar 1493 auf der Heimreise in Todesgefahr mit dem Gedanken, Gott habe ihn auf der Hinreise Wege geführt, die viel schwieriger gewesen infolge der Leiden, ja Qualen, welche ihm die Schiffsmannschaft bereitet; diese habe sich damals verschworen, ihn zur Umkehr zu zwingen, und durch ihre Verschwörung sogar sein Leben bedroht [2].

Mittwoch den 10. October erklärten die Leute, sie würden ihm nicht weiter folgen. Columbus suchte sie zu beschwichtigen, indem er auf die erhofften Vortheile hinwies, fügte dann aber bei, ihr Widerstand nütze ihnen nichts, Indien sei sein Ziel, und er sei fest entschlossen, seine Reise bis an sein Ziel durchzuführen. Sie wurde fortgesetzt.

Am Donnerstag gewahrte man einen Stock, der mit Eisen beschlagen schien, Gras, wie es nur auf dem Lande wächst, ein kleines Brett, einen Zweig mit rothen Beeren und andere frohe Boten nahen Landes.

Um 10 Uhr Abends sah der Admiral von seinem erhöhten Standpunkte auf dem Hintercastell des Schiffes ein Licht, aber in einer so dunklen Masse, daß er nicht sicher war, ob er wirklich Land vor sich habe. Er rief gleichwohl Pedro Gutierrez, den Rechner des Königs, und sagte ihm, er glaube Licht zu sehen. Dieser schaute nun auch aus und sah ein Licht. Der Admiral wandte sich dann an Rodrigo Sanchez von Segovia, welchen der König und die Königin den Schiffen als eine Art Controleur mitgegeben hatten. Der letztere sah das Licht nicht, weil er es von seiner Stelle aus nicht sehen konnte. Nachdem Columbus einmal darauf aufmerksam gemacht hatte, wollte man das Licht noch ein- oder zweimal erblicken. Es war gleich einer Kerze, deren Licht bald zu- bald abnahm; für wenige

---

[1] Ruge S. 244. [2] Navarrete S. 79.

wäre diese Erscheinung ein Zeichen von Nähe des Landes gewesen, aber der Admiral betrachtete es als das allersicherste. Nach dem Salve theilte er seine Beobachtungen den Leuten mit, hieß den Matrosen im Mastkorb wohl Acht haben, ob er nicht Land erblicke; und hatte das Königspaar demjenigen, der zuerst Land sehen werde, eine Jahresrente von 10000 Maravedis (gegen 8000 Francs) ausgesetzt, so versprach der Admiral einen seidenen Ueberwurf.

In der Frühe des folgenden Morgens, Freitag den 12. October, 2 Uhr gewahrte der Matrose Rodrigo von Triana in einer Entfernung von nur zwei Seemeilen Land. Der Mond schien hell genug, allen Zweifel zu zerstreuen. Als es Tag geworden, gingen der Admiral und die beiden anderen Schiffscapitäne, die Gebrüder Pinzon, mit Gefolge ans Land; er selbst trug das Königsbanner mit dem Bilde des Gekreuzigten, die beiden Capitäne je eine Fahne, die ein grünes Kreuz zeigte zwischen den von einer Krone überragten Anfangsbuchstaben der königlichen Namen, F. und Y. Sie küßten den Boden; Columbus pflanzte das Königsbanner auf und nahm überdies alle Anwesenden förmlich und feierlich zu Zeugen, daß er in ihrer aller Gegenwart von diesen Inseln im Namen des Königs und der Königin, ihrer Herren, Besitz ergreife, und daß fortan kein anderer Entdecker an den hieraus erfließenden Rechten rütteln dürfe [1].

Alsbald sammelte sich eine Menge Eingeborne, alle in paradiesischer Kleidung, um die dem Meere entstiegenen Fremden. „Ich erkannte," schreibt Columbus, „daß es Leute seien, welche sich uns leichter hingeben und sich eher durch Sanftmuth und Ueberzeugung als durch Gewalt zu unserem heiligen Glauben bekehren lassen werden. Ich gab darum einigen farbige Kappen und Glasperlen und viele andere werthlose Dinge, welche uns ihre Freundschaft wunderbar schnell erwarben. Sie kamen darauf an unsere Schiffe geschwommen, brachten Papageien, Garnknäuel und andere Tauschgegenstände. Sie nahmen, was man ihnen gab, und gaben sehr gerne, was sie hatten. Aber es schien mir, daß es in jeder Beziehung arme Leute seien. Sie waren sehr hübsch gewachsen. Ihre Haare waren beinahe so dick wie Roßhaar, kurz, bis auf die Augenbrauen herabfallend; nach hinten lassen sie eine lange Flechte, die nie abgeschnitten wird. Sie kennen keine Waffen; denn ich zeigte ihnen Säbel, und sie griffen sie so ungeschickt an der Schneide an, daß sie sich aus Unwissenheit schnitten. Sie haben kein Eisen . . . Ich glaubte und glaube noch,

---

[1] Navarrete S. 23. 24.

daß man vom Festland hierherkommt und sie in die Sklaverei führt. Sie müssen gute Dienstboten sein, von sehr gutem Charakter. Ich bemerke, daß sie alles leicht auffassen und nachahmen, was man ihnen sagt, glaube auch, daß sie ohne Schwierigkeit Christen würden; denn es scheint mir, daß sie keiner Secte angehören. So Gott will, werde ich bei meiner Heimreise Euren Hoheiten sechs mitbringen, damit sie unsere Sprache lernen."

Wo war Columbus gelandet? Er selbst glaubte in Indien zu sein. Ein Bericht von ihm an den königlichen Schatzmeister vom 14. März 1493 wurde in lateinischer Uebersetzung in Rom gedruckt mit der Ueberschrift: Epistola Christofori Colom: cui aetas nostra multum debet: de Insulis Indiae supra Gangem nuper inventis[1]. Er selbst konnte bis zum Ende seines Lebens die feste Ueberzeugung nicht gewinnen, daß er einen Welttheil entdeckt hatte[2]. Der anfängliche Irrthum hat sich verewigt in dem Namen „Westindien".

Die erste Begegnung der alten und der neuen Welt ist ein so bedeutendes Ereigniß, wie wenige andere. Es wäre von höchstem Interesse, dessen Schauplatz genau zu kennen. Aber die unermüdlichsten Forschungen haben nichts Genaueres mit Sicherheit zu constatiren vermocht, als daß der Schauplatz auf einer der Bahama-Inseln zu suchen ist. Deren sind aber gegen 20 größere und gegen 630 kleinere. Sie wurden bald entvölkert und von den Spaniern als wenig lohnend aufgegeben. Darum hat sich keine Lokal-Tradition erhalten, und Columbus' Schilderung ist so wenig bestimmt, daß sie auf viele paßt. Bei den Eingebornen hieß die fragliche Insel Guanahani. Der fromme Entdecker nannte sie San Salvador. Primae (insulae), berichtet er selbst, divini Salvatoris

[1] Eine deutsche Uebersetzung dieses Berichtes, ein 1497 in Straßburg gedrucktes Flugblatt, auf welchem das deutsche Publikum zum ersten Male in der Muttersprache las von der Entdeckung des Jahres 1492, gibt diese Ueberschrift folgendermaßen wieder: „Der hauptman der schiffung des mörs Cristoferus Colon von hispania schribt dem künig von hispania von den inßlen des lands Indie vff dem fluß gangen genamt."

[2] Ruge findet S. 316 bei Columbus „eine so breite Phalanx von veralteten Theorien und unverzeihlichen Verirrungen, wie sie nur in einem aller objectiven Beurtheilung unfähigen Kopfe entstehen und von einem dem blinden Autoritätsglauben unterworfenen Geiste verkündigt werden konnten". Ein solches Uebermaß von Anschuldigungen widerlegt sich selbst. Columbus betrachtete sich allerdings als das, was er war, als ein auserwähltes Werkzeug in der Hand der Vorsehung. Er war Christ, Katholik, Ultramontaner, nach Las Casas „den Lehren des hl. Franziskus sehr ergeben". Wenn ein „moderner" Mensch sich da nicht hineindenken kann — habeat sibi! Aber liegt darin ein Recht zum Schmähen?!

nomen imposui; ejus fretus auxilio tam ad has quam ad ceteras alias pervenimus [1].

Schon am folgenden Tage, den 13. October, fuhr er weiter. Seine Aufgabe war, zu suchen — Länder und Schätze. Er steuerte nach Südwest. Die Zeichensprache der Eingebornen deutete er dahin, daß er in der Richtung ein Land finden werde, dessen König eine große Menge Gold besitze.

Am 28. October kam er nach Cuba. Die Einwohner waren sämmtlich geflohen. Die Häuser waren alle mit Palmblättern gedeckt, das Innere war sehr reinlich und zierlich. Man fand in den Häusern Hunde, die nicht bellten, und gezähmte Vögel, außerdem viele Statuen mit Frauengesichtern und sehr schön gearbeiteten Masken, von denen es ungewiß war, ob sie zum Schmuck oder zu gottesdienstlichen Zwecken dienten. Blumen und Bäume verbreiteten einen unbeschreiblich köstlichen Duft. Man hörte die ganze Nacht den Gesang der Vögel, das Zwitschern der Sperlinge und das Zirpen der Grillen. Die Luft war lau und balsamisch. Zwei Kundschafter, ein Spanier und ein Jude, der Hebräisch, Chaldäisch und etwas Arabisch verstand, meldeten bei ihrer Rückkunft aus dem Innern des Landes, sie hätten ein Dorf mit vielleicht 1000 Einwohnern gefunden; alles, Männer und Weiber, eilte herbei, sie zu sehen; die Indianer trugen sie auf ihren Armen in eines der besten Häuser, küßten ihnen Hände und Füße; alles schien auszudrücken, man glaube, die Weißen seien vom Himmel gekommen; was an Lebensmitteln vorhanden war, wurde ihnen aufgetragen, und dann setzte sich alles ringsum, wohl um zu sehen, ob man es mit Wesen aus Fleisch und Blut zu thun habe. Auch begegneten unsere beiden Kundschafter vielen Eingebornen beiderlei Geschlechtes, welche alle eine glühende Kohle in der Hand trugen, die von wohlriechenden Kräutern unterhalten wurde. Es waren das trockene Kräuter, in ein gleichfalls trockenes, breites Blatt eingewickelt; sie hatten Aehnlichkeit mit den kleinen Musketen, womit die Kinder in Spanien an Pfingsten spielen. An dem einen Ende waren sie angezündet, an dem andern sogen die Leute und tranken sozusagen den Rauch durch Einathmen. Das wirkt auf sie einschläfernd und berauschend. Sie nennen solche Musketchen tabacos.

[1] Das obengenannte Flugblatt übersetzt: „Die erst die ich gefunden hab, habe ich geheissen diui saluatoris. Das ist zu tüetsch des götlichen behalters und seligmachers zu einer gedechtnyß syner wunderlichez hohen maiestat die mir dazu geholffen hat." — Derselbe fromme Sinn leitete Columbus bei der Wahl der meisten anderen Namen, wie: Sa Maria de la Campeira, Sa Cruz, Sa Ursula, San Juan Bautista, Santiago, Sa Gloria (Name einer Bucht, die ihn an den Aufenthaltsort der Verklärten erinnerte), Trinidad, Insel mit drei hervortretenden Bergkuppen.

Columbus selbst oder vielleicht der Herausgeber seiner Aufzeichnungen macht hier die Bemerkung: „Ich kenne Spanier, welche es nachmachten, und wenn ich ihnen diese barbarische Sitte verwies, antworteten sie, es stehe nicht in ihrer Macht, auf diesen Genuß wieder zu verzichten. Was sie davon haben, weiß ich indessen nicht."

Bis zum 13. November fuhr Columbus an der Nordküste Cuba's hin gegen Westen. Dann kehrte er in einer Entfernung von etwa $77^1/_2{}^0$ von Greenwich um. Er fürchtete den Winter und hoffte auf einer östlich gelegenen Insel Babeque Gold in Menge zu finden. Die Indianer hatten ihm bedeutet, es sei da so viel Gold, daß man es oft unter leichter Erddecke erblicken könne. Wieder und wieder rühmt er Cuba, bedauert, daß er sich den Eingebornen noch zu wenig verständlich machen kann, will aber ihre Sprache mit Gottes Hilfe mehr und mehr zu erlernen suchen und seine Umgebung darin unterrichten lassen. „Dann erst wird man sehen, welche Vortheile man aus diesen Gegenden gewinnen kann; dann erst kann man auch daran arbeiten, die Leute zu Christen zu machen. Und das wird nicht schwer sein; denn sie sind keine Götzendiener und sind fest überzeugt, daß alle Gewalt und Macht und alles Gute im Himmel wohnt, und daß ich mit meinen Leuten und Schiffen von dort herniedergekommen sei; dieser Glaube machte, daß sie mich an ihren Herd aufnahmen und die Furcht vor uns fahren ließen. Hier besonders werden sich, ehe ich nach Castilien zurückkehre, viele Beziehungen für die Christenheit anknüpfen lassen, für Spanien, dem diese Länder unterworfen sind, noch viel mehr, als für die anderen Staaten. Ich füge hinzu, daß Ew. Hoheiten doch keinem Fremden, der nicht Christ und Katholik ist, erlauben mögen, den Fuß in dieses Land zu setzen und irgend Verbindungen mit den Eingebornen anzuknüpfen; denn die Entdeckungen, die ich auf Befehl Ew. Hoheiten machte, hatten den Zweck, die Verbreitung und Ehre der christlichen Religion zu fördern." [1]

Auf Haiti, das ihn lebhaft an Spanien erinnerte und deswegen von ihm Española genannt wurde, ließ er am Eingang des Hafens ein großes Kreuz aufrichten, das weithin gesehen werden konnte, „zum Zeichen," schreibt er, „daß diese Länder Euern Hoheiten gehören, zu allermeist aber unserem Herrn Jesus Christus und der Christenheit zu Ehren."

---

[1] Navarrete S. 47 f. 92 f.

(Schluß folgt.)

Aug. Perger S. J.

Der Zusammenbruch der heutigen Gesellschaft.

Herr von Vollmar hat auf dem Erfurter Parteitage das „Prophetenthum" als hervorstechenden Charakterzug des heutigen Socialismus bezeichnet. Bebel prophezeit den nahe bevorstehenden „Kladderadatsch". Friedrich Engels ist sogar in der Lage, genau das Jahr 1898 als den Wendepunkt zu bezeichnen, an welchem sich die Hoffnungen der socialdemokratischen Arbeiterpartei erfüllen würden. Allein nicht von heute sind die Propheten des Socialismus. Bereits Karl Marx hat sich in der Weissagung versucht [1]. Auf Grund der materialistischen Geschichtsauffassung untersuchte er die französische Geschichte vom Jahre 1848—1850. Er fand, daß Camille Desmoulins, Danton, Robespierre, Saint-Just lediglich die Aufgabe hatten, den feudalen Boden in Stücke zu schlagen und die feudalen Köpfe abzumähen. Napoleon I. stand ebenfalls im Dienste des Bürgerthums. Er mußte innerhalb Frankreichs der kapitalistischen Ausbeutung die Wege ebnen und zugleich über die Grenzen Frankreichs hinaus die feudalen Gestaltungen beseitigen. Die Bourbonen förderten in der Restaurationszeit die Interessen des verbürgerlichten Großgrundbesitzes, welcher hinwiederum infolge der Julirevolution durch die Finanzaristokratie aus der herrschenden Stellung verdrängt wurde. Aber auch die Finanzaristokraten konnten sich auf die Dauer nicht behaupten. Die gesammte übrige Bourgeoisie führte in Verbindung mit dem Proletariate durch die Februarrevolution des Jahres 1848 ihren Sturz herbei. Das Proletariat, welches neben der Bourgeoisie für die Freiheit gekämpft, erkannte bald, daß es vom Bürgerthum nichts zu erwarten hatte. Darum wählte es von nun an die revolutionäre Kampfparole: Sturz der Bourgeoisie, Dictatur der Arbeiterklasse! Immer günstiger gestalteten sich nach und nach die Verhältnisse für das französische Proletariat. Im Jahre 1849 und 1850 prophezeite darum Marx auf Grund seiner materialistischen Geschichtstheorie, daß nunmehr alle Bedingungen geschaffen seien, innerhalb deren Frankreich die *Initiative der europäischen Revolution* ergreifen könne und müsse. Allein die Geschichte nahm trotz Marx

[1] Vgl. „Neue Rhein. Zeitung. Politisch-ökonomische Revue". London 1850. „Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte", 1852 in der Bostoner Zeitschrift: „Die Revolution". Zweite Ausgabe 1869. — Bei Dr. G. Adler, „Grundlagen der Karl Marx'schen Kritik". 1887. S. 10 ff.

und seiner Prophezeiung einen ganz andern Verlauf, indem Louis Bonaparte es vorzog, durch den Staatsstreich „dem geschichtlichen Muß, das in der Entwicklung liegt", die Wege zu versperren. Murrend [1] ergab sich Herr Marx in sein Schicksal, um später, im Vorworte zur zweiten Ausgabe des „Achtzehnten Brumaire" (1869), merkwürdigerweise wiederum auf Grund seiner materialistischen Geschichtstheorie, die Herrschaft Napoleons aus der Theorie vom Klassenkampf zu erklären: „Ich weise nach, wie der Klassenkampf in Frankreich Umstände und Verhältnisse schuf, welche einer mittelmäßigen und grotesken Personage das Spiel der Heldenrolle ermöglichten." — Einem Propheten gegenüber, der mit so wenig Glück und Geschick debütirte, ist blindes Vertrauen nicht am Platze. Wir werden darum auch der von Marx, Engels und ihren Anhängern bis zum Ueberdruß wiederholten Prophezeiung eines nahe bevorstehenden „naturnothwendigen" Zusammenbruches der Gesellschaft nicht ohne genaue Prüfung der Gründe Glauben schenken können.

Seitdem Engels über „die Lage der arbeitenden Klassen in England" [2] geschrieben, ist Einseitigkeit und Uebertreibung das hervorstechende Merkmal aller socialistischen Schilderungen der gegenwärtigen Nothlage geblieben. Auf Grund einzelner, gewiß bedauernswerther Erscheinungen werden sofort die weitgehendsten und allgemeinsten Behauptungen aufgestellt.

So kann es zwar durchaus nicht bestritten werden, daß manche reiche Kapitalisten weder physisch noch geistig bei ihren Unternehmungen beschäftigt sind. Sie begnügen sich zuweilen nur damit, die Vorträge ihres Centraldirectors und ihrer Betriebsdirectoren anzuhören, ungelesene Actenstücke zu unterzeichnen. Die übrige Zeit wird der Jagd und sonstigen Vergnügungen gewidmet. Wir läugnen auch nicht, daß heutzutage gerade die größten Gewinne, z. B. an der Börse, ohne verhältnißmäßige Anstrengung erzielt werden. Allein es bleibt immerhin eine sehr starke Uebertreibung, wenn socialistische Schriftsteller die Sache so darstellen, als ob schlechterdings alles heutige Kapital wie „eine Schöpfung aus Nichts" seinen Besitzer „anlache", durch „Aneignung unbezahlter Arbeit" mühelos entstanden sei. Die meisten Vermögen, namentlich des mittlern Besitzes, auch mancher Großunternehmer, sind die Frucht saurer Arbeit und opferfreudigen Wirkens.

Wir beklagen mit den Socialisten das wenig menschenwürdige Dasein, welches bisher vielfach das Loos der industriellen Arbeiterklasse war; wir bedauern das freiwillige oder durch die Concurrenz veranlaßte Be-

[1] „Achtzehnter Brumaire". S. 23. [2] Leipzig 1845.

streben vieler Arbeitgeber, den Lohn auf das Existenzminimum herabzudrücken, die übermäßig ausgedehnte Arbeitszeit, die rücksichtslose Verwendung der Frauen und Kinder in der Industrie auf Kosten des Familienlebens, sowie zum Schaden der körperlichen und geistigen Entwicklung unserer Jugend, endlich die Unsicherheit der materiellen Existenzbedingungen, die häufige Arbeitslosigkeit. Gleichwohl sind die Schilderungen der Nothlage unter dem Arbeiterstande, wie sie von den Vertretern des „wissenschaftlichen" Socialismus gegeben werden, nicht frei von starken Uebertreibungen. Ein geradezu allgemeiner Nothstand im Sinne des Socialismus besteht keineswegs. Es gibt noch recht viele industrielle Arbeiter, die gute Löhnung erhalten und menschenwürdig behandelt werden. Ist es überdies nicht oft auch der Mangel an Ordnung, an Sparsamkeit, das lasterhafte Leben, namentlich die Trunksucht, welche trotz eines guten, ausreichenden Lohnes Elend und Noth in die Arbeiterfamilie einführt? Herr Engels ist in Manchester wohl bekannt. Es wird ihm darum auch nicht entgangen sein, wie dort in den ärmeren und volksreicheren Theilen der Stadt die Wirthshäuser oft ganze Seiten der Straßen einzunehmen scheinen. Mr. A. McDougall veranstaltete im Jahre 1883 sorgfältige Untersuchungen über die Ursachen des Pauperismus innerhalb der Township of Manchester, und er hat schließlich seine Ueberzeugung dahin ausgesprochen, daß 51,24 % des Pauperismus direct durch die Gewohnheit des Trinkens verursacht sei, und daß überdies noch ein großer Theil indirect auf Trunksucht sich zurückführe[1]. Wir brauchen übrigens nicht so weit zu gehen. In jeder deutschen Fabrikstadt findet man Arbeiterfamilien, die bei ganz gleichen Lohnverhältnissen dennoch in Bezug auf Wohnung, Kleidung, Nahrung u. s. w. einen wesentlich verschiedenen Anblick gewähren. In der einen Familie herrscht Elend, in der andern ein verhältnißmäßiger Wohlstand. Soll dieser Unterschied sich etwa auch aus den „Naturgesetzen der kapitalistischen Production" erklären lassen? — Wenn Marx und Engels wirklich mit aller Ehrlichkeit die Ursachen der socialen Nothlage hätten untersuchen wollen, dann würden sie ganz gewiß sich nicht begnügt haben, „das ökonomische Bewegungsgesetz der modernen Gesellschaft zu enthüllen"[2], sondern noch mehr den sittlichen und geistigen Zerfall, nicht bloß als Symptom, sondern gerade als eine Hauptursache des Zusammenbruchs der kapitalistischen Epoche erkannt haben.

---

[1] „Manchester Guardian." 5. Jan. 1889.

[2] „Kapital." I. Vorwort. S. 6.

Eine weitere socialistische Uebertreibung betrifft die „Freisetzung“ der Arbeiter durch Einführung neuer Maschinen. Zugegeben, daß durch Einführung der Maschinen zahlreiche Arbeiter für den Augenblick oder auch dauernd ihren Erwerb verloren und in äußerste Noth versetzt worden sind, zugegeben, daß die fortschreitende technische Entwicklung eine beständige Gefahr für zahlreiche andere Arbeiter in sich birgt, — hat andererseits nicht eben derselbe Fortschritt der Technik ganz neue Arbeitsgebiete eröffnet, neue Industrien geschaffen?[1] Es liegt uns fern, zu behaupten, daß die Zahl der durch Maschinen verdrängten Arbeiter mit der Zahl der speciell in den neuen mechanischen Werkstätten beschäftigten vollständig ausgeglichen sei. Gleichwohl kann es nicht bestritten werden, daß wenigstens ein bedeutender Theil jener verdrängten „Freigesetzten“ infolge des intensivern Betriebs des Bergbaues, sowie in der Maschinenindustrie und den dazu gehörigen mechanischen Werkstätten lohnende Beschäftigung finden konnte und gefunden hat. Ebenso ist es unläugbar, daß gerade die Entwicklung der Technik zur größern Ausdehnung, oder auch zur Spaltung und Specialisirung früherer Productionszweige, sogar zur Ausbildung ganz neuer industrieller Unternehmungen und damit wiederum zur Verwendung zahlreicher Arbeitskräfte geführt hat. Woher kommt es denn, daß heute sogar die ländlichen Arbeiter den Pflug verlassen, um in den städtischen Fabriken lohnende Beschäftigung zu finden, wenn die „Freisetzung“ der Arbeiter so häufig ist und so viele Arbeiter ihrer Beschäftigung beraubt, wie der Socialismus uns glauben machen will?

Wir beklagen die fortschreitende Kapitalconcentration, das Spiel mit dem materiellen Wohlstande, ja mit der wirthschaftlichen Existenz zahlloser Unternehmer, wie der Socialist Stern dasselbe eingehend geschildert hat. „Der eine wird hoch hinaufgeschnellt in diesem Spiele, das unbekannte (?) und unbeherrschte (sic!) Mächte mit ihm treiben, hoch hinauf in den Schoß des Reichthums; hundert andere werden tief hinabgestürzt in den Abgrund der Armuth, und das Rad der gesellschaftlichen Zusammenhänge (?) geht umgreifend und zerquetschend über sie und ihre Handlungen, über ihren Fleiß und ihre Arbeit hinweg. Der Zufall spielt Ball, und die Menschen sind es, die in diesem Spiele als Bälle dienen.“[2] Zweifelsohne sind solche Zustände auf die Dauer unhaltbar. Die gegenwärtige wirthschaftliche Lage, die heutige Form der Eigenthumsordnung

[1] Vgl. Schmoller, „Zur Geschichte der deutschen Kleingewerbe im 19. Jahrhundert“. Halle 1870.

[2] J. Stern, „Die sociale Krankheit“. Stuttgart. 2. Aufl. S. 8 f.

ist historisch geworden. Sie wird im Laufe der Geschichte ganz gewiß wiederum einer andern Form der Eigenthums- und Productionsordnung weichen müssen. Niemand aber ist, wie Schäffle treffend hervorhebt, zugleich mit der industriellen Arbeiterklasse mehr an der tiefgreifenden Umgestaltung der augenblicklichen Verhältnisse interessirt, als gerade die besitzenden Klassen selbst. „Bei der steigenden, in der Wahl der Mittel immer mehr rücksichtslosen Leidenschaftlichkeit der jetzigen gesellschaftlichen Erwerbskämpfe und bei der Unberechenbarkeit der Conjuncturen, der Krisen, der Speculationsabenteuer, die ganze Klassen erfassen, der öffentlichen und privaten Schuldner, der Umwälzung in Technik und Verkehr — sind die besitzenden Klassen nicht sicher, ob sie nicht in der nächsten oder übernächsten Generation selbst in das Proletariat hinabsinken werden." [1]

Allein es darf nicht übersehen werden, daß die Aufsaugung des Kleinbesitzes durch das Großkapital, der „plutokratische Proceß der Scheidung des Volkes in ein massenhaftes Proletariat und in wenige Ueberreiche", keineswegs so weit fortgeschritten ist, wie der „wissenschaftliche" Socialismus uns glauben machen möchte [2]. Es existirt noch ein selbständiger Mittelstand, bei welchem Kapital und Arbeit miteinander verbunden ist. Ja, dieser Mittelstand bildet sogar einstweilen einen weit größern Bruchtheil der Bevölkerung, als die Großkapitalisten und industriellen Lohnarbeiter zusammen. Die Lage der Landwirthe ist vielfach eine gedrückte, — gewiß; aber dennoch braucht man nur die Augen zu öffnen, um die Fortdauer eines tüchtigen, selbständigen Bauernstandes zu erkennen. Desgleichen ist das Handwerk noch da. Wenn es auch in seiner alten Form, in seiner alten Ausdehnung und Abgrenzung der einzelnen Handwerke gegeneinander nicht mehr überall fortbesteht, so findet es sich doch zunächst in ländlichen Bezirken sogar noch vielfach in der alten Form. Ferner hat sich durch Specialisirung, Theilung des alten Handwerksbetriebs in einzelne Zweige, z. B. bei der Tischlerei, Gerberei, im Klempnergeschäft u. s. w., nicht selten unter Anwendung kleinerer oder Mitbenutzung größerer Maschinen eine neue, der Entwicklung fähige Form des Handwerks gebildet. Schließlich behauptet sich auch noch eine selbständige Hausindustrie, — die im Unterschied vom Handwerk ihren Absatz außerhalb des Productionsortes sucht, für den Export arbeitet, — in nicht unbedeutendem Umfange. Kurz, wenn man das „Größengesetz des Kapitals" nicht ungehindert

---

[1] „Quintessenz." Gotha 1879. 7. Aufl. Vorwort. S. IV.
[2] Vgl. Fr. Hitze, „Kapital und Arbeit". Paderborn 1880. S. 312 ff.

wirken lassen wollte, wenn man ferner durch geeignete Organisation der Production und des Credits die gemeinschaftliche Anschaffung von Rohstoffen, den Absatz der Waaren, die gemeinsame Herstellung oder Benützung größerer technischen Einrichtungen ermöglichen und durch Gründung geeigneter technischen Schulen die Gewerbetreibenden zur praktischen Ausnützung der modernen Technik für den Kleinbetrieb anleiten wollte, so würde jedenfalls das Kleingewerbe nicht nur gegen die Uebermacht des Großkapitals in größerem Umfange wirksam geschützt, sondern auch eine allmähliche Ergänzung des mittlern Besitzes aus den Kreisen der industriellen Arbeiter angebahnt werden können.

Allein von einer allmählichen Ueberführung der Gesellschaft in gesunde und geordnete Wirthschaftsverhältnisse auf Grundlage einer durch Rücksichten des Gemeinwohls gemäßigten und beschränkten wirthschaftlichen Selbständigkeit der einzelnen Producenten will nun einmal die materialistische Geschichtsauffassung der Socialdemokratie durchaus nichts wissen. Die unbestreitbaren Uebelstände, die wir in den augenblicklichen Verhältnissen beklagen und deren Beseitigung auf dem Wege einer tief einschneidenden Reform wir dringend verlangen, werden tendenziös übertrieben, um die Lage als eine absolut hoffnungslose, nur noch durch die Annahme communistischer Formen heilbare, darzustellen. Marx belehrt uns, daß es sich hier um einen „naturgeschichtlichen Proceß", um „naturgemäße Entwicklungsphasen" handle, um gesellschaftliche Antagonismen, welche aus den „Naturgesetzen der kapitalistischen Production" entspringen, aus Gesetzen, die „mit eherner Nothwendigkeit" wirken [1].

In gleichem Sinne behauptete neuerdings auch das Erfurter Programm: „Die ökonomische Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft führt mit Naturnothwendigkeit zum Untergang des Kleinbetriebs, dessen Grundlage das Privateigenthum des Arbeiters an seinen Productionsmitteln bildet." — Es stimmt freilich wenig zu dieser Anschauung von einer „naturgesetzlichen", „naturgeschichtlichen" Entwicklung, sowie von Tendenzen, welche sich mit „eherner Nothwendigkeit" und „elementarer Gewalt" durchsetzen und einzig und allein, in letzter Instanz, die gesammte geschichtliche Entwicklung beherrschen, wenn die Theoretiker des wissenschaftlichen Socialismus gleichzeitig die Klassenkämpfe entweder „mit einer revolutionären Umgestaltung der ganzen Gesellschaft oder mit dem gemeinsamen

[1] „Kapital." Vorwort. S. 5 ff.

Untergang der kämpfenden Klassen"[1] enden lassen. Ebenso wenig paßt es zu der Versicherung des Communistischen Manifestes: der Sieg des Proletariats sei „unvermeidlich"[2], wenn Marx der socialen Philosophie als letztes Wort am Vorabend jeder Neugestaltung der Gesellschaft den Ausspruch George Sands in den Mund legt: „Kampf oder Tod; blutiger Krieg oder das Nichts."

Der beste Beweis dafür, daß die Vertreter des wissenschaftlichen Socialismus selbst nicht an eine „naturnothwendig" sich vollziehende Ueberführung der gegenwärtigen Productionsverhältnisse in communistische Formen geglaubt, bietet die von ihnen mit allem Eifer betriebene Agitation. Hier hilft es nicht, zu sagen, allein die Richtung der Entwicklung sei durch die Verhältnisse gegeben, es bedürfe aber noch einer „befreienden That", der „umwälzenden Praxis", der Revolution als „Geburtshelferin" einer neuen Zeit. Das ist offenbar nur Trug und Heuchelei. Zwischen die ökonomischen Verhältnisse und die Revolution schiebt sich als neues, eigentlich treibendes Element die socialistische Agitation. Man versucht dem Arbeiterstande Ideen beizubringen, zu welchen er aus sich selbst und auf Grund der in der Volkswirthschaft vorhandenen Mißstände niemals gekommen wäre, — wahnwitzige und gottlose Ideen, die auch heute noch der bessere Theil unserer industriellen Arbeiter mit Entrüstung zurückweist. „Wie die Philosophie im Proletariat ihre materiellen, so findet das Proletariat in der Philosophie seine geistigen Waffen, und sobald der Blitz des Gedankens gründlich in diesen naiven Volksboden eingeschlagen hat, wird sich die Emancipation der Deutschen zu Menschen vollziehen."[3] Hier hat Marx wirklich einmal offen gesprochen. Was die „ziel- und klassenbewußten Proletarier" zur Revolution treibt und treiben soll, ist vor allem die gottlose Wissenschaft unserer Zeit. Marx weiß recht wohl, daß die communistische Ordnung der Dinge keineswegs auf dem Wege einer spontanen Fortbildung der Gesellschaft, sondern allein „vermittelst despotischer Eingriffe in das Eigenthumsrecht und in die bürgerlichen Verhältnisse"[4] eingeführt werden kann. Dazu bedarf es der Gewalt, des blutigen Terrorismus, zu dem nur eine atheistische Volksmasse sich gebrauchen läßt. Die Theorie des „wissenschaftlichen" Socialismus hat darum keinen andern Zweck, als die Massen vorzubereiten, die Wege zu ebnen für die Revolution. „Die Waffe der Kritik kann die

---

[1] Manifest der Communistischen Partei. S. 5. [2] Manifest. S. 12.
[3] „Deutsch-Französische Jahrbücher", von Marx und Ruge. 1844. S. 84 f.
[4] „Communistisches Manifest." S. 17.

Kritik der Waffen nicht ersetzen, die materielle Gewalt muß gestürzt werden durch materielle Gewalt; allein auch die Theorie wird zur materiellen Gewalt, sobald sie die Massen ergreift."[1]

Es hat nicht an Personen gefehlt, welche in der Theorie des „wissenschaftlichen" Socialismus überhaupt nur eine heuchlerische Maske für die ehrgeizigen Pläne der Begründer jener Theorie erblickt haben. In einem Briefe, welchen der Demokrat Techow von London aus über seinen Verkehr mit Marx an Freunde in der Schweiz schrieb[2], und für welchen er natürlich auch die ganze Verantwortung zu tragen hat, heißt es unter anderem: „Ich habe die Ueberzeugung, daß der gefährlichste persönliche Ehrgeiz in Marx alles Gute zerfressen hat. Er lacht über die Narren, welche ihm seinen Proletarierkatechismus nachbeten, so gut wie über die Communisten à la Willich, so gut wie über die Bourgeois. Die einzigen, die er achtet, sind ihm die Aristokraten, die reinen, und die es mit Bewußtsein sind. Um sie von der Herrschaft zu verdrängen, braucht er eine Kraft, die er allein in den Proletariern findet; deshalb hat er sein System auf sie zugeschnitten. Trotz all seinen Versicherungen vom Gegentheil, vielleicht gerade durch sie, habe ich den Eindruck mitgenommen, daß seine persönliche Herrschaft der Zweck all seines Treibens ist."

Man darf übrigens nicht glauben, daß angesichts der heutigen Nothlage lediglich die Socialdemokraten „zielbewußt" seien. Die Ziele des communistischen Socialismus sind unerreichbar, utopistisch. Nicht das Privateigenthum, sondern der Mißbrauch muß beseitigt werden, den menschliche Verirrung und Bosheit mit dem Privateigenthum getrieben hat.

Am 17. Juni des vorigen Jahres hat im Abgeordnetenhause des österreichischen Reichsraths bei Gelegenheit der Budget-Debatte ein hervorragendes Mitglied in meisterhafter Weise vom christlich-socialen Standpunkt aus die gegenwärtige Lage und die Aufgabe der Gesetzgebung gezeichnet, um wirksam dem Zusammenbruch der Gesellschaft vorzubeugen.

Das Geheimniß der Haltbarkeit und Widerstandskraft einer Weltordnung liegt in der organischen persönlichen Verbindung von Eigenthum und Arbeit in den breitesten Schichten der Bevölkerung. Darum ist es die erste Aufgabe der Socialreform, die Verbindung von Arbeit und

[1] „Deutsch-Französische Jahrbücher." S. 70.

[2] Veröffentlicht in Karl Vogts Schrift: „Mein Proceß gegen die Allgemeine Zeitung." 1860. S. 151 ff. Zum Theil abgedruckt bei Dr. Georg Adler, „Grundlagen". S. 282 Anm.

Eigenthum zu befestigen, wo sie gelockert erscheint, in der Bauerschaft und im Handwerke. Wenn das „Communistische Manifest“ und das aus demselben excerpirte neue Erfurter Programm behauptet, daß „die ökonomische Entwicklung“ die landwirthschaftlichen und kleingewerblichen Existenzen des Mittelstandes ins Proletariat hinabstoße, die Productionsmittel immer mehr zum Monopol einer verhältnißmäßig kleinen Zahl von Kapitalisten und Großgrundbesitzern mache, die zersplitterten Kleinbetriebe durch colossale Großbetriebe verdränge, — so ist dies alles nur richtig in der Voraussetzung der Freiwirthschaft, der Fortdauer fehlerhafter wirthschaftlichen Gesetze, oder vielmehr der Fortdauer der Gesetzlosigkeit auf ökonomischem Gebiete. Der Bauer, welcher noch auf eigenem Grund und Boden sitzt, bedarf nur wirksamer Schutzmaßregeln gegen Wucher, gegen Verschuldung, gegen Freitheilbarkeit und zu hohes Einschätzen bei Erbfällen, gegen Ueberbürdung mit Staats- und Gemeindelasten. Der Aufsaugung durch den Großgrundbesitz können gesetzliche Schranken gezogen werden, und die große landwirthschaftliche Maschinerie eignet sich ganz wohl zur genossenschaftlichen und leihweisen Benützung. — Auch der kleingewerbliche Mittelstand kann noch gerettet werden. Im Interesse des Kleingewerbes muß der Hausierhandel abgeschafft, das Wanderlager verboten, die Strafhausarbeit eingeschränkt, der Concursverkauf strengster behördlicher Controle unterstellt, die Gewerbesteuer für die unteren Klassen ermäßigt oder aufgehoben werden. Vor allem aber muß der Monopolisirung der Production durch die Großbetriebe im Handwerk Einhalt geboten werden. Die vorhandenen Großbetriebe, insofern ihre Inhaber den Befähigungsnachweis geliefert, mögen fortbestehen. Dagegen wird die Gesetzgebung sich bestreben müssen, die Neugründung, Vererbung und Uebertragung solcher Geschäfte zu erschweren. Nur von der Genossenschaft sollten derartige Großbetriebe übernommen werden dürfen. Das aber setzt den weitern Ausbau und die Entwicklung der Genossenschaft voraus. „Sie muß gesetzlich gegenüber den vorgesetzten Behörden und gegenüber den eigenen Mitgliedern mit solchen Befugnissen ausgerüstet sein, daß sie eine obligatorische mit laufendem Bankcredite versehene Erwerbsgesellschaft wird . . . Es ist ja nicht die Qualität des Privateigenthums, es ist ja nicht die Führung durch einen meist tief unwissenden und unsoliden Confectionär, die seinem Betriebe den siegreichen Vortheil über die Betriebe der kleinen Handwerker sichert; sondern das Geheimniß seiner Ueberlegenheit liegt in dem reichlichen ihm gewährten Bankcredite, in der nur im Großen möglichen

Arbeitstheilung, der nur im Großen sich rentirenden, übrigens wenig bedeutenden, gar nicht kostspieligen Maschinerie, dem im Großen billigeren Ankauf der Rohstoffe und endlich in der Ausführbarkeit der Massenbestellung, in der Ergänzung der Massenartikel."

Eine solche Neuordnung des gewerblichen Lebens setzt allerdings den vollkommenen Bruch mit den manchesterlichen Principien voraus. Niemand aber wird läugnen können, daß auf diese Weise, namentlich wenn überdies durch besondere Gewerbekammern für die wirksame Vertretung der gewerblichen Interessen Sorge getragen und die Liste der handwerksmäßigen Gewerbe erweitert würde, dem Versinken der Mittelschichten ins Proletariat Einhalt geboten werden könnte. — Rücksichtlich des industriellen Arbeiterstandes genügen sanitäre Maßregeln oder Anordnungen von armenpfleglicher Natur keineswegs. Den durchaus berechtigten Bestrebungen des Arbeiterstandes auf Hebung seiner Lebenshaltung, auf dauernde Besserung seines Lohnes, auf Sicherung eines menschenwürdigen Daseins muß Erfüllung gewährt werden. Die Unsicherheit der Existenz der Arbeiterklasse ist bedingt durch die Unsicherheit der industriellen Unternehmungen. Vor allem muß also die Rentabilität der Industrie gesichert werden. Dazu aber ist ein Dreifaches nothwendig. Die einheimische Industrie muß zunächst durch ein geeignetes Schutzzollsystem gegen fremde Invasion geschützt werden. Sodann muß „für jeden Industriezweig die obligatorische Genossenschaft errichtet werden, deren Vorstände den inländischen Bedarf, und soweit er vorhanden ist, den Export ins Ausland bemessend, die jährliche Gesammtproduction festsetzen und, ganz wie jetzt die Cartelle, aber mit voller gesetzlicher Auctorität, nach einem bestimmten Schlüssel unter die einzelnen Fabriketablissements vertheilen werden". Ist so die Rentabilität der einzelnen Industriezweige gesichert und eine annähernd bekannte Größe geworden, dann kann endlich der Staat als Vermittler und Schiedsrichter, im friedlichen Einverständniß mit Unternehmern und Arbeitern, zur Bestimmung, eventuell zur Aufbesserung der Löhne schreiten. Auch für die Arbeiterklassen wurde eine parlamentarische Interessenvertretung, Arbeiterkammern mit Sitz und Stimme in der Landesvertretung, gefordert,

Die Anschauungen und Forderungen, denen auf diese Weise Ausdruck verliehen wurde, sind nicht neu. Sie enthalten nur das bis ins Einzelne vordringende „Ceterum censeo" aller christlichen Socialpolitik: die Freiwirthschaft muß beseitigt werden. Das mobile Kapital, heute noch „der absolute Lenker des materiellen Völkerschicksals", bedarf

der Zügel. Die umfangreichen und verheerenden Krisen, welche die allgemeine Unsicherheit zum Normalzustand der Gesellschaft erheben, sind keineswegs mit dem Wesen der kapitalistischen Productionsweise verbunden, wie das Erfurter socialdemokratische Parteiprogramm behauptet. Sie beweisen noch weniger, „daß das Privateigenthum an Productionsmitteln unvereinbar geworden ist mit deren zweckentsprechender Anwendung und voller Entwicklung". Sie beweisen nur, daß die Anarchie in der Production gehoben werden muß, wenn es nicht zu einer Katastrophe kommen soll. Die ganze Lehre von der ökonomischen Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft, von ihrem „naturnothwendigen" Zusammenbruch, wie sie im „Communistischen Manifest" und neuerdings im Erfurter Programm vorgetragen wird, krankt darum an einer offenbaren petitio principii, indem fälschlich vorausgesetzt wird, daß die gegenwärtigen freiwirthschaftlichen Verhältnisse naturnothwendige seien und sich ungehindert bis zu ihren letzten Consequenzen fortentwickeln müßten.

Die Reform auf agrarischem, gewerblichem, industriellem Gebiete, die Beschränkung der freien Action des mobilen Kapitals in und außerhalb der Börse, Decentralisation des Credits zu Gunsten der Mittelstände, Zurückführung des Steuerwesens auf gerechte und natürliche Formen, — das sind, nächst der Bekämpfung atheistischer und überhaupt unchristlicher Lehren, die wichtigsten Mittel, um die von seiten der Socialdemokratie drohenden Gefahren wirksam abzuwenden.

Wir sind nunmehr am Schlusse unserer Aufsätze über die ökonomischen und philosophischen Lehren des „wissenschaftlichen" Socialismus angelangt. — Als ein erfreuliches Zeichen muß es betrachtet werden, wenn einzelne Socialisten heute bereits die Frage aufzuwerfen wagen: „Welches wird die ‚Negation' der materialistischen Geschichtsauffassung von Marx sein?" — Noch mehr als die Frage freut uns die Antwort, die in einer der letzten Nummern der socialistischen Zeitschrift „Die Neue Zeit" auf jene Frage ertheilt wurde, daß nämlich der Mensch wiederum zum „Schöpfer und Regierer des ökonomischen Mechanismus werde, der ihn gegenwärtig erdrückt und der ihm das Bewußtsein seiner Persönlichkeit . . . geraubt hat."[1] In der That, das ist die Lösung der socialen Frage. Auch wir glauben an den schönen prophetischen Ausspruch Saint-Simons: „Der Mensch wird die Herrschaft der Menschen auf die Herrschaft der

---

[1] „Neue Zeit." IX. Jahrgang. Nr. 47. Aufsatz über „Hegel und Marx" von Bonnier. S. 660 f.

Sachen folgen lassen.“ Nicht die collectivistische Gesellschaft im Sinne des „wissenschaftlichen“ Socialismus, sondern die durch den Geist des Christenthums neu belebte Gesellschaft wird in Gerechtigkeit und Liebe, aber mit fester Hand, die Productionsverhältnisse regeln. Uebervölkerung, Militarismus, Judenthum u. s. w. sind nicht die eigentliche Quelle des Elends. In den socialen Verhältnissen selbst muß zunächst die Ursache der Nothlage gesucht werden. Gewaltig wirkte die Einführung des Maschinenbetriebs auf die sociale Lage der Arbeiter, des Handwerks und der Ackerwirthschaft. Aber zum Verhängniß wurde die Dampfmaschine nur dadurch, daß die Gesellschaft sich willenlos dem „Strom der Entwicklung“ hingab, daß man vermeinte, Harmonie und Ordnung entstehe von selbst aus dem Spiel wirthschaftlicher Kräfte und natürlicher Triebe, durch die Circulation der Producte, durch Kauf und Verkauf, durch die natürlichen Absatzverhältnisse, durch den jedesmaligen Stand des Marktes, durch die absolute Herrschaft des mobilen Kapitals. Das war ein verderblicher Irrthum, eine verantwortungsschwere Versündigung an dem Wohle der Gesammtheit, aber nimmer eine nothwendige Entwicklungsphase in der Geschichte der Menschheit. Wäre der Einfluß der christlichen Kirche nicht gehemmt gewesen durch Gallicanismus und Protestantismus, — der größte Theil des modernen Elendes würde uns erspart geblieben sein.

Wir müssen daher zurückkehren zu den Anschauungen, welche die christliche Wirthschaftspolitik des Mittelalters beherrschten. Wir müssen uns frei machen von jenen Verirrungen des Geistes und Herzens, welche zwar nicht die einzige, aber doch die letzte und tiefste Ursache der socialen Nothlage sind. Gerade der Socialismus weist hin auf die Möglichkeit einer Reform. Indem er in der Unterwerfung der gesammten Production unter die Leitung der Gesellschaft das Heilmittel für die Zukunft erblickt, bekennt er zugleich, daß die in der gesellschaftlichen Organisation ruhende Macht stark genug ist, die wirthschaftlichen Verhältnisse in ihrer ganzen Ausdehnung zu beherrschen. Hier in der That ruht das Heil. Die Gesellschaft kann gerettet werden, wenn sie ernstlich und ohne Verzug sich selbst mit ihrer „ökonomischen Unterlage“ wiederum unter die Herrschaft des Geistes, unter das Gesetz Gottes, unter das Christenthum zu beugen versteht.

Heinrich Pesch S. J.

Blasius Pascal.

Ein Charakterbild.

Man braucht nicht mit Lenain de Tillemont zu glauben, um einen würdigen Zwillingsbruder Pascals zu finden, müsse man bis auf den hl. Augustinus zurückgehen; aber daß der Verfasser der Provinzialbriefe ein außerordentlicher Geist, ein seltenes Genie und ein in jeder Beziehung bemerkenswerther Mensch gewesen ist, wird jeder Gebildete gern zugestehen.

„Es gab einen Menschen," sagt Chateaubriand, „der als Zwölfjähriger mit Hilfe von geraden und krummen Linien die Mathematik erfand; als Sechzehnjähriger die gelehrteste Abhandlung über die Kegel schrieb, die man seit dem Alterthum gelesen; der mit 19 Jahren eine Wissenschaft, die einzig im Verstande besteht, zu einer Maschine umschuf; der mit 26 Jahren die Erscheinungen des Luftdruckes nachwies und einen der großen Irrthümer der alten Physik beseitigte; der in jenem Alter, in dem andere Menschen kaum zum Bewußtsein kommen, bereits den Kreis menschlicher Wissenschaften durchlaufen hatte und, von ihrer Eitelkeit überzeugt, sich mit seinen Gedanken der Religion zuwendete; der, seit jenem Augenblick bis zu seinem Tode, welcher ihn im 39. Jahre ereilte, immer krank und leidend, der Sprache Bossuets und Racine's ihr endgiltiges Gepräge gab und das Muster vollendetster Scherzrede wie gedrängtester Beweisführung und geschlossenster Entwicklung aufstellte; der endlich zur Erholung in den Zwischenpausen seiner Krankheiten eines der schwierigsten Probleme der Geometrie löste und Gedanken aufs Papier warf, welche ebensoviel vom Gott (!) als vom Menschen haben. Und dieses erschreckende Genie nannte sich Blasius Pascal." Bis auf die Uebertreibung am Schluß ist Pascal kaum je richtiger, kürzer und großartiger geschildert worden; die nachfolgenden Blätter können nur die Erklärung und Ausführung dieser Meisterskizze sein. Und doch! Wäre Pascal nur das Genie gewesen, so wäre er längst vergessen oder wenigstens der Fachwissenschaft anheimgefallen. Sein populärster Ruhmestitel liegt auf einem andern Gebiete, als dem der Wissenschaften und Erfindungen, ja selbst als dem der Literatur im engern Sinne; im Grunde genommen ist die schwächste Seite Pascals die zumeist gefeierte und diejenige, welche ihn bei seinen Landsleuten wie bei Fremden unsterblich gemacht hat. Der Mathematiker kennt Pascal den Mathematiker, der Physiker Pascal den

Physiker, der Philosoph sucht sich mit dem Verfasser der „Gedanken" abzufinden; alle aber, die von Kegelschnitt, Cycloïde, Luftdruck, Pyrrhonismus u. s. w. nie auch nur haben reden hören, sie kennen oder haben wenigstens gehört und nachgeplaudert von Pascals Provinzialbriefen gegen die Jesuiten. Diese „kleinen Briefe", die trotz ihrer „Kleinheit" nur von den Wenigsten in ihrer Gesammtheit gelesen sind, erhalten Pascals Andenken überall da frisch und lebendig, wo es sich um einen lustigen Krieg gegen die Jesuiten handelt — in Frankreich wie in Deutschland. Ob die Behauptungen dieser Briefe widerlegt seien oder nicht, das bekümmert viele Leute gar nicht; es ist schon so schwer, die Briefe Pascals alle zu lesen, weil doch auf die Dauer auch die würzigste Kost nicht mehr mundet und nach und nach selbst Pascals Kunst nicht mehr hinreicht, die schwierigen Probleme der Moral dem pikanteriesüchtigen Leser interessant zu machen — und nun sollte man auch noch die Widerlegungen lesen, die gar nicht einmal so kunstgerecht und besonders nicht so bissig geschrieben sind, weil in ihnen die Wahrheit und gründliche Wissenschaft statt der Leidenschaft einzig das Wort haben! Das kann doch kein vernünftiger Mensch von einem Jesuitenfeinde verlangen.

Es ist noch gar nicht so lange her, da versandte ein deutscher Buchhändler folgende Ankündigung:

„Demnächst erscheint bei mir: Die Moral der Jesuiten, dargestellt von einem frommen Katholiken (Blaise Pascal). Uebersetzt und erklärt von Dr. Joh. Georg Dreydorff, Prediger der Reformirten Gemeinde in Leipzig. Preis M. 1.50.

„Pascals Briefe an einen Freund in der Provinz, geschrieben in den Jahren 1656 und 1657, setzten sich zum Zweck, die öffentliche Meinung über das Treiben der Jesuiten aufzuklären, und dies ist ihnen auf eine Weise gelungen, daß sie in der Geschichte der Streitschriften-Literatur als ein unerreichtes Unicum dastehen. Zu vergleichen sind sie allenfalls mit den von Strauß verdeutschten Gesprächen von Ulrich von Hutten und mit den Dunkelmänner-Briefen. Aber man wird doch bei näherer Kenntnißnahme den Unterschied viel größer, als die Aehnlichkeit finden. Pascal bekämpft nicht die allgemeinen Schäden der Kirche, die alle Welt kennt, sondern ‚die besonderen, die haarsträubenden, die unglaublichen'; eine Entartung der Moral, von der die Welt bisher keine Ahnung gehabt hat. So erklärt es sich, daß die erste Wirkung der Provinzialbriefe eine geradezu verblüffende gewesen ist und daß die Druckerei nicht rasch genug arbeiten konnte, um der Nachfrage nach den bald in Hunderttausenden verbreiteten Briefen zu entsprechen. Diese Aufnahme verdankten die Provinzialbriefe freilich nicht nur ihrem Inhalt, sondern auch ihrer originellen und in jeder Hinsicht vollendeten Form. Pascal verstand seine Landsleute, für die er zunächst schrieb, zu behandeln; sie wollten nicht

belehrt sein, sondern unterhalten, und ‚wer im Streit die Lacher auf seine Seite bringt, der hat gewonnen.‘ (Sainte Beuve.) Doch war dem Verfasser die geistreiche Form nur Mittel zum Zweck, und dieser kein anderer, als die Jesuiten im Interesse des Gemeinwohls zu discreditiren. Alle Welt soll wissen, daß sie ‚Wölfe in Schafskleidern‘ und eine ‚Schmach der Christenheit‘ sind. Sie zu widerlegen ist unnöthig; es genügt, ihre Grundsätze mitzutheilen und sie damit an den Pranger zu stellen. Dies die ausgesprochene Absicht Pascals und dies die Ursache, daß er ihre Maximen unter genauer Quellenangabe je wörtlich mittheilt . . .

„Auch die Absicht des Uebersetzers ist eine praktisch-ethische, und wenn man will: eine patriotische. Die Jesuiten, noch von keinem Volke auf die Dauer ertragen, stehen vor der Thür. Ehe man sie hereinläßt, möge man sich die zudringlichen Gäste etwas näher ansehen. Caveant consules! — Für Frankreich ist die Warnung des frommen Katholiken Pascal vergeblich gewesen und das Land hat schwer dafür büßen müssen; wird Deutschland sie besser befolgen?

„Dieses schrieb für mich der Herr Bearbeiter der Pascal'schen Briefe und seine Ansicht über nahe bevorstehende Rückkehr der Jesuiten wird vielfach getheilt. Darum glaube ich, daß eine neue Ausgabe dieser berühmten, bei uns fast vergessenen Briefe eines frommen Katholiken zu rechter Zeit erscheint. Ich bitte die Herren Sortimenter sich die Verbreitung des Buches angelegen sein zu lassen. Ich liefere u. s. w.“

Unter solchen Umständen dürfte eine Studie über den „frommen Katholiken“ Pascal nicht ganz unzeitgemäß sein, zumal von katholischer Seite in Deutschland kein größeres Werk über diesen so eigenthümlichen Mann besteht. Es dürfte indes gleich hier angezeigt sein, ausdrücklich zu bemerken, daß es uns durchaus nicht in erster Linie um den Jesuitenfeind in Pascal zu thun ist, sondern daß der ganze Mensch und seine Entwicklungsgeschichte uns als ein anziehendes Problem seit Jahren vorgeschwebt hat und wir sogar anfangs die Absicht hatten, die Polemik gegen die Gesellschaft Jesu vollständig bei Seite zu lassen. Letzteres mußte sich freilich als unthunlich erweisen; allein der Leser wird finden, daß wir in diesem Punkte uns auf das Nöthigste beschränken, und daß nach wie vor der Hauptgegenstand dieser Blätter Pascal selbst, sein Charakter und seine Geschichte bleibt. Die Darstellung mag für sich entscheiden, ob wir es an der nöthigen Objectivität fehlen lassen.

Wir geben den Quellen immer das Wort, soweit diese Quellen reichen, und daß auch in der Auswahl der Gewährsmänner keine Parteilichkeit obwaltet, wird der Kundige sofort ersehen. Wir sind es nicht, die den Hauptzeugen des Lebens kritisch zu nahe treten; selbst dort, wo die jansenistische Stilistik offenbar die Ausdrücke hinaufschraubt, ver-

zeichnen wir treulich den Wortlaut des Zeugnisses und überlassen es jedem Denkenden, die Superlative in Positive zu verwandeln oder auch, wenn dies möglich scheint, die wörtliche Aussage voll hinzunehmen. Es gilt dies natürlich nur von den Aufzeichnungen der Zeitgenossen; die späteren Schriftsteller, welche auf Grund dieser ersten Quellen ihre Darstellungen aufgebaut haben, müssen es sich schon gefallen lassen, daß sie nur dann als vollgiltige Zeugen genommen werden, wo sie für ihre Behauptungen stichhaltige Gründe bringen.

Ueber die Namen und den Charakter der Quellen wollen wir uns hier nicht weiter auslassen. Die Literatur über Pascal bildet eine ganze Bibliothek, die sich täglich mehrt, und doch sind nicht alle Probleme gelöst, nicht alle Dunkelheiten aufgehellt. Auch wir haben nicht die Anmaßung, in den zweifelhaften Fragen das letzte Wort zu reden. Es genügt uns, aus den vielen Einzelforschungen unserer Vorgänger ein möglichst anschauliches Bild zusammenzustellen, das schon deshalb nicht ohne Werth sein dürfte, weil doch nur ein Katholik die vielen religiösen Fragen richtig verstehen kann und in Deutschland bisher nur Protestanten wie Reuchlin und Dreydorff Biographien Pascals lieferten.

I. Clermont und Paris.

1623—1639.

Blaise Pascal ist ein echter Auvergnat nicht bloß durch seinen Geburtsort Clermont, sondern auch durch seine Eltern und Großeltern. Der Großvater Martin Pascal bekleidete den Posten eines trésorier de France, d. h. eines höheren Finanzbeamten, und als sein ältester Sohn Stephan nach Beendigung seiner juristischen und anderen Studien aus Paris in die Provinz zurückkehrte, kaufte ihm der Vater die Stelle eines Parlamentsrathes und Präsidenten der cour des aides, d. h. des Hofes für indirecte Steuern. Um 1618 vermählte sich dann Stephan mit Antonia Begon und hatte von ihr sechs Kinder, von denen indes nur drei am Leben blieben: Gilberte, Blasius und Jaqueline. Alle drei werden uns in den nachfolgenden Blättern in hervorragender Weise beschäftigen: Gilberte als die Haupterzählerin der Lebensumstände ihres Bruders und Mutter der andern Zeugin, Margaretha Périer; Jaqueline als die Lieblingsschwester des Bruders und als spätere Soeur Euphémie in Port Royal.

Ueber die erste Kindheit des Knaben liegt folgende bezeichnende Erzählung der Nichte, Margaretha Périer, vor:

„Als mein Onkel ein Jahr alt war, stieß ihm etwas ganz Außerordentliches zu. Obwohl sehr jung, war meine Großmutter sehr fromm und sehr wohlthätig; sie hatte eine große Anzahl von armen Familien, denen sie monatlich eine kleine Summe gab; unter den armen Frauen, welchen sie auf diese Weise zu Hilfe kam, befand sich eine, welche als Hexe verschrieen war. Alle Welt sagte es ihr; meine Großmutter aber, welche nicht eine jener leichtgläubigen Frauen war und viel Geist besaß, machte sich über derlei Bemerkungen lustig und fuhr fort, jenem Weibe das gewohnte Almosen zu reichen. Um jene Zeit geschah es, daß dieses Kind (Blasius) in einen ähnlichen Zustand der Schwäche verfiel, wie derjenige, den man in Paris tomber en chartre (die Auszehrung bekommen) nennt. Diese Schwäche war indes von zwei nicht gewöhnlichen Umständen begleitet: einmal konnte das Kind kein Wasser sehen, ohne dabei in sehr große Aufregung und Bewegung zu gerathen; zum andern aber — und das ist noch viel erstaunlicher — vermochte es den Anblick nicht zu ertragen, wenn Vater und Mutter nahe beieinander waren. Die Liebkosungen des Einen oder der Andern allein ließ es sich mit Freuden gefallen; sobald sie sich aber zusammen ihm nahten, schrie es und sträubte sich mit äußerster Gewalt. Alles das dauerte ein Jahr lang, während dessen das Uebel zunahm. Das Kind kam schließlich so sehr zum Aeußersten, daß man es dem Tode ganz nahe glaubte.

„Nun sagte man von allen Seiten zu meinem Großvater und meiner Großmutter, dieser Zustand des Kindes rühre ganz gewiß von einem Zauber her, welchen ihm diese Hexe angethan. Beide lachten über solche Reden und betrachteten sie als leere Einbildungen, wie man sich deren beim Anblick außerordentlicher Dinge zu machen pflegt. Sie gaben daher auch nicht weiter Acht auf die Faseleien und gestatteten der armen Frau freien Ein- und Ausgang, sich ihr Almosen zu holen. Schließlich ließ jedoch mein Großvater, der des ewigen Geredes überdrüssig geworden, eines Tages jenes Weib in sein Zimmer treten, weil er glaubte, die Art, wie er mit ihr redete, werde ihm Gelegenheit bieten, all dieses Geschwätz zum Schweigen zu bringen. Auf seine ersten Worte antwortete sie ihm nur mit aller Ruhe, es sei nicht an dem, man sage ihr solches nur aus Neid nach, der Almosen wegen, die sie empfange. Nun wollte er ihr Angst machen, stellte sich, als sei er davon überzeugt, daß sie sein Kind behext habe, und drohte ihr mit dem Galgen, wenn sie ihm nicht die Wahrheit gestehe. Dadurch wurde sie zum größten Staunen des Großvaters erschreckt, warf sich auf die Kniee und versprach, ihm alles zu sagen, wenn er ihr die Versicherung gebe, ihr das Leben zu retten. Sehr überrascht fragte sie nun mein Großvater, was sie denn gethan habe und was sie zu der That bewogen. Sie erwiederte, sie habe ihn gebeten, für sie einen Proceß zu führen, und er habe ihr das verweigert, weil er geglaubt, dieser Proceß sei nicht gerecht; um sich wegen dieser Weigerung an ihm zu rächen, habe sie sein Kind behext, das er, wie sie gesehen, zärtlich liebte; es thue ihr leid, müsse es aber sagen: der Zauber sei zum Tode. Betrübt sprach mein Großvater: ‚Wie, mein Kind müßte also sterben?‘ Sie erwiederte, es gebe ein Gegenmittel, aber es müsse dann jemand für das Kind sterben, indem

man den Zauber auf ihn übertrüge. Mein Großvater sprach: ‚Was! ich will lieber, daß mein Sohn stirbt, als daß ein anderer getödtet werde.‘ Sie bemerkte darauf: ‚Man kann den Zauber auch auf ein Thier übertragen.‘ Mein Großvater bot ihr ein Pferd an; sie sagte, solchen Aufwandes bedürfe es nicht, eine Katze genüge ihr. Er ließ ihr eine solche geben; sie trug sie fort und fand am Fuße der Treppe zwei Kapuziner, welche eben hinaufgehen wollten, meine Großmutter wegen der Todeskrankheit ihres Kindes zu trösten. Diese Patres sagten ihr, sie wolle gewiß mit dieser Katze wieder Zaubereien treiben; so nahm sie denn das Thier und warf es durch ein Fenster hinaus, und obwohl die Höhe des Falles nur sechs Fuß betrug, so war die Katze, unten angekommen, doch todt. Sie verlangte eine andere, welche mein Großvater ihr geben ließ. Die große Liebe, welche er für dieses Kind hegte, bewirkte, daß er gar nicht darauf achtete, wie alles dieses nichts tauge, weil man zur Uebertragung des Zaubers ja wieder von neuem den Teufel anrufen muß; dieser Gedanke kam ihm niemals in den Sinn; erst lange nachher fiel es ihm ein, und er bereute sehr, Anlaß dazu gegeben zu haben. Abends kam die Frau und sagte zu meinem Großvater, sie bedürfe eines Kindes, das noch nicht sieben Jahre zähle, das dann vor Sonnenaufgang neun Blätter von drei Pflanzenarten, also drei Blätter von jeder Art, sammle. Mein Großvater sprach mit seinem Apotheker davon, und dieser sagte, er wolle seine eigene Tochter dazu begleiten, was er auch andern Morgens ausführte. Als die drei verschiedenen Kräuter gesammelt waren, machte die Frau daraus einen Umschlag, den sie sieben Uhr morgens meinem Großvater brachte und diesem anbefahl, ihn auf den Unterleib des Kindes zu legen. Mein Großvater besorgte das; als er aber mittags aus dem Justizpalast kam, fand er das ganze Haus in Thränen aufgelöst, und man sagte ihm, das Kind sei todt. Er stieg hinauf, sah seine Frau in Thränen und das Kind in seiner Wiege todt — wie es schien. Er entfernte sich, begegnete beim Verlassen des Zimmers auf der Schwelle der Frau, welche den Umschlag gebracht hatte, und, da er den Tod des Kindes jenem Mittel zuschrieb, gab er ihr eine so starke Ohrfeige, daß sie über die Treppe hinabflog. Das Weib aber stand wieder auf und sagte ihm, sie sähe wohl, daß er zornig sei, weil er glaube, sein Kind sei todt; aber sie habe vergessen, ihm diesen Morgen zu sagen, daß es eben bis Mitternacht todt scheinen müsse; man solle es darum nur ruhig in seiner Wiege lassen bis zu jener Stunde; um jene Zeit werde es dann zu sich kommen. Mein Großvater ging darauf wieder ins Zimmer und erklärte, es sei sein ausgesprochener Wille, daß man das Kind bewache, ohne es in den Sarg zu legen (ensevelir). Indes schien das Kind vollständig todt, es hatte weder Puls noch Gefühl, es wurde kalt und wies alle Kennzeichen des Todes auf; man lachte über die Leichtgläubigkeit meines Großvaters, der doch sonst nicht gewohnt war, derlei Leuten zu glauben.

„Man bewachte also in dieser Weise das Kind; mein Großvater und meine Großmutter waren beständig gegenwärtig, da sie sich auf niemand verließen. Sie hörten alle Stunden schlagen, auch Mitternacht noch, ohne daß das Kind zu sich gekommen wäre. Endlich, zwischen 12 und 1 Uhr, mehr auf

Eins als auf Zwölf zu, begann das Kind zu gähnen; das überraschte außerordentlich: man nahm es auf, wärmte es und gab ihm etwas Wein mit Zucker; es schluckte dies hinunter; dann gab ihm die Amme die Brust, die es (ohne indes Zeichen von Bewußtsein zu geben und die Augen zu öffnen) ebenfalls nahm. Dies währte so bis 6 Uhr, wo der Kleine anfing, die Augen zu öffnen und jemand zu kennen. Als er nun Vater und Mutter beieinander sah, hub er an zu schreien, wie er das gewohnt war. Das ließ denn erkennen, daß er noch nicht geheilt war; aber man hatte wenigstens den Trost, daß er nicht gestorben war, und ungefähr sechs oder sieben Tage später fing er an, den Anblick des Wassers vertragen zu können. Als mein Großvater aus der Messe kam, fand er das Kind auf dem Arme seiner Mutter, damit beschäftigt, Wasser aus einem Glas in ein anderes zu schütten; er wollte näher kommen, aber das Kind konnte es nicht ausstehen; einige Tage nachher vertrug es auch das, und in einer Zeit von drei Wochen war das Kind vollständig geheilt und bekam wieder seine frühere gesunde Fülle." [1]

Im Jahre 1626 [2], 1627 oder 1628 — man weiß nicht genau — verlor Blasius seine Mutter. Bei der Frühzeitigkeit dieses Todes darf es uns nicht Wunder nehmen, daß der Sohn oder die anderen Kinder später von dieser Mutter nicht so viel reden wie vom Vater, ja dieselbe ganz zu vergessen scheinen. Für eine so natürliche Thatsache nach tieferen Gründen zu suchen, scheint uns des Guten zu viel gethan [3].

Drei oder vier Jahre nach der Gattin Tod, im Jahre 1631, verkaufte Stephan Pascal sein Amt in Clermont und siedelte mit seiner

[1] Mém. de Marg. Périer. „Mit dieser Notiz", sagt Dreydorff (Pascal 6), „ist für einen Biographen des 19. Jahrhunderts außerhalb der wenigen Bezirke, in denen der vorherige Fürst der Unterwelt noch einiges Allod zu besitzen scheint, schlechterdings nichts anzufangen . . . Aus zwei Gründen glaubten wir jedoch die an sich des Nacherzählens unwerthe Anekdote nicht unerwähnt lassen zu dürfen: erstens, weil sie von derselben Nichte Pascals verbürgt wird, der man doch auch so vieles andere nachzuerzählen kein Bedenken trägt; zweitens, weil sie einen durch bloße Gegenversicherungen nicht zu entkräftenden Beweis dafür liefert, daß die Familie und Verwandtschaft unseres rechtsgelehrten Präsidenten Pascal bei aller Bildung, die man ihr nachrühmen darf, vom herrschenden Aberglauben ihrer Zeit keineswegs frei war." Daß der Hexenglaube zu jener Zeit noch lebendig war, geht aus dem Prozeß gegen die Marschallin de l'Ancre deutlich genug hervor, der mit dem Todesurtheil der gehaßten Italienerin endigte, infolge dessen sie am 8. Juli 1617, also sechs Jahre vor Pascals Geburt, als der Hexerei und des Judaismus „überführt", öffentlich in Paris hingerichtet wurde. Wie gerade in Port Royal dieser Hexenglaube auch später (1635) noch lebendig war, siehe bei Lelut (L'amulette de Pascal, 240—263). Derselbe Verfasser, dessen Absicht in dem genannten Werk dahin geht, Pascal als geisteskrank darzustellen, findet in der obigen Erzählung die beste Quelle für seine gänzlich unhaltbare Aufstellung.

[2] So Frau Périer. [3] Vgl. z. B. Dreydorff. S. 7.

jungen Familie nach Paris über, theils um sich dort besser der Erziehung seiner Kinder, in erster Linie seines Sohnes zu widmen, theils auch, um selbst mehr seinen gelehrten Studien inmitten eines reichen Freundeskreises zu leben.

„Als nämlich", so erzählt Gilberte, die Schwester, in ihrer umständlichen Weise, „mein Vater sich allein sah, widmete er sich ausschließlicher seiner Familie, und da er keinen andern Sohn als Blaise hatte, so gab diese Eigenschaft des einzigen Sohnes, verbunden mit den so starken Anzeichen eines großen Geistes in diesem Knaben, dem Vater eine so innige Liebe zu ihm, daß er sich nicht entschließen konnte, seine Erziehung einem Andern zu übertragen, und so entschloß er sich schon damals, ihn selbst zu unterrichten, wie er es denn auch gethan hat, da mein Bruder niemals ein Collegium besucht oder einen andern Lehrer gehabt hat als meinen Vater.

„Mein Bruder hatte von dem Plane meines Vaters und der Uebersiedelung nach Paris einen großen Vortheil; denn es steht außer Zweifel, daß er in der Provinz sich dem Unterricht des Knaben nicht mit derselben Sorgfalt hätte widmen können; während er in Paris vollständig von jedem Zwange frei war, hätten ihn in Clermont sein Amt und die beständigen Pflichten der Geselligkeit darin behindert. Jetzt also widmete er sich ihr gänzlich, und er hatte all jenen Erfolg, den überhaupt die Mühen eines so verständigen und liebevollen Vaters nur haben können.

„Sein Hauptgrundsatz bei dieser Erziehung war, das Kind immer über der Arbeit zu halten: und dies war auch der Grund, weshalb er nicht vor vollendetem zwölften Jahre mit dem Unterricht im Lateinischen beginnen wollte, damit es dann mit um so größerer Leichtigkeit geschehe.

„Inzwischen aber ließ er den Knaben nicht unbeschäftigt; denn er unterhielt ihn von allen den Dingen, deren Verständniß er bei ihm wahrnahm. Seit mein Bruder überhaupt sprechen konnte, gab er durch kleine, wohlangebrachte Antworten, mehr aber noch durch seine Fragen über die Natur der Dinge, die alle Welt überraschten, Zeichen eines außerordentlichen Geistes. Dieser Anfang mit seinen schönen Hoffnungen täuschte aber keineswegs; denn mit zunehmendem Alter nahm mein Bruder auch an Verstandeskraft zu, so daß er seinem Alter in diesem Punkte immer weit voraus war.

„Jetzt unterhielt ihn der Vater über die allgemeine Natur der Sprachen, zeigte ihm, wie man sie unter gewisse Regeln in Sprachlehren zusammengefaßt habe, wie aber diese Regeln Ausnahmen hätten, die man ebenfalls angemerkt, und daß man so das Mittel gefunden, durch jene Sprachlehren alle Sprachen von einem Lande zum andern mittheilbar zu machen. Dieser Gesammtüberblick öffnete dem Knaben den Geist und ließ ihn den Grund der grammatischen Regeln sehen, so daß er später, als es sich um Aneignung derselben handelte, wußte, weshalb er sie lernte, und sich gerade mit jenen Dingen am meisten beschäftigte, welche die meiste Aufmerksamkeit verdienten.

„Nach diesen Vorkenntnissen ging mein Vater zu anderen über. Er sprach mit ihm oft von den außerordentlichen Wirkungen der Natur, wie z. B.

vom Schießpulver und anderen Dingen, deren Betrachtung uns in Erstaunen setzt. Mein Bruder hatte viel Freude an solchen Unterhaltungen, aber er wollte den Grund von allen Dingen wissen; da jedoch der eigentliche Grund mancher Erscheinung nicht bekannt ist, mein Vater also auch keinen oder nur jenen gewöhnlichen angeben konnte, der oft nur eine Ausflucht ist, so befriedigte ihn (den Knaben) das nicht, denn er hatte immer eine wunderbare Klarheit des Geistes, um das Falsche sofort zu unterscheiden, ja man kann sagen, daß immer und in allen Dingen die Wahrheit der einzige Zielpunkt (Gegenstand) seines Geistes war, weil nichts anderes als ihre Erkenntniß ihn befriedigen konnte. So gab er sich seit seiner Kindheit nur mit dem zufrieden, was ihm offenbar wahr schien; brachte man ihm keine guten Gründe vor, so suchte er selbst welche, und hatte er sich einmal auf etwas geworfen, so ruhte er nicht eher, bis er einen Grund gefunden, der ihm genügte. Als u. a. einmal jemand bei Tisch einen Porzellanteller mit einem Messer angeschlagen, bemerkte er, daß dies einen starken Ton gab, daß dieser Ton aber sofort aufhöre, sobald man die Hand auf den Teller lege. Sofort wollte er den Grund dieser Erscheinung wissen, und diese Erfahrung brachte ihn noch auf viele andere in Bezug auf den Schall (die Töne). Er bemerkte schließlich so vielerlei, daß er in seinem zwölften Jahre eine Abhandlung darüber schrieb, die man ganz und gar gut durchdacht fand [1].

„Sein Genie für die Geometrie begann sich in seinem dreizehnten Jahre zu zeigen und zwar durch ein so außerordentliches Ereigniß, daß es mir wohl der Mühe werth scheint, dasselbe im einzelnen darzulegen.

„In der mathematischen Wissenschaft war mein Vater, was man so nennt, ein Gelehrter und hatte deshalb Umgang mit allen Leuten, die in dieser Wissenschaft geschickt waren, und diese besuchten ihn häufig. Da er aber vorhatte, meinen Bruder in den Sprachen zu unterrichten, und er wußte, wie die Mathematik eine Wissenschaft ist, die den Geist erfüllt und sehr befriedigt, so wollte er nicht, daß mein Bruder irgend welche Kenntniß davon erlange, aus Furcht, es möge ihn das nachlässiger für das Studium der lateinischen und anderer Sprachen machen, in denen er ihn vervollkommnen wollte. Aus diesem Grunde hatte er alle Bücher, die von Mathematik handeln, verschlossen und enthielt sich auch in Gegenwart des Knaben, mit seinen Freunden davon zu reden. Diese Vorsicht verhinderte jedoch nicht, daß die Neugierde des Kindes erregt wurde und dieses meinen Vater oft bat, er möge ihn in der Mathematik unterrichten. Mein Vater weigerte sich dessen, versprach es ihm aber als eine Belohnung (für später). Sobald er das Latein und Griechisch wisse, wolle er sie ihm lehren. Als mein Bruder diesen Widerstand sah, fragte er ihn eines Tages, was denn diese Wissenschaft sei und worüber sie handle. Mein Vater erwiederte ihm im allgemeinen, sie sei das Mittel, richtige Figuren zu machen und die Verhältnisse aufzufinden, die sie unter sich haben; zugleich verbot er ihm aber, weiter darüber zu reden und jemals darüber nachzudenken. Allein, sobald dieser Geist, der nicht in seinen Schranken bleiben konnte, ein=

[1] Diese Abhandlung ist anscheinend nicht erhalten.

mal diese einfache Auskunft wie eine Oeffnung hatte, daß die Mathematik die Mittel an die Hand gebe, unfehlbar richtige Figuren zu machen, gab er sich daran, in seinen Erholungsstunden für sich selbst darüber weiter zu grübeln. Wenn er in dem Zimmer, wo er zu spielen pflegte, allein war, nahm er Kohle und zeichnete auf den Steinfließen Figuren, indem er z. B. Mittel und Wege suchte, einen vollkommen runden Kreis zu machen, ein Dreieck, dessen Seiten und Winkel gleich wären und andere ähnliche Dinge. Er fand das alles ganz allein; darauf suchte er nach dem Verhältniß der Figuren unter einander. Weil aber die Vorsicht meines Vaters, ihm all diese Dinge zu verbergen, so weit gegangen war, so wußte er nicht einmal die einfachsten Benennungen. So war er genöthigt, sich selbst Begriffsbestimmungen zu schaffen; er nannte den Kreis ein Rund (un rond), die Linie einen Strich (une barre) und ähnlich mit den anderen. Nach diesen Benennungen schuf er sich seine Grundsätze, und schließlich kam er zu vollkommenen Beweisen. Und da man in diesen Dingen von einem zum andern weiterschreitet, so trieb er seine Forschungen so weit, daß er bis zum 32. Satz des ersten Buches im Euklid kam[1]. Als er gerade so weit war, trat mein Vater, ohne daß der Bruder etwas ahnte, in das Spielzimmer und fand den Knaben so beschäftigt, daß er lange von der Gegenwart eines andern nichts merkte. Es ist schwer zu entscheiden, wer endlich von den beiden mehr überrascht war, der Knabe, seinen Vater zu sehen, der ihm doch ein so strenges Verbot in diesen Dingen gegeben, oder der Vater, seinen Sohn inmitten solcher Beschäftigung zu finden. Die Ueberraschung des Vaters war indessen noch viel größer, als er den Sohn auf die Frage, was er da mache, antworten hörte, er suche dies und dies Problem, just den 32. Satz des ersten Buches im Euklid. Mein Vater fragte ihn, was ihn auf den Gedanken gebracht, das zu suchen. Darauf erwiederte der Bruder, er habe eben vorher ein anderes Problem gefunden, das ihn auf dieses gebracht; der Vater fragte weiter, und so zeigte ihm der Bruder einige Beweise, die er gefunden, und endlich rückwärts von einem zum andern schreitend und, sich immer der Ausdrücke Strich und Rundes bedienend, kam er auf seine ersten Begriffsbestimmungen und Grundsätze.

„Mein Vater war so erschrocken (épouvanté) über die Größe und Gewalt dieses Genie's, daß er den Knaben verließ, ohne ein Wort zu sagen, und zu Herrn Le Pailleur eilte, der sein inniger Freund und auch sehr gelehrt war. Als er dort ankam, stand er unbeweglich wie ein Mensch in Verzückung. Wie nun Herr Le Pailleur dies sah und auch einige Thränen bemerkte, war auch er erschrocken und bat ihn, ihm nicht länger den Grund seines Leides zu verheimlichen. Mein Vater antwortete: ‚Ich weine nicht aus Betrübniß, sondern vor Freude. Sie kennen die Umsicht, mit der ich meinen Sohn verhindert habe, Kenntniß von der Mathematik zu erhalten, aus Furcht, ihn von anderen Studien zu zerstreuen. Nun sehen Sie, was er gethan hat.‘ Dann theilte er dem Freunde alles mit, was er entdeckt hatte, wonach man mit einigem Rechte sagen konnte, der Knabe habe die Mathematik erfunden. Herr

[1] Die Summe der Winkel eines Dreiecks gleich zwei Rechten.

Le Pailleur war nicht weniger erstaunt, als es mein Vater gewesen war, und sagte diesem, er finde es nicht recht, diesen Geist länger gefangen zu halten und ihm diese Kenntnisse zu verbergen, man müsse ihn die Bücher einsehen lassen, ohne ihn weiter zurückzuhalten.

„Mein Vater fand dieses vernünftig und gab ihm die Elemente Euklids, damit er in seinen Erholungsstunden darin lese. Und wirklich las und verstand er sie ganz selbständig, ohne jemals einer fremden Erklärung zu bedürfen. Während er sich aber mit ihnen beschäftigte, machte er solche Fortschritte, daß er sich regelmäßig bei den gelehrten Sitzungen einfand, die alle Wochen abgehalten wurden und bei denen sich alle gelehrten Leute von Paris versammelten, um ihre Werke vorzutragen oder die der anderen zu beurtheilen [1]. Mein Bruder stellte vollkommen seinen Mann, sei es in Hervorbringung eigener, sei es in Beurtheilung fremder Arbeiten; denn er gehörte zu denen, welche am öftesten Neues brachten. In diesen Versammlungen sah man auch häufig die gelehrten Leistungen, welche man aus Italien, Deutschland und anderen fremden Ländern einsandte, und man forderte über alles sein Urtheil mit eben derselben Sorgfalt ein, wie das der übrigen; denn er hatte so klaren und lebhaften Einblick in die Sache, daß er mehr wie einmal Fehler entdeckte, welche die anderen nicht bemerkt hatten. Inzwischen widmete er dem Studium der Geometrie nur die Erholungsstunden; denn er lernte die lateinische Sprache nach den Regeln, die mein Vater für ihn eigens zusammengestellt hatte. Weil er aber in dieser Wissenschaft (der Geometrie) die Wahrheit fand, die er so heiß gesucht hatte, war er durch sie so befriedigt, daß er mit seinem ganzen Geiste sich ihr hingab; bei der geringsten Beschäftigung mit ihr machte er doch solche Fortschritte, daß er mit 16 Jahren eine Abhandlung über ‚die Kegel' schrieb, welche als ein solches Meisterwerk des Genie's galt, daß man behauptete, seit Archimedes sei nichts Aehnliches gesehen worden. Die Fachleute waren der Ansicht, man solle sie gleich drucken lassen; denn sie sagten, wenn das Werk auch zu jeder Zeit ein bewundernswerthes sei, so würde es doch, wenn man es im sechzehnten Lebensjahre des Verfassers drucke, ungleich viel schöner sein. Da indes mein Bruder niemals die Leidenschaft hatte, berühmt zu werden, so achtete er auf die Sache nicht weiter und das Werk wurde nie gedruckt."

So die Schwester. Etwas anders die Geschichte.

P. Mersenne schickte nämlich das Manuscript der Abhandlung an Descartes, der gerade ein Jahr vorher sein Buch über die Geometrie veröffentlicht hatte. „Man will dem jungen Verfasser nicht schmeicheln, indem man veröffentlicht, er habe alle seine Vorgänger in dieser Frage über-

[1] Diese Sitzungen, welche den Anfang der 1666 durch königliches Patent errichteten Akademie der Wissenschaften bildeten, wurden beim P. Mersenne, Minimit, abgehalten. Andere berühmte Theilnehmer waren der eitle Gegner Descartes', Roberval, der Musiker, Literat und Mathematiker Le Pailleur, der sehr tüchtige Desargues und Carcavi, der Freund Fermats, Pascals und Descartes'.

holt," schrieb der Pater begeistert. Descartes dagegen blieb sehr kühl. „Noch bevor ich die Hälfte der Schrift gelesen, erkannte ich, daß der Verfasser bei Herrn Desargues in die Schule gegangen ist, was ich denn auch im Verlauf durch das eigene Geständniß des Schreibers bestätigt fand." In der That, Pascal sagt: „Ich will gerne zugestehen, daß ich das Wenige, was ich in dieser Frage gefunden habe, seinen (Desargues') Schriften schulde und daß ich, soweit dies möglich war, seiner Methode gefolgt bin." Uebrigens ist auch die Abhandlung nicht besonders umfangreich; sie umfaßt zwei Lemmata und drei Aufgaben und scheint für einen der wissenschaftlichen Abende bei P. Mersenne geschrieben zu sein. Es ist gar kein Grund anzunehmen, daß sie verloren und nicht vielmehr identisch sei mit den ‚Essais sur les Coniques' in den WW. III, 182 bis 185. Unter den lateinischen Abhandlungen bezüglich der Kegel, die später nach Pascals Tod von dessen Schwager Périer dem großen Leibniz zur Begutachtung vorgelegt wurden, und die noch ungedruckt waren, befanden sich auch diese Essais, aber in gedruckter Form und zwar als Dublette, so daß Leibniz sich ein Exemplar zurückbehielt. Die lateinischen Abhandlungen sind niemals, trotz des Wunsches, den Leibniz aussprach, gedruckt worden und wahrscheinlich verloren. Gilberte täuscht sich also, was übrigens leicht erklärlich, über die Tragweite der kleinen Schrift sowohl als deren Originalität und Nichtveröffentlichung[1].

„Während jener ganzen Zeit", so erzählt Gilberte weiter, „fuhr er immer fort, Lateinisch und Griechisch zu lernen. Außerdem unterhielt ihn mein Vater während und nach Tisch bald über Logik, bald über Physik, bald über andere Theile der Philosophie. Das ist denn auch alles, was er davon gelernt hat, da er nie ein Colleg besucht, noch andere Lehrer dafür wie für anderes gehabt hat.

„Mein Vater hatte, wie leicht glaublich, ein außerordentliches Vergnügen an den Fortschritten meines Bruders auf allen Gebieten; dabei hatte er jedoch nicht genugsam in Obacht genommen, daß diese großen und beständigen An-

---

[1] Bezüglich der großen Lobeserhebungen der Schwester, wo es sich um den Bruder handelt, sagt Dreydorff (12): „Es ist sehr wohlfeil, sich für die Naivetät, Treue und Glaubwürdigkeit der Vie de Pascal (von Gilberte) zu ereifern und keine Uebertreibungen derselben zugestehen zu wollen, wenn man die augenscheinlichsten im Reproduciren dieser Lebensbeschreibung mit höflichem Stillschweigen übergeht. Wir ziehen nicht die schlimmste Consequenz gegen die Glaubwürdigkeit der Frau Périer aus einzelnen Uebertreibungen, die ihr Enthusiasmus für den berühmten Bruder leicht erklärt, wenn nicht entschuldigt; man wird aber doch davon Notiz nehmen müssen. Daß es die Quellen mit ihren Zeitangaben nicht genau nehmen, mag ein für allemal bemerkt werden" (vgl. den Brief von Leibniz in Pascals WW. III, 466).

strengungen des Geistes bei einem so zarten Alter der Gesundheit bedeutend schaden könnten. Und in der That, sie begann sich als geschädigt zu erweisen, als der Bruder das achtzehnte Jahr erreicht hatte. Da indes das Unwohlsein damals noch nicht sehr stark war, so hinderte es ihn nicht an der Fortsetzung seiner gewöhnlichen Beschäftigungen."

Unterbrechen wir hier die begeisterten Mittheilungen der Schwester, die nur für Vater und Bruder Augen zu haben scheint, um sie selbst und besonders ein anderes Familienglied kennen zu lernen, das im spätern Leben des Bruders eine so wichtige Rolle spielen sollte und bereits jetzt auf die Schicksale der Familie den entscheidendsten Einfluß übte.

(Fortsetzung folgt.)

W. Kreiten S. J.

Der elektrische Strom im Bunde mit Wasser und die Lauffener Kraftübertragung.

Die Verwandlung der Spannkraft des Wasserdampfes oder eines explosiven Gases in elektrischen Strom bietet, wie wir letzthin hervorhoben, mancherlei und schätzenswerthe Vortheile. Denn sie erweitert und vervielfältigt die Wirksamkeit der Dampf- und Gasmotoren. Mit der Dynamo verbunden, kann die Dampfmaschine von einem Punkte aus in sämmtliche Werkstätten einer Stadt, seien diese nun große Fabrikräume oder kleine Kämmerchen einzelstehender Arbeiter, liegen sie unten im Erdgeschoß oder hoch oben unter dem Dach eines mehrstöckigen Hauses, Bewegung hineintragen; sie kann fast geräuschlos Wagen durch die Straßen treiben zur Beförderung von Personen und Waaren, auf freien Plätzen wie im Innern der Gebäude die Lampen mit hellem Licht versehen, im Laboratorium des Metallurgen vergolden und versilbern, Metalle ausscheiden, schmelzen und zusammenschweißen, in der Halle eines Gerbers Häute gerben, in Kellern die Gährung des Weines befördern und so noch anderes mehr; sie kann aber jetzt auch ihre Arbeit ganz oder theilweise in Accumulatoren hinterlegen, um später, wenn größere Anforderungen sich einstellen, dieselbe zur Beihilfe heranzuziehen. Ein Netz von Leitungen

aus schmiegsamem Kupferdraht ist die einzige wesentliche Vorbedingung zu dieser Vervielfältigung und Erweiterung ihrer Kraftentfaltung. Läßt sich die Dampfmaschine, so lange sie auf sich selbst angewiesen bleibt, dem unbeholfenen Bewegungsorgane der Schildkröte vergleichen, deren Füße kaum weiter reichen als der starre Panzer, aus dessen Löchern sie hervorragen, so wird sie im Vereine mit der Dynamo, dem gewaltigen, vielvermögenden Fußwerk des sagenumwobenen Kraken vergleichbar, jenes merkwürdigen, zu riesiger Größe auswachsenden Weichthieres des Meeres, das am Kopfe einen Kranz von muskulösen, mit Saugnäpfen besetzten Ansätzen trägt, „Arme" und „Füße" zugleich, behende zu jedweder Bewegung im Wasser und auf dem Lande, zähe und geschmeidig wie ein Streifen aus Kautschuk, weithin und schnell ausreckbar, um nach allem rings in der Runde zu greifen, es sanft zu betasten oder aber durch Umschlingung und Ansaugen der Saugnäpfe unentwindbar sich anzueignen, eine furchtbare Waffe beim Angriff wie bei der Vertheidigung, durch auffälligen Farbenwechsel und Gestaltänderung zudem auch noch ein Organ zur Kundgebung innerer Erregung.

Die Abhängigkeit der Dynamo hat indessen auch eine dunkle Schattenseite, auf die wir ebenfalls schon hingewiesen. Der Mangel an Oekonomie, welcher den Dampf- und Gasmotoren anhaftet, überträgt sich auch auf den elektrischen Betrieb und macht ihn kostspielig. Denn weit entfernt, den großen Energieverlust, welchen diese Motoren immer verursachen, bei der Verwandlung des mechanischen Antriebes in elektrischen Strom irgendwie wieder gutzumachen, müssen sie ihn noch um ein weniges vermehren. Es war daher von großer Bedeutung, wenn auf der Frankfurter Ausstellung wenigstens eine elektrische Betriebsmethode vorgeführt wurde, welche auf die Dampf- und Gaskraftmaschine verzichtete und die stromerzeugende Dynamo durch Wasser antreiben ließ, und dieses unter so schwierigen Verhältnissen, daß ein Gelingen dieser Methode vorher nicht bloß als fraglich angesehen werden mußte, sondern sogar von erfahrenen Fachmännern als unmöglich hingestellt wurde. Um nur eine dieser pessimistischen Beurtheilungen namhaft zu machen, sei auf das Schreiben A. Schnellers vom 5. Februar 1891 an den Redacteur der „Elektrotechnischen Zeitschrift" in Berlin hingewiesen. Der Einsender hält es für seine „Pflicht, die ungeheuren Schwierigkeiten" des Unternehmens darzulegen, „welche eine technische Durchführung des Projectes unmöglich machen". Auf Grund seiner „eigenen weittragendsten Erfahrungen über Wechselströme von 24 000 Volt Spannung" berechnet er, es könnten von

den in Lauffen aufgegebenen 300 P.S. (Pferdestärken) in Frankfurt nur noch 37 ankommen, wenn man von den schwer zu bestimmenden Verlusten ganz absehe, welche die 6000 qm betragenden Condensationsflächen der Leitung und der Isolatoren bewirken müßten. In Wirklichkeit könne demnach soviel wie nichts nach Frankfurt gebracht werden.

Diese berechnete Wirklichkeit wurde zum Glück durch die experimentelle Wirklichkeit glänzend zu Schanden gemacht. Das helle Leuchten der 1000 (zeitweilig 1100) Glühlampen, welche dem großen Schilde mit der Aufschrift „Kraftübertragung Lauffen-Frankfurt" zur Umrahmung dienten, und der gleichzeitig von einer Höhe von 10 m herabstürzende Wasserfall, dessen Wasser durch den elektrischen Strom auf den Gipfel der künstlichen Anhöhe hinaufgetrieben wurde, bezeugten jedem Sachverständigen das Wirken einer Arbeitskraft von ungefähr 150 P.S. Es wurden aber in Lauffen nicht 300 P.S., sondern bedeutend weniger, als es aufs Höchste kam, ca. 200 an die stromerzeugende Dynamo übergeben. Da nämlich die Uebertragungsstrecke Eberbach-Frankfurt nur mit kleineren Oel-Isolatoren versehen werden konnte, diese aber einer so hohen Spannung des elektrischen Stromes, wie sie die Uebertragung von 300 P.S. verlangt hätte, nicht gewachsen waren, so mußte man sich mit geringerer Belastung begnügen. Anfangs arbeitete man nur mit Strömen von 10 000 bis 12 000 Volt Spannung und ging dann nach und nach bis zu Spannungen von 17 000 Volt über. Statt des berechneten Verhältnisses 300 : 37, oder gar nur 300 : 0 hat das Experiment ein Verhältniß von ungefähr 200 : 150 oder 100 : 75 ergeben — ein Erfolg, der die großen Opfer, welche zu dessen Ausführung gebracht worden sind, fürwahr nicht unnütz erscheinen läßt, ein Erfolg, welcher die Erwartungen aller übertraf und die Einwände der Zweifler und Gegner ein- für allemal verstummen machte. Wenngleich die genauen ziffermäßigen Nachweise über den Wirkungsgrad dieser elektrischen Uebertragung einer Wasserkraft in eine Entfernung von 175 km von den Messungsberichten der Prüfungscommission erst noch zu erwarten sind, so genügen einstweilen doch schon die groben, durch bloße Schätzung erhaltenen Werthangaben, um jeden von den günstigen Verhältnissen einer solchen Kraftübertragung zu überzeugen.

Alle sachverständigen Beurtheiler, alle vorurtheilslosen Berichterstatter der großen Blätter des In- und Auslandes haben sich in diesem Sinne ausgesprochen. Marcel Deprez, welcher seit zehn Jahren in hervorragendster Weise sich mit diesem Gegenstande beschäftigt (vgl. Bd. XLI, S. 71 ff.

dieser Zeitschrift) und vorher seine Zweifel am Gelingen des Frankfurter Unternehmens öffentlich kundgegeben hatte, änderte seine Meinung, sobald er persönlich die Uebertragungsanlagen in Augenschein genommen und geprüft hatte. Er gab jetzt seiner Ueberraschung, Bewunderung und lobenden Anerkennung offen und ohne Rückhalt Ausdruck. Männer, deren Namen berühmt sind wegen ihrer wissenschaftlichen und praktischen Leistungen auf dem Gebiete der Elektrotechnik und die aus verschiedenen Ländern her in Frankfurt zusammengekommen waren, so Hospitalier aus Paris, Preece, Thompson, Kapp aus England, Hering, Nichols aus Amerika, Ferraris, Turretini aus Italien, Waltenhofen aus Oesterreich, Déri, Zipernowsky aus Ungarn, erkannten alle das volle Gelingen dieses wichtigen Kraftübertragungsversuches an.

In keinem Lande Europa's hat die Presse der Frankfurter Ausstellung größern Beifall gezollt als in England. Sämmtliche Fachblätter, alle politischen Organe von der „Times“, „Daily News“, „Standard“ bis hinab zu den kleinsten Lokalblättern widmeten der Ausstellung spaltenlange Mittheilungen ihrer nach Frankfurt eigens hierzu abgesandten Berichterstatter und sind unerschöpflich in Aeußerungen des Lobes und der Anerkennung, in Hervorhebung der epochemachenden Bedeutung der Ausstellung für die Entwicklung der gesammten Elektrotechnik. Ein Bradforder Blatt meinte, Großbritannien sei in der Elektrotechnik gegen Deutschland bedeutend zurückgeblieben und werde das Versäumte vielleicht erst in Jahrzehnten nachholen. Bezüglich der Kraftübertragung von Lauffen nach Frankfurt bekundete die englische Tagespresse anfangs eine bedächtige Zurückhaltung. Am 13. September veröffentlichte aber dann die „Times“ eine Correspondenz aus Frankfurt, worin unter anderem gesagt wird: „Ich habe mich selbst in Lauffen davon überzeugt, daß der Generator dort nur etwas mehr als ein Drittel seiner normalen Stärke (100 P.S.) leistet und daß von diesen 100 Pferdekräften etwa 80 durch die 900 regelmäßig brennenden Glühlichter repräsentirt sind. Ich glaube richtig zu schätzen, wenn ich sage, daß die nutzbare in Frankfurt verwendete Kraft ungefähr 75 % der in Lauffen erzeugten Kraft ist.“ Der Berichterstatter schließt seine Mittheilung mit der Erklärung: „Ich glaube mich keiner Uebertreibung schuldig zu machen, wenn ich die Ansicht ausdrücke, daß die Lauffen-Frankfurter Kraftübertragung das schwerste und wichtigste Experiment in der technischen Elektricität ist, seitdem diese geheimnißvolle Naturkraft, die wir Elektricität nennen, der Menschheit dienstbar gemacht worden ist.“ Später, als man dem Strome zwischen Lauffen und Frankfurt

größere Spannung gab, äußerte sich das Weltblatt folgendermaßen: „Wenn noch irgend ein Zweifel über den Erfolg der Kraftübertragung bestanden, so ist derselbe jetzt gänzlich geschwunden. Die Allgemeine Elektricitätsgesellschaft und die Maschinenfabrik Oerlikon handelten weise, indem sie langsam und schrittweise vorgingen, um selbst den Schein eines Mißerfolges zu vermeiden. Erst zündeten sie 900 Glühlampen an, dann 1100 Lampen. Später erst setzten sie den Motor in Gang, welcher den Wasserfall treibt. Jetzt sind Lampen und Motor gleichzeitig während mehrerer Stunden täglich in Thätigkeit; daneben gelegentlich noch einige kleinere Motoren, wie sie zum Werkstättenbetrieb verwendet werden.“ In ähnlichem günstigen Sinne äußerten sich alle englischen Preßstimmen. Die „Daily News“ tröstet ihre Leser über diesen Erfolg der Deutschen mit den Worten: „Wenn wir auch bedauern mögen, daß auf die erste große That in diesem Zweige der Technik England keinen Anspruch machen kann, so können wir doch auf jeden Fall als Europäer stolz darauf sein, daß der Ruhm derselben diesseits des Atlantischen Oceans bleibt. In der Neuen Welt ist schon so Vieles vollbracht worden, daß ihre Bürger uns diese Befriedigung freimüthig zugestehen dürfen.“ — Mit italienischem Enthusiasmus besprachen der „Secolo“, die „Perseveranza“, „La Nazione“ und das trefflich redigirte Fachblatt „L'Elettricità“ den glücklichen Erfolg des Experimentes.

Nur einzelnen Pariser Blättern war es vorbehalten, an dem Erfolge zu mäkeln und zu nörgeln. Nachdem das weitverbreitete „Petit Journal“ mitgetheilt, daß in Lauffen 200 P.S. vermittelst Turbinen dem Neckar entnommen werden, fährt es wörtlich also fort: „Die Kraft, welche auf der Ausstellung von den Pumpen, die den Wasserfall speisen, verbraucht wurde, kann auf nicht mehr als 30 oder 40 P.S. veranschlagt werden. Allerdings unterhält der Strom auch noch 1000 Glühlampen; jedoch geschieht dieses, ohne daß derselbe durch irgendwelchen Zwischenmechanismus hindurchginge. Wir haben deshalb Grund zu glauben, daß der Versuch zwar interessant, aber doch sehr weit davon entfernt ist, die Versprechungen des Programms zu verwirklichen, welches vor Eröffnung der Ausstellung im Ueberfluß verbreitet wurde. Durch die mit Todtenköpfen geschmückten Pfähle ist noch nicht das letzte Wort über die Kraftübertragung auf große Entfernungen gesprochen worden.“ Das Blatt hätte fürwahr besser gethan, sein Todtschweigen der Ausstellung mit Resignation weiter einzuhalten, als mit so komischen Erklärungen vor aller Welt hineinzufallen. Das elektrische Licht an der Seine müßte doch etwas

gar Wunderliches sein, wenn es nicht wie allerwärts gerade so gut Betriebskraft verzehrte, wie die durch Elektromotoren bewegten Pumpen. 1000 Lampenlichter von der Stärke, die sie am Schilde der Ausstellung hatten, verbrauchen aber, wie jeder Elektrotechniker weiß, eine Betriebskraft von ca. 100 P.S. Solchen Auslassungen gegenüber berührte die Unparteilichkeit erfreulich, mit der andere angesehene französische Preßorgane die Tragweite der Lauffener Versuche zu würdigen wußten. So schrieb das „Bulletin int. de l'électricité“: „Was auch das ‚Petit Journal‘ denken möge, die Versuche der elektrischen Kraftübertragung beweisen — unsere Unparteilichkeit macht es uns zur Pflicht, dies anzuerkennen —, daß man in Deutschland Resultate erzielt hat, die man in Frankreich bisher vergebens suchte.“ In dem hochangesehenen „Temps“ veröffentlichte A. Vernier eine ruhige, wahrheitsgetreue Schilderung des Versuches und gesteht, „daß die ganze Einrichtung gut functionire“, daß das Ergebniß nach allgemeiner Annahme „ein so befriedigendes sei, als nur erwartet werden konnte“.

Bevor wir uns nun daran machen, das Einzelne dieses Vorganges der Kraftübertragung von Lauffen nach Frankfurt eingehend zu besprechen, erscheint es uns gerathen, etwas Allgemeines zur Erklärung der wesentlich dabei thätigen elektrischen Apparate, der Dynamomaschinen und der Transformatoren, vorauszuschicken. Bei unserem Besuche der elektrischen Ausstellung hatten wir Gelegenheit, die Beobachtung zu machen, daß vielen — ja wir wagen zu sagen der Mehrzahl — der Besucher es nicht möglich war, die beabsichtigte Belehrung aus dem ihnen Dargebotenen zu schöpfen, weil ihnen die nothwendigen fundamentalen Vorkenntnisse mangelten. Ein Herr z. B., der seine Rundgänge durch die verschiedenen Hallen vollendet hatte und im Begriffe stand, von Frankfurt wieder abzureisen, bat uns um eine Auskunft darüber, wo denn eigentlich an der Siemens'schen Gleichstrommaschine die Elektricität herauskomme, sowie über die Bedeutung der allenthalben angeschriebenen Worte Volt, Ampère, Voltampère! Damit nicht etwa auch über unsere Schilderungen der Schleier der Unverständlichkeit sich lege, sollen alle nöthigen Vorbegriffe, deren ja doch heute ein Gebildeter kaum länger entrathen kann, schlicht und kurz erläutert werden.

Was das Herz für den Blutumlauf und das Leben des ganzen Menschen, das ist die Dynamomaschine für die elektrische Kraftübertragung und die Entwicklung der gesammten modernen Elektrotechnik. Sie ist aber nichts anderes als eine glückliche, maschinelle Verwerthung der schon von

Faraday im Jahre 1831 entdeckten Thatsache, daß, wenn ein geschlossener Stromleiter, etwa ein Kupferdraht, dessen Enden unter sich verbunden sind, in einem magnetischen Felde, z. B. vor dem Pole eines Magneten, in bestimmter Richtung bewegt wird, in dem Kupferdrahte ein elektrischer Strom entsteht, dessen Fließrichtung und Stärke von der Beschaffenheit des magnetischen Feldes und der Strombahn, sowie von der Schnelligkeit und Richtung der Bewegung gesetzmäßig abhängt. Bereits Faraday hatte diesem die Stromerzeugung regelnden Gesetze durch Einführung des Begriffs der „magnetischen Kraftlinien" oder „Kraftröhren" eine ebenso einfache und anschauliche, wie in allen Fällen zutreffende Fassung gegeben. Heute ist man auf dieselbe, als die beste, überall wieder zurückgegangen. Was sind nun diese Kraftlinien im Sinne Faraday's? Wenn es uns gelingt, dem Leser diese eine Frage verständlich zu beantworten, so ist mit dieser Antwort der Passe-partout zur Erklärung aller übrigen Fragen in die Hand gegeben. Denn an diese Kraftlinien bindet die heutige Elektrotechnik alles. Diese Wichtigkeit der Frage möge uns zur Entschuldigung dienen, wenn wir etwas weiter ausholen, und dementsprechend möge der Leser sich die Mühe nicht verdrießen lassen, durch die trockene Schulweisheit sich hindurchzuarbeiten.

Jedermann weiß, daß in dem Raume rings um den Pol eines Magnetstabes Eisentheilchen gegen diesen hinbewegt werden. Es wirken also in diesem Raume überall Kräfte, den Pol umgibt ein Kraftfeld, ein Feld magnetischer Kräfte oder schlechthin ein magnetisches Feld. Denn unter diesem hat man nichts anderes zu verstehen, als einen Raum, in welchem magnetische Kräfte wirksam sind, seien dieselben nun an das Vorhandensein eines permanenten Magneten gebunden oder an die Gegenwart eines vom Strome durchflossenen Kupferdrahtes. Diese Kräfte sind in allen Punkten des Feldes wirksam, haben aber in jedem derselben eine andere Stärke und eine wechselnde Richtung. Erst durch die Feststellung dieser beiden Kraftelemente gewinnt das magnetische Feld seinen bestimmten Charakter. Die Richtung wird angezeigt durch die Bewegungsrichtung, welche einer Eisenpartikel, die Nordmagnetismus von der Stärke 1 besitzt, an dem fraglichen Punkte ertheilt wird, die Kraftstärke aber durch die Größe des Bewegungsantriebes oder der Beschleunigung, welche besagte Partikel erfährt. Die Erfahrung lehrt nun, daß die magnetischen Kräfte eine solche Partikel für gewöhnlich auf krummen, in den seltensten Fällen auf geraden Bahnen einem Punkte, dem magnetischen Pole, zutreiben oder von ihm wegführen; im letztern Falle ist dieser

Pol gleichfalls nordmagnetisch oder positiv, im erstern dagegen südmagnetisch oder negativ.

Befände sich an einem Orte nur ein einziger Magnetpol, so würde mit ihm das denkbar einfachste Magnetfeld gegeben sein. Die Richtungslinien der magnetischen Kräfte würden alle Gerade sein, welche entweder von diesem Polpunkte, wie die Lichtstrahlen von einem Lichtpunkte, nach allen Seiten hin gleichmäßig auslaufen oder aber von allen Seiten her zu diesem Polpunkte, wie etwa die Lichtstrahlen von der leuchtenden Innenseite einer Hohlkugel zum Centrum, einlaufen. Jenes würde eintreten, falls der Pol ein Nordpol, dieses, falls er ein Südpol wäre. Genau wie bei der Ausbreitung des Lichtes, würde auch in einem solchen magnetischen Felde die Stärke der magnetischen Kraft mit dem Quadrat der Entfernung vom Pole oder, was auf dasselbe hinauskommt, mit der Größe der Kugelschale abnehmen, die den Pol zum Centrum und die Entfernung zum Radius hat. Es ist also auf jeder Kugelschale die gesammte wirksame magnetische Kraft gleich groß, sei ihr Radius oder ihre Entfernung vom centralen Pole, welche sie wolle. Diese mathematischen Richtungslinien der magnetischen Kraft im magnetischen Feld bezeichnen zwar haarscharf den Bewegungsverlauf einer positiv magnetischen Partikel, dem praktischen Physiker ist aber damit wenig gedient. Solcher Linien lassen sich endlos viele ziehen; sie sind also ihrer Zahl nach nicht bestimmt, als bloße Gedankendinge passen sie auch nicht zur Darstellung der reellen physikalischen Kraftwerthe, welche das magnetische Feld charakterisiren. Faraday verdickte darum diese eindimensionalen raumlosen Linien zu mehrdimensionalen Kraftlinien mit concretem physischen Inhalt. Er selbst nannte sie auch nicht Linien, sondern „Kraftröhren" oder „Kraftfäden", weil sie physikalisch gleichwerthige räumliche Ausschnitte aus dem Kraftfelde sind.

Denken wir uns einen Magnetpol von der Stärke 1, so wird um ihn herum auf einer Kugelfläche vom Radius = 1 cm eine ganz bestimmte magnetische Kraft wirksam sein, und ebenso wird ein ganz genau angebbarer Bruchtheil dieser Kraftäußerung, nämlich $\frac{1}{4\,\pi} = \frac{1}{12{,}56}$ auf 1 qcm oder auf die Flächeneinheit dieser Kugelschale entfallen. Diese magnetische Kraftwirkung nun wird zur Einheit gewählt. Wo immer sie sich in einem magnetischen Felde auf der senkrecht zur Richtung der magnetischen Kraft liegenden Flächeneinheit geltend macht, dort herrscht die Feldintensität oder die Feldstärke 1. Auf einer andern entferntern Kugelschale, etwa vom

Radius = 3 cm, ist die gesammte magnetische Kraftwirkung gerade so groß, wie auf der Kugelfläche im Abstande 1 cm, auf 1 qcm aber 9mal kleiner als auf 1 qcm der letztern, weil die Kugelfläche 9mal größer geworden ist. Wir bekommen nun eine Kraftröhre, wie Faraday sie sich denkt, wenn wir aus dem Kraftgebiete des magnetischen Feldes längs der mathematischen Kraftlinien so einen Theil herausschneiden, daß auf dessen ganzem Querschnitt überall die Einheit der magnetischen Kraftäußerung vorhanden ist. In unserm ideal einfach gedachten Felde würde diese Kraftröhre also ein geradgestrecktes, pyramidales Segment sein, welches seine Spitze im Pole hat und radial nach außen gekehrt im Abstande 1 cm einen Querschnitt von 1 qcm, im Abstande 2 cm einen solchen von 4 qcm, im Abstande von 3 cm einen von 9 qcm u. s. w. hätte. Das ganze Feld aber würde in 12,56 solcher Segmente zerfallen, somit 12,56 Kraftröhren haben. Nicht der Raum jedoch ist bei dieser Kraftröhre die Hauptsache, sondern sein Kraftinhalt. Faraday und mit ihm heute wohl so ziemlich alle Physiker verlegen nämlich die magnetischen Kräfte dahin, wo sie wirken. Wenn wir nun noch weiter gehend durch die Kraftröhren die Mittellinien ziehen und diese als Symbole für die ganzen Röhren ansehen, so erhalten wir wirkliche Linien von der Bedeutung der Faraday'schen Kraftröhren, wir haben Kraftlinien im Sinne Faraday's.

Ersetzen wir jetzt unsern Einheitspol durch einen andern, welcher 100mal so stark magnetisch sein soll, dann ist die Feldstärke im Abstand 1 cm auch gleich 100, und durch 1 qcm der Kugelfläche in dieser Entfernung gehen 100 Kraftlinien hindurch, durch die ganze Kugelfläche aber 1256 Kraftlinien. Ein Pol von der Stärke = 1500 hat ein Feld mit 1500 × 12,56 = 18840 Kraftlinien. Ganz allgemein: um die Zahl der Kraftlinien eines einfachen magnetischen Feldes zu finden, habe ich nur die Zahl der Poleinheiten mit der Zahl 12,56 zu multipliciren. — So gefaßt, ermöglichen die Kraftlinien eine überaus einfache, anschauliche Vorstellung von der Beschaffenheit des magnetischen Feldes und von den überall in ihm wirksamen magnetischen Kräften; sie gestatten auch eine leichte Vergleichung der Felder untereinander. Die Feldstärke an irgend einem Punkte ist immer gleich der ganzen oder gebrochenen Zahl der Kraftlinien, welche an diesem Punkte durch die Flächeneinheit gehen, wenn man sich letztere senkrecht zu den Kraftlinien gelegt denkt. Diese Kraftlinienzahl ist aber umgekehrt proportional dem gegenseitigen Abstand der Kraftlinien an diesem Punkte und dem Quadrate des Abstandes dieses Punktes von dem cen=

tralen Pol. In demselben Maße wie die Kraftlinien im Felde näher zusammenrücken oder weiter auseinander weichen, nimmt die Intensität der magnetischen Kraft im Felde zu oder ab. Die Richtung der magnetischen Kräfte fällt überall mit derjenigen der Kraftlinien zusammen; der positive Einheitspol bewegt sich längs derselben von einem Nordpolcentrum weg, der negative Einheitspol in entgegengesetzter Richtung längs der Kraftlinien zum Nordpol hin. Sobald man für den Einheitspol noch einen bestimmten Werth einsetzt, so wird mit Hilfe der Kraftlinien auch alles im Felde quantitativ in schärfster Weise ausgedrückt. Als solchen Werth haben die Elektrotechniker auf dem internationalen Congreß zu Paris 1882 denjenigen Pol gewählt, welcher auf einen ihm gleichen Pol die abstoßende Kraft = 1 Dyne ausübt. Der Name Dyne aber wurde jener Kraft beigelegt, die der Masse = 1 gr die Beschleunigung 1 cm ertheilt. Mit diesem Polmaße ist nun auch das Maß zur Ausmessung des ganzen Feldes gegeben. Was wir oben als Feldstärke 1 definirt haben, ist gleich einem magnetischen Zug oder Druck auf die Flächeneinheit ebenfalls von der Größe einer Dyne. Gehen 10, 50, 100 Kraftlinien irgendwo durch die Flächeneinheit, so will das sagen, es wirkt auf sie eine Kraft = 10, 50, 100 Dynen.

Der Werth dieser Kraftlinien zur scharfen Feststellung der magnetischen Kraftwirkungen zeigt sich erst dann im vollen Lichte, wenn wir die Fiction eines ideal einfachen Magnetfeldes, welches wir zur Erleichterung der Erklärung bisher unserer Betrachtung zu Grunde gelegt haben, fallen lassen und zu den wirklichen Magnetfeldern übergehen. Wären die magnetischen Felder so einfach veranlagt, wie wir es angenommen haben, dann könnte man bei ihrer Sondirung und Benützung fürwahr des ganzen Apparates der Kraftlinien entbehren. Ein magnetisches Feld mit nur *einem* Pole gibt es jedoch leider nicht: es ist immer ein zusammengesetztes, es sind in ihm immer mehrere, zum wenigsten zwei Pole vorhanden. Der eine Pol biegt die Linien des andern um, entweder zu sich hin oder von sich ab, je nachdem die Pole gleichartig oder ungleichartig sind; nicht gerade, sondern krumme Linien durchfurchen jetzt das magnetische Feld, und zwar zeigt die Krümmung die verschiedenartigsten Launen je nach den relativen Stärken und Lagen der Pole. Zum Glück wird nun aber dieser scheinbare Wirrwarr von Krümmungen und Biegungen genau durch dasselbe Gesetz beherrscht, wie die steifen Geraden des ideal einfachen Feldes. Um zu finden, welches die Zahl und der Verlauf der Kraftlinien in einem zusammengesetzten Felde und an einzelnen Punkten desselben

sind, sei es, daß zwei oder daß beliebig viele Pole das Feld regieren, wird zunächst unter der Voraussetzung, daß keiner der Pole den andern beeinflußt, die Zahl und Lage der geraden Kraftlinien der einzelnen einfachen Felder, wie es oben geschehen, festgelegt. Diese Geraden kommen an den verschiedensten Punkten zur Kreuzung. An diesen Kreuzungspunkten wirken aber zwei oder mehrere Kräfte von bekannter Größe und gegebenen Richtungen gemeinsam, und es handelt sich nur darum, die aus ihnen resultirende Mittelkraft zu finden — eine der elementarsten Aufgaben der Mechanik —, und dann diese Resultirende an dem Kreuzungspunkte einzusetzen. Verbindet man endlich die gefundenen Linienelemente zu stetig sich krümmenden Bahnen, so hat man die wirklichen Kraftlinien des zusammengesetzten Feldes. Wir sagen die „wirklichen"; denn sie entsprechen, wenn ihnen die oben fixirte Bedeutung und Werthbestimmung beigelegt werden, vollkommen dem Verlauf der experimentellen Erscheinungen in einem solchen Felde. Ihre Zahl pro Flächeneinheit mißt auch hier wieder scharf die Feldintensität, und ihr Verlauf schmiegt sich mit mathematischer Genauigkeit den Richtungsänderungen der magnetischen Kraft im Felde an.

Um vieles schärfer, als dem Geographen das Netz der Breite- und Längengrade, die Curven der Isogeothermen, Isogonen, Isoklinen u. a. ein Bild von der Gestalt und den Eigenschaften der Erde, als dem Meteorologen die Isobaren, Isobronten, Isochimenen, Isohyeten, Isothermen u. s. w. eine anschauliche Vorstellung vom Zusammenhang der Witterungsfactoren zu geben vermögen, führen die Kraftlinien dem Elektrotechniker die Wirkungen im magnetischen Felde vor Augen. Darum kann es auch nicht befremden, wenn L. M. Baumgardt vom angehenden Elektrotechniker verlangt, „sein geistiges Auge daran zu gewöhnen, Kraftlinien im Raume zu sehen und gleichzeitig zu zählen, nicht anders als man die Halme eines Strohbündels sehen und gleichzeitig zählen kann". — Wie die magnetischen Wirkungen durch die magnetischen Kraftlinien, so werden auch die elektrischen Wirkungen eines elektrisch geladenen Körpers heute gleichfalls an der Hand elektrischer Kraftlinien, welche sein elektrisches Feld charakterisiren, ganz analog erklärt. Dieses erhöht wesentlich den Werth der Faraday'schen Kraftlinien. Denn so findet die innere Verwandtschaft und der nahe Zusammenhang zwischen Magnetismus und Elektricität eine klare und von jeder Hypothese freie Ausprägung. Da wir der elektrischen Kraftlinien zu unseren späteren Erörterungen nicht bedürfen, so genüge es, hier darauf hingewiesen zu haben.

Kommen wir nun zur Anwendung der magnetischen Kraftlinien, zur Feststellung der Erscheinungen der elektrischen Stromerzeugung im magnetischen Feld. Die Brauchbarkeit, welche sie hierbei bewähren, ist hauptsächlich der Grund, weshalb sie so hoch zu Ehren kamen.

Es läßt sich ganz allgemein die Behauptung aufstellen: ein elektrischer Leiter, z. B. ein Stück Kupferdraht, kann kaum im magnetischen Felde bewegt werden, ohne daß durch die magnetischen Kräfte eine Verschiebung der Elektricität in diesem Leiter veranlaßt und somit elektrische Wirkungen in ihm hervorgebracht werden. Mit Bezug auf die Kraftlinien ist es möglich, genau und ganz allgemein vorauszusagen, was immer bei irgend einer solchen Bewegung geschehen wird. Es gelten hierüber folgende Sätze:

1. Wenn immer ein gradliniger Leiter so durch das magnetische Feld bewegt wird, daß dieser dabei die Kraftlinien schneidet, wird in ihm eine Verschiebung der Elektricität bewirkt. Bei allen anderen Bewegungen kommt eine solche nicht zu stande.

2. Die dabei thätige elektromotorische Kraft wird direct gemessen durch die Zahl der in 1 Sekunde gleichsinnig geschnittenen Kraftlinien. Nehmen wir an, es bewege sich ein 10 cm langes Stück eines geraden Kupferdrahtes mit einer Geschwindigkeit von 100 cm durch eine Stelle im magnetischen Feld, wo die Feldintensität = 100 ist, d. h. wo 100 Kraftlinien durch die Flächeneinheit gehen, und die Bewegungsrichtung sei senkrecht in Bezug auf die Kraftlinien und die Längsrichtung des Drahtes, dann werden offenbar in 1 Sekunde $10 \times 100 \times 100$ Kraftlinien geschnitten. Es ist aber auch die elektromotorische Kraft, die während der Bewegung die Elektricität zu verschieben sucht, in absolutem Maße gemessen:

$$= 10 \times 100 \times 100 = 100\,000 \text{ absolute Einheiten,}$$

$$\text{oder} = \frac{100\,000}{100\,000\,000} = \frac{1}{1000} \text{ Volt,}$$

da die praktische Einheit der elektromotorischen Kraft, das Volt, 100000000mal größer ist als die absolute Einheit.

3. Die Richtung, in welcher die Elektricität im Drahte verschoben wird, hat schon Faraday durch seine „Schwimmregel“ einfach ableiten gelehrt. Diese Regel lautet: „Schwimmt man in der Richtung der Kraftlinien — also vom Nord- zum Südpol — und wendet sich dabei so, daß man in der Richtung der Bewegung des Drahtes sieht, dann ist die Richtung der elektromotorischen Kraft immer nach rechts.“

Diese drei Sätze bilden die Grundlage der ganzen elektromagnetischen Induction oder der Stromerzeugung durch Bewegung eines elektrischen Leiters im magnetischen Felde. Wir haben keine Veranlassung, auf sie hier weiter einzugehen, da wir es bei den Dynamomaschinen nicht mit geradlinigen, an beiden Enden freien Drahtstücken zu thun haben, sondern mit kreisförmigen Drahtwindungen, deren Enden leitend verbunden sind. Wir gehen deshalb sofort zu diesen über und betrachten zunächst den einfachen Fall der Bewegung einer einzigen solchen Drahtwindung durch das magnetische Feld. Für diesen Fall läßt sich aus obigen Grundgesetzen folgern, daß die elektromotorische Kraft nur abhängt von der Aenderung der Zahl der Kraftlinien, welche die von der Drahtwindung umschlossene Fläche durchbohren. Die elektromotorische Kraft ist ganz einfach proportional der während 1 Sekunde erfolgenden Zu- oder Abnahme der Kraftlinien. Die Richtung aber, in welcher die Elektricität im Drahte verschoben wird, ergibt sich durch folgende praktische Regel: „Schaut man in der Richtung der Kraftlinien durch die Drahtschlinge, so sucht die elektromotorische Kraft, welche bei einer Abnahme der Kraftlinien geweckt wird, einen elektrischen Strom hervorzubringen, der in der Drahtwindung im Sinne der Bewegung des Uhrzeigers fließt. Falls die Zahl der durchgehenden Kraftlinien bei der Bewegung zunimmt, so kreist der Strom in umgekehrter Richtung.

Um die Geduld des Lesers nicht übermäßig auf die Probe zu stellen und ihn vielleicht gar von der Kenntnißnahme der Hauptsache, die erst folgen wird, abzuschrecken, wollen wir hier heute abbrechen. Wir können ihm gleichzeitig die trostreiche Versicherung geben, den öden, felsigen, schwer gangbaren Theil unserer geistigen Kletterpartie hinter uns zu haben. Vor uns lachen wieder weite, bunte Gefilde des praktischen Lebens und Treibens, zu denen wir jetzt unschwer hinabsteigen können.

(Fortsetzung folgt.)

L. Dressel S. J.

Der Entwicklungsgang der neuern religiösen Malerei in Deutschland.

Die tiefste Erniedrigung, in welche Deutschland zu Beginn dieses Jahrhunderts gerathen war, sprach sich kaum irgendwo deutlicher aus, als in der Kunst. Verödet standen hunderte, ja tausende von Kirchen. Fast alle Klöster waren vereinsamt, zumeist lagen sie in Ruinen. Die Kunstwerke des Mittelalters waren verachtet, die der ältern und neuern Zeit nach Paris geschleppt. Mit siegestrunkenen Heeren zog der Sohn der Revolution zwar als Erbe der neuen großen Republik, aber im Gewande der Cäsaren durch die mit Trümmern besäeten Gauen.

Der hohle Classicismus, dem Jacques Louis David († 1825), Napoleons Hofmaler, huldigte, fand in Deutschland um so leichter Nachahmung, weil dort bereits Winckelmann und Goethe die Antike als höchstes Muster angepriesen und verherrlicht hatten. Als Anton Raphael Mengs († 1779) versuchte, Winckelmanns Anschauungen in Linien und Farben zu verkörpern, erhielt er von ihm das Lob, sein Bild „Apollo mit den Musen" sei das schönste Werk der neuern Zeit, vor dem selbst ein Raffael sich neigen würde. Gut gezeichnet, formvoll und farbenkräftig war es freilich, aber inneres Leben fehlte ihm. In Technik und Darstellung ward Mengs von Wilhelm Tischbein bei weitem nicht erreicht, nicht einmal in seiner besten Arbeit, dem im Städel'schen Institut befindlichen Bilde „Goethe auf den Ruinen Roms". Angelika Kaufmann († 1807) aber trat freilich in Rom in Beziehungen zu Winckelmann und Goethe und huldigte den antiken Formen, hatte jedoch zu viel Gefühl, um sich mit den hohlen Phrasen zu begnügen und der Grazie der Hofmaler des 18. Jahrhunderts gänzlich den Rücken zu kehren.

Die Akademien vermittelten ihren Zöglingen oft eine anerkennenswerthe Fertigkeit, mittelst deren ein geistloses Spiel mit antiken Formen und Ideen getrieben ward. „Man lernte einen vortrefflichen Faltenwurf malen, eine richtige Figur zeichnen, lernte Perspective, Architektur, kurz alles; und doch kam kein Maler heraus. Eines fehlte in den Gemälden ihrer Zöglinge, was vielleicht als Nebensache angesehen ward, Herz, Seele, Empfindung."

Als darum der alte Overbeck seinen Sohn einlud, nach Paris zu kommen, um beim ersten der lebenden Künstler sich zu bilden, bei dem sich

Maler aller Nationalitäten sammelten, antwortete derselbe: „Nennen Sie mir nicht die neuen Franzosen; wie kann mich ein Belisar von David rühren, wo ich überall das Theater und die Gliederpuppe durchsehe?" Zur Rechtfertigung dieses strengen Urtheils über den gefeiertsten Meister seiner Zeit wies der damals erst 19 Jahre alte Künstler auf den jüngst verstorbenen Carstens hin.

Asmus Jakob Carstens (1754—1798) war der erste in der langen Reihe jener Künstler, welcher sich, wie Overbeck und seine Freunde, schon als Schüler in Gegensatz zum geistlosen Studium der Akademien setzte. Als er seine Laufbahn beginnen wollte, zerschlugen sich die Unterhandlungen um Eintritt in Tischbeins Atelier an der Bedingung, diesen Maler des Kasseler Hofes als Bedienter auf dem Wagentritt zu begleiten, so oft derselbe zum Fürsten fahre. Freilich ward Carstens trotz seines Bildes „Der Sturz der Engel" kein religiöser Maler, aber er verdient eine Stelle in der Geschichte der religiösen Malerei, weil er den Weg zeigte von der Form zum Geiste. War seit langem die Arbeit der Künstler in sklavischer Art an das Modell und an die seit Raffael und Michelangelo blühenden Meister gebunden, so griff durch ihn eine neue Methode Platz, die vorerst in freier Weise an die großen plastischen Vorbilder der Antike anknüpfte. Schrieb doch Carstens über seine ersten Studien zu Kopenhagen: „Ich machte mit dem Aufseher des Antikenkabinets einen Vertrag, daß er mich einließe, so oft ich kommen würde. Von nun an war ich fast täglich halbe Tage lang unter diesen Abgüssen, ließ mich bei ihnen einschließen und betrachtete sie unaufhörlich. Gezeichnet habe ich da niemals nach einer Antike. Ich glaubte, das Nachzeichnen würde mir zu nichts helfen, und wenn ich es versuchte, so war mir, als ob mein Gefühl dabei erkalte. Ich dachte also, daß ich mehr lernen würde, wenn ich sie recht fleißig betrachtete und ihre Formen meinem Gedächtniß so fest einprägte, daß ich sie nachher wieder aus der Erinnerung richtig aufzeichnen könnte, und dies war auch das einzige, was ich lange Zeit trieb."

Der erste Schritt der neuen Richtung war Emancipation von der alten Methode. Weil aber Carstens und nach ihm Thorwaldsen von den Werken antiker Plastik ausgingen, wurde die Farbe in den Hintergrund gerückt. Was Ludwig Richter in seinen „Tagebuchniederschriften und Briefen" sagt, blieb für die neue Richtung während eines halben Jahrhunderts bestimmend: „Luft- und Lichteffecte wurden eher gemieden als gesucht... Ich ging nicht auf malerische Toneffecte aus, sondern auf Reichthum der Motive, klare Anordnung und Schönheit der Linienführung."

Die ersten Schritte auf dem Gebiete echter religiöser Malerei machte in diesem Jahrhundert Eberhard Wächter. Bei David hatte er in Paris zeichnen gelernt; zu Rom schloß er einen innigen Freundschaftsbund mit Carstens und ward dort katholisch. Obgleich er meist bei Stoffen des Alterthums blieb, sind doch die beiden großen Bilder „Job und seine Freunde“ seine besten Leistungen, in denen edle Form sich mit tiefsinnigem Ausdruck vereint, und durch die er am klarsten den Bruch mit der Vergangenheit wagte.

Eine wichtige Ergänzung zu dem von den bisher genannten mit Einseitigkeit bevorzugten Studium der menschlichen Gestalt brachte der neuen Richtung Joseph Anton Koch († 1839), indem er der Landschaft zu ihrem Recht verhalf und auf die lebensvolle, frische Natur hinwies. Wie er es gethan, erhellt am klarsten aus den Mittheilungen Friedrich Prellers, des bekannten Malers der großartigen Odysseelandschaften:

„Die strenge und dabei doch kindliche Weise der Koch’schen Zeichnungen machten (1829) auf mich einen wunderbaren Eindruck... Ich habe dann auch ein volles Jahr hindurch nur Conturen nach der Natur gezeichnet, wohl merkend auf den Ausdruck, auf die besondere Sprache eines jeden Gegenstandes, den ich nachbildete. An diesem Streben hatte Koch bei fortgesetztem Verkehr eine große Freude. Je mehr ich ihn verstehen lernte, desto bereiter zeigte er sich, mir Anleitung und Aufklärung zu theil werden zu lassen, und mannigfache Förderung habe ich namentlich den Stunden zu verdanken, die ich in der Campagna neben Koch zeichnend verbrachte, wobei regelmäßig beiden der nämliche Gegenstand als Vorwurf diente. Hier lernte ich erkennen, worauf es ankommt, um einen Gegenstand in bester Weise zur Anschauung zu bringen. Denn Koch beschränkte sich nie auf ein genaues Copiren der Natur, nur auf das Wesentliche ging er ein. Zufälligkeiten dagegen von nicht bezeichnender Art schienen für ihn nicht vorhanden, deshalb tragen auch seine Zeichnungen stets einen klar ausgesprochenen Charakter an sich, während sie zugleich vollkommen frei sind. Was man jetzt Meisterschaft des Vortrages nennt, das hat er nie erlernt, weil er nie danach strebte. Seine Arbeiten waren eben Erzeugnisse einer reinen, liebenswürdigen Künstlernatur... Meine Aufmerksamkeit war stetig auf die charakteristischen Züge und auf den organischen Zusammenhang in der Natur gerichtet... So mag es gekommen sein, daß meine Studien, so sehr sie mich selbst gefördert hatten, doch bei den Beschauern (Goethe und Meyer) nur ein geringes Interesse erweckten.“

Goethe tadelte dementsprechend denn auch in einem an Kestner nach Rom gesandten Brief, daß Preller „seiner eigenen Neigung zu sehr nachgegeben, die ihn ins Einsame, Wüste hintreibt, was er auch ganz wacker und tüchtig darstellt, was aber den gebildeten Menschen der neuern Zeit nicht gerade zusagt". Er hätte lieber „das Heitere, Anmuthige und Liebliche" nach Claude Lorrain betont gesehen.

Die im Gegensatz zu den alten Akademien stehenden Künstler erhielten einen hervorragenden Meister in Cornelius. Im Jahre 1783 zu Düsseldorf als Sohn des Directors der Gemäldegalerie geboren, empfing er nach dem Tode seines Vaters 1799 vom Galeriedirector Langer den Rath, „wegen offenbaren Mangels an Talent für die Kunst" lieber ein Handwerk zu erlernen. Dagegen wurde ihm in der Quirinuskirche zu Neuß die Gelegenheit geboten, eine erste Probe seines Genies zu liefern und einige Wandmalereien auszuführen, die leider untergegangen sind. Für das Oratorium der Barmherzigen Schwestern in Essen fertigte er damals ein Bild der vierzehn Nothhelfer. Zur Beurtheilung seines Vorgehens sind die von ihm seinem Schüler Lohde gemachten Aeußerungen um so werthvoller, weil sie mit den von Carsten vertretenen Principien übereinstimmen. Er sagte: „Durch das Studium des menschlichen Körpers haben Sie das Studium der Form überhaupt... Aber wenn Sie etwas zeichnen, immer ans Auswendiglernen denken!... Haben Sie einen Act fertig, zeichnen Sie ihn noch einmal aus dem Kopf... Die Akademien pflegen bloß die Handfertigkeit der Nachahmung, aber nie die Kraft des Gedächtnisses. Daher sind die armen Künstler nachher aufs Modell angewiesen, weil sie nie genug Stoff im Kopfe haben."

Dreimal betheiligte Cornelius sich an der von den „Weimarer Kunstfreunden" ausgeschriebenen Concurrenz, durch welche Goethe und seine Freunde die deutsche Kunst ihrer Zeit zu heben und in die rechte Bahn zu lenken suchten. Eine scharfe Kritik Goethe's begleitete jedesmal den Mißerfolg. Und doch hat keiner der von jenen „Weimarer Kunstfreunden" mit Preisen belohnten Concurrenten je eine bedeutende Rolle gespielt, während der von ihnen abgewiesene Cornelius für die deutsche Kunst zum Bahnbrecher ward. Einstweilen wollte aber Cornelius des Ansehens Goethe's um so weniger entbehren, weil dieser seine Kritik in höfliche Formen gekleidet hatte. Darum zeichnete er sechs Blätter zum Faust, die er durch Sulpiz Boisserée dem Dichter übersenden ließ. Dieser aber mahnte ihn, sich nicht so sehr an Dürer anzuschließen, sondern lieber die gleichzeitigen Italiener zu studiren. Cornelius war damals schon auf der

Reise nach Rom, wo er sich 1811 an Overbeck anschloß und dadurch der Richtung und der Person Goethe's immer mehr entfremdet ward. So wandte er sich vom Faust zum Nibelungenlied und zu Shakespeare. Der Auftrag des preußischen Generalconsuls Bartholdy, mit Overbeck, Schadow und Veit einen Saal seiner Villa mit Frescomalereien auszustatten, brachte ihn 1815 zum Alten Testament und zu jener Technik, in welcher er seine Hauptwerke ausführen sollte. Die 1815—1817 vollendeten Malereien sind jüngst in die Berliner Nationalgalerie übertragen worden und so dem deutschen Volk näher gebracht, dessen Ansehen sie in den damaligen Kunstkreisen so mächtig förderten. Die beiden von Cornelius vollendeten Bilder: „Joseph deutet Pharao's Traum", und: „Joseph wird von seinen Brüdern erkannt", verdienen wegen der Größe des Stiles, der edeln Linien, dem feinen Gleichgewichte in der Composition und der trefflichen Charakterisirung der Figuren reichlich das hohe Lob, das ihnen zu theil wurde. Doch zeigt sich gerade jetzt zu Berlin, wo der Carton des zweiten dieser Bilder dem Fresco gegenübersteht, daß die Zeichnung der Farbengebung weit überlegen ist. Der Carton stellt sich schöner und wirksamer dar, als das ausgeführte Werk.

Der Sieg der neuen Richtung war entschieden durch die Malereien der Casa Bartholdy. Cornelius erntete vor allen seinen Mitarbeitern die Früchte des Erfolges. Fürst Massimi bat ihn, mit seinen Freunden drei Zimmer einer Villa durch Scenen aus Dante, Ariost und Tasso auszuschmücken, der König von Preußen übertrug ihm auf Betreiben Niebuhrs die Stelle eines Directors der Düsseldorfer Akademie, und der Kronprinz Ludwig von Bayern beauftragte ihn, die neue Glyptothek zu München mit Fresken zu versehen. So entstanden jene Cartons zu Dante, deren Hauptwirkung dem Künstler zu gute kam, weil sie ihn tiefer einführten in den Geist des Christenthums. Seine in der Vorhalle und im Heldensaale der Glyptothek zu München ausgeführten Fresken illustriren freilich die antike Mythologie und die Ilias, weil das Gebäude zur Aufnahme antiker Sculpturen bestimmt war. Es herrscht aber in den Bildern eine so hohe und allgemein menschliche Auffassung und eine so reine Formengebung, daß sie sich weit über die Grenzen eines die Antike verherrlichenden Cyklus erheben. Leider tritt jedoch in ihnen der Mangel in der Farbengebung in noch größerer Deutlichkeit hervor. Die in der Berliner Nationalgalerie aufgestellten Cartons übertreffen die zu München befindlichen Fresken. Das erklärt sich nun theilweise daraus, daß der Meister die Ausführung in Farben seinen Schülern überließ und diese nicht genug-

sam dazu anhielt, in harmonischer Einheit zu arbeiten. So wurde manches bunt, hart und unzusammenhängend. Aber die Zeichnung ist so schön und edel, daß sie jenen Mangel fast vergessen macht. Mit wunderbarer Poesie schildert sie z. B., wie Orpheus im Hades durch die Macht seines Saitenspiels seine Gattin befreit. Ueberaus edel ist z. B. die Linienführung des Bildes, in dem Hektor Abschied von Andromache nimmt. Welche Wahrheit liegt in der Schilderung des Mittags, wo Helios von vier Horen geleitet auf seinem Viergespann durch das Thor des Thierkreises hervortritt!

Als die beiden Cyklen, Werke von unvergänglichem Werthe, fast vollendet waren, am 31. December 1825, kam König Ludwig in die Glyptothek, überreichte dem Meister das Kreuz des Civilordens der bayrischen Krone, womit der Adelstand verbunden war, und sagte: „Man pflegt Helden auf dem Schauplatz ihrer Thaten zu Rittern zu schlagen." Cornelius stand an jenem Tage auf dem Gipfel seines Glückes. War es Fügung oder Zufall, daß der König ihm die Auszeichnung überreichte vor dem Bilde „Der Fall Troja's", vor jenem Bilde, auf welchem dem neuen Ritter eine der höchsten Leistungen tragischen Ausdruckes gelungen war in der Figur der Kassandra? Neid, Eifersucht und verletzte Eitelkeit vereinten sich, um auf jenen Mangel des großen Meisters so oft und so entschieden hinzuweisen, daß er nie mehr ähnliche Triumphe erleben, ja von da an bis zum Tode fast nur von Enttäuschung in Enttäuschung fallen sollte. Die Zeichnung der Cartons war seine Stärke. Wie sehr er alles verachtete, was den Sinnen schmeichelt, verführerische Formen und bestechende Farbenreize, erhellt am besten aus einer kleinen Anekdote. Als nämlich im Jahre 1858 August Riedel ihm zu Rom das Bild eines von der Sonne beschienenen und badenden Mädchens zeigte, antwortete er ihm: „Sie haben vollkommen erreicht, was ich mein Lebenlang mit größter Anstrengung vermieden habe." Hätte er die Farbenwirkung nicht zu sehr vermieden, dann würden seine Gegner ihn nicht zu München gestürzt haben durch den scharf zugespitzten Ausspruch: „Ein Maler muß malen können." Dieser Ausspruch gewann an Schärfe von Jahr zu Jahr, weil sich immer mehr die heute fast allgemein herrschende Ansicht ausbildete, das Malen sei vor allem Farbengebung.

Schon wollte Cornelius München verlassen, als ein überaus erfreulicher Auftrag ihn zurückhielt. „Denken Sie sich mein Glück!" schrieb er 1829. „Ich soll nach Vollendung der Glyptothek eine Kirche ausmalen! Schon seit 16 Jahren trage ich mich herum mit einem christlichen Epos in der Malerei, mit einer gemalten Commedia divina, und ich

hatte häufig Stunden und ganze Zeiten, wo es mir schien, ich wäre dazu ausersehen. Und nun tritt die himmlisch Geliebte als Braut mir in voller Schönheit entgegen! Welchen Sterblichen soll ich nun noch beneiden?"

Man sieht, Cornelius war Dichter, aber gerade darum vielleicht zu wenig Maler im Sinne einer materialistisch gesinnten Zeit. Der König beschränkte leider den Plan, welcher auf Ausmalung der ganzen 1829 bis 1843 von Gärtner in italienisch-romanischem Stil erbauten Ludwigskirche gerichtet gewesen war. Nur Chor und Kreuzschiff sollten Fresken erhalten. Das christliche Epos mußte herabgemindert werden zu einem Cyklus, worin Cornelius nun den Triumph der heiligsten Dreifaltigkeit zur Darstellung bringen wollte. Das Chorgewölbe sollte Gott den Vater in Mitte der Engel als Weltschöpfer zeigen, die Wandflächen des Querschiffes das Leben des Sohnes, die Gewölbe desselben Querschiffes das Walten des Heiligen Geistes in der Gemeinschaft der Heiligen, und dessen Fortwirken in der Kirche. Für die Ostwand hinter dem Altare, welche einen Raum von 40 Fuß Breite bei 60 Fuß Höhe bot, bestimmte der Meister das Weltgericht als Offenbarung und Abschluß der Wirksamkeit der heiligsten Dreifaltigkeit auf Erden. Dies Bild wollte er allein ausführen. Er stellte sich darin ebenso in Gegensatz zu Rubens, dem Maler des Fleisches, als zu Michelangelo, dem Maler der Muskelstärke. Bezüglich der allgemeinen Anordnung blieb er aber beim Gewöhnlichen: er gruppirte also oben um den Weltenrichter Maria und Johannes, die Apostel, sowie Engel mit den Leidenswerkzeugen, den Posaunen und dem Buche des Lebens; unten fanden die Auserwählten und die Verdammten Platz, in der Mitte steht Michael, zur Linken aber thront der Herrscher der Unterwelt. Die übrigen Gemälde führten die Schüler aus nach Cartons des Meisters.

Seine Feinde und Neider stiegen von Tag zu Tag um so leichter im Vertrauen des Königs, weil dieser immer mehr der Richtung zuneigte, welche den Reiz der Farben verwerthet sehen wollte. Da nun einerseits das von Cornelius gemalte Gericht der gewünschten Farben entbehrte, weil Idee und Zeichnung die Hauptwirkung erzielen sollten, andererseits die Schüler in ihrer Farbengebung weder untereinander noch mit dem Meister übereinstimmten, überdies der Baumeister dem Weltgericht eine beeinträchtigende Einfassung hatte geben lassen, schien die Gelegenheit günstig, den entscheidenden Schritt zu wagen. Bevor die Gerüste völlig beseitigt, bevor also die Gesammtwirkung des Werkes hervortreten konnte, führte Gärtner, der Baumeister der Kirche, der sich von Cornelius beleidigt

glaubte, den König vor das Weltgericht. Bei einem Besuche des Königs wurde Cornelius überdies an der Thüre der Kirche von den Beamten auf Befehl des Herrschers abgewiesen. So war ihm ein längerer Aufenthalt in München unmöglich gemacht. Er wandte sich am 15. August 1840 an Friedrich Wilhelm IV., bot ihm seine Dienste an und wurde mit Freude nach Berlin eingeladen. Unter der Regierung dieses Königs erfreute sich Cornelius der höchsten Achtung und Auszeichnung, obgleich auch dort das blendende Axiom: „Ein Maler muß malen können", von Anfang an gegen ihn verwandt wurde. Es geschah mit um so mehr Erfolg, weil in dem ersten von ihm 1843 zu Berlin ausgestellten, für den Grafen Raczynski gemalten Oelbilde „Christus in der Vorhölle", sowie in der Ausführung der von Schinkel componirten Entwürfe für die Vorhalle des Museums die rechte Farbenharmonie fehlte. Freilich wurde von den meisten Beurtheilern die Erfindung jenes Oelbildes anerkannt als „geistvoll, gedankenreich und originell, wie das immer bei einem Werke von Cornelius der Fall ist. Aber man sah in Berlin zu sehr auf das Technische, als daß eine so sinnreiche Erfindung hätte zur Geltung kommen können".

Cornelius glaubte trotz aller Anfeindung auf dem rechten Wege zu wandeln. „Wenn Sie malen", sagte er seinem Schüler Lohde, „malen Sie um des Himmels willen nicht auf den Pinsel hin. Der Pinsel ist der Verderb unserer Kunst gewesen, er führt von der Natur ab zum Manierismus." Bei einer kleinen aber einflußreichen Minderheit, welche den innern Gehalt über den glänzenden Schein stellte, fand er um so treuere Anhänger, je mehr er seine Ideale verwirklichte. Ein großes Glück für ihn war namentlich, daß der König beabsichtigte, einen neuen Dom zu Berlin zu bauen und daneben einen von Säulengängen umgebenen quadratischen Hof, welcher die Gruft der Hohenzollern umfriedigen sollte. Für die Wände dieses nach Art mittelalterlicher Kreuzgänge zu errichtenden Baues entwarf Cornelius nun Cartons, welche seine besten Leistungen sind. Sie „bezeichnen in allem Betracht den Höhepunkt der Kunstthätigkeit ihres Meisters. Sie enthalten (nach dem Zeugniß Jordans [1]) die Erfüllung seiner höchsten künstlerischen Absichten. Hier war eine Aufgabe gestellt, die den größten Künstler, den besten Christen und den erleuchteten Sohn der Zeit heischte, der im Stande sein mußte, durch Tiefe und Größe seiner Gedanken, durch Weisheit und Reichthum ihrer Formengebung die

[1] Katalog der Nationalgalerie zu Berlin. 8. Aufl. S. 189 f.

Geschichte der christlichen Heilsoffenbarung nicht bloß in Gestalt der biblisch historischen Vorgänge abzuschildern, sondern ihre Bedeutung gleichsam neu zu predigen in einer Sprache, die der modernen Mitwelt verständlich war".

Der Meister hat seine Aufgabe in der großartigsten Weise gelöst, freilich wiederum so, daß die Cartons in sich abgeschlossene Kunstwerke sind, die der Farbe nicht bedürfen. Die gewaltigen, 4—5 m breiten, an 6 m hohen Bilder der apokalyptischen Reiter und des Falles Babels sind so gewaltig, daß sie den ersten Meisterwerken aller Zeiten und Völker beigezählt zu werden verdienen. Der Dom, für dessen Kreuzgang sie bestimmt waren, ward begonnen; aber seine unvollendeten Unterbauten zerfallen heute mitten im belebtesten Treiben der neuen Weltstadt. Cornelius' Cartons überdauerten den Domentwurf. Sie haben den Ehrenplatz erhalten in den eigens für sie hergestellten Hauptsälen der neben den Domruinen hoch aufragenden Nationalgalerie.

Neben ihnen findet man die Composition des für die Apsis des neuen Domes entworfenen Cartons: „Die Erwartung des jüngsten Gerichtes". Vergebens protestirte ein Recensent im Deutschen Kunstblatt (wohl Kugler) gegen diesen Entwurf, weil er „allzu katholisch sei für den größten Tempel der evangelischen Christenheit". Minister von Bethmann-Hollweg schrieb 1859 an Cornelius: „Fahren Sie fort, einem entarteten Geschlecht das Gericht des Herrn, aber auch die Vollendung seines Heilsplanes für die Menschheit vor Augen zu malen. Die Ausstellung Ihrer herrlichen Cartons, die nach dem ersten Zudrang der neugierigen Menge noch täglich sinnige Beschauer um sich versammeln, wird ihren bleibenden Eindruck nicht verfehlen. Viele Zeugnisse der Edelsten und Besten kamen mir darüber zu. Und gibt es einen andern Weg, als zunächst diese kleine Gemeinde, dann durch ihr Beispiel die Masse des Volkes zu einer höhern Stufe der Erkenntniß und Sitte heranzubilden? Nur der Wunsch bleibt, daß diese erhabene Bilderpredigt nicht bloß vorübergehend und im Entwurf, sondern in dauernder, künstlerischer Vollendung für alles Volk aufgestellt würde." Leider kam man nicht über den Wunsch hinaus, weil die neue preußische Aera des Geldes zu anderen, realeren Zielen als zu den Künsten des Friedens bedurfte. Als Cornelius am 6. März 1867 zu Berlin starb, konnte er sich wenigstens das Zeugniß geben, zwei wesentliche Aufgaben der Malerei, die gute und bedeutsame Zeichnung und die poetische Erfindung des Inhalts, mit unentwegter Entschiedenheit betont und in großartiger Weise zur Geltung gebracht zu haben. Er hat „versucht, seiner Zeit und ihrer Cultur conform denkend, beiden einen bedeutsamern

Inhalt, eine kräftigere Formensprache zu schaffen: hierin liegt seine bleibende Größe und ist der wohlthätige Einfluß begründet, welchen er auch jetzt noch auszuüben im Stande wäre" [1].

Ein drittes wesentliches Element der religiösen Kunst hat Overbeck weit mehr gefördert und in den Vordergrund gestellt: die übernatürliche Liebe, den lebendigen katholischen Glauben. Cornelius war als Katholik geboren, hatte aber im Verlaufe seines Lebens öfter einem verschwommenen Christenthum gehuldigt. In den letzten Jahren bekannte er darum: „Ich bin wieder ganz katholisch geworden." Geheimrath von Ringseis aber, einer seiner ältesten Freunde, schrieb 1878: „Je länger, je mehr häufen sich die Zeugnisse von Katholiken und Protestanten, daß Cornelius je länger je mehr das Stehen auf dem Felsen Petri im vollen Werthe erkannt und betont habe. Gern warf er sich an die Brust der treuen Mutter (der katholischen Kirche) und suchte Erwärmung und Stärkung in ihren Heilsmitteln."

Im Gegensatz zu Cornelius war Overbeck von Haus aus Protestant. Erst zu Rom schloß er sich am Palmsonntag des Jahres 1813 der katholischen Kirche an. Trotzdem war er mehr als sein Freund Cornelius ein christlicher, ein katholischer Maler. Gegen den Titel eines „romantischen Künstlers" hat er 1860 förmlich Verwahrung eingelegt und sehr gewünscht, man möge „der Sache den rechten Namen geben und ihn nicht weiter ‚romantisch' statt ‚christlich' nennen". Was er unter der gewünschten Benennung verstehe, hat er durch folgende Worte klargestellt: „Die Kunst verlangt ein ungetheiltes Gemüth. Christliche Kunstwerke müssen aus heiliger Begeisterung empfangen werden, und nur was aus einer entflammten Seele hervorgegangen, wird auch andere Seelen zu heiliger Liebe entflammen können und die Herzen himmelwärts führen — und das ist der Zweck der christlichen Kunst." [2]

Der Unterschied zwischen ihm und Cornelius tritt schon in den Bildern der Casa Bartholdy hervor. Cornelius schilderte die großartige Scene der Traumdeutung Josephs vor Pharao und die dramatische des Wiedererkennens der Brüder, während dem Freunde die rührende des Verkaufes Josephs zufiel. Die Cartons des erstern verloren durch die Farbe an Kraft und Bestimmtheit, die seinigen gewannen durch leichte und bescheidene Färbung. Welches Gewicht Overbeck auf die Farbe legte, erhellt schon

[1] Valentin, Ueber Kunst und Künstler. S. 285.

[2] Howitt-Binder, Friedrich Overbeck. II, 345 und 343. Vgl. auch diese Zeitschrift XXXIII, 85.

aus dem einen Umstand, daß er es nicht einmal verschmähte, in jenem Bilde den Säumen seine Goldränder zu geben und die lichtesten Stellen mit Gold zu höhen. In seinen Zeichnungen der Sacramente, welche zu Berlin in der Nähe der gewaltigen Entwürfe seines Freundes hängen, suchte er, im Gegensatze zu jenem, die Figuren aus der Fläche heraustreten zu lassen, hat er sogar eine farbig hergestellt, während Cornelius in der Fläche bleiben will und die Farbe verschmäht.

Mag auch immerhin in den Worten Jordans eine Uebertreibung liegen, etwas Wahres bieten sie doch. Bei Cornelius ward „alles Kirchliche zum Erhaben-Menschlichen, alles Dogmatische zum rein Religiösen" [1]. Overbeck dagegen hielt so fest am Dogmatischen, daß er „aus Gewissensgründen" ablehnte, eine Composition für den in Aussicht genommenen Berliner Dom zu entwerfen. Weil er das Gericht nicht „ganz vom katholischen Standpunkt" behandeln konnte, verzichtete er auf den ehrenvollen Auftrag des Königs. Mit Recht verglich er 1861 beim Abschiedsfeste zu Rom seinen scheidenden Freund, den er vor 50 Jahren in dieser heiligen Stadt empfangen und begrüßt habe, mit einem Riesen, ja mit einem Adler. Aber der Riese ragte zu weit heraus über seine Zeitgenossen und stieß darum manche ab; der Adler wollte sich so hoch in die lichten Sphären der Poesie erheben, daß er zu sehr vergaß, wie der Sonnenstrahl auf Erden in Farben getheilt erscheine. Die Stoffe, welche Cornelius behandelte, waren meist der Antike oder der Apokalypse entlehnt, während Overbeck sich hauptsächlich an die Geschichte der Patriarchen, des Evangeliums und der Kirche hielt. Alle diese Umstände bewirkten, daß der milde Meister in jenen Kreisen, welche sich für religiöse Malerei interessirten, weit mehr Anklang fand, als sein genialer Genosse. Overbecks Ansehen ward so groß, daß der Düsseldorfer Kunstverein bereits 1829 bei ihm ein Bild der Himmelfahrt Mariä bestellte, welches den Hochaltar des Kölner Domes zieren sollte. Zwar bewirkte der Einspruch Sulpiz Boisserée's, daß das Bild für den Marienchor des Domes bestimmt wurde; aber gegen die damals herrschende Ansicht, das Gemälde sei eine passende Zierde des Domes, erhob selbst er nicht das mindeste Bedenken. Overbeck vollendete den Carton 1847, das Bild selbst erst 1854. Im folgenden Jahre ward es im Dome aufgestellt. Bei der zu Ehren Overbecks vom Vorstande des Kunstvereins veranstalteten Festlichkeit brachte Appellationsgerichtsrath von Ammon einen Trinkspruch aus

[1] Katalog der königl. Nationalgalerie. S. 190.

„auf den Künstler, der die von den bösen Mächten der Zeit in todes-ähnlichen Schlaf versenkte, darniederliegende Kunst, der Ersten einer, wieder erweckt habe und sie, befreit von den verunstaltenden Verhüllungen des frühern Jahrhunderts, in ursprünglicher Schöne wieder in das Leben ein-führte, der das Schöne in edler, einfacher, keuscher Form darzustellen und in dem höchsten Gebiete der Kunst, in dem der heiligen Historie, das Göttliche in der Menschheit zur erbauenden Anschauung zu bringen, zur Lebensaufgabe sich gemacht".

Overbeck erschien also damals am Rhein als einer der ersten Wieder-hersteller der alten Kunst, als einer der vorzüglichsten Stifter der Schule, welcher man kühn die Ausmalung der Dome und Kirchen, die malerische Ausstattung der Altäre, ja sogar die Entwürfe zu zahllosen Glasgemälden übertragen könne.

Neben Cornelius und Overbeck hatten Philipp Veit und Wil-helm Schadow erfolgreich mitgewirkt bei der Herstellung der epoche-machenden Fresken in der Villa Bartholdy. Sie waren gleich Overbeck und Wächter Convertiten. Veits Mutter, eine Tochter des Moses Mendels-sohn, hatte in zweiter Ehe Friedrich Schlegel geheiratet. Sie brachte Veit und seine Genossen in die nächste Beziehung zur Literatur der Roman-tiker. So gewannen Schlegel, Tieck und Wackenroders „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" für die vier ebengenannten „Nazarener" fast jenen Einfluß, welcher von Winckelmann und Goethe auf die Kunst ihrer Zeit ausgeübt worden war. Es zeigte sich auch darin, wie un-erläßlich die Verbindung von Kunst und Literatur ist. Aus dieser Ver-bindung entstanden besonders in unserem Jahrhundert eine große Zahl von Kunstwerken, welche sich eng an ältere und neuere Meisterwerke der Poesie anschlossen. Hervorragende Schriftsteller gaben den Künstlern Leitung und Stoff, wofür diese durch künstlerische Bearbeitung der Literaturdenkmäler sich dankbar erwiesen. Wie aber durch Winckelmann und Goethe der un-christliche Geist der Kunst ihrer Zeit auch theoretisch zu Wort kam, so haben die Romantiker denselben christlichen und patriotischen Tendenzen Ausdruck verliehen, welche die „Nazarener" bei ihren Zeichnungen leiteten. Zuletzt sind mit den Romantikern der Dichtkunst auch jene der Malerei ausgestorben. Die Plastik ist ihrer Natur nach von den wechselnden Strömungen weniger beeinflußt worden, weil sie in den antiken Statuen einen Halt hatte, der sie in festeren Bahnen hielt.

Veit hat nun nicht nur jenen Zusammenhang von Literatur und Kunst vermittelt, sondern auch selbst in geistreichen Aufsätzen die Grund-

sätze seiner Richtung dargelegt. Praktisch hat er zu Frankfurt als Director des Städel'schen Instituts, zu Mainz durch Cartons zur Ausmalung des Domes die neue Schule vertreten. Seine besten Werke sind das Frescobild der „Einführung der Künste in Deutschland" zu Frankfurt und die „Marien am Grabe" zu Berlin. Die hohe Achtung, worin er stand, bewog Friedrich Wilhelm IV., wie von Cornelius, Overbeck und Steinle, so auch von ihm einen Entwurf zur „Erwartung des Weltgerichts" anfertigen zu lassen, um „einen Ueberblick zu erhalten, welche Gestalt dieser eigenthümliche Stoff in der Auffassung der bedeutendsten christlichen Meister unserer Zeit annehmen werde". Ein anderer Beweis seiner Bedeutung sind seine Schüler, zuerst Rethel, der sich durch die Fresken des Aachener Kaisersaales einen Namen gemacht hat. „Was bei Cornelius nicht über die ersten Keime hinausgekommen und in seiner weitern Entwicklung durch Schnorr nur bis zum Ausdruck des Lyrisch-Epischen gediehen war, die Schilderung altdeutscher Heldengröße und versunkener Kaiserherrlichkeit, das fand in diesen (von Joseph Kehren vollendeten) Fresken seine Vollendung bis zur Höhe eines kunstvoll gegliederten Drama's, dessen herbe, dichterische Größe durch keinen sentimentalen und romantischen Zug beeinträchtigt wird." [1] Steinle blieb der Richtung Veits treuer als Rethel und entwickelte sich so, daß er mehr gewesen ist, als der Titel seiner durch v. Wurzbach 1879 verfaßten Biographie glauben macht. Nicht als „Madonnenmaler unserer Zeit", sondern als Schöpfer monumentaler Fresken zu Aachen, Köln, Frankfurt, Rheineck und Straßburg, sowie durch viele vom Geiste der Romantik anmuthig belebte Aquarelle gewann er leitenden Einfluß. Alle Meister der neuen Epoche, zu denen er in inniger Beziehung stand, hat er überlebt. So konnte er deren Härten abschleifen, deren Mängel in mancher Hinsicht ergänzen und das Colorit in bessere Harmonie zur Zeichnung bringen. Moritz v. Schwind steht besonders in seinen anmuthigen Fresken aus der Legende der hl. Elisabeth der Kunstauffassung Steinle's sehr nahe. Steinle würde vermocht haben, eine Schule religiöser Maler zu begründen, welche die Errungenschaften der Neuzeit mit den Vorzügen des deutschen Mittelalters verbunden hätte. Aber nicht er, sondern Schadow sollte das Haupt einer neuen Schule werden: der Düsseldorfer.

Im Jahre 1819 war Cornelius zum Director der Malerakademie zu Düsseldorf ernannt worden. Er wollte sie zu einer „Ausbildungsschule für

---

[1] Rosenberg, Geschichte der modernen Kunst. II, 396.

Frescomalerei" machen, die ihm Endziel aller Kunst war. Schon dieser einseitige und unpraktische Plan mußte ihn auf die Dauer unmöglich machen. Da andere Verdrießlichkeiten hinzukamen, verließ er bereits 1824 die Akademie, um mit seinen besten Schülern nach München überzusiedeln. Vergeblich hatte er Schnorr v. Carolsfeld, welcher für die religiöse Malerei durch seine trefflichen Holzschnitte zur Bibel bedeutsam ward, als Nachfolger vorgeschlagen, weil dieser gleich seinem Gönner mehr Zeichner als Maler war und die einseitige Bevorzugung der Frescomalerei fortgesetzt hätte. Minister v. Altenstein berief Wilhelm Schadow als Director, damit „nicht die Malerei al fresco als Hauptstudium betrieben", sondern „neben der Oelmalerei das Studium der Malerei al fresco fortgeführt" werde.

Dieser Schritt war bestimmend für die Zukunft der Düsseldorfer Akademie. Mit allen „Nazarenern" huldigte Schadow romantischen Tendenzen, sah er in der Historienmalerei, besonders in der biblischen, das höchste Ziel eines Malers. Ein wesentlicher Unterschied zwischen ihm und den übrigen bestand aber darin, daß er eine gute technische Vorbildung mit nach Rom gebracht hatte und infolge derselben die eigentliche Oelmalerei genau kannte und schätzte. Auch dem Realismus war er weniger abhold. Ueberdies hatte ein langer Aufenthalt in seiner Vaterstadt Berlin ihn geschmeidiger gemacht. So fiel es ihm nicht schwer, sich den Verhältnissen anzupassen. Seine wichtigste Eigenschaft war ein ausgesprochenes Lehrtalent, wodurch er die neue Schule auf eine ruhmreiche Höhe hob. Erleichtert wurde seine Aufgabe dadurch, daß die besten Schüler des Cornelius ihrem Meister nach München folgten: Stilke, Stürmer, Ruben, Kaulbach, Förster, Götzenberger und Eberle, dafür aber aus Berlin Schadows Schüler nach Düsseldorf übersiedelten: K. Sohn, Mücke, Lessing, Chr. Köhler, Jul. Hübner und Theodor Hildebrandt. Dadurch gewann die Düsseldorfer Akademie neue, an der alten Berliner Akademie einheitlich im Zusammenhang mit der Vergangenheit geschulte Kräfte. So sehr man die alten Akademien tadeln mag, darf man doch auch nicht übersehen, daß auf den bedeutenderen durch die althergebrachte Methode den Schülern eine Summe technischer Handgriffe und Fertigkeiten vermittelt wurde, worin manche gute, den „Nazarenern" und ihrem Gefolge oft fehlende Vorbedingungen allgemeinern und leichtern Erfolges lagen. Nimmt man hinzu, daß die neuen Elemente eine tüchtige Dosis realistischer Weltanschauung aus der Hauptstadt in die heiteren Rheinlande brachten und dadurch den von Cornelius so eifrig gepflegten hohen Flug des Idealismus auf ein bescheideneres, verständliches Maß herabdrückten, dann wird man

zugestehen müssen, daß Schadow jenen Anforderungen entsprach, welche für ein Aufblühen der rheinischen Akademie an ihn gestellt wurden. Die Vermählung der alten Richtung mit der neuen, der preußischen Anschauungen mit den rheinischen, brachte in den Flitterwochen die glänzendsten Früchte, enthielt jedoch auch naturgemäß die Keime des Untergangs der von Overbeck in Fluß gebrachten strengreligiösen Richtung. Einstweilen arbeiteten die aus den katholischen Rheingegenden und die aus den protestantischen Landestheilen nach Düsseldorf gezogenen Lehrer und Schüler in einträchtigem Zusammenwirken voran. Den Tendenzen Friedrich Wilhelms IV. entsprechend, ließ man der Religion ihre Führerschaft und wahrte man der religiösen Kunst nicht nur in Fresco- sondern auch in Oelmalerei ihre hervorragende Stellung. Man that dies aber so, daß durch das gemeinsame Christliche alles Confessionelle in den Hintergrund treten sollte. Die Anfänge der Düsseldorfer Schule hatten demnach viele Analogie mit den damals so zahlreich eingegangenen gemischten Ehen. Die aus solchen Ehen sich ergebenden Folgen konnten nicht ausbleiben. Damals ahnte man freilich nicht, wie bald sie sich zeigen sollten.

Die Düsseldorfer Akademie blühte also einstweilen auf. Schon nach einigen Jahren zählte sie 200 Schüler. Bedeutsam war für die jungen Leute, daß Karl Immermann 1833—1837 die Leitung des dortigen Theaters übernahm und Felix Mendelssohn dessen Oper dirigirte. Auch Robert Schumann und Ferdinand Hiller, zwei Koryphäen der damaligen musikalischen Strömung, wirkten in der heitern und blütenreichen ehemaligen Residenzstadt der Pfalzgrafen, worin sich der westfälische und rheinische Adel traf. Das alles regte die Schüler zu vornehmeren, poetischen, musikalischen und figurenreichen Bildern an. Alle Vorzüge rheinischen Lebens, die reinsten Töne romantischer Musik, die gefälligsten Ergüsse romantischer Poesie umgaben die Wiege und die Jugend der Akademie. Der 1829 von Schadow gestiftete „Kunstverein für die Rheinlande und Westfalen“ bot nicht nur ein sicheres Mittel, zahlreiche Erzeugnisse der Akademie abzusetzen, sondern auch auf die weitesten Kreise einzuwirken. Der Kunstverein wurde zum wirksamsten Vertreter der neuen Richtung. Bis zum Jahre 1855 gab er an eine Million Mark für Kunstzwecke aus, kaufte 900 Oelgemälde zur Verloosung an, ließ 27 Altarbilder für Kirchen (unter anderen jenes von Overbeck gemalte Bild des Kölner Domes) und 11 Gemälde für Museen herstellen, ermöglichte durch Beitrag größerer Summen die Malereien in den Rathhäusern zu Aachen und Elberfeld und veranlaßte die Herstellung einer großen Zahl Kupfer-

stiche (unter anderen die große Disputa)[1]. Diese Kupferstiche haben der religiösen Kunst außerordentlich genützt, nicht nur am Rhein, sondern in ganz Deutschland, ja in der ganzen civilisirten Welt. Ihnen verdanken die Düsseldorfer Maler ihre Popularität. Den Höhepunkt der Düsseldorfer Schule bezeichnet zweifelsohne die Ausmalung der Apollinariskirche, welche von Deger, Ittenbach sowie von den Brüdern Andreas und Karl Müller ausgeführt wurde.

Diese und überhaupt alle Leistungen der älteren Düsseldorfer, auch die nichtreligiösen, zeichnen sich vor neueren Arbeiten aus durch tiefen Inhalt, sorgsame Ausführung, richtige Zeichnung und freundliche Farbengebung. Sie sind Spiegelbilder der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts, in dem der Rheinländer, fern vom Getriebe politischen und religiösen Haders, unberührt vom kalten Hauche skeptischer Kritik, ruhige und gemüthliche Bürgertugenden mit altererbter Religiosität paarte. Fern von hastigem, großstädtischem Wesen war er zufrieden, im häuslichen Kreise ein christliches Familienleben zu führen. Während man auf den heutigen Bildern meistens etwas Neues und Pikantes zu sehen bekommt, bieten die älteren etwas für das Gemüth und Anregung zum Denken. Während heute politische Fragen und Größen sich auch in der Kunst überall aufdrängen und das Literatenthum der Zeitungs- und Romanschreiber auf die Kunstwerke von tiefeinschneidendem Einfluß geworden ist, alles verflachend, alles hastig vorwärts treibend, lehnte sich jene ältere Kunst an edlere und bleibendere Motive an.

Was Deger mit den Seinigen für Düsseldorf leistete, thaten Heß († 1863), Führich († 1876), Kupelwieser († 1862), Neher († 1886) und Schraudolph († 1879) in Süddeutschland. Doch waren ihre Werke weniger weich und licht als die ihrer Düsseldorfer Zeitgenossen. Es kann hier auf Einzelheiten nicht eingegangen werden; Raum und Absicht dieser Darlegungen verbieten es. Erinnern wir nur noch an die klaren, stilvollen und farbenprächtigen Bilder Pfannschmidts.

Wer hätte nicht vor vierzig Jahren versichert, eine so großartig beginnende, so weit sich verbreitende, durch Talente und Regierungen, ja selbst durch den Beifall der Menge begünstigte neue Richtung werde Stand halten? Durfte man dies nicht um so mehr hoffen, weil sie auf Religion sich stützte, von Rom ausgegangen war und immer von neuem auf die großen Meisterwerke der Ewigen Stadt und ihres schönen Landes zurück-

---

[1] Wiegmann, Die königl. Kunstakademie zu Düsseldorf. S. 24.

griff? So oft die bedeutenderen Kräfte derselben eine neue großartige Aufgabe zu lösen begannen, reisten sie dorthin, um Ideen und Vorbilder zu holen, Anregung und Kraft zu schöpfen aus den reichen Quellen italienischer Kunstthätigkeit.

Die Meister sind heimgegangen bis auf den letzten. Wo ist ihrer Schüler Schaar, wo ihr Gefolge? Rasch sind sie aufgeblüht; aber wie rasch folgte dem verheißungsvollen Frühling der kalte Herbst! Neue Wege sind eingeschlagen, auf denen die Künstlerschaar sich vorwärts drängt, umjauchzt von dem großen Publikum, welches der Richtung des Zeitgeistes huldigt. Eine Minderzahl rühmt sich, echte, ernste christliche Kunst zu fördern, und geht ihre Pfade, unbekümmert um die große Menge, wiederum im vollsten Gegensatz zu den herrschenden Akademien, aber leider nicht in einheitlich geschlossener Masse, sondern zersplittert und durch tiefe Gegensätze getheilt.

Wie diese neueste religiöse Malerei sich entwickelte, in welchem Gegensatz sie zu Overbecks und Cornelius' Nachfolgern steht, wie und warum man selbst in kirchlichen Kreisen vielfach jene so vielverheißende Richtung verließ, dies werden wir demnächst näher darzulegen haben.

(Schluß folgt.)

Steph. Beissel S. J.

Der amerikanische Dichter Edgar Allan Poe.

„Ist alles in Zeit und Raum
Nur ein Traum in einem Traum?"

Ein sehr kleines Bändchen Gedichte, eine Reihe von Novellen und ein paar kurze Abhandlungen sind alles, was Edgar Allan Poe der Nachwelt hinterlassen hat. Er hat damit zu seinen Lebzeiten nicht besonderes Glück gehabt. Nach seinem Tode hat sein eigener Testamentsvollstrecker und der Herausgeber seiner Werke, Dr. Griswold, ihn an der Hand seiner Papiere in das ungünstigste Licht gerückt. In Frankreich machte ihn zuerst der selbst excentrische Charles Pierre Baudelaire bekannt, der wegen seines Gedichtes Les fleurs du mal 1857 von der Polizei verurtheilt wurde und später im Irrenhause starb. In Amerika und England fand Poe's Poesie erst nach und nach zahlreichere Bewunderer, sein Leben eine nachsichtigere und mildere Be-

urtheilung. Im allgemeinen wurde von Kritikern der verschiedensten Völker und Richtungen fast unbedingt und ausnahmslos Longfellow ihm vorgezogen und als der bedeutendste Dichter Nordamerika's betrachtet. Erst im Laufe des letzten Jahrzehnts ließen sich Stimmen vernehmen, welche jenes allgemeine Urtheil bestritten, ja geradezu umzukehren versuchten. „Sicher ist," so sagt z. B. ein deutscher Kritiker über Poe, „daß ihm an Originalität der Erfindung, an Kühnheit der Phantasie und vor allem an sprachlicher Meisterschaft kein amerikanischer Dichter nahe kommt. Seine metrischen Dichtungen füllen nur ein dünnes Bändchen, aber dieses wiegt schwerer als viele Bände von Cullen Bryant, Longfellow und Taylor. Edgar Poe ist der größte Künstler unter den amerikanischen Dichtern." [1]

Fußt dieses Abgehen von dem frühern allgemeinen Urtheil nur auf individuellen Gründen? Beruht es vielleicht auf einer Wandlung des Geschmacks und des Geisteslebens überhaupt? Oder ist es in den Werken Poe's selbst begründet, und bedeutet es so viel als Gerechtigkeit gegen ein bis dahin mißkanntes Genie?

Zur Lösung dieser Fragen wollen wir dem Leser das nöthige Material kurz zu bieten versuchen. Denn wir möchten ebenso wenig gegen einen unglücklichen Dichter ungerecht sein, als ihn deshalb übermäßig hochstellen, weil er allenfalls den obwaltenden Verirrungen des herrschenden Geschmacks oder gar vielverbreiteten religiösen Irrthümern mehr entspräche.

1.

Edgar Allan Poe wurde am 19. Februar [2] 1809, also zwei Jahre nach Longfellow und als dessen näherer Landsmann, zu Boston im Staate Massachusetts geboren, aber unter sehr verschiedenartigen Familienverhältnissen. Während Longfellows Vater ein solider, wackerer Rechtsgelehrter war, der im Volksmund „the honest lawyer" hieß, war Poe's Vater zwar der Sohn eines angesehenen Generals der jungen Union, der als Generalquartiermeister den großen Freiheitskampf mitgekämpft und Lafayette's persönliche Freundschaft genossen hatte, aber erst ein 18jähriger Advokatielehrling, als er sich in die englische Schauspielerin Elisabeth Arnold verliebte, sie gegen den Willen seiner Eltern heiratete und nun selbst Schauspieler ward. Während einer Schauspielsaison in Boston, in welcher Frau Poe als „Julia" und „Ophelia" auftrat, erblickte Edgar das Licht der Welt. Zwei Jahre später starb die Mutter zu Richmond; der Gatte folgte ihr bald ins Grab. Der verwaiste Edgar wurde von einem Kaufmann Mr. John Allan in Richmond an Kindes Statt angenommen, seine zwei unmündigen Geschwisterchen von zwei anderen mildthätigen Familien.

---

[1] So Eduard Engel, Geschichte der englischen Literatur. Leipzig, Friedrich, 1883. S. 630. Dieser Auffassung entsprechend ist Poe ein eigenes Kapitel gewidmet (S. 629—637), während sämmtliche übrigen amerikanischen Dichter als dii minorum gentium in drei Gruppen auf ungefähr 50 Seiten abgehandelt werden.

[2] Nach Stoddard; andere geben den 19. Januar als seinen Geburtstag an.

Allan und seine Frau, reiche, kinderlose Leute, meinten es mit dem Kleinen herzlich gut, sorgten für ihn wie für ein eigen Kind und waren bald stolz auf seine Schönheit, seine Lebhaftigkeit und selbst seine Unarten. Aber auf Erziehung verstanden sie sich nicht, und daß in dem Kerlchen ein Genie steckte, das ganz besonderer Pflege bedurft hätte, konnte kein Mensch ahnen. Edgar ward also in der besten Absicht regelrecht verhätschelt und verzogen. Ueberall setzte er seinen Willen durch. Er regierte das Haus. In der Kinderschule, in welcher eine Dame die Sprößlinge der vornehmeren Familien erzog, machte er dumme Streiche, und als ihn die Lehrerin gleich anderen zu strafen wagte, wurde er von der Schule weggenommen.

Im Jahre 1816 machten Herr Allan und Frau eine Reise nach Europa und sahen sich England, Irland und Schottland an. Edgar ward mitgenommen und dann in einer Schule untergebracht, zu Stoke Newington bei London, wo er 5—6 Jahre blieb. Die Schule war ein altes, düsteres, unregelmäßiges Gebäude aus der Zeit der Königin Elisabeth, mitten in einem ärmlichen Dorf, von alten, knorrigen Bäumen umgeben; der Vorsteher der Schule, Dr. Brunsby, ein steifer, feierlicher Geistlicher vom alten Schlag, war zugleich Dorfpastor. Weder in den classischen Studien, noch in den Realfächern scheint es Edgar in dieser Schule weit gebracht zu haben; die Erinnerung an die düstere Abgeschlossenheit hat er später in einer Novelle verewigt.

Zu den Pflegeeltern nach Richmond zurückgekehrt, studirte Edgar noch 3—4 Jahre daselbst weiter, unter den besten Lehrern, die zu haben waren. Die frühere Verhätschelung wurde auch jetzt wieder fortgesetzt, und Herr Allan las seinen Freunden mit großer Befriedigung die Spottverse vor, welche sein Pflegesohn verübte, obwohl dieselben nichts Besonderes daran fanden. Edgar zeigte neben vielen Unarten übrigens ein auffallendes Talent zum Erzählen und Declamiren und ein tieffühlendes, fast nur zu empfindsames Gemüth, das eine wahrhaft erziehliche Leitung überaus leicht gemacht haben würde. Allein daran fehlte es gründlich. Ohne je gelernt zu haben, sich einzuschränken oder zu überwinden, kam er mit 17 Jahren an die Universität von Virginia, um alte und neue Sprachen zu studiren, und brachte da ein Schuljahr zu — vom 1. Februar bis 15. December 1826. Nach dem Zeugniß des akademischen Vorstandes Dr. S. Maugin wurde nichts Nachtheiliges gegen ihn bekannt; er studirte fleißig, erwarb sich „Auszeichnung“ im Französischen, und wenn er keinen Grad erwarb, so wurden in jenem Jahre überhaupt keine Diplome ertheilt. Im geheimen ergab er sich aber leidenschaftlich dem Kartenspiel und dem Champagnertrinken und gerieth dadurch in so ungeheure Schulden, daß es zwischen ihm und seinen Pflegeeltern unausweichlich zum Bruche kommen mußte.

Daß er mit Schimpf von der Universität ausgestoßen worden, dann als Freiwilliger nach Griechenland gezogen, um dort den Freiheitskampf mitzukämpfen; daß er nach St. Petersburg gerathen, mit der Polizei in Collision gekommen und nur durch Dazwischenkunft des amerikanischen Gesandten vor der Knute und vor Sibirien bewahrt geblieben sei — —, das alles ist zwar aus seiner frühesten Biographie in verschiedene Literaturwerke und

Lexika [1] übergegangen, beruht aber, nach den sorgfältigen Untersuchungen R. J. Stoddards, theils auf unerwiesenen Gerüchten, theils auf einer Verwechslung Edgar Poe's mit seinem Bruder William Henry Leonhard, dem auf seinen abenteuerlichen Wanderfahrten wirklich ähnliches begegnete. Edgar aber kam nach der Rückkehr von der Schule in Stoke Newington nicht mehr nach Europa, überhaupt nicht über die Vereinigten Staaten hinaus.

Frau Allan wußte den gerechten Unmuth ihres Mannes über die Spielwuth und die colossalen Schulden ihres Pflegesohnes noch für einmal zu beschwichtigen, und Edgar erhielt Muße, die erste Sammlung seiner Gedichte zu veranstalten, auszufeilen und herauszugeben. Dieselbe erschien 1829 in Baltimore unter dem Titel: "Al Aaraaf, Tamerlan, and Minor poems." Für die Ausstattung mußte wieder Herrn Allans Börse herhalten; denn die wenigen Gedichte wurden pomphaft auf 70 Seiten auseinander gedruckt, da doch zwei Bogen dafür hätten hinreichen können.

Während die Jugendgedichte Longfellows die kindliche Frömmigkeit, das schlichte Naturgefühl und die patriotische Begeisterung eines offenen, frischen Jünglingsherzens spiegeln, durchhaucht die weit melodischeren, formvollendeteren Strophen Poe's eine mondscheinselige Träumerei und Schwärmerei, ein Anflug verfrühter, leidenschaftlicher Liebe und Melancholie und altkluger Beschaulichkeit. Es ist viel phantastische Mache dabei. Er hat sich schon in Thomas Moore's „Peri und das Paradies", Milton und Byron vertieft und will nun noch etwas Neues, ganz Unerhörtes bringen. Das ist der Stern „Al Aaraaf", den Tycho de Brahe entdeckte, der einige Tage heller als Jupiter leuchtete, dann plötzlich verschwand und nie mehr gesehen ward. Daraus phantasirte sich nun der junge Dichter eine verliebte Sternmythe zusammen, in der eine Flut von Blumenduft, Sternenglanz, geographische und mythologische Erudition bunt durcheinander schwimmen.

But two: they fell: for Heaven no grace imparts
To those who hear not for their beating hearts.
A maiden-angel and her seraph-lover —

Nur zwei: sie fielen: keine Gnade spendet
Der Himmel denen, die ihr Herz nicht hüten.
Ein Engelsmädchen und ihr Seraph-Liebster —

„Tamerlan" leidet an demselben gesuchten, exotischen Charakter. Doch hat der phantastische Traum hier etwas mehr Haut und Haar und faßbare Gestalt gewonnen. Der Welteroberer, als Jüngling gedacht, erzählt seinem Vater das Aufkeimen seiner ersten Liebe und deren Ringen mit seinen Welteroberungsplänen — alles in hyperlyrischer Begeisterung und mit überwucherndem Blüthenschmuck. Es ist schwer, sich den asiatischen Wütherich als einen so sentimentalen Troubadour zu denken; aber an wirklich poetischen Stellen fehlt es nicht:

[1] So noch in der neuesten Auflage von Meyers Conversationslexikon — in Engels Engl. Literaturgeschichte, S. 630, obwohl von beiden Stoddards Memoir citirt wird.

Idea! which bindest life around
With music of so strong a sound,
And beauty of so wild a birth,
Farewell! for I have won the Earth.

Idee! die du in Zauberklängen
Das Menschenleben hüllest ein,
Mit wilder, wundersamer Schönheit,
Leb' wohl! Ich nenn' die Erde mein!

Der junge Dichter sollte sich nun für einen bestimmten Lebensberuf entscheiden und wählte den Soldatenstand. Unter Verwendung des Generals Scott, des Oberrichters Marshall und anderer einflußreicher Gönner verschaffte ihm Herr Allan einen Platz in der Officiersschule zu West-Point. Es herrschte hier ernste militärische Ordnung und Zucht. Den meisten Cadetten war es darum zu thun, etwas zu lernen und sich auszuzeichnen. Poe aber setzte sein altes Schlaraffenleben fort, studirte nichts von den vorgeschriebenen Unterrichtsgegenständen, sondern las Dichter und unterhielt seine Mitschüler damit, dieselben kritisch zu zerzausen. Kein englischer Poet fand vor ihm Gnade, selbst nicht Byron und Shakespeare. Da er an keinen Champagner kommen konnte, schmuggelte er Branntwein. Das Trinken setzte seinen Nerven zu, und er sah jetzt schon viel älter aus, als er wirklich war. Sein müder, schlaffer, mißvergnügter Blick machte auf seine Altersgenossen einen unauslöschlichen Eindruck.

Nur fünf Monate befand er sich in der Anstalt, als er am 7. Januar 1831 erstens wegen grober Vernachlässigung aller und jeder Dienstpflicht, zweitens wegen Ungehorsams im Dienst vor ein militärisches Gericht gestellt und in beiden Punkten für „schuldig" befunden wurde. Die Strafe lautete auf „Entlassung aus dem Kriegsdienst der Vereinigten Staaten" und wurde am 6. März vom Kriegsdepartement bestätigt.

Das Unglück brach aber nicht vereinzelt über Edgar herein. Frau Allan, seine bisherige mitleidige Fürsprecherin, war inzwischen gestorben. Herr Allan hatte sich wieder verheiratet, und ein Kind aus dieser zweiten Ehe schloß Edgar von der bereits sicher erwarteten Erbschaft aus. Drei Jahre später starb er und hinterließ drei kleine Kinder als Erben. Poe war nun ohne Vermögen, ohne Familie, ohne Lebensstellung.

In seiner Noth beschloß er, eine zweite Auflage seiner Gedichte zu veranstalten. Eine Anzahl seiner Mitcadetten, die sich oft an seinen zahlreichen Spottversen und Ulkgedichten erlustigt hatten, meinten, dieselben nun gedruckt zu erhalten, und zahlten bereitwillig zum voraus den hohen Subscriptionspreis: 2 Dollar 50 Cents das Exemplar. Poe verließ so die Anstalt nicht ganz ohne Baarschaft, aber seine mitleidigen Collegen fanden sich sehr enttäuscht. Das elend ausgestattete Bändchen, welches sie für ihr Geld bekamen, enthielt auf seinen 50 Seiten kein einziges von den närrischen Stücken, die sie gehofft und erwartet hatten.

2.

Die zweite Ausgabe von Poe's Gedichten (von 1831) ist ein seltsames, merkwürdiges Büchlein. Während junge Dichter gewöhnlich ihr Herz an jeden ihrer Erstlinge zu hängen pflegen und darum kaum etwas in der Mappe behalten können, ist Poe streng, wählerisch und in der Wahl selbst kühl und überlegend wie ein Greis. Der strengste Censor hätte vom rein künstlerischen Standpunkt aus kaum strenger gegen ihn sein können, als er es selbst gegen sich war. Von der ersten Ausgabe behielt er nur zwei Stücke bei, mit allen übrigen räumte er auf; von neuen Gedichten kamen nur acht hinzu und dazu eine kurze Einleitung in Prosa.

Die Einleitung ist ein Brief, an B. gerichtet, womit er Bulwer gemeint haben soll, obwohl er mit demselben in durchaus keiner persönlichen Beziehung stand. Er tritt darin ziemlich keck auf, erklärt das Durchschnittspublikum wie die Dutzendpoeten für durchaus unzurechnungsfähig, echte Poesie zu beurtheilen, und vertraut sich darum nur dem Urtheil echter Dichterseelen an. Mit viel Witz und Schärfe wendet er sich gegen die damaligen Lieblinge des Publikums, die sogenannte „Lake School" (Southey, Wordsworth und Coleridge), die metaphysischen Dichter, besonders den frommen Wordsworth, welcher mehr als die übrigen den Werth der Poesie von dem religiös-sittlichen Gehalt und von den religiös-sittlichen Schranken abhängig machte.

„Gegen die Subtilitäten", sagt er, „welche aus der Poesie ein Studium machen möchten — nicht eine Leidenschaft — geziemt es dem Metaphysiker zu philosophiren, dem Dichter zu protestiren. Wordsworth und Coleridge sind jedoch schon bejahrte Männer; der eine von Kindheit an an Betrachtung gewöhnt, der andere ein Riese an Verstand und Wissen. Das Mißtrauen, mit welchem ich ihre Autorität zu bestreiten wage, würde deshalb ein überwältigendes sein, fühlte ich nicht aus tiefstem Herzensgrunde, daß Gelehrsamkeit wenig mit der Phantasie, Verstand mit den Leidenschaften, Alter mit der Poesie zu thun hat. . . . Wordsworth ist zu tadeln, daß er seine Jugend in Betrachtung aufgezehrt hat mit der Absicht, dann in seinen Mannesjahren zu poetisiren. Mit dem Wachsthum seines Verstandes ist das Licht, das denselben offenbaren sollte, langsam entschwunden. Sein Urtheil ist infolge dessen zu correct. Man wird das nicht verstehen, aber die alten Goten in Deutschland würden das verstanden haben, welche wichtige Staatsangelegenheiten zweimal zu berathen pflegten, einmal, wenn sie betrunken waren, und einmal, wenn sie nüchtern waren — nüchtern, damit es nicht an den nöthigen Formalitäten fehlen möchte — betrunken, weil sie sonst der Kraft ermangeln dürften . . .

„Was ist Poesie? Poesie! Diese proteusartige Idee mit so vielen Namen wie das neunfach betitelte Corcyra! ‚Geben Sie mir', so bat ich vor einiger Zeit einen Gelehrten, „geben Sie mir eine Definition der Poesie." — ‚Très-volontiers' — und er ging an seine Bibliothek, brachte mir einen Dr. Johnson und überwältigte mich mit einer Definition. Schatten des unsterblichen Shakespeare! Ich glaubte dich mit deinen geistreichen Augen hohnlächeln zu sehen über den Unverstand dieser lächerlichen Ursa Major. Denken Sie an Poesie, lieber B., denken Sie an Poesie, und dann denken Sie an — Dr. Samuel

Johnson! Denken Sie an alles, was luftig und feenhaft ist, und dann an alles, was häßlich und steif: denken Sie an die colossale Masse, an den Elephanten! Und dann — dann denken Sie an den Sturm — an den Sommernachtstraum — Prospero — Oberon — und Titania!"

In dem ersten Gedicht „Introduction" spricht sich Poe dann noch genauer über seine poetische Richtung aus. Die Romanzendichtung mit ihrem träumerischen Naturgefühl war ihm, nach diesem Geständnisse, von Kindesbeinen an „ein bunter Papagei, ein ganz vorlauter Vogel, der ihn buchstabiren lehrte". Dann kamen wilde Jahre, zu wild, um sich im Lied zu spiegeln. Als träger Junge hatte er aber Anakreon gelesen und Wein getrunken und früh herausgefunden, daß Anakreons Verse mitunter fast leidenschaftlich wären, und daß durch eine sonderbare Gehirnschemie all seine Freuden sich in Qual, seine Unbefangenheit in wilde Begier, sein Verstand in Liebe und sein Wein in Feuer auflösten. „Und noch jung und in Thorheit versunken, verliebte ich mich in die Melancholie und warf meine ganz irdische Ruhe und Zufriedenheit spielend weg."

I could not love except where Death
Was mingling his with Beauty's breath —
Or Hymen, Time and Destiny
Were stalking between her and me.

Ich konnte lieben nur, wo schon der Tod
Mit seinem Hauch der Schönheit Glanz umschlich,
Ein Ehebund, das Schicksal und die Zeit
Sich grausam drängten zwischen sie und mich.

Dann spricht er von „ewigen Condorjahren", welche den Himmel mit ihrem Donner so erschüttert hätten, daß keine Zeit für eitle Sorge geblieben sei — eine nicht üble Hyperbel für einen eben mit Entlassung bestraften Cadetten von 22 Jahren — und nun ist er so ruhig, gedämpft wie ein Sechziger oder Siebziger.

Doch jetzt ist meine Seele frei,
Mit Ruhm wie Qualen ist's vorbei,
Die schwarze Nacht in Grau verschwommen,
Und alles Feuer fast verglommen.

In diesen kurzen Licht- und Schattenstrichen ist Poe's Dichtung besser gekennzeichnet, als es später durch irgend einen Kritiker geschehen ist. Die zehn Gedichte bestätigen völlig, was er da von sich sagt. Als Probe mag „Die verdammte Stadt" dienen, die er später als „Die Stadt im Meere" nur mit geringen Abänderungen in seine letzte Sammlung aufnahm. Das Stück lautet in endgiltiger Fassung also:

Die Stadt im Meere.

Einen Thron hat der Tod sich gebaut
Fern, fern, wo kaum Einer ihn schaut;
Die Stadt liegt weithin im Westen,
Wo die Guten, die Bösen, die Schlimmsten, die Besten
Sind eingegangen zu ewiger Rast.

Da gleicht nicht Altar, nicht Thurm, nicht Palast
(Die grauen Thürme kein Zittern erfaßt)
Dem, was wir kennen und messen.
Rings, von den Winden vergessen,
Ruh'n bleiern unter des Himmels Bogen
Die starren, traurigen Wogen.

Kein Strahl vom heiligen Himmel quillt
Herab in die Stadt, von Nacht umhüllt,
Nur Licht aus dem tiefen, düsteren Meer
Strömt über ihre Thürmchen daher,
Klettert an ihren Zinnen hinauf,
An Kuppeln, Thürmen, Säulen und Knauf,
An den Königshallen und Tempelmassen,
An den Mauern, die dies Babel umfassen,
Hinauf die durchbrochenen Erker und Flanken,
Versteinerte Blätter und Epheuranken,
Hinauf die Altäre, die Friese und Stäbe,
Bekränzt mit Viole, Rose und Rebe,
Und bleiern unter des Himmels Bogen
Ruhen die starren, traurigen Wogen,
Und die Schatten verwachsen mit den Zinnen,
Als wären sie all in die Luft gebaut,
Und von dem höchsten Thurme drinnen
Riesig der Tod herniederschaut.

Offene Gräber und Tempelschwellen
Klaffen neben den leuchtenden Wellen,
Doch kein Gold, kein Diamant
An der Götzen Gesicht und Gewand,
Kein Geschmeid, um die Todten gelegt,
Die starren Wogen bewegt.
Keine Furche kräuselt je
Den endlosen Spiegel der See,
Kein Hauch bringt Kundschaft daher,
Daß es gibt noch ein glückliches Meer,
Kein Heben, kein Senken läßt ahnen
Bewegte, freundliche Bahnen.

Doch horch! Es regt sich die Luft!
Es bewegt sich die Wogengruft,
Als hätten die Thürme, seitwärts gerüttelt,
Die Wellen aus ihrem Schlummer geschüttelt,
Als hätten sie gerissen entzwei
Den dumpfen Himmel, grau wie Blei.
Es glüh'n die Wogen in rother Glut,
Es athmet langsam Ebb' und Flut,
Und es bringt ein Schmerzgestöhn empor,
Es beginnt in den Tiefen die Stadt zu versinken,
Aus tausend Schlünden bricht die Hölle hervor,
Ihr Willkomm zu winken.

„Feenland" und „Irene" sind zwei Nachtstücke, der Text zu melancholischen Mondlandschaften mit traurig verliebtem Grundmotiv, „Das Thal Nis" (nach der syrischen Legende „Das Thal der Unruhe") ein ähnliches Bild tiefeinschneidender, dumpfer Trauer.

„Israfel" schildert in einigen melodischen Strophen den Apoll des mohammedanischen Paradieses nach den Versen des Koran: „Und der Engel Israfel, dessen Herz eine Laute ist und der die süßeste Stimme hat von sämmtlichen Geschöpfen Gottes."

„Der Päan" ist ein Trauerlied auf eine früh verstorbene Geliebte, welcher zu Ehren der Dichter kein christliches Requiem anstimmen will, sondern zu besserer Huldigung ihrer Schönheit einen heidnischen Päan.

Dann folgen noch aus der ersten Sammlung „Al Aaraaf" und „Tamerlan".

Der allen Stücken gemeinsame Grundton tiefer Trauer und des Sehnens nach einer schönern, glücklichern Welt übertönt bei weitem und dämpft die weichen Liebesklänge, die übrigens nie in Ueppigkeit ausarten. Die Richtung ist eine träumerisch-ideale, und die abgemessene Form bezeugt einen bereits hohen Grad künstlerischer Reife — zu viel für einen noch so jungen Dichter. Wer gesundes Aug und Ohr hat, wird sich bald aus dem narkotischen und exotischen Duft seiner nächtlichen Traumblumen nach Sonnenlicht und frischer, freier Frühlingsluft sehnen.

3.

Ohne Hemd und Strümpfe, in abgetragenem Rock und zerrissenen Stiefeln, bis an den Hals zugeknöpft, hager und mit eingefallenen Augen meldete sich Poe im Sommer 1833 bei dem Redacteur des „Saturday Visitor" in Baltimore, der im Namen der Verleger zwei Preise ausgeschrieben hatte, einen für die beste Erzählung und einen für das beste Gedicht, welches man der Redaction einliefern würde. Wo sich Poe seit seiner Entlassung vom Militärdienst bis auf diese Zeit herumgetrieben, ist nicht sicher, ziemlich sicher dagegen, daß er das äußerste Elend eines heruntergekommenen Genies ganz und voll zu kosten bekam. Er bewarb sich um die beiden Preise und lieferte nebst einem Gedicht sechs kleine Prosaskizzen ein. Zu seinem Glück hatte er sich eine zierliche, deutliche Handschrift bewahrt. Die Preisrichter konnten seine Einsendung ohne Beschwerde lesen und beschlossen, beide Preise „dem ersten Genie zuzuerkennen, das leserlich geschrieben". Der Inhalt gefiel auch, und John Kennedy, einer der Preisrichter, selbst ein Novellist, nahm sich des unglücklichen Verfassers an, versorgte ihn mit anständigen Kleidern, brachte ihn in bessere Gesellschaft und verschaffte ihm literarische Arbeit. Auf seine Verwendung trat Poe im März 1835 bei der Redaction des „Southern Literary Messenger" in Richmond ein und hatte gleich mit seinem ersten Beitrag, der Erzählung „Berenice", glücklichen Erfolg. Im December übernahm er selbst die Redaction und konnte nun alles drucken lassen, was er in der Mappe hatte. Denn sein Name zog, seine Erzählungen gefielen allgemein. Er hätte sich jetzt gründlich aus seinem bisherigen Elend herausarbeiten können, wenn er mit seinen Talenten haushälterisch umzugehen gewußt hätte. Allein sein

Hang, alles scharf und unnachsichtlich zu kritisiren, verwickelte ihn bald in lästige Händel, die Kritisirwuth artete bei ihm selbst in literarische Rauflust aus, und der Hang zum Trinken trat mit neuer Gewalt auf.

„Wenn Sie wieder diese Wege wandeln," schrieb ihm warnend sein Verleger, ein schlichter, braver Mann, „so fürchte ich, daß alle Ihre guten Entschlüsse vergeblich sein und Sie sich schließlich Ihren Verstand vertrinken werden. Wenn Sie sich auf Ihre eigene Kraft verlassen, dann sind Sie verloren. Wenn Sie nicht Ihren Herrn und Schöpfer um Hilfe anrufen, werden Sie sich nicht retten. Wie leid es mir thut, mich von Ihnen zu trennen, das weiß nur er und ich. Ich habe Sie herzlich liebgewonnen und liebe Sie noch; ich möchte gerne sagen, kommen Sie wieder zu mir zurück, ließe mich nicht die Kenntniß Ihres frühern Lebens fürchten, daß es doch bald wieder zu abermaliger Trennung kommen müßte . . . Sie haben schöne Talente, Edgar, und Sie sollten dieselben achten, wie sich selbst auch. Lernen Sie sich selbst achten, und Sie werden bald finden, daß Sie geachtet werden. Trennen Sie sich von der Flasche und von den Kneipkumpanen für immer."

Poe versuchte das Wirthshaus zu meiden, aber es gelang ihm nicht. Er fiel wieder in seine Trunksucht zurück, und sein Verleger trennte sich im Januar 1837 unwiderruflich von ihm. Seine Lage war nun um so trauriger, als er inzwischen geheiratet hatte — seine junge Base Virginia Clemm, die ihm keine Mitgift brachte, als ihr nettes Gesichtchen, einen sanften Charakter und ihre Liebe, aber sonst keinen Cent.

Das junge Paar zog erst nach Baltimore, dann nach Philadelphia und endlich nach New York. Hier ließ Poe im Sommer die umfangreichste seiner Novellen erscheinen: „Die Geschichte des Arthur Gordon Pym von Nantatucket", die in Amerika wenig Aufsehen machte, aber in England sehr günstige Aufnahme fand. Nach Philadelphia zurückgekehrt, verband er sich 1839 mit dem nach Amerika eingewanderten Engländer William E. Burton, der aus einem Theologiecandidaten erst Schauspieler und dann Literat geworden war, zur Herausgabe einer neuen Zeitschrift, „The Gentlemen's Magazine", von dem er aber bereits nach Jahresfrist wieder zurücktrat. Wegen seiner Reizbarkeit, Anmaßung und Empfindlichkeit hielt es kein Mensch lange mit Poe aus. Ein halbes Jahr nach seinem Rücktritt wurde die Zeitschrift mit einer andern verschmolzen und jetzt „Graham's Magazine" getauft. Poe übernahm die Redaction, ward aber bald derselben überdrüssig und bewarb sich — aber vergeblich — um eine Staatsanstellung in Washington. So führte er anderthalb Jahre die Zeitschrift weiter, welche übrigens zu den beliebtesten in den Vereinigten Staaten zählte. Neben den eigentlichen Redactionsgeschäften schrieb er hauptsächlich literarische Kritiken und erzählende Feuilletons, nur selten ein Gedicht.

Als Novellist gelangte er bald zu hohem Ansehen, so daß ihm Longfellow am 19. März 1841 schrieb: „Sie irren sich, wenn Sie meinen, ‚Sie seien mir nicht vortheilhaft bekannt'. Im Gegentheil, alles, was ich aus Ihrer Feder gelesen habe, hat mich mit einer hohen Vorstellung von Ihrem Talent erfüllt, und ich glaube, daß Sie einen Platz unter den ersten Roman=

schriftstellern des Landes einzunehmen berufen sind, wenn Sie das zu Ihrem Ziel machen." [1]

Im Jahre 1844 siedelte Poe wieder nach New York über. Er fand hier Beschäftigung als Hilfsredacteur und Kritiker bei einer Abendzeitung, dem „Mirror", die von N. P. Willis und General George S. Morris geleitet wurde. Sie hatten einerseits Achtung vor seiner literarischen Befähigung, andererseits aber so viel Ungünstiges über sein persönliches Verhalten gehört, daß sie nicht allzu viel, am wenigsten eine regelmäßige und standhafte Arbeit von ihm erwarteten. Er hatte sich indes allmählich doch ein wenig gebessert, hielt seine Bureaustunden fleißig inne und ließ sich auch herbei, auf die Wünsche der Chefredacteure einzugehen, wenn diese eine Abänderung verlangten, ohne gleich aufzubrausen oder ihnen eine Scene zu machen. Wenn er ziemlich bald, im Januar 1845, aus der Redaction wieder austrat, so war es diesmal nicht wegen eines Zerwürfnisses, sondern lediglich, um als selbständiger Redacteur „The Broadway Journal", eine eigene Zeitung, zu übernehmen. Gleichzeitig trat er auch mit einer neuen Zeitschrift „The American Review" in Verbindung und ließ in der Februarnummer derselben ein Gedicht erscheinen, das seinen Ruf als Dichter in ganz Amerika und England verbreiten sollte.

4.

Das berühmteste Gedicht Poe's trägt den Titel „Der Rabe". Wie in mehreren früheren Gedichten, spielt auch hier wieder eine verstorbene Geliebte, Lenore, die Hauptrolle. Um das aber nicht subjectiv und damit allzu tragisch zu nehmen, muß man wissen, daß Poe um diese Zeit sich ganz erträglich stand, daß seine von ihm zärtlich geliebte Frau Virginia noch lebte, und daß ihre Mutter, Frau Clemm, eine treffliche Hausfrau, den kleinen Hausstand mit der rücksichtsvollsten und artigsten Sorgfalt führte. „In seinem einfachen, aber poetischen Heim", so schildert die begabte Dichterin Mrs. Osgood den kleinen Familienkreis, „erschien mir der Charakter Edgar Poe's in seinem schönsten Lichte. Muthwillig, herzlich, witzig — abwechselnd gelehrig und launisch wie ein verhätscheltes Kind — hatte er für seine junge, liebenswürdige, angebetete Frau und für alle Besucher, mitten unter den aufregendsten literarischen Arbeiten, ein freundliches Wort, ein gütiges Lächeln, eine anmuthige und höfliche Aufmerksamkeit."

Das Gedicht ganz genau metrisch nach dem Original zu übersetzen, mit denselben Reimen, ist aus dem Grunde unmöglich, weil es sich äußerlich auf dem Reimwort Nevermore (oder more) aufbaut, das in sämmtlichen 18 Strophen den Schlußreim bildet, und zwar so, daß von den elf Zeilen einer jeden Strophe je drei darauf reimen, während von den Zwischenzeilen gewöhnlich je drei unter sich klingen. Zu diesem Reimspiel, das für das Ohr vortrefflich wirkt, standen dem englischen Dichter fast ungezwungen 20 Reime auf ore zu Gebot [2]. Bei

[1] Sam. Longfellow, Life of H. W. Longfellow. London 1886. I, 377.

[2] Nevermore, Lenore, lore, door, nothing more, floor, evermore, before, implore, explore, yore, wore, shore, bore, outpour, store, core, o'er, ashore, adore.

den Zwischenreimen aber machte er sich die Sache leicht, indem er z. B. lent thee, sent thee, nepenthe reimte und sogar folgende prosaische Wendung nicht verschmähte:

Something at my window lattice,
Let me see, then, what thereat is,

was fast an den Vers erinnert:

Twinkle, twinkle, little bat,
How I wonder what you are at.

Die Hauptsache bleibt der Sinn und Rhythmus, und wir verzichten deshalb darauf, den Wortsinn um des Reimes willen abzuändern.

Der Rabe.

Mitternacht war's, dumpf und schaurig,
Als ich müd' und matt noch träumte
Ueber sonderbaren Büchern,
  Weisheit längst verscholl'ner Zeit —
Als ich nickte, fast entschlummert;
Plötzlich da erscholl ein Klopfen,
Wie wenn einer leise pochte,
  Pocht' an meiner Zimmerthür.
„Ein Besucher ist's," so brummt' ich,
  „Pochend an der Zimmerthür —
    Das nur ist's und weiter nichts."

Ach! Genau ich mich entsinne,
Im December war's, dem fahlen.
Jede Kohle sterbend malte
  Ihr Gespenst hin auf die Flur.
Sehnend wünscht' ich, es wär' Morgen;
Denn vergeblich in den Büchern
Sucht' ich Trost in meiner Trauer
  Um die todte Leonor,
Um die Maid, die selt'ne, lichte,
  Engel nennen sie Lenor
    Namenlos hier immerdar.

Jedes düst're, vage Rauschen
In des Purpurvorhangs Seide
Füllte schrill mich mit phantast'schen
  Schrecken, nie gefühlt zuvor.
Um das Klopfen meines Herzens
Drum zu stillen, wiederholt' ich:
„Ein Besucher ist's, der fordert
  Einlaß an der Zimmerthür,
    Das nur ist's und weiter nichts."

Jetzt ward meine Seele muth'ger,
Und ich zauderte nicht länger.
„Madam oder Herr!“ so sprach ich,
„Um Vergebung bitt' ich sehr,
Aber ich war eingeschlummert,
Als so leis Sie kamen klopfen,
Als so schwach Sie kamen pochen,
Pochen an der Zimmerthür,
Daß ich glaubte, mich zu täuschen — —“
Weit riß ich die Thür nun auf — —
Dunkel nur und weiter nichts.

Tief hinein ins Dunkel starrend,
Stand ich lange, staunend, fürchtend,
Zweifelnd, Wunderträume träumend,
Die ich früher nie gewagt.
Doch rings blieb es todtenstille,
Und die Stille gab kein Zeichen,
Und kein Wort erscholl, nur eines,
Das ich lispelte: „Lenor!“
Und ein Echo bracht' mein Lispeln
Dumpfer mir zurück: „Lenor!“
Dies allein — und weiter nichts.

Und ich ging zurück ins Zimmer,
In mir brannte heiß die Seele,
Wied'rum hörte ich das Pochen
Etwas lauter als zuvor.
„Sicher,“ sprach ich, „sicher ist das
Etwas an dem Fenstergitter.
Laß mich sehen, was es da gibt,
Und dem Räthsel forschen nach;
Laß mein Herz ein wenig rasten
Und dem Räthsel forschen nach:
's ist der Wind und weiter nichts.“

Offen macht' ich nun den Laden,
Als mit Rascheln und Geflatter
Kam herein ein mächt'ger Rabe
Wie aus alter, heil'ger Zeit.
Nicht den kleinsten Knix er machte,
Kein Minütchen blieb, noch ruht' er,
Vornehm, gleich Lord oder Lady,
Flog er nach der Zimmerthür,
Flog auf der Minerva Büste
Just ob meiner Zimmerthür.
Flog und saß — und weiter nichts.

Dann entlockt' der schwarze Vogel
Meinem düstern Geist ein Lächeln

Durch die ernste, strenge Würde,
Die sein Wesen trug zur Schau.
„Ist dein Kamm dir auch geschoren,"
Sprach ich, „bist du doch nicht feige,
Grimmer, alter Geisterrabe,
Wandernd aus dem Reich der Nacht.
Welchen hohen Namen trägst du
In der Nacht pluton'schem Reich?" —
Sprach der Rabe: „Nimmermehr."

Sehr erstaunt hört' ich den plumpen
Vogel mir so deutlich sprechen,
Ob auch wenig Sinn die Antwort,
Wenig Wichtigkeit besaß.
Denn wir müssen doch gestehen,
Daß kein Mensch lebt, der noch jemals
Einen Vogel hat gesehen
Ueber seiner Zimmerthür,
Vogel — Thier — auf einer Büste —
Just ob seiner Zimmerthür —
Mit dem Namen: „Nimmermehr."

Doch der Rabe, auf der stillen
Büste sitzend, sprach dies eine
Wort nur, gleichsam seine Seele
Legend in das eine Wort.
Nichts ließ weiter er vernehmen,
Keine Feder ließ er rascheln,
Bis ich endlich lauter murrte:
„And're Freunde längst mich floh'n,
Morgen wird auch er mich lassen,
Wie mein Hoffen schwand bevor."
Sprach der Vogel: „Nimmermehr."

Staunend hörte ich das Schweigen
Durch so treffend Wort gebrochen.
„Traun," sprach ich, „was er geäußert,
Ist sein ganzes Kapital,
Aufgerafft bei einem Lehrer,
Dem das Unglück auf den Fersen
Herzlos immer näher rückte,
Bis ein einzig Lied ihm blieb,
Bis der Hoffnung Trauermärsche
Wichen dem Verzweiflungslied:
„Nimmermehr — ach, nimmermehr!"

Doch der Rabe noch entlockte
Meinem düstern Geist ein Lächeln,
Stracks rollt' ich den Polstersessel
Hin vor Vogel, Büste, Thür.

Dann mich in den Sammet senkend,
Spann ich Traum an Traum, bedenkend,
Was das grimme, geisterhafte,
Plumpe, hag're Unglücksthier
Meinte mit dem „Nimmermehr"

Dieses sucht' ich zu ergründen,
Doch verrathend keine Silbe
Vor dem Thier, dess' Feueraugen
Brannten mir durch Mark und Bein.
Dies und mehr saß ich erwägend,
Mit dem Haupt bequem mich lehnend
Auf des Kissens Sammethülle,
Das die Lampe matt beschien,
Dessen Purpursammethülle
Mit dem matten Glanz darüber
Sie wird drücken nimmermehr.

Dann schien mir, ich athme Weihrauch,
Duftend aus verborg'nen Schalen;
Engel schwangen sie; ihr Fußfall
Tönte auf der weichen Flur.
„Aermster!" rief ich, „Gott gewährt dir
Jetzt durch seine Engelsboten
Linderung und süße Labe
In der Trauer um Lenor.
Schlürfe, schlürf die süße Labe
Und vergiß, vergiß Lenor!"
Sprach der Rabe: „Nimmermehr."

„Seher!" sprach ich, „böses Wesen!
Seher, ob Thier oder Teufel!
Ob dich der Versucher sandte
Oder Sturm verschlug zu mir,
Traurig, aber unerschrocken
In dies spukgequälte Oedland,
In dies Heim, wo Schreckniß waltet,
Ich beschwör' dich, sag mir klar,
Gibt's in Gilead, gibt es Hoffnung? — —
Ich beschwör dich, sag mir's klar!"
Sprach der Rabe: „Nimmermehr."

„Seher!" sprach ich, „böses Wesen!
Seher, ob Thier oder Teufel!
Bei dem Himmel uns zu Häupten,
Bei Gott, der uns beide schuf,
Sag der schmerzbelad'nen Seele,
Wird sie einst im fernen Eden
Selig nah'n der Maid, der heil'gen,
Engel heißen sie Lenor,

Selig nah'n der Maid, der hehren,
  Engel nennen sie Lenor."
    Sprach der Rabe: „Nimmermehr."

„Sei dies Wort Signal zum Scheiden,
Vogel oder Teufel!" schrie ich.
„Kehr hinaus in Sturm und Wetter,
  In der Nacht plutonisch Reich!
Laß zurück mir keine Feder
Als ein Zeichen deiner Lüge.
Laß allein mich, ungebrochen
  Von der Büste komm herab!
Fort! aus meinem Herz den Schnabel!
  Fort! von meiner Thür dein Bild!"
    Sprach der Rabe: „Nimmermehr."

Und der Rabe, nicht sich mucksend,
Sitzt noch immer, sitzt noch immer
Auf Minerva's blasser Büste
  Just ob meiner Zimmerthür.
Und sein Auge sticht so bohrend,
Wie ein Dämon auf der Lauer,
Und die Lampe, ihn beleuchtend,
  Malt sein Schattenbild am Grund — —
Und nie wird sich wieder heben
  Aus dem Schattenbild am Grund
    Meine Seele — nimmermehr!

Sicherlich ist dieses Gedicht sehr eigenartig. Mag man seinen Aufbau etwas zu sehr gekünstelt, die Ausführung stellenweise zu breit finden: es kann sich neben Bürgers „Leonore" (an welche dieser Name unwillkürlich erinnert), neben Coleridge's „Lied des alten Matrosen" und neben Longfellows „Skelett in Waffenrüstung" und „Wanduhr an der Treppe" sehen lassen. Der nüchterne Realismus, mit welchem es die Situation schildert, sticht schroff von den genannten Gedichten ab und weckt den Eindruck des Unheimlichen und Schaurigen in ganz anderer Weise. Es erhält dadurch einen echt modernen Zug, aber eben dieser durchkreuzt und verwischt theilweise wieder die Empfindung des Wunderbaren, und das Ganze klingt schließlich rein subjectiv und lyrisch in jene tiefe, untröstliche Trauer aus, welche fast die ganze Poesie Poe's durchweht. Die zwei angezogenen Gedichte Longfellows haben bei gleicher, wenn nicht höherer künstlerischen Vollendung einen viel bedeutenderen Gehalt.

5.

Poe zeichnete das Gedicht in der „American Review" mit dem Pseudonym „Quarles". Der wirkliche Verfasser wurde indes bald herausgespürt und fand so viel Anklang, daß die Redaction mehr Gedichte von ihm zu erhalten wünschte. Rasche Fruchtbarkeit war indes nicht seine Sache, und so begnügte er sich, zwei der früheren, schon vor 14 Jahren gedruckten Gedichte mit neuem

Titel und einigen Abänderungen einzureichen. Den „Raben“ nebst einigen anderen Stückchen gab er separat in einem Bändchen heraus.

In seinem eigenen Organ, dem „Broadway Journal“, druckte er fast alles wieder ab, was er früher geschrieben hatte, Erzählungen sowohl als Gedichte. Das schadete ihm jedoch nicht. Seine Erzählungen wurden viel und gern gelesen. Eine derselben, „Die Mörder der Rue Morgue“, wurde in Paris fast gleichzeitig von zwei Zeitschriften als Feuilleton veröffentlicht und führte einen Proceß zwischen denselben herbei, der den wirklichen Verfasser, „Un romancier Américain nommé Poë“, ans Tageslicht brachte. Die Revue des deux Mondes beschäftigte sich jetzt mit ihm, seine besten Novellen wurden übersetzt, und die vornehmen Familien New Yorks luden ihn mit seiner Frau in ihre Salons, wo sein Conversationstalent ihm viele Bewunderer verschaffte.

Seine Frau kränkelte jedoch schon damals. Er selbst arbeitete mit regem Künstlerfleiß und stets mit hohen Anforderungen an sein Talent. Aber was seine Schriften an künstlerischem Werth gewannen, das verloren sie meist an Popularität, und so kam er nie aus seinen Geldschwierigkeiten heraus, sondern litt mit seiner Frau drückenden Mangel. Mehr als einmal geschah es, daß die arme kränkliche Frau in leichter, abgetragener Kleidung von einer Redaction zur andern laufen mußte, um einen Aufsatz ihres Mannes unterzubringen und so Geld für die laufenden Ausgaben zu erhalten, während er selbst krank zu Hause lag. Das „Broadway Journal“ ging schon im Januar 1845 wieder ein, und Poe schrieb nun für ein „Magazin“ in Philadelphia eine Reihe von kleinen Aufsätzen über „Die Schriftsteller New Yorks“. In Fordham, einer kleinen Stadt bei New York, wohin er im Sommer übersiedelte, wurde seine Frau ernstlich krank und bettlägerig, so daß ihre Mutter sie nicht mehr verlassen konnte. Auch er erkrankte jetzt, und da er nichts verdienen konnte, kam es so weit, daß wohlwollende Leute in einer Zeitung zur Unterstützung für ihn auffordern mußten. Solche wurde ihm reichlich zu theil; aber im Januar schied seine Frau an der Schwindsucht dahin, die mit so viel Geduld und Hingebung seine schweren Lebensschicksale getheilt hatte. Er widmete ihr einen seltsamen, phantastischen Trauersang; aber besser als in dessen gekünstelten Wendungen drückt sich seine Liebe zu ihr in einem Sonett aus, das er nach ihrem Tode an ihre Mutter richtete:

An meine Mutter.

Ich fühl's, daß in des Himmels lichten Kreisen
Die Engel keinen süßern Namen kennen,
Voll Lieb' und Andacht, seligem Lobpreisen,
Als jenen, den mit uns sie Mutter nennen.

Drum gab ich längst Dir diesen theuren Namen,
Seitdem Du mehr als Mutter mir gewesen;
Da Tod und Grab Virginia mir nahmen,
Fiel Dir mein Herz zu, meines Wesens Wesen.

Die mich gebar, die ich so früh verloren,
War meine Mutter nur, doch Du, Du bist
Der Einen Mutter, die ich mir erkoren,
Mehr drum, als mir die eig'ne Mutter ist,
Unendlich mehr. Des eig'nen Lebens Licht
Galt mir so viel als die Geliebte nicht.

Die Trennung schnitt unendlich tief in sein Leben ein. Er suchte nach Trost, aber leider nicht da, wo er zu finden gewesen wäre, in der Religion, sondern in philosophischen Speculationen. Er wollte jetzt das Problem des Weltalls ergründen und gelangte dadurch in ein wunderliches Gewirr pantheistischer Anschauungen. Um wieder die Mittel zur Gründung einer eigenen Zeitschrift zu erwerben, begann er in New York eine Reihe von Vorlesungen über seine philosophischen Ideen zu halten und gab sie bald darauf unter dem Titel: „Eureka. Ein Gedicht in Prosa", heraus. Er hatte sich so in das neue Thema verbohrt, daß er den fabelhaftesten Erfolg davon hoffte und bei dem Verleger Putnam gleich eine Auflage von 50 000 Exemplaren beantragte. Er mußte sich jedoch mit 500 begnügen, und auch damit hatte er wenig Erfolg. Dagegen gelangen ihm um diese Zeit noch einige gute Gedichte.

Im Sommer 1849 reiste er nach Richmond, um neue literarische Beziehungen anzuknüpfen, fiel aber daselbst in die Hände seiner einstigen Trinkgesellen und brachte sein weniges Geld bis auf den letzten Heller durch. Im jämmerlichsten Zustande meldete er sich dann bei Mr. John R. Thompson, dem Redacteur des „Messenger", der sich seiner erbarmte und ihm ebenso liebreich half, wie früher Kennedy. Er nahm seine Arbeiten wieder auf, hielt mit gutem Erfolg eine öffentliche Vorlesung und leitete alles ein, um sich zum zweitenmal zu verheiraten. Am 2. oder 3. October verließ er Richmond, um seine Schwiegermutter Mrs. Clemm in New York zu seiner Hochzeit abzuholen. Doch unterwegs ließ er sich von einem Bekannten wieder zum Trinken verleiten, und so kam er in einem Zustand von Delirium in Baltimore an. Als er hier in den Straßen auf- und ablief — es war gerade ein Wahltag —, wurde er von den Agenten eines politischen Clubs aufgegriffen, die Nacht in einen Keller eingesperrt und folgenden Tags zur Abstimmung in elf verschiedene Wahllokale geschleppt. In dem letzten derselben wurde er dann am nächsten Tag bewußtlos aufgefunden und in ein Hospital gebracht. Hier kam er noch einmal zu sich, aber nur um die jammervollen Worte herauszustottern: „Mein bester Freund wäre, der mir das Lebenslicht ausbliese." Dann starb er, elend und verlassen. Erst lange nach seinem Tode, am 17. November 1875, wurde ihm in Baltimore ein Denkmal gesetzt, für welches hauptsächlich die Lehrer der Stadt die nöthigen Mittel gesammelt hatten.

6.

Es ist seltsam, daß die gegenwärtige Zeit ebenso geneigt ist, Genie und Talent in Zweifel zu ziehen, sobald sie sich in den Schranken der göttlichen Gesetze sanft und harmonisch entwickeln, als ihm begeistert zu huldigen,

sobald es sich gegen Gott empört oder durch schnöden Mißbrauch sich und andere mit eben den Gaben unglücklich macht, welche ihm zum eigenen und allgemeinen Besten verliehen waren. Von Schuld ist Poe offenbar nicht freizusprechen; indes flößt sein jammervolles Loos doch immerhin einiges Mitleid ein. Ein brutaler Schlemmer war er nicht, sondern ein gutmüthiger, bis zum Leichtsinn kindlicher und dann wieder bis zur Verzweiflung melancholischer Gemüthsmensch, den Temperament, verkehrte Erziehung, schlechter Umgang und der Mangel einer sichern Lebensstellung ins Elend brachten. Schon seinem Aeußern nach wird er als eine zarte, fast mädchenhafte Erscheinung geschildert, und diesem Aeußern entsprach die Zartheit, Empfindlichkeit, Beweglichkeit und das feinbesaitete Gefühlsleben seiner Seele. Dieses sensitive und nervöse Wesen schlug aber bei ihm nicht die frivole, schmutzige Richtung eines Heine oder Musset ein, sondern hielt sich in den Höhen eines träumerischen, platonischen Idealismus. Poe hat einen lesenswerthen kleinen Aufsatz über „Das Princip der Poesie" geschrieben, worin er der Dichtkunst eine hohe Aufgabe stellt.

Als Princip der Dichtkunst bezeichnet er „strict und einfachhin das menschliche Streben nach himmlischer Schönheit" (the human aspiration for supernal beauty); „die Offenbarung dieses Princips aber", sagt er weiter, „findet sich stets in einer erhebenden Anregung der Seele (an elevating excitement of the Soul), durchaus unabhängig von der Leidenschaft, welche in der Berauschung des Herzens, und von der Wahrheit, in welcher die Befriedigung der Vernunft besteht. Denn was die Leidenschaft betrifft, so geht ihr Streben leider eher dahin, die Seele zu erniedrigen, als zu erheben. Liebe dagegen — Liebe — der wahre göttliche Eros — die Uranische Venus, soweit sie sich von der Dionäischen durchaus trennt — ist ohne Frage der reinste und wahrste aller poetischen Gegenstände. Und was die Wahrheit betrifft, so werden wir allerdings durch das Erlangen der Wahrheit zur Erkenntniß einer Harmonie geführt, wo wir zuvor keine wahrnahmen, und wir empfinden sofort die poetische Wirkung — aber diese Wirkung bezieht sich nur auf die Harmonie und nicht im mindesten auf die Wahrheit selbst, welche nur dazu diente, die Harmonie zu offenbaren.

„Wir werden indes unmittelbarer einen klaren Begriff von dem erhalten, was wahre Poesie ist, wenn wir einige der einfachen Elemente aufzählen, welche im Dichter selbst die poetische Wirkung hervorbringen. Er erkennt die Ambrosia, die seine Seele nährt, in den hellen Gestirnen, die am Himmel strahlen — in den Wellenlinien der Blumen — in den buschigen Sträußen der Gesträuche — im Wogen der Kornfelder — im Rauschen hoher Tropenbäume — im blauen Duft der Berge — in den Bildungen der Wolken — in dem Blitzen halbverborgener Bäche — in der Stille einsamer Seen — in der sternspiegelnden Tiefe verstohlener Quellen. Er nimmt sie wahr in den Liedern der Vögel — in der Aeolsharfe — in dem Seufzen des Nachtwindes — in dem düstern Rauschen des Hochwaldes — in der Klagestimme der Brandung am Uferrand — im frischen Hauch der Wälder — im Duft des Veilchens — im üppigen Wohlgeruch der Hyacinthe — in dem

feinen Hauch, der zur Abendzeit über grenzenlose, unerforschte Meeresstrecken von fernen, noch unentdeckten Inseln ihm zuströmt. Er anerkennt sie in allen edlen Gedanken — in allen unweltlichen Beweggründen — in allen heiligen Impulsen — in allen ritterlichen, großmüthigen, das eigene Selbst opfernden Thaten. Er fühlt sie in der Schönheit des Weibes — in der Anmuth ihres Schrittes — in dem Glanz ihres Auges — in der Melodie ihrer Stimme — in ihrem sanften Lachen — in ihrem Seufzen — in dem harmonischen Rauschen ihrer Gewänder. Er fühlt sie tief in ihrem gewinnenden Liebreiz — in ihrer glühenden Begeisterung — in ihrer milden Barmherzigkeit — in ihrem sanften und hingebenden Dulden — aber vor allem, weit vor allem beugt er sich vor ihr, verehrt er sie in der Treue, in der Reinheit, in der Kraft, in der ganz und gar himmlischen Majestät ihrer Liebe."

Diese poetische Umschreibung der Poesie umfaßt wirklich fast alles, was die Dichter zu allen Zeiten und in allen Zungen sangen und verherrlichten. Das religiöse und das patriotische Element ist darin nach seinem ganzen Umfang mit eingeschlossen. Aber wie es nur zu oft in der Literatur ganzer Völker der Fall ist, tritt auch bei Poe schließlich die himmlische Liebe vor der irdischen Liebe zurück, und Frauenminne erhält praktisch jenen ersten Platz im Herzen, der nach seiner eigenen Theorie eigentlich der Gottesliebe gebührte.

Was Poe fehlte, das war der rechte, religiöse Halt, den eben nur das Christenthum zu bieten im Stande ist. Nur ein paar seiner Gedichte gehen über den engsten Kreis subjectiver Gefühlswelt hinaus, und in diesen wenigen denkt und spricht er wie ein moderner Heide, dem das Kreuz ein unbekanntes Zeichen geworden ist. Charakteristisch ist in dieser Hinsicht seine Elegie auf das „Kolosseum" in Rom.

Das Kolosseum.

Sinnbild des alten Rom! Reliquienschrein,
Zur Andacht frommer Nachwelt hinterlassen
Von Heldenaltern, reich an Pomp und Macht.
Ach! endlich — endlich — nach so vielen Tagen
Mühsel'ger Pilgerschaft und heißen Durstes
Nach jener Poesie, die in dir quillt,
Knie ich verändert, ein demüth'ger Mann,
In deinem Schatten, trinke ganz mich voll
An deiner Größe, Traurigkeit und Glorie!

O Riesengröße! Alter! Weltgeschichte!
Verheerung! Todtenstille! düst're Nacht!
Ich fühl' euch jetzt — euch nun in voller Kraft.
O Wahrspruch, sich'rer, als ein Judenkönig
Je gab im Garten zu Gethsemane!
O Zauber, mächt'ger, als je ein Chaldäer
Dem stillen Lauf der Sterne abgewann!

Hier, wo ein Held fiel, fällt nun eine Säule!
Hier, wo in Gold des Adlers Bild erstrahlte,
Da hält die Fledermaus die Nachtwigil!
Hier, wo das gold'ne Haar der Römerinnen
Im Winde wogte, wogt jetzt Rohr und Distel;
Hier, wo auf gold'nem Thron der Cäsar saß,
Schlüpft geisterhaft in ihre Marmorwohnung,
Vom Schein der Mondessichel matt bestrahlt,
Die Steineidechse rasch und still dahin.

Doch halt! Die Mauern — und die Bogen drauf,
Epheuumgrünt — die schwarzen Säulenschäfte —
Die bröckeligen Simse, Kapitäler —
Der quergeriss'ne Fries — die Nischentrümmer —
Der halbe Architrav — sind Wrack — Ruine —
Sind diese Steine — graue Steine — Alles,
Was vom Coloß und seinem Ruhm dem Schicksal
Und mir der Zahn der Zeit noch übrig ließ?

„Nicht Alles," sprach das Echo, „nein, nicht Alles!
Prophetenworte tönen immerdar
Aus unsern Trümmern laut ans Ohr des Weisen,
Den Melodien der Memnonssäule gleich;
Ins Herz der Mächtigsten bringt unser Machtwort
Und lenkt beherrschend alle Riesengeister.
Wir sind nicht machtlos — wir verblaßten Steine,
Nicht ganz ist unsre Kraft dahin — nicht unser Ruf —
Nicht ganz der Zauber unsres hohen Ruhmes,
Das Wunderbare, das uns rings umgibt,
Noch das Geheimniß, das in uns verborgen —
Nicht die Erinnerungen, die an uns
Und um uns hängen, kleben, wie ein Kleid,
Ein Festgewand, das mehr als Ruhm bedeutet."

Was dieses Festgewand bedeutet, sagt er nicht. Von dem Triumph des Christenthums auf dieser blutigen Arena weiß er nichts zu melden. Das Kreuz entgeht seinem Blick. Ein christliches Rom ist ihm unbekannt. Christus ist ihm nur ein „Judenkönig". Die Engelwelt spielt in seinen Gedichten eine große Rolle, aber nicht im christlichen Sinn, sondern in jener verschwommenen, phantastischen Bedeutung, in welcher Thomas Moore die orientalischen Engelsmärchen umgedichtet hatte. Seine Engel sind nicht erhabene Geister, welche den Thron des Dreieinigen umgeben und als seine Diener dem Menschen schützend zur Seite stehen, sondern ein verklärter orientalischer Mädchenhof, der ätherisch über der Erde schwebt und machtlos dem Jammer dieser Erde zusieht. Die Erde selbst, die Menschheit und ihre Geschichte sieht Poe mit einem verzweifelt düstern Blicke an, aber man würde ihm wohl Unrecht thun, wenn man ihn einfach mit den Pessimisten unserer Tage zusammenwerfen wollte. Die Hoffnung auf den Himmel klingt oft in seinen düstersten Ge-

dichten wieder, und erst als er, ohne jede philosophische Vorbildung, im Elend der letzten Lebensjahre sein pantheistisches Weltsystem ausbrütete, verfiel er auf den seltsamen Trost: „Der Schmerz über den Verlust unserer individuellen Identität hört auf, wenn wir weiter erwägen, daß der oben beschriebene Proceß nichts mehr und nichts weniger als ein Absorptionsproceß ist, durch den jede individuelle Intelligenz alle anderen Intelligenzen (d. h. die des Universums) in ihre eigene aufnimmt. Damit Gott Alles in Allem werde, muß Jeder Gott werden."

Aus solcher grenzenlosen Verschwommenheit und Verworrenheit sind Gedichte wie das folgende zu erklären, das fast so frivol und traurig wie das Glaubensbekenntniß eines modernen Pessimisten tönt.

Die siegreiche Schlange.
(The Conqueror Worm.)

Es ist eine Gala-Vorstellung heut' Nacht,
In späten, einsamen Jahren.
Mit Schwingen und Schleiern in himmlischer Tracht
Sitzen Engel in dichten Schaaren
Im weiten Theater. Sie weinen sehr:
Die Scenen viel Rührung nähren;
Indes tönt aus dem Orchester daher
Die hehre Musik der Sphären.

Und Mimen, gestaltet nach Gottes Bild,
Die murmeln verschiedene Rollen;
Sie kommen und geh'n, bald sanft, bald wild,
Doch Puppen, ohn' eigenen Willen.
Unfaßbare Mächte nach ihrem Sinn
Die Scenerie wandeln und färben,
Sie rauschen auf Condorschwingen dahin
Und stiften geheim Verderben.

Das bunte Drama sicherlich
Kommt nie dem Gedächtniß abhanden,
Mit dem Phantom, das für immer entwich,
Das die Menge nicht verstanden.
Im selben Kreise, zum selben Punkt
Dreht stets sich das Rad des Geschickes,
Ein wenig Narrheit, viel Sünde und Grau'n,
Das ist die Seele des Stückes.

Doch sieh! In des Schauspiels Bacchanal
Stiehlt sich ein Ungeheuer
Von draußen kriechend in den Saal,
Gehüllt in blutroth Feuer.
Es wälzt sich daher — und die Spieler all
Verschwinden in seinem Rachen.
Die Engel weinen ob ihrem Fall,
Und Menschenblut mästet den Drachen.

Die Lichter sind aus — das Stück ist aus,
Und über die zuckenden Glieder
Wie ein Leichentuch, in Sturmgebraus,
Der Vorhang rasselt nieder.
Die Engel schlagen den Schleier zurück,
Steh'n auf und gestehen es bange:
„Die Menschheit" heiße das schreckliche Stück,
Und der Held sei „die siegreiche Schlange".

7.

Das Streben Poe's, etwas Neues, Ungewöhnliches, Seltsames zu bieten, und seine künstlerische Sorgsamkeit für die Form lähmte seine Fruchtbarkeit fast bis zum Erfrieren. Außer den genannten Stücken liegen aus einer Zeit von 18 Jahren (1831—1849) noch ungefähr 20 Gedichte vor, alle von geringem Umfang, ein paar von nur 8—12 Zeilen — also meist nur ein Gedicht auf ein Jahr. Darunter sind nun einige von wahrhaft classischer Abrundung und Schönheit, wie dasjenige „An Helena", das ein anderer Dichter wohl als „Die Juninacht" überschrieben haben würde, das „Für Annie", eine Schilderung seiner Genesung nach schwerer Krankheit, „Anabel Lee", ein Trauerlied in Balladenform auf eine frühverstorbene Geliebte, „Lenor", dasselbe Thema in rein lyrischer Fassung. An Mannigfaltigkeit der Stoffe, der Stimmungen, der Formen, der Sprache selbst steht die Sammlung weit hinter der gesammten Lyrik Longfellows zurück, um an die epischen und dramatischen Werke des letztern nicht zu erinnern. Gegenüber Leistungen wie „Evangeline" und „Hiawatha" ist es geradezu lächerlich, Poe für den größern Dichter erklären zu wollen, und ich glaube, die Voreingenommenheit für ihn, die sich in letzter Zeit geltend machte, rührt lediglich daher, daß die betreffenden Kritiker an Pantheismus, Pessimismus, Melancholie und anderen modernen Uebeln leiden, die in Poe's Dichtungen einen gewissen Anklang finden, während Longfellows Poesie noch ganz aus christlichen Vorstellungen und Anschauungen herauswächst.

So abgerundet die meisten Gedichte Poe's sein mögen, in einzelnen tritt vor lauter Künstelei die hellste Geschmacklosigkeit zu Tage, wie z. B. in den „Glocken", wo ihn die versuchte Nachahmung des Glockenklangs zum ungenießbarsten Reimgebimmel verführt hat.

Keeping time, time, time
In a sort of Runic rhyme,
  To the throbbing of the bells —
Of the bells, bells, bells —
  To the sobbing of the bells;
Keeping time, time, time,
  As he knells, knells, knells,
In a happy Runic rhyme,
  To the rolling of the bells,
Of the bells, bells, bells,

To the tolling of the bells,
Of the bells, bells, bells, bells,
Bells, bells, bells,
To the moaning and the groaning of the bells.

Dergleichen mag man auf einer Musikpartitur begreiflich finden, wo der Componist dem letzten Amen verzweifelnd nachjagt, aber Poesie ist das nicht mehr.

Weit verhängnißvoller aber ist das ewige Einerlei in den Gedichten. In „Ulalume", „Anabel Lee", „An Eine im Paradiese", „Die Schläferin", „Eulalie", „Brautballade" kehrt unter verschiedenen Formen und Abtönungen stets dasselbe Leitmotiv und derselbe Grundaccord wieder: untröstliche Trauer um die entrissene Geliebte. Versucht der Dichter diesen Gefühlskreis zu verlassen, so schwankt er wie ein Träumer einher, schildert uns ein im blassen Mondschein schwimmendes „Traumland" und einen ebenso verschwommenen „Palast, in dem es umgeht"; als fahrender Ritter sucht er umsonst ein „Eldorado", und sein Leben, ja die ganze Welt kommt ihm nur mehr als „ein Traum in einem Traum" vor. Zwischen all diesen düsteren Nachtphantasien erquickt uns kein einziger sonniger, herzerfreuender Klang, außer einem kleinen Gebet, das der in seinen Anschauungen sonst so verworrene Dichter an die Madonna richtet:

Am Morgen — am Mittag — am Abend spät
Vernahmst Du, Maria, mein Bittgebet!
In Glück und Noth — in Freud und Pein —
Mutter Gottes! woll mit mir sein!
In frohen Tagen, hell und klar,
Als kein Wölkchen am Himmel war,
Da riefst Du zu Dir mich in Mutterhuld
Und hütetest liebend mich vor Schuld.
Jetzt, wo der Sturm Vergangenheit
Und Gegenwart mit Nacht umdräut,
Laß hoffen mich zukünftig Glück,
Strahlend, Mutter, in Deinem Blick.

Als Kritiker hat Poe ein paarmal Longfellow wegen einzelner Gedichte angegriffen, indem er deren Originalität in Zweifel zog, doch ziemlich ungerecht und erfolglos. In seiner Abhandlung über „Das poetische Princip" führt er dagegen eines von dessen kleineren Gedichten als Muster feinen Ausdrucks, treffender Bilder und bezaubernder Natürlichkeit an und reiht ihn unbedenklich unter die vorzüglichsten neueren Dichter. Seinem Begriff von der Poesie aber hat Longfellow bei weitem mehr, harmonischer und vielseitiger entsprochen als er selbst.

A. Baumgartner S. J.

Recensionen.

Allgemeine Moraltheologie. Erster Theil: Die Lehre über Freiheit, Gesetz, Gewissen. Von Dr. **Jos. Rappenhöner,** a. ö. Professor der Theologie an der Königl. Akademie zu Münster. 188 S. gr. 8⁰. Münster, Aschendorff, 1891. Preis *M.* 2.75.

Jede Behandlung der allgemeinen Sittenlehre hat sich den Fragen über Sittlichkeit und wesentliche Erfordernisse der Sittlichkeit zuzuwenden. Damit ist auch für den allgemeinen Theil der christlichen Sittenlehre der Stoff gegeben. Die Feststellung des Begriffs von Sittlichkeit und seine Vertheidigung gegenüber den rationalistischen und atheistischen Entstellungen wird jedoch in dem vorliegenden Werke mit Recht der Philosophie (der Ethik) überlassen. Es sind die wichtigen Fragen über die menschliche Freiheit und die freien Handlungen, über die sittliche Norm dieser freien Handlungen, das Gesetz und das Gewissen, welche zunächst zur Erörterung gelangen und in dem vorliegenden Theile des Werkes erledigt werden; in einer zweiten Abtheilung, die hoffentlich bald dem Leser wird können geboten werden, sollen Sünde und Laster, sowie die Tugenden im allgemeinen behandelt werden.

Zwei Eigenschaften sind für die Abfassung eines Lehrbuches von besonderer Wichtigkeit: Beherrschung des Stoffes und Faßlichkeit in der Darstellung. Beides bekundet der Verfasser unseres Werkes in hohem Maße. Auch die schwierigen Lehrpunkte, welche in einzelnen Partien berührt werden müssen, kommen so gemeinverständlich und ungezwungen zum Ausdruck, daß ein fast müheloses Lesen zur Erfassung des Gegenstandes genügt; andererseits ist dem Verfasser nicht leicht irgend eine Einzelfrage entgangen, welche auf die allgemeine Erörterung, die er bezweckt, Licht werfen könnte; zudem weiß er dieselben so einzuflechten, daß man sieht, die Einzelfragen wurden in ihrem Zusammenhange mit dem Ganzen richtig durchschaut.

Als besonders lichtvolle und lehrreiche Erörterungen glauben wir die Partien über das Naturgesetz (Abth. II, § 3) und über die Wirkungen des Gesetzes (ebd. § 10 u. 11), dann über das zweifelnde und probable Gewissen (Abth. III, § 7 u. 8) bezeichnen zu können. Mit Genugthuung sehen wir, daß der hochw. Herr Verfasser auch durch die jüngsten Angriffe gegen den Probabilismus sich nicht hat beirren lassen, vielmehr denselben gegen die mißbräuchliche Umdeutung als Laxismus siegreich in Schutz nimmt; ebenso

anerkennend müssen wir hervorheben, daß derselbe, ganz in Uebereinstimmung mit den Anschauungen des Recensenten, eine wesentlich andere Bedeutung der probabilitas juris als der probabilitas facti beilegt.

Abweichend von der gewöhnlichen Auffassung der scholastischen Theologen nennt der Verfasser S. 36 „habituell freiwillig eine Handlung, die gewohnheitsmäßig, nach Art eines habitus acquisitus geschieht". Freilich ist dieser Sinn des Wortes „habituell" in anderen Verbindungen der gewöhnliche; allein das nur habituell Freiwillige im Unterschied zum actuell und virtuell Freiwilligen bezeichnet gewöhnlich denjenigen Willensgegenstand, betreffs dessen ein Willensact zwar gesetzt und nicht widerrufen ist, einen weitern Einfluß jedoch nicht mehr ausübt (voluntatis actus habitus neque retractatus). — Etwas mißverständlich kann es sein, wenn S. 43 als Beispiel für ein positiv göttliches Gesetz, welches selbst unter Androhung des Todes befolgt werden müsse, nebst der Bewahrung des Beichtsiegels die Consecration unter beiden Gestalten angeführt wird. Richtig ist zwar, was der Verfasser sagt, nämlich daß die Androhung des Todes auch von der Befolgung des letztern Gebotes nicht entbinden würde: kann ja eine solche Drohung kaum anders auftreten als in odium Dei et religionis; allein wenn eine zufällige Todesgefahr von anderswoher einträte, z. B. durch plötzliches Eindringen von Feinden, so dürfte jenes Gebot seine Verpflichtung verlieren, nie aber das Gebot der Heilighaltung des Beichtsiegels.

Doch das sind nebensächliche Einzelheiten, die der lobenden Anerkennung des Ganzen keinen Eintrag thun können.

Aug. Lehmkuhl S. J.

Erkenntnißlehre von Dr. **Al. Schmid**, o. ö. Professor an der Universität München. 2 Bände. I. Bd. VIII u. 498 S. gr. 8⁰. II. Bd. VI u. 428 S. gr. 8⁰. Freiburg, Herder, 1890. Preis *M.* 9.

Bei der großen Bedeutung der Erkenntnißlehre ist es höchst erfreulich, dieselbe in einem Werke behandelt zu sehen, welches uns vom Verfasser mit den Worten dargeboten wird: „Was die Grundrichtung des Buches betrifft, so stehe ich, wie dessen Inhalt sattsam ausweist, auf dem Standpunkt einer philosophia perennis, welche in der Geschichte fortwachsend, ihrem Wesen nach stets dieselbe bleibt und niemals veraltet, weil sie sich immer neu verjüngt und somit sich niemals überlebt." Für die Richtigkeit dieses Lobes der alten Philosophie liefert das ganze Werk selbst einen neuen Beweis.

Die Einleitung (I, 1—61) bietet neben einem genauen Ueberblick über die Geschichte der Erkenntnißlehre eine Entwicklung ihres Begriffes und ihrer Aufgabe. Die philosophische Erkenntnißlehre hat danach zu untersuchen, ob es ein Wissen, eine Gewißheit des Wahren überhaupt gebe, aus welchen Quellen es gewonnen werde und wieweit es reiche; sie ist somit die kritische Einleitungswissenschaft, die Fundamentalwissenschaft für die natürlichen Wissenschaften, ähnlich wie die Apologetik „sozusagen die theologische Erkenntnißtheorie bildet im Anschluß an die Philosophie". Es soll sich indes nicht um einen Bruch mit den Ueberzeugungen des vorphilosophischen Bewußtseins handeln, sondern

nur um eine Läuterung und tiefer gehende Begründung desselben. Betreffs der Stelle, welche die philosophische Erkenntnißlehre in der Ordnung der Wissenschaften einnehmen soll, vertritt der Verfasser die Ansicht, daß sie allen anderen Wissenschaften, auch der Logik, vorausgehen müsse (Einleitung und II, 180. 181). Gewiß, faßt man die Erkenntnißlehre formell streng als Kritik und als das philosophische Analogon zur Apologetik auf, so gehört sie unstreitig an den Anfang. Auf der andern Seite läßt sich indes die Erkenntnißlehre doch nicht so aus der Philosophie ausscheiden, wie die Apologetik aus der dogmatischen Theologie. Die Apologetik stützt sich in ihren Beweisen auf philosophische und historische Quellen und Gründe, also nicht auf theologisch-dogmatische. Dagegen kann eine philosophische Erkenntnißlehre gar nicht anders existiren oder gedacht werden, denn als wirkliche formelle Philosophie. Theilt man nun die ganze Philosophie in der herkömmlichen und wohlberechtigten Weise ein in Metaphysik, Logik und Ethik, so gehört die Erkenntnißlehre offenbar zur Logik, und damit ergibt sich von selbst die Eintheilung der Logik in formale und materiale (Dialektik, Kritik). Die ganze Erkenntnißlehre theilt der Verfasser in drei Hauptabschnitte ein: den philosophischen Zweifel, die Sinneserkenntniß, die Vernunfterkenntniß.

Recht klar ist die Unterscheidung des wirklichen vom bloß methodischen Zweifel dargestellt. Der methodische Zweifel ist nichts anderes als eine durch Abstraction gesetzte Unbestimmtheit, welche durch den Beweis gehoben und in Bestimmtheit umgesetzt wird. Er wurzelt nicht im Mißtrauen auf die menschliche Erkenntnißkraft. Er ist ein Lebenselement aller und jeder Wissenschaft, sofern jede etwas zu beweisen hat, bildet aber allerdings nicht einen positiven Ableitungs- oder Beweisgrund wissenschaftlicher Inductionen und Deductionen; denn aus dem Nichts des unüberwundenen, schwebenden Zweifels ist nichts abzuleiten (I, 93. 94).

Muß nun die Erkenntnißlehre vom durchgängigen, ganz ausnahmslos allgemeinen methodischen Zweifel ausgehen? Der Verfasser antwortet (S. 108): Sie „hat vom methodischen Zweifel an allem zu beginnen". „Also scheint ihr die Sisyphusarbeit der Lösung eines seiner Natur nach unlösbaren Problems auferlegt." Doch „dem scheint nur so zu sein, dem ist nicht so. Sie kann ja von der versuchten, probeweisen Negation irgend einer Position ausgehen und zeigen, daß eine solche Negation ihrer Widersinnigkeit halber sich selber negire und dadurch für uns die Natur einer methodisch erprobten bewährten Position erlange und aus Ungewißheit sich zu einer Urgewißheit erhebe. Und was sie so kann, das muß sie auch, wenn sie aus dem Nichts hinauskommen soll". Ist hier wirklich vom methodischen Zweifel an allem der Ausgang genommen? Nein, sondern von dem formell als sicher vorausgesetzten Princip des Widerspruches. Und so muß es auch sein. Wenn daher der Verfasser verlangt, daß alles wenigstens indirect bewiesen werden solle, so forderte er nicht bloß scheinbar, wie er meint, sondern sachlich mehr als Kleutgen (s. S. 109). Indirect beweisen bedeutet auch nach dem Verfasser nichts anderes, als die Widersinnigkeit des Gegentheiles zeigen. Vom methodischen Zweifel am Satze des Widerspruches aus kann man auch seine Läugnung

nicht mehr als Widerspruch bezeichnen. Aehnliches gilt von der eigenen Existenz und der Erkenntnißfähigkeit. Wenigstens diese drei Grundwahrheiten können höchstens in einem wesentlich weiter gefaßten Sinne einem methodischen Zweifel unterworfen werden, indem man nämlich durch eine dem Geiste vorgestellte Frage eigens eine reflexe Aufmerksamkeit auf ihre unmittelbare Evidenz wachruft.

Der zweite Hauptabschnitt handelt von der Sinneserkenntniß. Ist das Sinnesbewußtsein eine bloß scheinbare, oder eine wahre Wissensquelle? Bietet es inhaltlicherseits Schein oder Sein? Klar wird da der Unterschied zwischen Schein und Erscheinung hervorgehoben. Der Schein im eigentlichen Sinne besteht in einer durch ein falsches Urtheil vollzogenen Verwechslung, im uneigentlichen Sinne genommen gilt er für jeden bloßen Anlaß einer solchen Verwechslung. Erscheinung dagegen (φαινόμενον) im psychologischen Sinne heißt irgend ein Sein, welches sich dem Bewußtsein kundthut und den Inhalt desselben bildet. Erscheinung im metaphysischen Sinne heißt ein Sein, welches ein anderes Sein als das ihm zu Grunde liegende Wesen kundthut. Sehr gut ist es, daß der Verfasser in der geschichtlichen Darstellung in Bezug auf den antik-scholastischen Sinnesrealismus eigens betont, derselbe falle nicht einfach mit dem sogenannten naiven Sinnesrealismus der Kinder zusammen (S. 121). Nach Vollendung der geschichtlichen Darstellung greift das 7. Kapitel (S. 182) „Sinnenschein und Sinnenerscheinung" die anfangs gestellte Frage wieder auf. Die Antwort, die als Resultat der Prüfung hingestellt wird, ist vorläufig die: Sowohl die Thatsachen des innern wie die des äußern Sinnesbewußtseins sind keine bloßen Scheinphänomene, sondern wirkliche Phänomene, und somit ist das Sinnesbewußtsein, soweit es lediglich diese Phänomene vorstellig macht und der urtheilenden Vernunft vorhält, nicht bloß eine Quelle des Scheinwissens, sondern eine wahre Wissensquelle.

Etwas der philosophia perennis Fremdes enthält der Abschnitt „Sinneserkenntniß a priori und a posteriori". Nach den vortrefflichen Einleitungsbemerkungen über den Unterschied zwischen den äußeren Sinnen, der Einbildungskraft und dem Denken, wodurch die Sinnesphänomene von den Erscheinungen geistigen Bewußtseins abgegrenzt werden, theilt der Verfasser die ersteren in solche a priori und a posteriori ein und sucht diese Eintheilung zu begründen (I, 186—187).

Gewiß enthalten die Sinneserkenntnisse nothwendige und contingente, allgemein geltende und variable Momente. Zu den ersteren gehört z. B. die Ausdehnung, zu den anderen die verschiedenen Farben. Da aber jeder sinnlich wahrnehmbare Gegenstand ausgedehnt ist und die Sinnesorgane selbst ebenfalls, so wird jede Sinneserfahrung ihr Object auch als ausgedehntes erkennen, als ausgedehntes erfahren. Eine wirkliche Sinneserkenntniß a priori ließe sich aber nur dann begründen, wenn eine sinnliche Fähigkeit diese Allgemeinheit und Nothwendigkeit selbst erfaßte. Das kann sie jedoch nicht, und darum gibt es wohl auch in Betreff der Körperwelt und ihrer Eigenschaften eine apriorische Vernunfterkenntniß, nicht aber eine Sinneserkenntniß a priori, und zwar weder eine analytische, noch eine synthetische.

In Bezug auf die Frage vom erkenntnißtheoretischen Verhältniß der Sinneserkenntniß zum Dinge an sich, d. i. zu dem, was unabhängig von unserem Bewußtsein besteht, gleichviel ob es uns subjectiv erscheine oder nicht, kann nach Ansicht des Verfassers vom Standpunkte des Sinnenwissens und der bloßen Erfahrungswissenschaften über die Existenz von Dingen an sich ein sicheres Urtheil nicht gefällt werden. Um den Verfasser hier richtig zu verstehen, wird der Leser gleich die Ausführungen im zweiten Band über die Erkenntniß der Wirklichkeit berücksichtigen müssen.

Recht gut ist der Abschnitt über die Medien der Sinneserkenntniß. Der Verfasser vertheidigt die Annahme von Erkenntnißbildern (species impressae) von nicht rein mechanischer, sondern psychischer, hypermechanischer Art.

Den Rest des ersten Bandes nimmt die historische Abtheilung des dritten Hauptabschnittes von der Vernunfterkenntniß ein. Eingehend werden die Ansichten der Hauptvertreter der verschiedensten erkenntnißtheoretischen Richtungen aus alter und neuer Zeit zur Darstellung gebracht.

Der ganze zweite Band ist der systematischen Abtheilung über die Vernunfterkenntniß gewidmet. Mit Recht wird der innige Zusammenhang zwischen Vernunftnothwendigkeit und Seinsnothwendigkeit dem tiefgreifenden Irrthum Kants gegenüber scharf betont. „Es ist ein ganz und gar an Schiefheit leidendes Verfahren, all das, was zur schlechthin allgemeinen und nothwendigen Natur der Dinge gehört, von dem in der Wirklichkeit gegebenen Besonderen, Contingenten zu sondern, ins Subject hinüberzusetzen und aus dem Subject wieder ins Object hinaus- und zurückzuversetzen, in dasselbe hineinzudenken und hineinzuschauen" (S. 17). Der Gegenstand der apriorischen Vernunfterkenntniß ist somit nicht etwas Aprioristisches im Sinne Kants, sondern es sind die Wesenheiten der Dinge, welche und insofern sie abgesehen von ihrer Existenz oder Nichtexistenz eine allgemeingiltige objective Realität auf Grund der Natur des Seienden besitzen (S. 17 u. 18). Der Verfasser theilt nun die apriorischen Vernunfturtheile wieder ein in analytische und synthetische (S. 21 ff. 125 ff.). So wie er die synthetischen Urtheile a priori sachlich erklärt, ist er in der That nur dem Sprachgebrauche und der Eintheilungsmethode nach von der scholastischen Schule abgewichen. Ein derartiges Abgehen von der alten Eintheilung und die Zulassung einer Terminologie und Eintheilung, die nun einmal vorherrschend, ja fast allgemein mit einem Grundirrthum der modernen Philosophie verbunden auftritt, erregt jedenfalls Bedenken. Dabei wollen wir jedoch auf der andern Seite dem Verfasser gegenüber auch nicht läugnen, daß seine Terminologie gerade Kant und seinen Nachbetern gegenüber ihren Vortheil bieten kann. Der Königsberger Philosoph hat trotz seiner stolzen Verachtung des „herkömmlichen Dogmatismus" es verstanden, gerade hinter seiner pompösen ersten Frage: „Wie sind synthetische Urtheile a priori möglich?" einen falschen Dogmatismus zu verstecken und auf diesem ohne jegliche Kritik als selbstverständlich vorausgesetzten Irrthum sein ganzes Gebäude aufzurichten. Dieser Irrthum liegt, wie schon Ueberweg richtig bemerkt und der Verfasser gleichfalls betont, in der Identificirung von „apriorisch" und „subjectiv". Mit Kant brauchte man eigentlich

gar nicht zu streiten über die Frage, ob ein Urtheil synthetisch oder analytisch sei: es ist ihm vorzuhalten, daß sein Begriff „Urtheil a priori“ grundfalsch sei.

Eingehend entwickelt der Verfasser den Begriff der Causalität und ihre verschiedenen Arten. Auch in den Erörterungen über die unveränderlichen Wesenheiten der Dinge, über Nothwendigkeit und Zufall, über den Umfang der apriorischen Vernunfterkenntniß bekundet der Verfasser seine Vertrautheit und Uebereinstimmung mit der philosophia perennis. Das Kapitel über die Art und Weise der apriorischen Vernunfterkenntniß enthält u. a. eine zutreffende Darlegung der Universalienlehre und der Art unserer Gotteserkenntniß.

In Bezug auf die Erkenntniß der Realität einer Außenwelt jenseits des eigenen Bewußtseins sagt der Verfasser: „Nicht die Bilder (εἴδη, species) der äußeren Objecte werden wahrgenommen, sondern diese Objecte selber; daß sie aber nicht bloß Objecte meines Bewußtseins sind, sondern zugleich jenseits desselben existiren, ist von mir nicht wahrgenommen, sondern denkend erschlossen. Die wahrgenommenen Objecte und die Objecte an sich sind nicht zweierlei Objecte, sondern ein und dieselben Objecte: sie sind nur verschieden, sofern denselben eine doppelte Seinsweise zukommt, eine phänomenale und eine außerphänomenale.“ „Die Realität einer von uns unabhängigen Außenwelt beruht sonach auf einem Causalitätsschluß. Dieser Schluß kann selbstverständlich auch ein unentwickelter sein, ohne daß der Causalitätssatz in förmlicher Weise als Obersatz herausgestellt würde. Er kann auch ein unbewußter sein, ohne daß er durch Reflexion zum Gegenstande des Bewußtseins gemacht werden müßte.“

Daß die philosophische Argumentation gegen den Idealismus sich auf das Causalitätsprincip stützt, ist klar; daraus folgt aber nicht, daß überhaupt nur ein Schluß zur Sicherheit über die Existenz der Dinge führe. Unbewußte Schlüsse sind überhaupt, wie uns scheint, unannehmbar. Da ferner „nicht die Bilder, sondern die Objecte wahrgenommen werden“, entsteht eben unmittelbar ohne jeden Schluß ein sicheres Urtheil über die Existenz dieser Objecte. Dieses Urtheil aber ist ein solches, dem nach der später vom Verfasser angenommenen Eintheilung der Vernunftgewißheit (S. 311) eine empirische, thatsächliche Evidenz und Gewißheit zukommt. Der philosophischen Widerlegung des Idealismus dagegen kommt nicht bloß eine moralisch zwingende (S. 335 u. 336), sondern eine ganz absolute und vollkommene Evidenz und Gewißheit zu. Bei der Frage: Ist der Raum nur eine Anschauungsform und eine phänomenale Seinsform? glaubt der Verfasser die Gründe gegen die Bejahung nur als bedeutend und nicht als durchschlagend bezeichnen zu sollen. Auch in Bezug auf die Realität der secundären Qualitäten legt sich der Verfasser eine wohl zu große Zurückhaltung auf. „Die alte Theorie ist nicht direct widerlegbar“, scheint aber auch nicht „mit durchschlagenden Gründen auf positive Weise bewiesen werden“ zu können. Selbst dem von ihm offenbar vorgezogenen mildern, gemäßigtern modern-physiologischen Realismus legt er nur den Charakter einer wahrscheinlichen Hypothese bei. „Die Erkenntnißlehre hat eine gesicherte Grundlage auch abgesehen davon.“

Gern würden wir noch einen Ueberblick geben über die folgenden inhaltreichen erkenntnißtheoretischen Erörterungen der metaphysischen, logischen, ethischen und ästhetischen Grundbegriffe, müssen es uns aber versagen. Sollte es vielleicht manchem Leser des Buches vorkommen, als habe der Verfasser sich hier zu weit in die entsprechenden Wissenschaften selbst hineinbegeben, so ist auf das Schlußwort des Verfassers zu verweisen. Warum soll man denn auch nicht der Individualität ihren Spielraum lassen, zumal in einem Werke, das nicht in Form eines Schulcompendiums abgefaßt ist?

Wieder streng erkenntnißtheoretisch sind die wichtigen und vortrefflich gearbeiteten Schlußabschnitte über Evidenz und Gewißheit und deren Arten, sowie die historisch-kritische Besprechung der verschiedenen, zumal der neueren, Gewißheitstheorien.

War es uns auch unmöglich, in dieser kurzen Besprechung ein volles Bild der Vorzüge zu entwerfen, welche das Werk auszeichnen, so wird doch der Leser aus dem Gesagten die Ueberzeugung gewonnen haben, daß wir dasselbe mit Recht für eine treffliche Leistung halten. Ganz gewiß wird es viel dazu beitragen, daß die richtigen erkenntniß-theoretischen Anschauungen mehr und mehr wieder zur Herrschaft gelangen.

Karl Frick S. J.

Mathias Corvinus, König von Ungarn 1458—1490. Auf Grund archivalischer Forschungen bearbeitet von Dr. **Wilhelm Fraknói**, Tit.-Bischof, zweiter Präsident der Ungar. Akademie der Wissenschaften. Mit Genehmigung des Verfassers aus dem Ungarischen übersetzt. Mit einem Titelbild in Farbendruck, 48 Illustrationen und 8 Facsimiles. XVI u. 316 S. gr. 8°. Freiburg, Herder, 1891. Preis *M.* 7; geb. *M.* 9.

Die Zeit, welche Machiavelli's Staatskunst zur Blüte entfaltet, welcher der scharfblickende Florentiner nur ihre Geheimnisse abgelauscht hat, war nicht gemacht für ideale Fürstengestalten. In Frankreich ein Ludwig XI., in Spanien Ferdinand von Aragonien, in England Richard III. und Heinrich VII., die Sforza in Mailand, Ferrante in Neapel — einer überbietet den andern durch Gewalt und Tücke, durch Vergrößerungssucht und Ränkespiel. Corvinus war ein Kind seines Jahrhunderts. Aber um Hauptes Höhe überragte er die Fürsten seiner Zeit, ein Titane unter Sterblichen, ein Fürst unter Krämern, wenn nicht besser, doch gewaltiger, stolzer, großartiger als sie alle. Soldat und Feldherr, Staatsmann und Herrscher in des Wortes vollendetem Sinn, spielt er eine Rolle in der Weltgeschichte, wie sie etwa in der Napoleons I. ihre Parallele findet, nur daß er die größten seiner Erfolge nicht durch das Schwert allein, sondern durch die Meisterschaft in der Verstellung errungen hat.

Sein Vater war der Held und Liebling der Nation, Johannes Hunyadi, seine Mutter eine wunderbar starke Frau, so wie einst das alte Rom die Mütter der Helden gekannt hat. Den ritterlichen Bruder hatte ihm der Feind in der Blüte seines Alters gemordet. Auf dem Eise der hartgefrorenen

Donau zusammengeschaart, entscheiden die Volksmassen seine Wahl, während er selbst noch ferne weilt in der Gefangenschaft. Er kehrt zurück, ein achtzehnjähriger Jüngling besteigt er den unsichern Thron. Seine erste kühne That ist die Entlassung des allmächtigen Reichsverwesers, seine ersten Feinde sind die wilden Gewalten innerhalb der eigenen Nation. Aber er kennt seine Ungarn und weiß ihnen den Zügel anzulegen; hierin liegt seine Stärke. Bald erscheint er siegreich gegen die Türken, vor denen Europa zittert, der einzige, der dem Halbmond Halt gebietet, und eben deshalb auf lange Jahre hinaus der bevorzugte Günstling der römischen Päpste. Bald ist er Herr von Schlesien und Mähren und bedroht den eidbrüchigen Podiebrad auf dem durch Lüge erworbenen böhmischen Thron. Er greift ein in die Geschicke der Jagellonen, beim Feilschen der italienischen Politiker wirft er sein Schwert in die Wagschale, Deutschlands Fürsten neigen sich vor ihm, die Schweizer Eidgenossenschaft steht mit ihm im Bunde. Den Türken verjagt er aus Bosnien und Serbien, den Kaiser drängt er aus Oesterreich und macht Wien zu seiner Residenz. Von der Hofburg aus lenkt er die Schicksale des östlichen Europa's. Es hat Jahre gegeben, da er die Hände ausgestreckt hat nach der Kaiserkrone. Dabei ist er der Gesetzgeber und Civilisator seines Volkes, Freund der Gelehrten, Förderer der Kunst und Wissenschaft. Seine Feste und Paläste vereinigen die Pracht des Orients mit dem Kunstgeschmack des Abendlandes, seine großartige, leider so bald wieder zerstörte Bibliothek hat durch die umfangreiche gelehrte Literatur, die sich seitdem um sie gebildet, Unsterblichkeit gewonnen.

Es lohnte sich, das Leben dieses Herrschers aufs neue zu schreiben, die Resultate zahlreicher und vielseitiger neuer Forschungen zur genauern Kenntniß desselben zu verwerthen. Man kann sich nur freuen, daß einer der verdientesten unter den ungarischen Historikern dies unternommen hat. Die umfassenden Studien, die fleißige Verwerthung des Vorhandenen von seiten des hochwürdigsten Herrn Verfassers verdienen ebenso rühmende Anerkennung, wie die fürstliche Ausstattung des Werkes. Die Darstellung verräth freilich sofort den fremden Ursprung durch eine Ueberfülle des Ausdrucks, die dem Deutschen ungewohnt ist. Das eine oder andere Wort, das geeignet wäre, principielle Bedenken wachzurufen (z. B. die Charakterisirung der Renaissance S. 290 oder die sittliche Kraft der „Brutusse" S. 159), betrifft glücklicherweise mehr nebensächliche Dinge; einiges Mißfällige ist mehr dem Ausdruck des Uebersetzers zuzuschreiben. Vielleicht aber wird man auch im Gesammturtheil über die Tugenden der ungarischen Nation wie über den Helden des Buches mit dem Verfasser nicht ganz übereinstimmen. Hätte Corvinus seine Kraft nicht gegen Oesterreich, sondern gegen den Halbmond gewendet, nicht in Wien, sondern in Stambul seinen Thron aufzuschlagen gestrebt, hätte er sein staatsmännisches Genie verwerthet für die Festigung der nationalen Wohlfahrt und Unabhängigkeit Ungarns, statt des Landes Kraft hinzuopfern für seine chimärischen Hoffnungen auf die Kaiserkrone, — er wäre etwas anderes geworden für Ungarn, für die Christenheit, als was er wirklich war, ein glänzendes, aber rasch und spurlos vorübereilendes Meteor. Otto Pfülf S J.

Dictionnaire de la Bible publié par **F. Vigouroux,** prêtre de Saint-Sulpice. Fascicule I. 160 pages (= 320 colonnes). 4⁰. Paris, Letouzey et Ané, 1891. Preis *Fr.* 5.

Mit dem vorliegenden ersten Hefte ist das neue katholische Bibel-Lexikon ins Leben getreten, das schon seit einiger Zeit angekündigt wurde. In der Vorzeige wird das Bibel-Lexikon des rühmlichst bekannten und um die katholische Bibelforschung hochverdienten Sulpitianers ein Repertorium genannt, in welchem allen, die nicht Specialstudien zu machen in der Lage sind, die Lösung aller gegen die Heilige Schrift in Umlauf gesetzten Schwierigkeiten geboten werden soll. Der Plan ist demnach ein außerordentlich umfassender. In alphabetischer Folge kommen zur Behandlung alle in der Heiligen Schrift erwähnten Personen, Orte, Pflanzen und Thiere, ferner alle Einleitungsfragen sämmtlicher Bücher des Alten und Neuen Testamentes, alle auf die Bibel bezüglichen theologischen, archäologischen, sprachwissenschaftlichen und kritischen Fragen, endlich alle bedeutenden alten und neuen Commentatoren mit Einschluß der jüdischen und heterodoxen. Jedem Artikel sollen möglichst vollständige bibliographische Nachweisungen beigefügt werden. Für den archäologischen Theil sind reiche Illustrationen in Aussicht gestellt, sorgfältig ausgewählt aus den zuverlässigsten Quellen: Lepsius, Rosellini, Wilkinson, Botta, Place, Layard u. s. w. Auf den geographischen Theil ist besondere Sorgfalt verwandt; zahlreiche Karten und Pläne, von M. Thuillier nach den besten französischen, englischen und deutschen Quellen entworfen, sollen den Text begleiten.

Das vorliegende erste Heft liefert ungefähr die Hälfte der unter A fallenden Artikel: A bis Aînesse (Droit d') und zählt 69 eingedruckte Bilder. Von den Artikeln aus Vigouroux' Feder seien besonders hervorgehoben: Abeille, Abomination de la désolation, Agriculture chez les Hébreux, Aigle, Aile. Ein Specimen von kurzer und präciser Behandlung der Einleitungsfragen im Rahmen eines biblischen Realwörterbuches liefern die Artikel: Actes des Apôtres (Corluy), Abdias (Philippe), Aggée (Philippe). Von größeren historischen Artikeln sind zu nennen: Aaron (Palis), Abner (Palis), Abraham (Mangenot), Absalom (Palis), Achaz (Renard). Der Artikel Adam umfaßt zwei sehr inhaltreiche Theile: Histoire d'Adam (Palis) und Paléontologie (Hamard). Mit großer Uebersichtlichkeit sind behandelt: Adjuration, Adoption, Adoration, Adultère, Affinité (Many). Die Ausstattung ist technisch vollendet in Druck und Bild. Besonderes Lob verdienen die geographischen Illustrationen.

So ist denn mit diesem ersten Hefte der erste glückliche Schritt gethan zur Einlösung der in der Ankündigung gegebenen Zusicherung, daß das neue Bibel-Lexikon weder eine Neubearbeitung von Calmets Biblischem Wörterbuch, noch eine bloße Ausschreibung der in Deutschland und England veröffentlichten protestantischen oder rationalistischen Bibel-Lexika sein, sondern vielmehr auf selbständigen Forschungen und nach einem umfassendern Plane sich aufbauen soll. Daß damit jedoch nicht ein Ignoriren der vorhandenen deutschen und englischen Literatur gemeint sei, bekunden zur Genüge die zahl-

reichen bibliographischen Nachweisungen. Für den streng katholischen Standpunkt des Werkes bürgen sowohl der Name des im Dienste der katholischen Bibelforschung unermüdlich thätigen Sulpitianers als auch das über vierzig Namen zählende Verzeichniß der Mitarbeiter aus Frankreich, Belgien, Jerusalem, Rom, Washington, unter denen Welt- und Ordensclerus in gleicher Weise vertreten sind. Angesichts dieser neuen, vielversprechenden Erscheinung auf dem katholischen Büchermarkte können wir nur wünschen und auch mit Grund hoffen, daß das glücklich begonnene Werk auch in einer den gegebenen Zusicherungen entsprechenden Weise weitergeführt und vollendet werde.

Martin Hagen S. J.

Catalogue of the Cuneiform Tablets in the Kouyunjik Collection of the British Museum by C. Bezold. Vol. I. Printed by order of the Trustees. XXX and 420 p. 4⁰. London 1889 ff.

Das großartige Unternehmen, einen vollständigen Fachkatalog der assyrischen und babylonischen Literaturdenkmäler im Britischen Museum herzustellen, ist von solcher Bedeutung, daß es auch die Aufmerksamkeit weiterer Kreise wohl verdient. Um aber die Wichtigkeit eines solchen Werkes würdigen zu können, ist es nothwendig, einen Blick auf die etwas eigenthümliche Entwicklung der assyriologischen Studien zu werfen.

Wohl den meisten Lesern dieser Zeitschrift ist das interessante Buch von Dr. Fr. Kaulen, „Assyrien und Babylonien", das bereits die vierte Auflage erlebt hat, gut bekannt; in demselben werden die mühevollen Arbeiten der ersten Entdecker der alten Culturstaaten von Ninive und Babylon und die verschiedenen Versuche der ersten Entzifferer der Inschriften in anziehender Weise geschildert. Wiewohl nun öfters von einer großen Anzahl von Inschriften, von Hunderten und Tausenden, die Rede ist, so werden sich doch nur wenige eine richtige Vorstellung von der wirklichen Reichhaltigkeit der Sammlungen im Britischen Museum und noch weniger von der Geduldprobe der ersten Untersuchung derselben machen können, wenn sie nicht etwa selbst eine geraume Zeit an den fragmentarischen Texten gearbeitet haben. Auch Gelehrte haben nicht immer die nöthigen Mittel, Zeit und Geduld, sich einer so mühsamen Arbeit zu unterziehen, und so wurden die vielen Hunderte und Tausende von Inschriften einfach in den Schränken des Britischen Museums beiseite gelegt; nur einige von den besterhaltenen und schönsten wurden gelegentlich veröffentlicht und bearbeitet, während durch neue Forschungsreisen und fortgesetzte Ausgrabungen das überreiche Material in nicht zu bewältigender Menge sich mehrte. Die Räumlichkeiten im Britischen Museum für die Abtheilung der ägyptischen und assyrischen Alterthümer mußten allmählich erweitert und neue Beamte für die Besorgung derselben angestellt werden. Anfangs genügte die Thatkraft des verdienstvollen Aegyptologen Dr. Samuel Birch, auf dessen Anregung der eifrige und arbeitsame Mr. Edwin Norris die ersten officiellen Textausgaben besorgte, die bekannten Cuneiform Inscriptions of Western Asia. Als aber Norris seinen glänzenden Arbeiten durch den Tod entrissen wurde, zeigte sich die Nothwendigkeit, einen eigenen Assistenten für die assyrische Abtheilung an-

zustellen, und Dr. Birch wählte sich den bekannten George Smith, der sich bald mit der praktischen Arbeit an der assyrischen Sammlung vortheilhaft vertraut machte und sich einen bedeutenden Ruhm unter den sogen. Assyriologen erwarb. Er besuchte zweimal die Ruinenstätten in Mesopotamien, fand aber auf seiner zweiten Reise in Aleppo seinen Tod, so daß er die erworbenen Schätze nicht mehr selbst in das Britische Museum überbringen konnte. Zu seinem Andenken wurde die von ihm erworbene Sammlung von etwas mehr als 2500 Inschriften mit S .†. 76 — 1 — 17 im officiellen Register bezeichnet. An seine Stelle kamen für kurze Zeit die weniger bekannten Mr. Cox und St. Chad Boscawen, die nicht im Stande waren, in der Unmasse von Inschriften Ordnung zu schaffen. Unterdessen hatte Dr. Birch seinen längst gehegten Lieblingsplan ausgeführt, eine Gesellschaft zu gründen, welche die Errungenschaften der neuen assyriologischen Wissenschaft in weiteren Kreisen bekannt machen sollte, um so allgemeines Interesse zu erregen und neue Talente für die junge Wissenschaft heranzuziehen. Er selbst stand an der Spitze dieser Society of Biblical Archæology und wirkte nach allen Seiten hin anregend, ermuthigend und belehrend bis zu seinem Tode. Bei allen Gelehrten, die unter ihm im Britischen Museum gearbeitet haben, wird er in ruhmreichem und dankbarem Andenken bleiben. Er war der Ansicht, daß classisch gebildete Philologen sich weniger für orientalische Archäologie eigneten, weil sie kaum die materiellen Schwierigkeiten des Reinigens und mühsamen Suchens der kleinen Fragmente überwinden würden; daher wählte er sich im Jahre 1878 den damals noch jungen Mr. Theophilus Pinches zum Assistenten, daß er die Arbeiten von George Smith weiterführe, und erst als dieser die anwachsende Arbeit nicht mehr bewältigen konnte, nahm er einen zweiten Assistenten zu Hilfe in der Person des Mr. E. W. Budge, der eben seine glänzenden Universitätsstudien in Cambridge unter der Leitung des rühmlichst bekannten Arabisten Professor William Wright vollendet hatte. Durch die rastlose und unermüdete Thätigkeit dieses neuen talentvollen Assistenten kam allmählich Ordnung in die verschiedenen Sammlungen, so daß Dr. Birch am Ende seines Lebens sich selbst Glück wünschte, eine so gute Wahl getroffen zu haben. Nach dem Tode des Dr. Birch um Weihnachten 1885 wurde an seine Stelle Mr. Le Page Renouf, der angesehene Aegyptologe, berufen, der das begonnene Werk der Ordnung und Leitung in demselben Geiste weiterführte.

Außer dem Britischen Museum gibt es kaum nennenswerthe Sammlungen von assyrischen Alterthümern; die verhältnißmäßig größten sind in Berlin und Paris, weniger bedeutende finden sich in verschiedenen Museen Europa's zerstreut oder in Privatbesitz. Daher müssen wohl alle, welche selbständig und unabhängig über Assyriologie schreiben wollen, selbst mühsam an dieser Quelle arbeiten oder die Werke der ersten Entzifferer gewissenhaft benützen. Daraus erklärt sich, daß bei der sehr zahlreichen Literatur, welche z. B. in dem oben erwähnten Werke von Dr. Kaulen ausführlich chronologisch aufgezählt ist, sich so viele populäre Werke von zweiter und dritter Hand finden, in denen einfach die Ergebnisse früherer Forscher ohne alle Quellenangabe wiederholt werden. Eine solche Art der Behandlung der Assyriologie

erschütterte allmählich das Vertrauen auf die wissenschaftlichen Ergebnisse dieser Entdeckungen, und manche Gelehrten suchten durch eine genaue Collationirung der bereits publicirten Texte im Britischen Museum sich über die gewonnenen Resultate zu vergewissern. Aber es war oft nur zu schwer, die bereits erwähnten Inschriften wiederzufinden, oder zu erfahren, ob nicht fragmentarische Inschriften durch die neuen Ausgrabungen ergänzt und vervollständigt werden könnten. Von einer wissenschaftlichen und systematischen Behandlung der Assyriologie konnte keine Rede sein, solange nicht alle vorhandenen Texte geordnet, registrirt und genau beschrieben waren. Kein Privatgelehrter vermochte aus sich dieser Mühe sich zu unterziehen; daher gereicht es dem Vorsteher des Britischen Museums, Dr. Eduard Maunde Thompson, zum bleibenden Ruhme, und er hat sich dadurch ein großes Verdienst um die Assyriologie erworben, daß er das Anerbieten des Dr. Carl Bezold, einen vollständigen Katalog auszuarbeiten, annahm und nachhaltig förderte. Derselbe hatte seine Leistungsfähigkeit bereits bewiesen durch sein Werk: „Kurzgefaßter Ueberblick über die babylonisch-assyrische Literatur, nebst einem chronologischen Excurs, zwei Registern und einem Index zu 1700 Thontafeln des Britischen Museums, Leipzig 1886", und durch die Herausgabe der „Zeitschrift für Assyriologie". Auf sein Betreiben wurde die in den fünfziger Jahren von Sir A. Layard und Sir Henry Rawlinson in das Britische Museum überbrachte Sammlung aus Kouyunjik endlich, nach ungefähr 37 Jahren, vollständig geordnet und registrirt, und dieselbe ist jetzt dem wissenschaftlichen Studium zugänglich.

Hieraus wird die hohe Bedeutung dieser Arbeit klar, von der jetzt der erste Band vorliegt. Alle früheren assyriologischen Arbeiten müssen hiernach berichtigt, erweitert und ergänzt werden. Kein Gelehrter, der für die Ergebnisse der Assyriologie ein Interesse hat, wird dieses Werk unbenützt beiseite liegen lassen können, wenn er nicht selbst wieder die Mühe der Bearbeitung eines Katalogs übernehmen will. Die einzelnen Inschriften der Kouyunjik-Sammlung wurden einfach ohne weitere Ordnung der Reihe nach numerirt, bis 12 000, und dann folgen noch ungefähr 7000 Fragmente. Es war daher natürlich, daß in der Beschreibung derselben diese Ordnung der Registration beibehalten wurde, und der jetzt vorliegende Band enthält 2191 Nummern. Am Ende werden verschiedene Fachregister beigefügt werden, in denen die einzelnen Nummern unter den verschiedenen Klassen und Abtheilungen zusammengestellt werden sollen.

Um eine Idee von der Reichhaltigkeit des Werkes zu geben, sei bemerkt, daß in der Einleitung eine vollständige Angabe der assyriologischen Literatur geboten wird, und ein genauer Index aller Inschriften, welche in den officiellen Textausgaben der Cuneiform Inscriptions of Western Asia oft ohne Angabe der Registrationsnummern veröffentlicht sind, beigefügt ist. Dadurch ist es endlich möglich gemacht, die oft ungenügend citirten Inschriften auch wirklich wieder aufzufinden. Nur wer sich die Mühe genommen hat, aus assyriologischen Werken Texte zu verificiren, wird den Werth dieser mühsamen Arbeit schätzen können. Die einzelnen Nummern sind genau beschrieben,

nach Größe, Länge und Breite, ob vollständig oder gebrochen, gut oder schlecht erhalten, schön oder schlecht, flüchtig geschrieben, wie viele Zeilen auf der Vorderseite und Rückseite, und nach dem Inhalte der Texte. Ferner sind bei den einzelnen Nummern alle Werke, meistens in chronologischer Ordnung, genau angegeben, in denen die Inschrift publicirt, übersetzt, besprochen oder einfach citirt ist. Durch diese Angaben wird es jetzt leicht, die unter den Assyriologen leider so häufigen Streitfragen über die Priorität der Entdeckungen zu entscheiden, und leider treten da gar manchmal große Assyriologen mehr in den Hintergrund. Besonders wichtig ist dabei auch, daß oft aus der einfachen Zusammenstellung der Citate klar hervorgeht, wie manche Entlehnungen in der assyriologischen Literatur die Runde machen, bis sie endlich zu ganz neuen Entdeckungen umgestaltet werden. In dieser Hinsicht sind manche Nummern sehr lehrreich, z. B. K. 251, K. 525 und viele andere. Da oft kleinere Fragmente später ergänzt werden konnten, so sind die darauf bezüglichen Citate besonders werthvoll, z. B. unter K. 2027, K. 2030 und oft. Natürlich aber werden solche Angaben nur erst am Ende im Fachregister vollständig gemacht werden können. Einen vollkommenen Begriff von der Reichhaltigkeit der einzelnen Angaben wird nur der gewinnen, welcher selbst das Werk ständig zum Nachschlagen benützt.

Die in diesem Bande behandelten Texte sind von der verschiedensten Art: Briefe, Berichte, Verträge, astrologische, magische, religiöse, historische Texte und dgl., und bei kleineren Fragmenten ist es oft schwer, den genauen Inhalt anzugeben. In diesem Falle sind oft größere Auszüge aus der betreffenden Inschrift mitgetheilt, um die Bestimmung für den Leser zu erleichtern. Viele der beschriebenen Texte sind schon früher bekannt geworden, und in diesem Falle sind die Literaturangaben besonders werthvoll. Schon jetzt ist es mit diesem Bande möglich, sich einen gewissen Ueberblick über die gesammte assyrische Literatur zu bilden, genauer und vollständiger als mit irgend einer frühern Publication. Hoffen wir, daß der Eifer des Verfassers nicht unter der anstrengenden und mühsamen Arbeit erlahme, daß derselbe vielmehr das wichtige Werk mit Ruhm und Ehre glücklich zu Ende führe. Der zweite Band ist bereits weit vorangeschritten, und ein dritter und vierter wird wohl auch in Bälde folgen, und wenn einmal die wichtige Kouyunjik-Sammlung vollendet sein wird, dann ist zu hoffen, daß derselbe Verfasser auch die noch übrigen Sammlungen in ähnlicher gediegener Weise behandeln werde.

J. N. Straßmaier S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Dr. Matthäus Joseph Binders Praktisches Handbuch des katholischen Eherechtes. Für Seelsorger im Kaiserthum Oesterreich. Vierte, mit den neuesten kirchlichen und staatlichen Gesetzen in Einklang gebrachte, vermehrte und vielfach umgearbeitete Auflage von Dr. Jos. Scheicher, Professor an der Theol. Lehranstalt zu St. Pölten. Mit Approbation des Hochw. Bischöfl. Ordinariates St. Pölten. XII u. 532 S. 8°. Freiburg, Herder, 1891. Preis *M.* 6.

Eine kurze Empfehlung der dritten Auflage, der ersten Neubearbeitung obigen Werkes, brachte diese Zeitschrift Bd. XXXIII, S. 215. Auch bei dieser neuen Auflage zeigt sich die sorgsam verbessernde Hand des Herausgebers. Wir können nur wiederholen, daß die Bezeichnung „Praktisches Handbuch" kein leerer Titel ist: ohne daß es an der wissenschaftlichen Durchdringung des Gegenstandes mangelt, tritt doch überall die praktische Verwerthbarkeit für die in der Seelsorge auftauchenden Fälle in den Vordergrund. Die bürgerlichen Gesetzesbestimmungen Oesterreichs werden sehr eingehend berücksichtigt. Bezüglich der Verbindlichkeit jener Bestimmungen für das Gewissen dürfte jedoch der Ausdruck S. 393 zu streng sein. Nicht nur, wo etwas gegen göttliches oder kirchliches Gebot in Ehesachen befohlen würde, liegt eine Verbindlichkeit nicht vor, sondern aus sich auch da nicht, wo die Vorschriften zwar etwas Erlaubtes enthalten, aber die staatliche Competenz überschreiten. Doch kann alsdann häufig aus zufälligen Gründen die Gewissenspflicht zur Erfüllung solcher Vorschriften erwachsen, und thatsächlich ist das bei den meisten Ehevorschriften der Fall.

Praktische Winke über Schenkungen und Vermächtnisse zu Gunsten kirchlicher Anstalten und religiöser Genossenschaften und deren Annahme von J. Chr. Jober, Ehrendomherr, Generalsecretär des Bisthums Straßburg. 56 S. 8°. Straßburg, F. X. Le Roux, 1891. Preis *M.* 2.

Die Broschüre verfolgt einen doppelten Zweck: denen, welche frommen Zwecken einen Vermögenstheil zuwenden wollen, die Wege zu zeigen, wie sie das Vorhaben mit Berücksichtigung der bürgerlichen Gesetzesbestimmungen ausführen bezw. die Hemmnisse überwinden können, dann aber auch denjenigen Anleitung zu geben, welche, weil im Vorstand oder in der Verwaltung der etwa bedachten kirchlichen Anstalten, diesbezügliche Actenstücke zu besorgen haben, damit diese in passender und gesetzlicher Weise verfaßt werden. Die Angaben sind für das französische Recht, soweit es in Elsaß-Lothringen gilt, berechnet. Es wäre wünschenswerth, daß ein ähnliches praktisches Büchlein überall dort abgefaßt würde, wo die bürgerlichen Rechtsbestimmungen die Befugniß der Kirche betreffs des Gütererwerbs zu beliebigen frommen Zwecken Beschränkungen zu unterwerfen gesucht haben.

Die Krankenversicherung der Arbeiter in der Schweiz. Eine Abhandlung von Dr. Carl Eberle, Präsident der Vereinigung schweiz. Socialpolitiker. 76 S. 8⁰. Utznach, Oberholzer, 1891.

Mehr als anderswo wird in der Schweiz jeder aus dem Volk mit ins Interesse gezogen, wenn es sich um Fragen handelt, welche das allgemeine Wohl angehen, und wenn an deren Lösung die Gesetzgebung und öffentliche Gewalt heranzutreten genöthigt ist. Unter diesen steht die Arbeiterfrage oder vielmehr eine Anzahl von Einzelfragen, welche die Arbeit und die Arbeiterklasse betreffen, im Vordergrunde; gerade die Versicherung der Arbeiter ist ein Punkt, der mehr als eine Regierung unmittelbar beschäftigt. Bezüglich der Unfälle war die Schweiz in Lösung jener Frage manchen Ländern voraus; sie stellte dieselbe auf den grundsätzlich richtigen Boden der Haftpflicht des Arbeitgebers. Doch ist, wie es scheint, eine neue Durchsicht und einheitlichere Durcharbeitung der diesbezüglichen Gesetze in Sicht, sowie auch eine Vervollständigung durch eine Krankenversicherung. Ueber diese Frage verbreitet sich der Verfasser des vorliegenden Büchleins in einer auch dem schlichtesten Verstande zugänglichen Weise und legt bis in alle Einzelheiten der Ausführung seine Ansichten und Vorschläge, oft mit kurzen Gründen und Gegengründen, unter Berücksichtigung der schweizerischen Verhältnisse dar. Auf all die Einzelheiten können wir nicht eingehen. Einige Hauptpunkte heben wir als richtig und zutreffend heraus, daß nämlich ein Versicherungszwang die selbständigen Arbeiter nicht treffen dürfe; daß ein Versicherungszwang der unselbständigen Arbeiter dem Wesen nach eine Belastung nicht dieser Arbeiter, sondern der Arbeitgeber oder der Industrie sein müsse; daß endlich die Versicherung nicht durch staatliche Anstalten geschehe, solange private Kassen und Verbände ausreichen. Wenn jedoch in letzterer Beziehung der Verfasser dem Staate nur den „Nießgebrauch des ihm zustehenden Rechtes“ empfiehlt und ihm „das Recht der Gleichberechtigung“ zuerkennt (S. 51 ff.), so wollen uns diese und ähnliche Ausdrücke zu weitgehend dünken.

Die Bildung des jungen Predigers nach einem leichten und vollständigen Stufengange. Ein Leitfaden zum Gebrauche für Seminarien. Von Nikolaus Schleiniger, Priester der Gesellschaft Jesu. Vierte, umgearbeitete Auflage. Besorgt durch Karl Racke, Priester der Gesellschaft Jesu. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. XVI u. 378 S. kl. 8⁰. Freiburg, Herder, 1891. Preis *M.* 3.

Obwohl wir noch die vorletzte Auflage dieses vortrefflichen „Leitfadens“, die letzte von der Hand des am 24. November 1888 verstorbenen Verfassers besorgte, in diesen Blättern (Bd. XXV S. 454) warm empfohlen haben, sei es uns doch gestattet, mit ein paar Worten auch auf diese neueste Auflage hinzuweisen. Wenn dieselbe auf dem Titel eine „umgearbeitete“ genannt wird, so ist dies nicht so zu verstehen, als wenn der neue Herausgeber in wesentlichen Stücken Aenderungen vorgenommen hätte; er betont vielmehr ausdrücklich in der Vorrede, daß er sich nicht für berechtigt gehalten habe, in einem fremden Werke wie auf eigenem Grund und Boden zu schalten. Wohl aber war der Herausgeber sichtlich bemüht, das Buch auf den einmal gegebenen Grundlinien sachlich und formell zu vollenden. In der That hat die Anordnung bedeutend gewonnen, ebenso die Genauigkeit des Ausdrucks. Auch verdient hervorgehoben zu werden, daß zu den nach Erscheinen der dritten Auflage aufgetauchten Controversfragen überall Stellung genommen wurde. Bei

der hohen Wichtigkeit des homiletischen Studiums in den Seminarien kann man sich nur aufrichtig freuen, daß zur Hebung und Förderung dieses Studiums in dem hier angezeigten Buche ein so vorzügliches Hilfsmittel geboten wird.

Dr. J. Schusters Handbuch zur Biblischen Geschichte. Für den Unterricht in Kirche und Schule, sowie zur Selbstbelehrung. Mit Karten, Plänen und vielen Holzschnitten. Neu bearbeitet von Dr. J. B. Holzammer, Domkapitular und Regens des bischöflichen Seminars zu Mainz. Fünfte, verbesserte Auflage. Mit Approbation des Hochw. bischöfl. Ordinariates zu Mainz. Zwei Bände. LIV, 879 u. 744 S. 8°. Freiburg, Herder, 1891. Preis *M.* 15; geb. *M.* 20.

Wie wir beim Erscheinen der verschiedenen Auflagen dieses nicht genug zu empfehlenden Werkes die Aufmerksamkeit unserer Leser auf dasselbe gelenkt haben (am eingehendsten Bd. VII S. 585 ff.), so wollen wir auch diese fünfte Auflage, wenigstens kurz, zur Anzeige bringen. Der hochverdiente Herr Verfasser hat auf die Ueberarbeitung wiederum die größte Sorgfalt verwendet, wie die zahlreichen, unter gewissenhafter Benützung der neuesten Literatur angebrachten Ergänzungen und Verbesserungen dieses deutlich darthun. Als eine besonders werthvolle Zugabe muß die am Schlusse des ersten Bandes gegebene Uebersicht über die messianischen Weissagungen und deren Erfüllung bezeichnet werden. Auch die Verlagshandlung hat es sich aufs neue angelegen sein lassen, in Bezug auf Illustrationen und Karten stets Vollkommeneres zu bieten. Noch mehr als bei einer frühern Auflage sind wir daher befugt, zu sagen: „Wir können das ausgezeichnete Werk nur aufs wärmste empfehlen und im Interesse der Kenntniß und des Verständnisses der heiligen Geschichte seine weiteste Verbreitung wünschen. Den Lehrern und Geistlichen, den Predigern ebenso wie den Katecheten, bietet es den mannigfaltigsten Stoff.“ Aber auch zum Zwecke der „Selbstbelehrung“, für die es laut Titelangabe ebenfalls bestimmt ist, wird es die trefflichsten Dienste leisten; in Familienbibliotheken sollte es einen der ersten Plätze einnehmen.

Darwins Grundprincip der Abstammungslehre, an der Hand zahlreicher Autoritäten kritisch beleuchtet von Joseph Diebolder. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. 87 S. 8°. Freiburg, Herder, 1891. Preis *M.* 1. 20.

Die erste Auflage dieser kleinen Schrift erschien als Erwiederung auf einen „wahrhaft frivolen“ Versuch, „die Lehre des extremsten Darwinismus unter die Volksmenge zu tragen“. Ein Züricher Professor nämlich, ein ehemaliger Kampfgenosse Haeckels, Dr. A. Dodel-Port, ein nunmehriger Mitarbeiter von Bebel, Liebknecht und Genossen, war auf den Einfall gerathen, in besagter Weise sein „wissenschaftliches“ Licht leuchten zu lassen. Herr Diebolder belehrte ihn, daß es dem Herrn Professor trotz aller Kathederweisheit nebst Phrasen und Kraftsprüchen nicht gelungen sei, „den Schöpfer vor die Thür zu setzen“. In der vorliegenden neuen Auflage weist der Verfasser ausführlicher nach, daß die Voraussetzungen des Darwinismus „willkürliche Hypothesen“ sind, und daß Darwins Grunddogma von der „natürlichen Zuchtwahl“ mit allem, was drum und dran hängt, auch wenn es sich mit den Thatsachen der Erfahrung besser in Einklang bringen ließe, dennoch nicht ausreichen würde, die Naturerscheinungen aus materiellen, rein mechanisch wirkenden Ursachen zu erklären. Ihren Abschluß findet diese Beweisführung in einem „Nach-

trage", in welchem die verschiedenen „modernen Vererbungstheorien" zur Sprache kommen. — Der aufmerksame Leser überzeugt sich leicht, daß der Verfasser seinen Gegenstand beherrscht. Er schreibt klar und verständlich, vermeidet alle Weitschweifigkeit und rückt den Kernpunkt der Frage stets in den Vordergrund. Seine Arbeit gehört jedenfalls zu den besten, welche bisher gegen Darwin und seinen glaubensseligen Anhang erschienen sind.

Moses Bar Kepha und sein Buch von der Seele. Von Dr. Oskar Braun. VIII u. 166 S. gr. 8°. Freiburg, Herder, 1891. Preis *M.* 4.

Die höchst merkwürdige Schrift des syrischen Bischofs Moses Bar Kepha (geb. zu Balad 815, gest. 903) über die Seele, die hier zum erstenmal in Uebersetzung mit zahlreichen erläuternden Anmerkungen geboten wird, ist ein neuer Beitrag zur Erkenntniß des Geisteslebens, vorzüglich der philosophischen und theologischen Anschauungen innerhalb der alten syrischen Kirche, und schon deshalb mit Freuden zu begrüßen. Eine Kirche, die einen Ephrem, Aphraates, Jakob von Sarug hervorgebracht hat, ist auch nach ihrer Abirrung des Interesses und des Studiums werth. Ueberdies lohnt es sich, zu beobachten, wie die großen Fragen über die menschliche Seele — auch heute noch brennende Fragen — in fernen Jahrhunderten, bei fremden Völkern im denkenden Geiste sich spiegelten. Man kann dem fleißigen Herausgeber nur dankbar sein und ihm die möglichste Förderung seiner gelehrten Studien wünschen.

Die Sentenzen Rolands, nachmals Papstes Alexander III. Zum ersten Male herausgegeben von P. Fr. Ambrosius M. Gietl O. Pr. LXX u. 332 S. gr. 8°. Freiburg, Herder, 1891. Preis *M.* 9.

Den ruhmreichen Spuren seines hochgelehrten Ordensgenossen P. Denifle folgend, hat P. Gietl der kirchlichen Wissenschaft einen namhaften Dienst geleistet durch die wissenschaftliche Einführung und erste Herausgabe eines theologischen Werkes, das aller Wahrscheinlichkeit nach der Feder des großen Papstes Alexander III. entstammt. Er ist damit nicht bloß dem persönlichen Interesse entgegengekommen, das sich an das Andenken eines der berühmtesten Päpste knüpft, sondern hat dadurch auch einen sehr werthvollen Beitrag zur Dogmengeschichte wie zur Geschichte der vorscholastischen Theologie geleistet. Nicht zufrieden mit einer sorgfältigen Ausgabe des Textes und Erläuterung desselben durch zahlreiche Anmerkungen und Parallelstellen aus gleichzeitigen Theologen, hat er namentlich in den einleitenden Abhandlungen alles beigebracht, was zur richtigen Würdigung des Inhaltes erwünscht sein kann. Die ganze Veranstaltung der Ausgabe zeugt von großer Gelehrsamkeit und immensem Fleiß und verdient hohe Anerkennung. Ob der Herausgeber nicht zuweilen (wie S. 73, 6 und S. 83, 14) allzu streng mit Rolands Darstellung ins Gericht ging, möge dahingestellt bleiben.

Geschichte der Laiencommunion bis zum Tridentinum. Bearbeitet von Dr. Jakob Hoffmann, Curat und Religionslehrer an der städtischen Handelsschule in München. IV u. 209 S. 8°. Speier, Jäger, 1891. Preis *M.* 2.

Das Bestreben des hochw. Herrn Verfassers ging laut seiner Vorrede dahin, zu zeigen, wie die wesentlichen Momente bei der Laiencommunion von der Kirche stets unverändert festgehalten wurden, wie sich dagegen Ritus und bezw. auch Disciplin vielfach änderten. Er unterscheidet drei Perioden. In der ersten bis zum Concil von Nicäa sind die heilige Messe und die Communion der Laien so enge

verbunden, daß alle am Opfer Theilnehmenden auch die Opfermahlzeit mit dem Priester feiern, und zwar unter beiden Gestalten. In der zweiten (325 bis ca. 1200) trennt sich der Empfang des heiligen Abendmahls von der Feier der heiligen Geheimnisse mehr und mehr. Der Gebrauch des Kelches tritt zurück. In der dritten wird die Bedeutung der heiligen Communion für das geistliche Leben vielfach verkannt, wie dies auch P. W. Schmitz in dieser Zeitschrift (Bd. XXXVIII. S. 540 ff. und Bd. XXXIX. S. 30 ff.) dargethan hat. Doch bahnen erleuchtete Geistesmänner und große Heilige die Erneuerung des öftern Empfanges wiederum an. Für jede Periode wird dann im einzelnen nachgewiesen, wie die Kirche sich in Verwaltung des heiligsten Sacramentes gegen Büßer, Abwesende, Kranke und Kinder verhielt. Eine Abhandlung über die Geschichte des Laienkelches schließt das Werk. Alles wird in gründlicher und würdiger Weise dargelegt, so daß diese gut geschriebene Geschichte der Laiencommunion sowohl für Gelehrte, als auch für Seelsorger, ja selbst für Laien anregend und nützlich ist.

Propst Johann Georg Seidenbusch und die Einführung der Congregation des hl. Philipp Neri in Bayern und Oesterreich. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte Deutschlands im 17. und 18. Jahrhundert von Dr. Adalbert Ebner. 80 S. 8⁰. Köln, Bachem, 1891. Preis *M.* 1.50.

Kein gläubiger Katholik wird dieses allerliebste Büchlein zu Ende lesen, ohne dem Herausgeber für solch köstliche Gabe von Herzen dankbar zu sein. Während das kirchliche und culturgeschichtliche Interesse allerdings das vorwiegende ist, entspricht das Buch doch dank der fleißigen und geschickten Arbeit des Herausgebers auch allen Anforderungen der Wissenschaft wie des guten Geschmackes. In Süddeutschland und Oesterreich, wo die meisten der genannten Familien noch heute existiren, und wo man die in Frage kommenden Oertlichkeiten kennt, wird die Schrift überdies besonderes Interesse wecken. Zur Charakteristik Leopolds I. und des schönen Familienlebens im Kaiserhause liefert sie manche anmuthigen Züge. Vor allem aber muß dem katholischen Bayern das Herz im Leibe lachen, wenn er sich so lebhaft und unmittelbar in die Zeiten zurückversetzt sieht, wo das fromme bayerische Kurhaus in echt katholischem Leben dem Lande, ja ganz Deutschland voranleuchtete. Die Begrüßung des Herzogs Albert Sigismund und dessen Verhalten (S. 15—16) sind unübertrefflich schön, und rührend die Audienz bei Max Emmanuel (S. 60), wo auf die Bitte des ehrwürdigen Priesters, dem Kaiserhause nicht untreu zu werden, die Antwort folgt: „Alter, gehet hin und betet für uns.“

Der schwarze Berthold, der Erfinder des Schießpulvers und der Feuerwaffen. Eine kritische Untersuchung von Dr. Heinrich Hansjakob. Mit Titelbild. VIII u. 92 S. 8⁰. Freiburg, Herder, 1891. Preis *M.* 1.40.

Die interessante kleine Untersuchung vereinigt fleißige und gelehrte Forschung mit der muntern und anziehenden Darstellung des Volksschriftstellers. Es dürfte dem hochw. Herrn Verfasser jedenfalls der Nachweis gelungen sein, daß keine andere deutsche Stadt einen ähnlich begründeten Anspruch auf den Erfinder des Schießpulvers erheben könne wie Freiburg; ebenso daß der Urheber der großartigen und weltumgestaltenden Erfindung wirklich ein deutscher Mönch gewesen sei, ein Mitglied jenes Standes, dessen Berechtigung und Nutzen oft mit so viel Unwissenheit und hochfahrendem Dünkel geläugnet wird. Das Schriftchen ist lehrreich und lesenswerth. Lob verdient es auch wegen der höchst originellen und geschmackvollen Ausstattung.

Mémoires du Général Bon de Marbot. 3 vols. ornés de trois héliogravures et de fac-simile d'autographes. XII, 390, 495 et 448 p. 8°. Paris, Plon, 1891. Preis pro Bd. *Fr.* 7.50.

Um drei dicke Bände ununterbrochener Soldatenabenteuer zu einem werthvollen Beitrag zur Kriegsgeschichte und überdies zu einer stets fesselnden Lesung zu machen, müssen Eigenschaften sich zusammenfinden, wie sie in Marbot wirklich vereinigt waren: bedeutende militärische Kenntniß, ein heldenkühner Degen und eine ausnehmend gewandte Feder. Seit 1799 im Dienst, hat Marbot († 1854) bis zur Februarrevolution 1848 in allen Kriegen Frankreichs mitgekämpft und hat in jedem Wunden und Auszeichnungen davongetragen. Napoleon I. hat ihn noch in seinem Testament auf St. Helena mit ehrender Anerkennung und bedeutendem Legat bedacht. Der Umstand, daß viele von Marbots Erinnerungen sich an Deutschland knüpfen, wo er auch nach der Schlacht bei Waterloo einige Jahre der Verbannung zugebracht (zu Offenbach a. M.), rückt sein Buch dem deutschen Leser nahe. Seine Eindrücke vom Berliner Hof (I, 280), an dem er zweimal als Abgesandter Napoleons I. erschien, seine Schilderung vom Verderben der Bayern in Rußland (III, 159), gelegentlich eingestreute Züge von deutscher Frömmigkeit und Ehrlichkeit (II, 154 und 164), sein besonnenes Urtheil über die preußische Armee vor 1807 (I, 287), seine genaue Abschätzung des Grafen Wrede (III, 349—360) und vieles andere bietet dem Deutschen ganz specifisches Interesse. Da die Memoiren für die Kinder des alten Generals geschrieben sind, so versteht sich ihre streng moralische Haltung von selbst, auch da, wo vereinzelte Male mißliche Dinge gestreift werden müssen. Höheren Gesichtspunkten als denen der Vaterlandsliebe, der Ehre und einer gewissen Menschenfreundlichkeit begegnet man freilich nicht. Obwohl hunderte von Malen in Todesgefahr, weiß Marbot nur zweimal zu erzählen, daß er gebetet habe, einmal an der Leiche seines Vaters und einmal hingerissen von dem Beispiel der frommen Fischer von Mölk im Angesicht eines fast sichern Todes. Er war groß geworden zur Zeit der Schreckensherrschaft, unter der Leitung apostasirter Ordensmänner zu Sorèze, wo das „Abendgebet" darin bestand, daß knieend eine Strophe der Marseillaise gesungen wurde, und die Sabbatsheiligung darin, daß an den „Dekadis" die Kleider gereinigt wurden. So kommt es, daß in drei Bänden bewegter Lebenserinnerungen der Name „Gott" nie von ihm genannt wird. Trotzdem erscheint Marbot nicht als Feind der Religion. Der sittliche Ernst, den dieser heldenmüthige Officier und feine Weltmann an den Tag legt, seine Verurtheilung des Duells, des Hazardspiels und anderer Officierslaster, seine mütterliche Sorge für seine Soldaten machen sein Buch lehrreich und anziehend.

Sandwirth Andreas Hofer von P. Cölestin Stampfer, Benediktiner von Marienberg und Gymnasialprofessor in Meran. Zweite, verbesserte Auflage. Mit Titelbild. (Sammlung historischer Bildnisse.) VIII u. 218 S. 8°. Freiburg, Herder, 1891. Preis *M.* 1.80; geb. *M.* 3.

Es ist erfreulich, daß ein Lebensbild wie das vorliegende so dankbare Aufnahme gefunden hat, und daß es dem hochw. Verfasser vergönnt ist, dasselbe durch neue Züge bereichert in zweiter Auflage erscheinen zu lassen. Nichts wünschenswerther, als daß Männer von der Art Andreas Hofers die Vorbilder unseres deutschen Volkes seien. Ist doch der wackere Sandwirth der lebendige Beweis, daß echter Mannessinn, Achtung vor Recht und Ordnung und Treue gegen das Fürstenhaus mit Gottesfurcht und Frömmigkeit nicht nur vereinbar sind, sondern eben darin

wurzeln. Ob es ein glücklicher Zug war, S. 99 Marschall Lefebvre mit Herzog Alba und die Tiroler mit den aufständischen Niederländern zu vergleichen, ließe sich bezweifeln. Sonst verdient das Streben des Verfassers nach Gerechtigkeit und Maß im Urtheil wie nach Treue in der Erzählung volle Anerkennung, ebenso wie seine schöne, edle Sprache.

Don Gabriel Garcia Moreno, Präsident der Republik Ecuador. Ein Lebensbild von Amara George-Kaufmann. Mit dem Bildniß G. Moreno's und einer Karte von Ecuador. X u. 283 S. 12°. Freiburg, Herder, 1891. Preis *M.* 2; geb. *M.* 3.30.

In schlichten, aber kräftigen Zügen wird uns hier das charaktervolle Bild eines überaus merkwürdigen, großartig angelegten und großartig handelnden Mannes lebhaft vor die Seele geführt. Nach dem reichen geistigen Genusse und den guten Anregungen zu urtheilen, welche seine Betrachtung in uns wachgerufen, glauben wir ihm im Interesse der guten Sache, welche Garcia Moreno so mannhaft vertrat, eine weite Verbreitung wünschen zu müssen. Das Buch wird seinen Leser zwar nicht zu einem Ebenbilde jenes Helden zu machen vermögen; dessen Größe überschreitet zu sehr das Maß des Alltäglichen. Wohl aber wird es ihm kostbare Winke geben über die einem katholischen Christen geziemende entschiedene Gesinnung und Charakterfestigkeit in unseren Tagen des Kampfes für Glauben, Kirche und christlichen Staat. Denn in dieser Beziehung ist die Bedeutung Garcia Moreno's eine solche, die weit über sein engeres Vaterland hinaus, über den ganzen katholischen Erdkreis reicht. Er kämpfte, litt und starb mit christlichem Heldenmuthe für Grundsätze, welche alle entschiedenen Katholiken zu den ihrigen machen, da es die Grundsätze sind, welche Pius IX. und Leo XIII. in ihren Encykliken ausgesprochen haben. Garcia Moreno verwirklichte freilich das Drama dieses Kampfes unter Verhältnissen, die den unserigen ganz fremd sind. Dieses ist jedoch weit entfernt, den Helden uns unverständlich zu machen oder unser Interesse für seine Person und seine Thaten zu vermindern. Da wir geschickt und ausreichend mit den Eigenthümlichkeiten der bürgerlichen, staatlichen und politischen Verhältnisse Ecuadors, sowie mit Land und Leuten bekannt gemacht werden, wirkt die Lesung auch nach dieser Richtung hin belehrend und läßt leicht erkennen, was wohl für dort, aber nicht für unsere Verhältnisse passend ist. Laut der Vorrede hat P. Dressel die Einleitung verfaßt und den Inhalt des ganzen Buches einer genauen Sichtung unterzogen. Dieser Umstand dürfte hinreichende Gewähr für die Naturtreue des gebotenen Lebensbildes bieten.

Windthorst. Ein Bild seines Lebens und Wirkens für das katholische Volk von Dr. Franz Schädler, Gymnasialprofessor zu Landau, Mitglied des Reichstags. Mit fünf Illustrationen. 112 S. 8°. M.-Gladbach, Riffarth, 1891. Preis 50 *Pf.*

Dieselbe Frische und kernige Lebhaftigkeit, welche den pfälzischen Abgeordneten als Volksredner so beliebt und gerne gehört macht, kennzeichnet auch das Büchlein, welches er dem Andenken seines großen Führers gewidmet hat. Obgleich im Hinblick auf das über Windthorst bereits Geschriebene sachlich Neues nicht mehr gebracht werden konnte, muthet doch diese Schrift mit den kurzen Kapiteln, klaren Sätzen, kräftigen Wendungen, dem weiten Gesichtskreis und der geschickten Anordnung den Leser eigenthümlich an, und alles erscheint wieder neu und interessant. Unter den Schriften, die nach Windthorsts Tod erschienen sind, ist es wohl diejenige, welche den Ton der Volksschrift am glücklichsten getroffen hat. Die Ausstattung ist vorzüglich.

Pater Damian, der Held von Molokai. Mit drei Abbildungen und einem Kärtchen. 85 S. 12°. Freiburg, Herder, 1891. Preis 80 *Pf.*

P. Damian Deveuster aus der Congregation der heiligsten Herzen Jesu und Mariä, der am 15. April 1889 auf der Insel Molokai in der fernen Südsee als ein Opfer der Liebe im Dienste der Aussätzigen starb, hat die Liebe und Bewunderung, welche sein Opferleben verdient, in den weitesten Kreisen bei Protestanten wie bei Katholiken gewonnen — ja bei Protestanten vielleicht noch mehr als bei Katholiken. Auch die vorliegende kleine Schrift ist ein Zeugniß davon. Dieselbe entstammt, wie wir wohl verrathen dürfen, der Feder einer nicht katholischen Dame, ist aber nicht nur mit einer Unparteilichkeit, sondern auch mit einer Wärme und Begeisterung geschrieben, daß der Leser sowohl von ihrem Geiste als von ihrem Herzen das günstigste Urtheil fällen wird. Auch die Kunst der sprachlichen Darstellung ist ihr in hohem Maße eigen, und so hoffen wir, daß das schöne Lebensbild dazu beitragen wird, edelmüthige Seelen nicht nur zur Bewunderung, sondern auch zur Nachahmung, zu werkthätiger Uebung christlicher Liebe anzueifern.

Der Redemptorist Carl Clemens (1816—1886). Ein noch unbekanntes Convertitenbild, herausgegeben von P. Franz Ratte C. SS. R. Mit Bildniß. VII u. 123 S. 8°. Mainz, Kirchheim, 1891. Preis *M.* 1.50.

Im Auftrage seiner Oberen hat der Verblichene selbst die Ereignisse seines Jugendlebens und den liebevollen Weg geschildert, auf dem die väterliche Vorsehung ihn zur wahren Kirche zurückgeführt, zum heiligen Priesterstande und endlich zur Wahl des Standes der Vollkommenheit hingezogen. Die Schilderung des zweiten Lebensabschnittes, vom Eintritte in die Congregation bis zum seligen Tode, verdanken wir einem Mitbruder des Verstorbenen. Auch hier bleibt der Leser in fast ununterbrochenem Verkehr mit dem Verstorbenen selbst, da die eigenen Aufzeichnungen sehr fleißig verwerthet worden sind. So wird das Buch nicht bloß für die vielen, die den seeleneifrigen Missionär bei seinen 57 Missionen oder anderen apostolischen Arbeiten oder aus seinen Schriften kennen gelernt haben, ein werthes Andenken sein, sondern alle Leser werden reichliche Erbauung darin finden.

Bibliothèque de la Compagnie de Jésus. Première Partie: Bibliographie par les Pères Augustin et Aloys de Backer. Nouvelle édition par Carlos Sommervogel S. J. Strasbourgeois, publiée par la Province de Belgique. Tome II: Boulanger—Desideri. XXX p. et 1964 c. 4°. Bruxelles, O. Schepens; Paris, A. Picard, 1891.

Bereits liegt der zweite Band dieses bedeutenden bibliographischen Werkes vor, ein gutes Vorzeichen für rasches Voranschreiten. Derselbe Fleiß, dieselbe Genauigkeit, derselbe Reichthum neuer interessanter Mittheilungen treten zu Tage, wie sie am ersten Bande rühmend anerkannt wurden. Manche wichtige Nummern sind völlig umgearbeitet, andere außerordentlich bereichert, viele Namen finden sich hier zum erstenmal. Mögen auch immer noch Lücken bleiben, das Werk verspricht ein wahrhaft großartiges zu werden, das den Gelehrtenkreisen verschiedenster Art werthvolle Dienste leisten wird. Mit großem Danke muß die hochherzige Unterstützung hervorgehoben werden, welche dem unermüdlichen P. Sommervogel durch ausgiebige Mittheilungen der Herren Bibliothekare Leitschuh und Geiger in Bamberg zugewendet worden ist. Würden in anderen Städten Deutschlands ähnliche Gönner sich finden, ein so großes wissenschaftliches Unternehmen durch Mittheilungen zu fördern, so

würde nicht, wie es bis jetzt der Fall ist, die Zahl deutscher Schriftsteller und Schrifterzeugnisse hinter der der übrigen Nationen so weit zurückstehen. Ein Blick auf die dürftigen Angaben über die Collegien von Coblenz, Coesfeld, Danzig diene zur Bestätigung.

Die Aufhebung des Jesuitenordens im Bisthum Passau, nach den Acten des kgl. bayer. allgemeinen Reichsarchivs zu München und des bischöflichen Ordinariatsarchivs zu Passau dargestellt von Dr. Joh. Ev. Diendorfer, kgl. Lycealrector und Bibliothekar in Passau. Vierte Auflage. 81 S. 8°. Passau, Abt, 1891. Preis 75 *Pf.*

Unsere Kenntnisse über die Aufhebung des Jesuitenordens in Deutschland sind sehr gering: außer gelegentlichen Notizen und einem Aufsatze im Historischen Jahrbuch der Görres-Gesellschaft (1885) ist so gut wie nichts aufzutreiben. Und doch ist noch sehr reicher und interessanter Stoff in den Archiven vorhanden, wie dies auch die vorliegende werthvolle Schrift beweist. Dieselbe erschien zuerst als Programm des Passauer Lyceums und fand so allgemeines Interesse, daß der Separatabdruck bereits den Vermerk „Vierte Auflage" trägt. Das Material ist mit Ausnahme einiger Stücke, die sich bereits im Historischen Jahrbuch und bei Wolfsgrubers „Migazzi" abgedruckt finden, vollständig neu und bisher ungedruckt und bereichert wirklich unsere historischen Kenntnisse. Das Resultat bekräftigt die schon bekannte Thatsache, daß die Aufhebung des Jesuitenordens in Deutschland bei dem katholischen Volke große Bestürzung und Verwirrung hervorrief. „Nicht eine Stimme auch nur der leisesten Billigung der Aufhebung haben wir in den uns zu Gebote stehenden Acten entdeckt, aber auch nicht ein Wort des Tadels über den Orden selbst." Der Herr Verfasser hat sich durch seine mühevolle Studie ein bleibendes Verdienst um die deutsche Kirchengeschichte des 18. Jahrhunderts erworben.

1. **Mgr de Salamon.** Mémoires inédits de l'Internonce à Paris pendant la Révolution 1790—1801. Avant-propos, Introduction, Notes et Pièces justificatives par l'abbé Bridier du Clergé de Paris. LVI et 376 p. 8°. Paris, Plon, 1890. Preis *Fr.* 7.50.

2. **Ungedruckte Memoiren des Bischofs de Salamon.** Erlebnisse des Internuntius in Paris während der französischen Revolution 1790—1801, erzählt von ihm selbst. Genehmigte Uebersetzung der französischen Ausgabe des Abbé Bridier von Matthias Sierp, Lehrer an der Lateinschule in Werden a. d. Ruhr, vormals Professor der Theologie am Seminar von Rouen. XL u. 320 S. 8°. Münster, Regensberg, 1891. Preis *M.* 5.

1. Würden „die Abenteuer des Internuntius in Paris" eine Stelle einnehmen in der Reihe jener leider allzu viel verschlungenen historischen Romane, die den Namen Alexander Dumas' (d. Aelt.) tragen, sie könnten, was den fesselnden Reiz der Erzählung angeht, auch mit den „Drei Musketieren der Königin" oder der „Königin Margot" den Vergleich bestehen. Nur würden sie sich von Werken jener Art vortheilhaft unterscheiden durch das Höhenmaß sittlicher Anschauung, auf dem sie sich bewegen. Das Element des zweideutig Pikanten, das dort so reichlich angewendet wird, findet bei diesen „Abenteuern" keine Verwerthung; sie bedürfen solcher Reizmittel nicht, um anziehend zu sein; sie bieten statt dessen manchen kleinen Aufblick

nach oben. Indes gerade das Fesselnde und Romanhafte der Erzählung, das geheimnißvolle Dunkel, das auf den bisherigen Schicksalen des Manuscriptes auch jetzt noch ruht, und manche nicht unerhebliche Widersprüche mit solchem, was als thatsächlich feststehend betrachtet werden kann, sind geeignet, ein gewisses Mißtrauen gegen diese Memoiren als Geschichtsquelle wach zu erhalten. Bis jetzt sind jedoch von keiner Seite positive Zweifel gegen die Authenticität erhoben worden. Der Herausgeber, Abbé Bridier, hat sich durch seine Nachforschungen über die Person de Salamons entschiedenes Verdienst erworben; die Schriftstücke, die er im Anhang mittheilt, sind von hohem Interesse. Ein Historiker, H. Pierre, hat überdies das Manuscript selbst nachgeprüft und den Inhalt der Memoiren wie die Ergebnisse der Forschungen Bridiers einer sorgsamen Kritik unterzogen und die letzteren noch ergänzt (Revue des Questions Hist., 1891, Janv.). Ohne Zweifel wird das Buch die Forschung auch noch weiterhin anregen, wird aber auch als ebenso fesselnde wie lehrreiche Unterhaltungslectüre viele Freunde finden.

2. Der deutsche Uebersetzer hat sich keineswegs mit der Uebertragung des Textes in die Muttersprache begnügt; er wollte als Herausgeber voll und ganz seine Schuldigkeit thun. Er hat nicht nur gewissenhaft benutzt, was seit dem Erscheinen des Buches über die Persönlichkeit des ehemaligen Internuntius Neues bekannt wurde, sondern hat auch selbst mühsame Nachforschungen angestellt, die nicht ohne interessante Resultate geblieben sind. Ueberdies suchte er durch manche gute Anmerkung den deutschen Lesern das Verständniß zu erleichtern. Bei der Uebersetzung scheint ihm nicht so sehr die Anmuth der Erzählung als die treue Wiedergabe der Geschichtsquelle am Herzen gelegen zu haben. Bei sehr großer Genauigkeit steht sie an Eleganz und natürlichem Fluß jedenfalls dem französischen Texte nach. Die lehrreiche Bemerkung über die Salonabbés des 18. Jahrhunderts, welche Bridier zur richtigen Beurtheilung seines Helden den Memoiren vorausschickt, hat der Uebersetzer unterdrückt und der Stellung de Salamons zum Ordre des Templiers nicht Erwähnung gethan. Vermuthlich geschah dies aus Gründen der Vorsicht, die auch sonst von ihm beobachtet wird, um das interessante Buch zu einer möglichst unverfänglichen Lectüre für recht weite Kreise zu machen. Indessen gerade gegenüber dem deutschen Leser, der an den Wandel und die Denkart des Priesters einen so strengen Maßstab anzulegen gewohnt ist, wäre vielleicht eine vorausgehende Orientirung recht wünschenswerth gewesen.

Uit mijn lente. Gedichten van W. de Veer S. J. 96 blz. 8°. Vucht, Bogaerts, 1891.

„Aus meinem Lenz“ — Erstlinge eines jungen niederländischen Dichters, welche zum Theil schon in Zeitschriften und Kalendern veröffentlicht, seinen Landsleuten recht wohl gefallen haben. Sie sind vorwiegend religiösen Inhalts, tief empfunden, sprachlich wohl abgerundet und nicht ohne manchen neuen, anmuthenden Zug. Den deutschen Leser wird besonders das Gedicht interessiren: De Ex-Kanselier bij het graf van zijn Keiser (Der Exkanzler am Grabe seines Kaisers), ein sehr edel gehaltenes, tief ergreifendes Stimmungsbild, das den Charakterzügen des Herrschgewaltigen durchaus gerecht wird, aber ebenso schön und scharf das Wesen des sogenannten Culturkampfes zeichnet und in die elegische Grabschrift aller Erdengröße ausklingt:

O, ijdelheid der ijdelheên!
Groot is der Heeren Heer alleen!

Ausgewählte Schauspiele von Don Pedro Calderon de la Barca. Zum ersten Male aus dem Spanischen übersetzt und mit Erläuterungen versehen von Professor K. Pasch. I. Bändchen: Spaniens letzter Zweikampf. — Der Galicier Luis Perez. XVII u. 276 S. 8°. Freiburg, Herder, 1891. Preis *M.* 1.80.

Während die Werke Shakespeare's längst durch Uebersetzungen zum Gemeingut der deutschen Lesewelt geworden sind, hat erst Lorinser die sämmtlichen geistlichen Festspiele Calderons derselben erschlossen; von seinen weltlichen Schauspielen aber sind bis jetzt noch fast an die Hälfte (49 von 108) unübersetzt geblieben, und so ist es vielen noch unmöglich, sich durch eigene Lesung von dem wunderbaren Reichthum zu überzeugen, welchen die Poesie des größten spanischen Dramatikers umfaßt. Warmer Dank gebührt deshalb Herrn K. Pasch und der Verlagshandlung Herder, daß sie sich vereinigt haben, die Zahl der noch nicht übersetzten Stücke um 14 herabzumindern und so einen bedeutenden Schritt zu einem vollständigen deutschen Calderon zu thun. Von den zwei bereits vorliegenden ist das erste in geschichtlicher wie in ästhetischer Hinsicht so interessant, daß Graf v. Schack schon vor Jahren seine Verwunderung darüber aussprach, warum es noch keinen Uebersetzer gefunden, das andere aber ein bewundernswerthes Sittengemälde aus der Zeit des Dichters selbst. Die Uebersetzung hält sich mit größter Treue an den Text, so genau, daß mitunter Leichtigkeit und Annehmlichkeit darunter leiden; sie hat aber andererseits den Vortheil, daß sie den Sinn und die Form ganz, voll und ungeschwächt, mit dem eigenartigen Colorit der Original-Versarten wiedergibt und nichts Fremdartiges einschmuggelt. Wer sich einmal an diese Versarten gewöhnt hat und nicht in krittlicher Befangenheit über jede Unebenheit zu stolpern geneigt ist, der wird aus den zwei höchst spannenden, originellen und poesievollen Stücken einen weit größern Genuß schöpfen, als aus einer ganzen Masse wohlgeglätteter moderner Modepoesie. Für reifere Leser können wir deshalb das Bändchen den schönsten Gaben des heurigen Weihnachtstisches beizählen.

Schlichte Leute. Erzählungen aus dem westfälischen Volksleben von F. W. Grimme. Zweite Auflage. 404 S. 8°. Paderborn, F. Schöningh, 1891. Preis *M.* 2.80.

Grimme ist als einer der beliebtesten Volksdichter und Erzähler weit über die Grenzen seiner engern Heimat hinaus bekannt. Das vorliegende Bändchen seiner Erzählungen, die in hochdeutscher Sprache, aber mit manchen wohl absichtlich geschonten westfälischen Worten untermischt, geschrieben sind, erscheint nun verdientermaßen in neuer Auflage. Von den sechs Stücken, die es enthält, haben uns namentlich die beiden Erzählungen: „Menschen machen's selten gut — Besser, was Gott selber thut“ und „Blümlein der Andacht“ gefallen. Das sind zwei vortreffliche, in echt christlichem Geiste geschriebene „Dorfgeschichten“ voll tiefen Gefühls. Die Charaktere sind vorzüglich gezeichnet, die Handlung ist gut erfunden und prächtig erzählt. Beide, namentlich die zuerst genannte, verdienen einen Platz in einer Mustersammlung deutscher Erzählungen. Die „Memoiren eines Dorfjungen“ sind im ersten Theil inhaltlich etwas zu unbedeutend; der zweite Theil, der culturgeschichtlich interessante Bilder bringt, ist bedeutend besser. „Ein Stein auf dem Herzen“ ist auch eine recht gute Dorfgeschichte; doch scheint sie uns „die Freite“ und das Wildern etwas gar zu leicht zu nehmen. „Zwei Häuser und zwei Inschriften“ würde nach unserer Meinung noch besser geworden sein, wenn der Wirth zum römischen Kaiser

einfach an seiner Hoffart zu Grunde gegangen wäre. Bei dem letzten Stücke „Man soll keinen Jungen ersäufen, denn man weiß nicht, was daraus werden kann" wollen wir gerne mit dem Verfasser annehmen, der Cabinetssecretär Josephs II. habe keinen Theil an den kirchenräuberischen Anordnungen dieses Kaisers gehabt. Johann Anton Knecht würde sich sonst nicht recht für den Helden eines katholischen Erzählers eignen.

Magdalenens Erinnerungen aus der Geschichte zweier Familien. Von M. J. Parr. 324 S. 8⁰. Köln, Bachem. Preis *M.* 3.

Eine nach Form und Inhalt vortreffliche Novelle, welche das Mittelmaß auch der besseren katholischen Erzählungen weit überragt. Wohl spielt auch hier das Motiv der Liebe; aber wie wird dieselbe veredelt, gehoben, von der Erde losgelöst und zur übernatürlichen, ewigen Liebe verklärt! Gleich zu Anfang der Erzählung wird zwischen Magdalena und Castelli, zwei ideal angelegten Künstlernaturen, das Band der Liebe und Ehe geknüpft, und so beginnt Parr da, wo Alltagsnovellen und -Romane zu schließen pflegen. Aber dieser Ehe fehlt die übernatürliche Grundlage, und so löst sich das erträumte Glück nur zu bald unter dem Einfluß äußern Mißgeschicks in namenloses Elend auf. „Das war irdische Liebe", wird der Heldin im Verlaufe der Erzählung gesagt, „darum wurde sie dir in Bitterkeit verwandelt. Magdalena, wir müssen in Gott lieben ... die wahre Liebe reicht über diese Zeit hinaus in die Ewigkeit." Schritt für Schritt lernt Magdalena diese Wahrheit mehr verstehen, und Stufe für Stufe ersteigt sie die Höhe christlicher Vollkommenheit, und zwar an der Hand eines „Engels des Erbarmens", einer edeln jungen Dame, deren Gesellschafterin und Freundin sie geworden ist. Sie sah sich nämlich gezwungen, in den Dienst eines mantuanischen Grafenhauses zu treten, und wird da Zeuge, wie die unnatürliche Mutter die Hand und das Vermögen ihrer engelgleichen Tochter den Plänen der Carbonari zum Opfer bringen will. Wie das abgewendet und wie die Mutter selbst in letzter Stunde vom Rande des ewigen Verderbens zurückgerissen wird, gehört zu den spannendsten und ergreifendsten Stellen der schönen Erzählung, die freilich hierbei mitunter die Grenzen der Wahrscheinlichkeit berührt. Nicht ganz so gut scheint uns der letzte Theil, das Tagebuch, das uns die Schicksale Castelli's und dessen Bekehrung erzählt, gelungen zu sein. Schön ist der Schluß, wo sich die beiden getrennten Gatten liebend und verzeihend wiederfinden. Da konnte Magdalena sagen: „Es war mir, als versänke meine Seele sich in die Seele meines Gatten, — die Erkenntniß einer heiligen, unauflöslichen Vereinigung durchdrang und beseligte mich, — einer Vereinigung, in Gott gegründet, hinausreichend über das sterbliche Leben in jenes vollkommene Sein, auf welches wir uns vereint vorbereiten sollten. Jetzt konnte ich sagen: ‚Ich liebe deine Seele wie die meine.'" Wie die Gedanken, so ist auch die Sprache immer edel und in den vielen herrlichen Beschreibungen schwungvoll und farbenprächtig. Endlich sei noch erwähnt, daß das ganze Honorar, wie uns die Verlagshandlung mittheilt, den afrikanischen Missionen zugewendet werden soll.

Gräfin Alma Adlerskyöld. Roman von Baronin Elisabeth von Grotthuß. 523 S. 8⁰. Augsburg, Schmid, 1891. Preis *M.* 4.40.

Gräfin Alma, das Kind einer katholischen Mutter, wird zwar katholisch erzogen, kommt aber, bevor die katholische Wahrheit in ihrer Seele kräftig Wurzel fassen kann, in die Hände protestantischer Verwandten und wird um ihren Glauben betrogen, ohne die Ueberzeugung zu erlangen, die angenommene Confession habe die

Wahrheit für sich. Die Folge davon ist, daß die junge Gräfin von Zeit zu Zeit von heftigen Gewissensbissen und von der Ueberzeugung, sie sei eine Apostatin, gequält wird. Aeußere Zerstreuungen und innere Flatterhaftigkeit halten sie lange in diesem traurigen Zustande gefangen, bis endlich gelegentlich geistlicher Uebungen, die sie auf Anrathen einer Freundin mitmacht, die Gnade zum Siege gelangt. Durch treues Festhalten an der erkannten Wahrheit, der sie die Trennung von ihrem Gatten und von ihrem Kinde zum Opfer bringt, sühnt sie die Untreue im Glauben und die traurige Flatterhaftigkeit ihrer Jugend, welche anfangs nicht geeignet ist, der Heldin die Theilnahme der Leser zu erwecken. Der Stoff der Erzählung ist also an sich recht gut und gibt Gelegenheit zu manchem beherzigenswerthen Worte. Die Ausführung scheint uns jedoch etwas zu flüchtig und namentlich zu breit gerathen. Viele inhaltslose Gespräche, in denen freilich die hohle Conversation, wie sie sich in manchen Salons breit macht, recht natürlich wiedergegeben ist, hätten gekürzt oder auch gestrichen werden können; andere dagegen, in denen Grundsätze erläutert werden, sollten mehr vertieft sein.

Une reine de théatre. Souvenirs de jeunesse, de théatre et de cour par Ch. d'Héricault. 275 p. 12⁰. Paris, Didier, 1891.

Für Mädchenpensionate ist dieses Sittenbild nicht geschrieben, wie der Verfasser selbst in seiner Widmung an Victorien Sardou ausdrücklich bemerkt. Reiferen Leuten aber, welche die Welt kennen und dann und wann einmal einen spannenden Roman lesen wollen, kann der vorliegende als eine geistreiche und unterhaltende Lesung dienen, obwohl er sich auf einem etwas glatten Boden bewegt. Er zeichnet nämlich auf Grund umfassender Geschichtskenntnisse und mit großem Tact das frivole Leben und Treiben der verrotteten höhern Pariser Gesellschaft am Vorabend der Revolution. Unter der Hand eines modernen Realisten wäre ein solches Bild, wie sich von selbst versteht, geradezu unmoralisch und unerträglich geworden. Der wahre und tiefreligiöse Verfasser hat es aber verstanden, den sittlichen Jammer und die Erbärmlichkeit dieser leichtsinnigen Gesellschaft, die über dem Abgrund tanzt, so zu schildern, daß das Verführerische durchaus zurücktritt. Die Titelheldin, Stella de Basoa, ist eine Baskin, an der spanischen Grenze geboren. Sie kommt schon als Kind auf die Bühne und mitten in alle Gefahren der sittenlosesten Welt. Jeder sittlichen und religiösen Bildung entbehrend, trotzt sie denselben einzig und allein durch ihr strenges spanisches Ehrgefühl und eine Wildheit des Charakters, die sie gelegentlich, um ihre Ehre zu vertheidigen, zum Dolche greifen läßt. Ein solch blutiger Act der Nothwehr bringt sie als Hilfeflehende in Beziehung zur Königin Marie Antoinette. Sie entsagt nun für einige Zeit dem Theater, und hier endigt der erste Band der seltsamen Lebensgeschichte, welche als Selbstbiographie in einem höchst sonderbaren, urwüchsigen Stil erzählt ist; die Sprache ist durch und durch originell. Der äußern Erscheinung und dem Talente nach eine „Theaterkönigin", ist Stella dem Charakter nach ein völliger Wildling — man möchte fast sagen eine Wildkatze —; aber gerade in ihren wirren Lebensverhältnissen entwickeln sich aus ihren Vorstellungen der Ehre allmählich religiöse Anschauungen, welche der Verfasser in den folgenden Bänden wohl weiter reifen zu lassen beabsichtigt. Hiermit tritt ein tiefernster Gehalt in die bunten Theaterabenteuer, und man wird den Verfasser wohl nicht mißverstehen, wenn man ihm die Absicht zuschreibt, das heutige Pariser Lesepublikum an einem ihm zusagenden pikanten Stoff die bedeutsamsten Wahrheiten näher zu bringen, deren die Menschheit bedarf. Die Schilderung der französischen Aufklärlinge ist von vernichtender Ironie. Die Zeichnung des damaligen Theaters hat literaturgeschichtlichen Gehalt.

Die Pflegetochter des Malers. Erzählung für die reifere Jugend von Marthe Lachèse. Frei aus dem Französischen übersetzt von M. Hoffmann. Neue Ausgabe. 395 S. 12°. Freiburg, Herder. Preis in elegantem Einband *M.* 2.50.

Eine gehaltreiche Erzählung von durchaus sittlichem, ja erbaulichem Inhalt, welche es wohl verdient hat, übersetzt zu werden und in so schöner Ausstattung, wie es hier geschieht, in einer neuen Ausgabe zu erscheinen! Die Heldin derselben ist eine in hohem Grade anziehende und liebenswürdige Gestalt; ihr hingebendes Opferleben ganz geeignet, das Herz der Leser zu veredeln. Der Maler mit seinen kleinen naiven Künstlerfehlern ist ebenfalls eine wohlgelungene Figur, wie überhaupt die Charaktere gut gezeichnet sind; auch die Handlung ist trefflich durchgeführt. Der Schluß befriedigt in hohem Grade. Die Uebersetzung ist vortrefflich. Nur hätte nach unserem Dafürhalten die eine oder andere gar zu rührende Scene, die eben in französischem Geschmacke niedergeschrieben ist, mit Nutzen etwas mehr bearbeitet werden dürfen.

Epheuranken. Illustrirte Monatschrift für die katholische Jugend. 384 S. kl. 4°. München, Korff, 1891. Preis geb. in eleganter Original-Leinwand *M.* 4.80.

Ob es wirklich angezeigt ist, schon die Jugend an das Lesen von Zeitschriften zu gewöhnen? Gewichtige Bedenken dürften dagegen sprechen. Doch soll hier auf die Erörterung derselben nicht eingegangen werden. Jedenfalls bilden die lebensfrischen „Epheuranken", nachdem sie sich in Jahresfrist stattlich ausgewachsen haben, jetzt als Ganzes eine schöne und passende Festgabe für die katholische Jugend. Schon die Namen der Mitarbeiter, unter denen viele von sehr gutem Klange sind, flößen Vertrauen ein. Und in der That bietet der von zahlreichen Illustrationen begleitete Text so viel des Belehrenden und Unterhaltenden in einer dem jugendlichen Alter angepaßten Form, daß das Buch als eine wahre Bereicherung unserer katholischen Jugendliteratur mit Freuden zu begrüßen ist.

Pfingstrosen. Erzählungen für christliche Jugend und christliches Volk. Von Ottmar Lautenschlager, Priester der Erzdiöcese München-Freising. Mit Approbation des hochwürdigsten Ordinariats des Erzbisthums München-Freising. Vierte Auflage. Mit einem Stahlstich. 187 S. 12°. Augsburg, Rieger, 1892. Preis brosch. 90 *Pf.*; geb. *M.* 1.

Noch jüngst wurde in der Presse auf den Plan der Socialdemokraten hingewiesen, die Jugend durch gottlose Schriften zu vergiften. Dem gegenüber kann für eine gute, belehrende, religiöse Jugendliteratur nicht genug gethan werden. Wir begrüßen es daher freudig, daß die Rieger'sche Buchhandlung eine neue Ausgabe von Ottmar Lautenschlagers bekannten und beliebten Erzählungen, die ja auch von dem zuständigen Ordinariat schon im Jahre 1847 empfohlen wurden, in hübschen Einbänden und zu billigem Preise erscheinen läßt.

Gott hat immer Recht. Ein Weihnachtsbüchlein für brave Knaben und Mädchen. Zwei ergreifende Erzählungen von P. Hermann Koneberg O. S. B., Religionslehrer bei St. Stephan in Augsburg. 136 S. 12°. Augsburg, Rieger, 1892. Preis eleg. gebunden *M.* 1.50.

P. Hermann Koneberg O. S. B. bietet hier in neuer Bearbeitung zwei schon früher im Rieger'schen Verlag erschienene Weihnachtserzählungen: „Christnacht eines

armen Knaben“ und „Der Christabend“, letztere Erzählung von O. Lautenschlager. Beide sind wohl geeignet, in der Jugend den Glauben an die göttliche Vorsehung zu kräftigen und zu bilden; sowohl was den Inhalt als den hübschen Einband betrifft, ist das Büchlein ein ganz geeignetes Weihnachtsgeschenk für brave Knaben und Mädchen.

Bilderfreude für katholische Kinder. Zweite Auflage. Mainz, Kupferberg, 1892. Preis geb. *M.* 3.

Von den 18 Tafeln in kräftigem Farbendruck bringen die ersten sieben Kirche, priesterliche Kleidung, kirchliche Gefäße und Geräthe, den Schmuck der Procession, die Trachten der Welt- und Ordensgeistlichkeit zur Darstellung mit passender Erklärung für Kinder; die folgenden suchen auf bildlichem Wege die heiligen Sacramente der Taufe, des Altares und der Buße dem kindlichen Verständniß näher zu rücken, mit besonderer Berücksichtigung des Messedienens. Alle Bilder sind der jugendlichen Auffassung durchaus entsprechend und kommen dem Bedürfnisse der ersten religiösen Unterweisung auf die angenehmste Weise entgegen.

Religiöser Bilderschatz aus jüdischer, heidnischer und altchristlicher Zeit für katholische Schüler an Gymnasien, Real- und Bürgerschulen, an Lehrer- und Knaben-Seminarien, auch für höhere Mädchenschulen, sowie zur Beihilfe beim Erstcommunion-Unterricht. Zusammengestellt und mit erläuterndem Text versehen von Dr. Franz Falk. 44 S. 4° (mit 2 Tafeln und 31 in den Text gedruckten Illustrationen). Mainz, Kupferberg, 1892. Preis geb. *M.* 3.

Das Buch „soll zwar keine abgerundete Apologetik bilden, aber doch in apologetischer Art die große Wahrheit darthun, daß das Christenthum eine geschichtliche, nicht eine Phantasie-Erscheinung oder Mythe war, daß an Stelle des verknöcherten Judenthums sowohl als des gänzlich verkommenen Heidenthums das Christenthum als einzig mögliche Rettung der Menschheit eintreten mußte und thatsächlich eintrat, daß ferner der in der Kirche hinterlegte Glaubensinhalt in allen wesentlichen Stücken den heutigen wie den ersten Christen gemeinsam ist“. Diese durch die Zeitverhältnisse nur allzuwohl begründete Aufgabe ist recht gut gelöst, soweit sie sich in einer Auswahl von 33 Bildern und einem sehr knappen, streng sachlichen und gediegenen, aber für die Größe des Stoffes fast zu eng gezogenen Texte lösen ließ. Doch liegt in dem Gegebenen eine reiche Fülle der Belehrung und Anregung, und wir können das sinnige Festgeschenk nur bestens empfehlen.

Die XIV Stationen des heiligen Kreuzwegs nach Compositionen der Malerschule des Klosters Beuron. (14 Lichtdrucktafeln in Quer-Folio.) Mit einleitendem und erklärendem Text von Dr. Paul Keppler, Professor der Theologie, Vorstand des christlichen Kunstvereins der Diöcese Rottenburg. 67 S. 8°. Freiburg, Herder, 1891. Preis in Halbleinwandmappe *M.* 10.

In festem Schritt und unentwegter Folgerichtigkeit schreitet Beuron an der Spitze seiner Zweigniederlassungen voran auf den strengen Pfaden einer innern Reform. Die Lebenskraft des heiligen Unternehmens bewährt sich dadurch, daß die von Anfang an aufgestellten Grundsätze in gleichförmiger Weise anwendbar erscheinen nach allen Seiten hin, d. h. für Ascese, Wissenschaft, Musik und bildende Kunst.

Eine schöne Frucht des regen Strebens liegt vor in dem 1890 vollendeten, hier in Lichtdruck veröffentlichten Kreuzweg, welchen die Malerschule Beurons in der neuen gotischen Hallenkirche St. Maria zu Stuttgart mit Wasserfarben unter den Fenstern des Langhauses in fast lebensgroßen Figuren auf breiten Wandstreifen ausführte. Dr. Keppler hat durch eine geistreich und warm geschriebene Textesbeilage die Entstehung, die Bedeutung und den Werth dieser Stationen eingehend gewürdigt, welche „in eminent kirchlichem Geiste und monumentalen Stilformen einen so lautern und kräftigen Geist des Glaubens und der Andacht bergen". An einer andern Stelle wird sich Gelegenheit bieten, auf die Frage nach der Bedeutung der Grundprincipien jener Schule näher einzugehen. Hier genügt der Ausdruck hoher Anerkennung und lebhafter Glückwünsche zur Vollendung eines solchen Werkes. Mit den trefflichen Lichtdrucken verbindet sich der gediegene Text zu einer schönen, werthvollen Festgabe.

Joseph II. et la Révolution brabançonne. Étude historique par L. Delplace S. J. Seconde édition augmentée d'un appendice bibliographique. 248 p. 8°. Bruges, Beyaerd-Storie, 1891.

Zur selben Zeit, da der Revolutionssturm in Frankreich eine ganze Nation auf den Weg des Verderbens drängte und die Pöbelherrschaft im Umsturz alles Bestehenden das einzige Heil suchte, rüttelte im Nachbarlande die Revolution vom Throne aus an altbewährten, durch Völkervertrag und Kaiserwort geheiligten Einrichtungen. Zwei in ihrer Art großartige, aber völlig entgegengesetzte Erscheinungen im Völkerleben gingen sich damals in unmittelbarster Nähe zur Seite. Hier warf sich zuchtlos und zügellos ein seiner selbst nicht mehr mächtiges Volk in den Strudel des Umsturzes; dort erhob sich stark und selbstbewußt ein Volk von Männern zur Erhaltung des Bestehenden und zur Wahrung geheiligter Rechte. Das Centenarium der französischen Revolution hat eine Flut von Schriften heraufbeschworen; P. Delplace wollte nun auch dem gleichzeitigen großen Ereigniß in seinem belgischen Vaterlande eine geschichtliche Studie weihen. Er that es mit dem Erfolge, daß nach kaum einem halben Jahre die zweite Auflage seines Buches nothwendig wurde. Die unglaublich schwierige Aufgabe, aus einer kaum übersehbaren Masse von Stoff gerade das Rechte herauszugreifen, um mit wenigen Pinselstrichen ein treffendes Bild des Ganzen zu geben, hat der Verfasser glücklich gelöst. Wahr und klar, kurz und doch vollständig, gründlich durchdacht, vor allem aber von einer bewunderungswürdigen Mäßigung nach allen Seiten hin, empfiehlt sich sein Buch allen, die über den höchst lehrreichen historischen Vorgang in müheloser Weise sich zu unterrichten wünschen. Die zwei Appendices, von denen der eine die chronologische Uebersicht der Ereignisse, der andere ein bibliographisch genaues Verzeichniß der einschlägigen Flugschriftenliteratur bietet, soweit ein solches nicht schon in anderen Werken vorliegt, verleihen dem Buch noch besondern wissenschaftlichen wie praktischen Werth.

The Life of Jesus Christ according to the Gospel History by Rev. A. J. Maas S. J., Professor of oriental languages in Woodstock College, Md. (Mit 3 Karten.) XXXIV and 621 p. large 8°. St. Louis, B. Herder, 1891. Preis geb. *M.* 8.40.

Ein recht praktisch angelegtes Hilfsbuch für den Gebrauch des Predigers, wie als Hilfsmittel für die Betrachtung. Den Text bildet eine sorgfältig gearbeitete Evangelienharmonie, welche den Wortlaut der vier Evangelien zu einem Ganzen verschmilzt, ohne etwas hinzuzufügen oder wegzulassen. Diesen Text begleitet in der Form kurzer Anmerkungen ein fortlaufender Commentar. Derselbe ist wissenschaftlich

gehalten und bezweckt fast ausschließlich die Klarlegung des historischen Sinnes. Er ist aus guten exegetischen Autoren alter wie neuer Zeit compilirt; bei zweifelhaften Stellen sind die verschiedenen Ansichten nebeneinandergestellt. Einfachheit und Kürze zeichnet die Anmerkungen aus; der stark hervortretende Fettdruck der Stichworte erleichtert die Uebersicht. Eine kurzgedrängte Dissertation über die Authenticität der vier Evangelien geht dem Ganzen voraus. Anordnung wie Ausstattung sind ungemein hübsch.

Catholiques Allemands, par A. Kannengieser. Deuxième mille. VIII et 383 p. 8°. Fribourg (Suisse), Librairie de l'Université, 1892.

Das Buch ist für Frankreich bestimmt und will den Franzosen Einblick gewähren in das Leben der katholischen Kirche Deutschlands, sie aufmerksam machen auf die Quellen der Kraft für die deutschen Katholiken. Es ist nur ein Anfang; weitere Bände stehen, wie es scheint, zu erwarten. Es ist nicht eine systematisch gegliederte Darstellung, sondern eine Sammlung verschiedener Essays über bedeutsame Erscheinungen: Windthorst, Socialismus und politische Stellung der Geistlichkeit, Katholisches Vereinswesen und sociale Stellung der Geistlichkeit u. s. w. Der Verfasser ist augenscheinlich über viele Verhältnisse Deutschlands wohl unterrichtet. Er weiß mit Geschick die Kernpunkte herauszugreifen und auch die trockensten Gegenstände in seiner Weise dem französischen Leser mundgerecht zu machen. Mit nebensächlichen Dingen wird es dafür freilich nicht sehr genau genommen. Dahin gehört, daß der Verfasser Bischof Eberhard auf der Pritsche des Gefängnisses, Ketteler an gebrochenem Herzen im Exil sterben, Savigny vor Mallinckrodt ins Grab steigen, Dr. Mosler aber jetzt noch unter den Lebenden weilen läßt. Auch der Druckfehlerteufel hat manchen bösen Streich gespielt (Socialdemokrat Leibknecht; die zwei Fürstenthümer Neuß; Msgr. Droste von Paderborn u. s. w.). Auch zeigt sich der Verfasser, der die deutschen Verhältnisse der Gegenwart so wohl studirt hat, mit der katholischen Vergangenheit Deutschlands weniger vertraut, was sich schon in der Vorrede, aber auch noch an anderen Orten verräth. Nichtsdestoweniger wird auch der Deutsche mit Interesse und einer Art von Hochgefühl das Buch durchlesen und in der kurzen, ansprechenden Zusammenfassung, die es bietet, des eigenen Reichthums sich erst recht bewußt werden.

Miscellen.

Eine „Kritik der zehn Gebote". Während ganz Deutschland sich über den Abgrund von Immoralität entsetzte, den kürzlich einige Frevelthaten in Berlin symptomatisch als den gewöhnlichen Zustand weiter Gesellschaftskreise offenbarten, während der Herrscher selbst die Initiative ergriff und die Organe der Regierung schriftlich aufforderte, Schutzmaßregeln gegen jenen Zustand als gegen eine dringende Gefahr zu treffen, hat eine Literaturzeitschrift in Berlin selbst, das von Fritz Mauthner und Otto Neumann-Hofer geleitete „Magazin

für Literatur" (Nr. 43 vom 24. Oct. 1891), es unternommen, in einem ebenso frechen wie frivolen Artikel die Grundlagen jener göttlichen Gesetze anzugreifen, auf welchen die ganze sittliche und gesellschaftliche Ordnung des Christenthums beruht, und ohne welche ein erfolgreicher Kampf gegen jene bodenlose Corruption gar nicht denkbar ist. „Kritik der zehn Gebote" — so ist dieses atheistisch-materialistische Machwerk überschrieben. Wer es verfaßt, das ist ziemlich gleichgiltig. Aber ein Skandal ist es, daß eine der ältesten Literaturzeitschriften, die früher manche nützliche und verdienstvolle Arbeiten enthielt, jetzt, von Leipzig nach Berlin gewandert, sich nicht mehr begnügt, die jammervollsten und poesielosesten Zersetzungsproducte wie „Sodoms Ende" von Sudermann abzudrucken, allen Literatur-Unrath aus Paris und Skandinavien weitläufig zu besprechen und mit Lobhudeleien zu überhäufen (in derselben Nummer heißt es z. B. von P. Bourget's Physiologie de l'amour moderne: „Das Buch Bourget's ist ein Werk von ganz bedeutend culturhistorischem Werth, es steht vielleicht in dem Reichthum an Material, an Documenten über die moderne Maitressenliebe unerreicht da"), sondern unter dem Aushängeschild der „Wissenschaft" an den heiligsten und ehrwürdigsten Grundpfeilern der sittlichen Cultur zu rütteln wagt. Denn der Artikel gipfelt in der Erklärung: „Wir haben einfach zu constatiren, daß der Dekalog nach der jetzigen wissenschaftlichen Erkenntniß nicht mehr haltbar ist. Mehr und mehr wird die Unhaltbarkeit desselben fühlbar werden, und wer nicht auf der jetzigen niedern Sittlichkeitsstufe stehen bleiben will, der muß sich mehr und mehr zu den ethischen Principien bekennen, die auf der modernen Wissenschaft aufgebaut sind."

Zur „jetzigen niedern Sittlichkeitsstufe" rechnet das „Magazin" vorab den Glauben an einen persönlichen Gott, auf welchem das erste Gebot beruht. Beides existirt für den „modernen Menschen" nicht mehr. „Ganz im Gegensatz dazu ist das oberste Gesetz der Verehrung für die neue Welt die Menschheit." Das erste Gebot soll also fürber lauten: „Du sollst der Menschheit dienen." In seiner alten Fassung aber ist es abgeschafft.

Das zweite und dritte Gebot sind bloße jüdische Cultusvorschriften, also schon längst abgeschafft!

„Das vierte Gebot wird in der neuen Ethik keine Stätte finden"; denn „Liebe läßt sich nicht zwingen". Also alle Pflichten der Eltern gegen die Kinder, der Kinder gegen die Eltern, der Untergebenen gegen die Vorgesetzten u. s. w. — abgeschafft.

„Das neunte und zehnte Gebot hat für uns keinen Werth mehr." Also beide abgeschafft.

Unverändert will der „moderne Mensch" auch das fünfte, siebente und achte Gebot nicht annehmen; das fünfte soll verschärft, die zwei anderen aber sollen mit Rücksicht auf die neuen Culturverhältnisse genauer formulirt werden.

Am längsten verweilt der „moderne Mensch" beim sechsten Gebot, das nach seiner Ansicht der gründlichsten Umformung, d. h. eigentlich der vollständigsten Umkehr bedarf. Er will ihm zwar künftig die Fassung geben: „Du sollst geschlechtlich nur mit dem verkehren, den du liebst"; allein wie dieser Satz schon dem Laster Thür und Thor öffnet, so reißen die weiteren

Ausführungen des Artikels vollends alle Schranken zügelloser Sinnenlust unbedenklich nieder.

„Früher," so heißt es da, „als man den Menschen in Fleisch und Geist zerlegte und diesen als etwas Unsterbliches, Naturverschiedenes ansah, da verdammte man das Fleisch als das Unwesentliche, als das Hemmende und den Geist Fesselnde. Alle fleischliche Lust ward als Sünde gebrandmarkt. Jetzt, wo wir wissen, daß Geist ohne Fleisch nicht denkbar, jetzt können wir das Fleisch wieder in seine Rechte einsetzen. Jetzt verstümmeln wir den Leib nicht mehr durch Fasten und Kasteiungen, jetzt verdammen wir keinen Menschen mehr zu lebenslänglicher Enthaltsamkeit, allmählich beginnen wir an der gesunden, frischen Fleischeskraft jene naive Freude zu empfinden, wie die Griechen sie empfunden haben. Wieland und Göthe und Paul Heyse haben sich bemüht, diese Freude am Fleische zu verbreiten. Vielleicht gelingt es, allmählich die Fleischverketzerung, die Prüderie, die Discretion in geschlechtlichen Sachen zu beseitigen und dafür die Pflege gesunder Körperlichkeit, die Freude an schönen Körperformen, das Salonrecht des Geschlechtlichen allgemein einzuführen."

Es ist evident, daß diese Welt- und Lebensanschauung sich in nichts Wesentlichem von der Moral einer Nitsche und Heinze oder anderer derartiger „Damen" und Zuhälter unterscheidet. Bei diesen Geschöpfen genießt das Geschlechtliche volles Salonrecht, bei ihnen sind Prüderie und Discretion völlig überwunden, bei ihnen herrscht jene naive Freude, wie sie die Griechen empfunden haben, bei ihnen wird Ehre, Leben und Seele dem Fleisch zum Opfer gebracht. Wer aber weder eine Unsterblichkeit der Seele noch eine Naturverschiedenheit der Seele vom Leib anerkennt, hat gar kein Recht, von einer Liebe und Freundschaft zu reden, die über das Fleisch hinausgeht, und darum wird er überhaupt vergeblich das Laster bekämpfen. Die von ihm schamlos gepredigte, nach seinen Principien noch künstlich zu nährende Fleischeslust wird sich, von Gott und von jeder Aussicht auf eine Ewigkeit befreit, an solche willkürliche Zumuthungen nicht kehren, sie wird dahin stürmen, wohin sie will, und sie wird Befriedigung suchen, wo sie kann; die unteren Volksklassen werden sich nicht darum kümmern, einen ästhetischen oder ethischen Schleier über das frei erklärte Laster zu werfen, sie werden auch leben wollen und Geld verlangen, und die einmal völlig losgelassene Bestie der Unzucht wird auch vor Blutthaten nicht zurückschrecken!

Um den Thieren von der Heerde Epikurs die Stallthüre aber noch weiter zu öffnen, greift der neue Ethiker nicht bloß die leider häufigen Convenienzehen an, sondern die bürgerliche Stabilität der Ehe, den Ehecontract und die religiöse Weihe und Unauflöslichkeit der Ehe selbst und verlangt unbeschränkte Freiheit zur Ehescheidung nach Gefühl und Laune eines jeden. „Für den modernen Menschen", so philosophirt er, „genügt gar nicht mehr jedes beliebige Weib, ja, sein Geschlechtsleben ist so fein differenzirt, daß ihm wahrhaft nur ganz wenige, vielleicht nur eine einzige zu seiner Ergänzung genügend erscheint." Die Folgerung wäre jene, die jeder vernünftige Pfarrer an seine Brautstands-Examinanden zu richten pflegt, und die Schiller in die Worte gekleidet hat:

„Drum prüfe, wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet:
Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang."

Aber das „Magazin" ist weit über einen Schiller hinaus. Für diese „Jungen" ist der Mensch nur eine Bestie und die Ehe nur ein Act der natürlichen Zuchtwahl.

„Die gegenseitige Geschlechtsliebe ist bei der Paarung die Grundbedingung und das Ausschlaggebende. Dagegen ist jede Hingabe ohne diese Liebe, jede Hingabe aus Geld- oder irgendwelchen anderen Rücksichten eine Abweichung von dem Gesetz der natürlichen Zuchtwahl. . . . Nun wird es allerdings vorkommen, daß jemand sich in der Person, die er liebt, täuscht, und daß infolge dessen seine Liebe erlischt. Und dann kann es vorkommen, daß eine andere die vorher geliebte verdrängt. In diesen Fällen sehe ich keinen andern Ausweg, als Trennung der beiden, die sich nicht mehr lieben, also Ehescheidung. Die jetzigen Ehegesetze sehen die Ehe noch zu sehr als Kaufcontract an, darum gestatten sie die Scheidung nur nach Uebereinkunft beider Ehegatten. Und sie sehen die Ehe noch zu sehr als mystische Zwangsanstalt an, darum gestatten sie die Scheidung nur in ganz besonderen Fällen. Es ist aber ganz klar und nur eine Folgerung aus dem Gesetz der natürlichen Zuchtwahl, daß die Scheidung auch dann ausgesprochen werden muß, wenn nur der eine Theil dieselbe wünscht. Uebrigens ist diese Forderung nicht neu, sie ist schon oft gemacht worden, und die Gesetzgebung wird sich derselben nach und nach fügen müssen. Man kann niemand zur Liebe zwingen, und da die Ehe ein Liebesbund ist, so muß sie aufhören, sobald das Band der Liebe gesprengt ist, ebenso wie ein Freundschaftsbund erlischt, wenn nur der eine Theil keine Freundschaft mehr empfindet."

Wo kann da noch eine Ehe bestehen? Welcher Ehebund wird nicht durch Laune, Leidenschaft, Willkür zerrissen werden? Was soll aus den Kindern werden? und was aus den Ehegatten, für die es keinen Gott, keine Unsterblichkeit, keinen Himmel, keine Hölle, kein göttliches Gesetz — nur die Launen und Begierden des Fleisches und die natürliche Zuchtwahl gibt? — — Es ist eine schauerliche Aussicht, welche uns diese Philosophie eröffnet — — —

Was Sinn und Geist des deutschen Volkes am meisten mit Vergiftung bedroht, das sind nicht die äußeren socialen Verhältnisse, sondern jene glaubenslose, ehrfurchtslose und haltlose vermeintliche Wissenschaft, der kein Gott und kein Glaube, keine Autorität und keine Vernunftwahrheit mehr heilig ist. Aus ihr stammt jene Fleischesemancipation und jener Pessimismus, die Romane und Theater, Literatur und Kunst, das ganze Treiben der höheren Stände mit den trostlosesten Erzeugnissen der Sinnenlust und des Katzenjammers überfluten. In die unteren Schichten der menschlichen Gesellschaft gelangt, streift die Entartung ihre künstliche Bildungstünche ab, und der von der angeblichen Wissenschaft zum Thier degradirte Mensch zeigt sich dann in seiner ganzen Thierheit. Die Polizei aber wird sich umsonst bemühen, das Thier wieder in einen Menschen umzuwandeln, wenn nicht die öffentliche Meinung selbst dem Mißbrauch der Presse steuert und dem mit angeblicher Wissenschaft

prunkenden Atheismus und seinen Zuhältern ebenso entschieden gegenübertritt, als dem Pöbel, der aus der natürlichen Zuchtwahl die unausbleiblichen praktischen Folgen zieht. Noch viel dringender aber ist die Nothwendigkeit, der Kirche ihren ganzen, unverminderten und unbehinderten Einfluß auf Schule und Leben zurückzugeben, damit sie wenigstens die heranwachsende Generation zu Christen erziehen kann.

Die zehn Gebote sind keine jüdische Erfindung, kein bloßes jüdisches oder judenchristliches Nationalgesetz, sie sind der klarste, erhabenste und einfachste Ausdruck des Naturgesetzes selbst, auf dem der Alte Bund ruhte und auf dem der Neue — das Christenthum — die ganze sittliche und gesellschaftliche Ordnung gegründet hat. Non veni legem solvere, sed adimplere, hat Christus selbst von ihnen gesagt. Er hat sie erklärt, vervollständigt, bestätigt. Und selbst der Patriarch des modernen Kunst- und Sinnencultus, der alte Göthe, hat am Ende seines Lebens, nach vielen Enttäuschungen und nach den verhängnißvollsten Irrungen schließlich eingestanden: „Mag die geistige Cultur nur immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen, und der menschliche Geist sich erweitern, wie er will, über die Hoheit und sittliche Cultur des Christenthums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen!"

Es geht nicht ohne die zehn Gebote auf dieser Welt, und um sie zu halten, bedarf es der Gnade und des Anschlusses an Christus.

Der Besitzstand der anglicanischen Staatskirche. Auf Grund einer Resolution des Hauses der Gemeinen vom 20. Juni 1887 sollten genaue Erhebungen über Besitz und Einkommen der englischen Staatskirche angestellt und dem Parlamente vorgelegt werden. Im Laufe des verflossenen Jahres wurden in der That die Ergebnisse dieser Untersuchung der Volksvertretung unterbreitet. Sie thun dar, daß die ungeheuren Einkünfte die gewöhnlichen diesbezüglichen Angaben noch übertreffen.

Das gesammte Einkommen der anglicanischen Kirche — nicht gerechnet die bedeutenden durch die Amtswohnungen repräsentirten Miethwerthe — beläuft sich ungefähr auf jährlich 5 753 557 Pfd. St. (115 071 140 M.). Vierzehn Bischofssitze befinden sich noch im wirklichen Besitz ihres kirchlichen Vermögens, wenn auch die Verwaltung der Güter in die Hände der Ecclesiastical Commissioners gelegt ist, die übrigen Bischöfe beziehen ihr fixes Einkommen aus dem großen Fonds derselben Ecclesiastical Commissioners. Die Güter dieser vierzehn Bischofssitze weisen einen durchschnittlichen jährlichen Ertrag auf von 98 908 Pfd. St. (1 978 160 M.), was jedoch noch keineswegs die Gesammteinnahmen der betreffenden Bischöfe ausmacht. Die Miethwerthe der bischöflichen Residenzen werden veranschlagt auf 11 151 Pfd. St. (223 020 M.). Von den Kathedral- und Collegiatkapiteln stehen noch 16 im Besitz ihrer Güter. Dieselben ergeben ein jährliches Einkommen von 192 460 Pfd. St. (3 849 200 M.). Die Amtswohnungen werden veranschlagt auf einen Mieth- oder Gebrauchswerth von 18 928 Pfd. St. (378 560 M.). An sonstigen Pfründenbesitzern zählt die englische Staatskirche 13 979 bei 11 667 Pfarr-

wohnungen. Der Gebrauchswerth der letzteren ist veranschlagt zu 518 054 Pfd. St. (10 361 080 M.). Der Ertrag dieser 13 979 niederen Pfründen beläuft sich, von den Wohnungen abgesehen, auf 4 213 662 Pfd. St. (84 273 240 M.). Dazu kommen die jährlichen von den Ecclesiastical Commissioners geleisteten Gehaltszulagen für diese Pfründenbesitzer im Betrag von 597 000 Pfd. St. (11 940 000 M.). Bei gleicher Vertheilung würde dies auf den Kopf jedes einzelnen der niederen Pfründeninhaber ein Jahreseinkommen von 6882 M. 69 Pf. (über 344 Pf. St.) ergeben, neben freier Wohnung für weitaus die meisten derselben.

Ein besonderes Interesse beanspruchen die Erträgnisse der bischöflichen Güter. Die Residenzen des Erzbischofs von Canterbury, Addington und Lambeth einschließlich der Bibliothek und des Morton- und Lollardstower, sind veranschlagt auf jährlich 2173 Pf. St., seine jährlichen Einkünfte betragen 15 871 Pfd. 13 Sh. (317 433 M.). Der Erzbischof von York bezieht jährlich aus den Gütern seines Sitzes 10 096 Pfd. 12 Sh. 8 P., seine Residenz ist veranschlagt auf 344 Pfd. St. Ihnen zunächst steht zwar an thatsächlichem Einkommen der Bischof von London mit 10 000 Pfd. St. jährlichen Gehaltes; allein der Sitz von London sieht sich nicht mehr im Besitze der ehemaligen kirchlichen Güter. Dagegen werfen die Besitzungen und Rechte Durhams noch jährlich 8140 Pfd. 12 Sh. (162 812 M.) ab, bei einer Residenz, die auf 231 Pfd. St. für das Jahr taxirt ist. Der altehrwürdige Sitz von Winchester bezieht noch 6342 Pfd. St. (126 840 M.) aus seinen Gütern. Nur ganz wenige Prälaten, deren Sitze neu errichtet oder doch nicht mehr im Besitz der früheren Güter sind, haben unter 3500 Pfd. St. jährlichen Gehaltes.

Von den noch mit Besitzrecht ausgestatteten Kapiteln stehen die von Canterbury und Durham obenan. Das erstere bezieht, abgesehen von der freien und standesgemäßen Wohnung, im ganzen 18 022 Pfd. 13 Sh., wovon es 1000 Pfd. St. für Schulzwecke zu erlegen hat; das von Durham gibt zu ähnlichen Zwecken jährlich 3000 Pfd. St. von 17 020 Pfd. 2 Sh. Einkommen.

Es ist nun freilich wahr, daß die reich dotirten Bischofssitze wie andere fette Pfründen zuweilen als Belohnung an verdiente Gelehrte oder an sonst verdiente Männer verliehen werden. Es genügt, auf den verstorbenen Bischof Lightfoot von Durham oder Stubbs in Oxford hinzuweisen. Aber dabei bleibt es auch wahr, daß der größere Theil dieser Millionen, ein sehr nennenswerther Ueberrest des alten katholischen Kirchenvermögens und Armenvermögens, aufgeht für das standesgemäße Auftreten von Frauen und Töchtern.

Die Kunst, Regen zu machen. Weite Länderstrecken von Nebraska, Kansas, Dakota, Wyoming, Montana und Texas setzten durch Wassermangel und besonders durch Regenmangel den Culturbemühungen der Nordamerikaner bis dahin fast unübersteigliche Schwierigkeiten entgegen. Sie konnten nur in sehr geringem Maße als Weide für halbwildes Vieh ausgenützt werden, das von einer Anzahl Treibern, den sogen. Cowboys, behütet wird. Wo nahe Hügel und Thäler es möglich machten, hat man bis zu einem gewissen Umfang Canalsysteme angewendet, um die ausgedehnten Oede-

gründe zu bewässern; allein in den eigentlichen Prärien stellte sich dieses Mittel als zu kostspielig heraus, und so stand man hier rathlos da mit dem frommen Indianerwunsch: „Wenn man nur Regen herbeizaubern könnte!“ Zeitungsnachrichten aus dem Herbst 1870 lenkten die Aufmerksamkeit auf die Idee, einen solchen Zauber in Schießübungen zu suchen. Die New-Yorker „Abend-Post“ meldete u. a., seit Anfang August bis Mitte September habe man auf dem ganzen Schauplatz des deutsch-französischen Krieges kaum einen Tag ohne Regen gehabt (eine für diese Jahreszeit ganz ungewöhnliche Erscheinung) und die deutsche Presse schreibe das dem unaufhörlichen Gewehrfeuer und Geschützesdonner in jenen Gegenden zu. Edward Powers, ein Civilingenieur aus Wisconsin, wurde dadurch veranlaßt, eine Reihe statistischer Daten zu sammeln und sie unter dem Titel „Krieg und Wetter“ zu veröffentlichen. Aus dem mexikanischen Krieg (1847) wie aus dem vierjährigen Secessionskrieg (1861 bis 1865) fanden sich seltsame Beispiele von ganz unerwarteten Regengüssen unmittelbar nach einer größern Schlacht an Orten, wo monate- oder wenigstens wochenlang vor- und nachher kein Tropfen Regen gefallen. Powers' Schrift erweckte großes Aufsehen, und eine Menge angesehener Leute, wie die Generäle Sherman, Garfield, Logan und der Senator C. B. Farwell, beschäftigten sich während der folgenden Jahre, besonders 1874, mit der Regenfrage. Die Schwierigkeit lag in den großen Kosten, welche das Regenmachen zu erheischen schien, da man eben eine gute Anzahl Geschütze zu diesem Zweck aus dem Arsenal zu Rock Island (Illinois) in den Westen schaffen und natürlich ein gutes Quantum Schießmaterial aufbieten mußte. Für einen zweimaligen Kunstregen im Westen machte Powers folgenden Voranschlag:

Instandsetzen von 200 Belagerungsgeschützen, je zu 10 $	2 000 $
Eisenbahntransport für dieselben, je zu 40 $ . .	8 000
40 000 Patronen (ohne Kugeln), je zu 2.50 $ . . .	100 000
50 Tonnen Heu zum Vorladen, je zu 12 $ . . .	600
10 000 elektrische Zünddrähte, zu 1.50 $ per m. . .	1 500
Elektrische Batterien nebst Draht	500
Löhnung für 10 Mann, 26 Tage, zu 2.50 $ per Tag .	650
Löhnung für 600 Mann, 26 Tage, zu 1.50 $ per Tag .	23 400
Miethzins für den Boden zu den Experimenten . .	250
Rücktransport der Geschütze	8 000
Zurückstellen der Geschütze ins Arsenal	2 000
	146 900 $
Dazu 10 % für unvorhergesehene Auslagen . . .	14 690
Totalkosten	161 590
Kosten eines Kunstregens	80 795 $

Da das Departement für Landwirthschaft im Westen gut eingerichtete Stationen besaß, so glaubte man, die Kosten ließen sich noch bedeutend verringern und ein Kunstregen nach Powers' Plan würde nur auf etwa 20 000 $ (85 000 M.) zu stehen kommen. Dieser Preis erschien indes noch zu hoch, und der Vorschlag fand beim Congreß keinen Anklang.

Nachdem jedoch seither (1880) der General Daniel Ruggles zu Fredericksburg (Virginien) den Vorschlag gemacht, statt gewöhnlicher Kanonenschüsse Explosivstoffe anzuwenden, die mittelst Ballons in den höheren Luftregionen losgeschossen werden sollten, und nachdem er auf solche Ballons ein Patent erhalten hatte, kam auf Betreiben des Senators C. B. Farwell 1890 die Angelegenheit wieder vor den Congreß, und derselbe gewährte für vorbereitende Untersuchungen die Summe von 2000 $. Der folgende Congreß (1891) setzte für eine Reihe praktischer Versuche weitere 7000 $ aus. So konnten denn im Laufe des vorigen August (am 9., 18. und 25.) in der Nähe von Midland (in Texas), einer kleinen Station der Texas-Pacific-Bahn, auf dem sogen. Llano Estacado (gepfahlte Ebene) drei Versuche in größerm Umfang angestellt werden. Es betheiligten sich dabei der General Robert George Dyrenforth, der Chemiker Claude Rosell, der erwähnte Ingenieur Powers, Professor G. E. Curtis von dem Smithsonian Institut, Professor John T. Ellis vom Oberlin College und andere Fachleute. Eine Fahrt von etwa 25 Meilen brachte sie zu einem sogen. Rancho (Viehweideplatz) von etwa 300 000 Acres Umfang, auf dem etwa 15 000 Stück Vieh von etwa 20 Cowboys gehütet wurden.

Sie führten 68 Explosions-Ballons (von 10—12 Fuß Diameter und von 525—940 Kubikfuß Inhalt) und das nöthige Material zur Darstellung von 50 000 Kubikfuß Wasserstoff und 20 000 Kubikfuß Sauerstoff mit, und ebenso Zeug zu 100 starken Tuch-Drachen nebst einigen Tausend Pfund Rackarock-Pulver und anderen Sprengstoffen. In Abständen von je einer halben Meile wurden drei Linien von je zwei Meilen gebildet. In der ersten war eine beträchtliche Zahl großer Grundbatterien aufgestellt, welche in raschen Zwischenräumen schwere Ladungen von Dynamit und Rackarock-Pulver abfeuerte. In der zweiten ließ man bis zu bedeutender Höhe an elektrischen Leitungsdrähten die erwähnten Drachen steigen, an deren jedem eine Dynamitpatrone hing und hoch in der Luft entzündet wurde. Die dritte Linie bildeten die Explosions-Ballons, deren man in Zwischenräumen je einen so hoch wie möglich explodiren ließ, um ein eigentliches „Luftbeben" hervorzubringen.

Bei dem ersten Versuch (am 9. August) kamen nur die Grundbatterien in Anwendung. Man ließ sie abends 5 Uhr etwa eine Stunde und dann noch einige Zeit nach 7 Uhr spielen. Das Wetter war überaus hell; am folgenden Mittag jedoch sammelten sich Wolken über dem ganzen Rancho, und am Nachmittag und Abend fiel ein heftiger Regen, der jede Vertiefung in der Prairie in eine Lache verwandelte.

Beim zweiten größern Versuch ließ man schon am 17. August abends eine Anzahl von Ballons explodiren und feuerte dann mit den Grundbatterien fast beständig zwölf Stunden lang. Der folgende Morgen war hell und klar, das Barometer stand hoch, und das Wetter blieb sehr schön bis in den Nachmittag hinein. Dann sammelten sich auffallend schnell Wolken im Süden und Westen, und es erfolgte ein strömender Regen, der $2^1/_2$ Stunden anhielt und sich weit über die ganze Nachbarschaft verbreitete.

Der dritte Versuch wurde am 25. August gegen Mittag unternommen. Das Barometer stand hoch und sagte „very dry" an, was das Psychrometer bestätigte.

Der Himmel war klar bis auf ein paar kleine zerstreute Cumulus-Wölkchen. Sieben der größten Ballons eröffneten diesmal die Beschießung des Himmels; zwei ließ man schon in einer Höhe von 1000 Fuß explodiren; bei den größeren wagte man indes eine solche Nähe nicht, sondern ließ sie 2000—3000 Fuß steigen. Während man damit beschäftigt war, neue Ballons zu füllen und explodiren zu lassen, wurde mit den großen Geschützen ein fast beständiges Feuer unterhalten bis eine Stunde vor Mitternacht. Dann legte man sich erschöpft zur Ruhe. Aber schon gegen 3 Uhr morgens wurden die Schläfer durch starken Donner aufgeschreckt, und eine Stunde später fiel ein schwerer Gewitterregen, der bis 8 Uhr anhielt, der stärkste Regen, der seit drei Jahren in dem ganzen Umkreis gefallen war und sich über mehrere Hunderte von Quadratmeilen erstreckte. Außer diesen drei starken Gewitterregen, welche auf die Hauptversuche folgten, zählte man während der 16 dazwischenliegenden Tage nicht weniger als neun kleinere Regenschauer — eine in dieser Gegend um diese Jahreszeit ganz außerordentliche Erscheinung.

General Dyrenforth, dessen Bericht wir diese Angaben entnehmen, hält folgende Schlüsse aus den gemachten Experimenten für klar bewiesen: „1) daß die durch Explosion hervorgebrachten Stöße eine ausgesprochen praktische Wirkung auf die atmosphärischen Bedingungen ausüben, indem sie Regen hervorbringen oder veranlassen, wahrscheinlich durch Störung der oberen Luftschichten; 2) daß, wenn die Atmosphäre in regendrohendem Zustand ist — was häufig der Fall in dürren Gegenden, ohne daß wirklich Regen erfolgt — der Regenfall fast augenblicklich bewirkt werden kann, indem man die Feuchtigkeitspartikeln, die in der Luft hängen, durcheinander rüttelt. Dieser Erfolg wurde während unserer Operation wiederholt erlangt, und die Tropfen begannen mitunter schon zwölf Sekunden nach der ersten Explosion zu fallen."

Da die Experimente lange nicht so theuer zu stehen kamen, wie nach dem frühern Voranschlag Powers', so dürfte sich der Congreß wohl herbeilassen, noch weitere Versuche zu unterstützen. Es wäre sehr erfreulich, wenn die furchtbare Masse von Geschützen und Explosionsstoffen, welche allenthalben bereit gehalten werden, um eines Tages Tausende von Menschen unglücklich zu machen, statt dessen dazu verwendet würden, in trockenen Zeiten friedlich den Himmel anzudonnern und auf bedrohte Saaten einen heilsamen Regen herabzuziehen.



Zur Erinnerung

an

Johannes Janssen,

gestorben an der Weihnachtsvigil 1891.

Die Weihnacht kam. Ein Wald von Tannenbäumen
Stand festlich duftend schon bereit am Main;
Die Kinder, arm und reich, in sel'gen Träumen
Den Christbaum grüßten und das Christkindlein;
Zu frohem Jubel in des Hauses Räumen
Lud jeder seine Freunde, groß und klein — —
Da kam der Herr im Engelsfestgeleite
Und rief den liebsten Freund von unsrer Seite.

Freund war er allen, Mächtigen wie Armen,
Ob niedrig, hoch, verschollen, weltbekannt.
Wer hilflos, leidend, sehnend nach Erbarmen,
Der war sein Liebling, war ihm blutsverwandt.
Aus seinem Herzen, dem getreuen, warmen,
War auch der schlimmste Gegner nicht verbannt.
Denn des Erlösers Bild sah er in allen,
Sein Herz, sein Gleichniß und sein Wohlgefallen.

Drum ward auch er geliebt, und als voll Kränzen
Sein Sarg im weihnachtsfrohen Dome stand,
Sah man in Männeraugen Thränen glänzen,
Und alt und jung den Abschied tief empfand,
Und zahlreich Volk, weit über Deutschlands Grenzen,
In stiller Trauer reichte sich die Hand:
  Ein Volksfreund starb, des Wissens hoher Meister,
  Ein lichter Stern, ein Fürst im Reich der Geister!

Der Kaiserdom wölbt seine stolzen Bogen
Um den Entschlaf'nen nun zum letztenmal. —
Wie oft sind sie an ihm vorbeigezogen,
Die Herrscher Deutschlands, hier vereint zur Wahl!
Was sie vollbracht, das hat er tief erwogen,
In seinem Herzen stand ihr Ahnensaal;
  Wie keiner hat sein Mannesherz umfangen
  Des deutschen Volkes Wohl voll Glutverlangen.

Er ist nicht todt! Dies Sehnen kann nicht sterben!
Nie mehr verstummt sein heilig Manneswort;
Im deutschen Volk wird sich sein Geist vererben,
Wird wachsen, blühen, wirken fort und fort,
Wird froh die Jugend um sein Banner werben,
Wird siegreich tragen es von Ort zu Ort,
  Wird die getrennten Brüder näher bringen,
  Der alten Liebe Band um Deutschland schlingen!

An seinem Grab muß Haß und Zwietracht schweigen.
Denn er hat nie gehaßt, sein Leben nie.
Fromm vor dem Christkind in der Krippe neigen
In ihm sich Wissen, Thatkraft und Genie,

Umschlungen hold von ew'gen Friedenszweigen,
Beseligt von der Engelsmelodie:
„Ruhm sei dem Höchsten in des Himmels Kreisen,
Und Frieden allen, die Gott liebend preisen!"

Still, ohne Pomp, wie aus den vielen Einer
Beschritt er einst der Forschung ernsten Pfad.
Den strengen Blick bestach der Zeugen keiner
Mit eitler Weisheit buntem Pfauenrad.
Dem lautern Blick erschien stets reicher, reiner
Der Vorzeit Geist, so bieder, treu und grad',
Und was in tausend Blättern er gefunden,
Hat herrlich er zum Blütenkranz gewunden.

Das deutsche Volk, es hat dies Bild verstanden,
Es hat den Maler jauchzend froh gegrüßt.
Der Jubelruf aus allen deutschen Landen
Hat seiner Riesenarbeit Müh'n versüßt. —
Wenn düst're Scenen dann zum Kranz sich wanden,
Schuld, Hader, Irrung, heut noch ungebüßt:
Mitleid, nicht Haß des Forschers Rechte führte,
Die Wahrheit gab, was jeglichem gebührte.

Auch in der Sturmnacht wirrer, trüber Zeiten
Erlosch die alte, treue Liebe nicht.
Sie strahlte fort, wie aus des Himmels Weiten
Des Weihnachtssternes mildes, holdes Licht.
Der ew'gen Liebe Gnadenströme leiten
Die Völker auch im harten Strafgericht,
Und was uns trüb und räthselhaft erschienen,
Zeigt bald der ew'gen Weisheit lichte Mienen.

Noch gährt die Zeit, und vieler Blicke wenden
Sich zürnend von des Forschers Zeugniß ab,
Die andern ihre letzten Grüße senden
Dem Freunde dankend nach ins stille Grab.
Er selbst, verklärt, wird allen Segen spenden,
Nachdem er weggelegt den Pilgerstab.
Sanft, mild, befreit von dieser Erde Banden,
Schickt er den Friedensgruß aus sel'gen Landen.

Pax.



Zum Columbus-Jubiläum.

(Schluß.)

Die sonst so freudenreiche Christnacht brachte Columbus ein unliebsames Begegniß. Zweimal vierundzwanzig Stunden hatte er bei hochgehender See pflichtgetreu durchwacht. Jetzt, spät am Abend, eine Stunde vor Mitternacht, als es ganz ruhig geworden war und die Natur ihre Rechte forderte, glaubte er das Schiff dem Maestro de la nao anvertrauen zu sollen. Dieser, weniger gewissenhaft, überließ gegen Columbus' bestimmtes Verbot das Steuer einem Schiffsjungen, um sich auch schlafen zu legen. Plötzlich erhebt der ungeschickte Steuermann einen Angstruf. Der Admiral ist der erste auf Deck. Das Schiff war aufgelaufen. Um es womöglich wieder flott zu machen, läßt er zuerst einen Theil der Ladung über Bord werfen, dann auch den Mast kappen. Aber alles umsonst. Das Schiff füllt sich mehr und mehr mit Wasser. Es muß aufgegeben werden. Es gelingt nur, die Mannschaft und einen Theil der Ladung zu retten. Die Indianer dieser überaus goldreichen Gegend unter dem gastfreien Kaziken Guacanagari waren dabei behilflich.

Der fromme Admiral sah in dem Unfall eine gnädige Fügung und einen deutlichen Wink der Fürsehung. Er hatte nur mehr ein Schiff, die „Ninna", zur Disposition; das dritte, die „Pinta", hatte sich schon im November ohne sein Wissen entfernt, um die gerühmte Goldinsel Babeque aufzusuchen. Das eine Schiff war außer Stand, neben der eigenen auch noch die ganze Mannschaft des gestrandeten Schiffes nach Spanien zurückzubringen. Er beschloß also, an der Stelle ein Fort, „Navidad", d. i. Weihnachten, anzulegen. Es sei offenbar der Wille Gottes gewesen, daß er dort stranden sollte, damit Christen dort zurückblieben. Er persönlich dürfe sich nirgendwo länger aufhalten, sein Beruf seien Entdeckungsfahrten. Bei seiner Rückkehr nach Navidad, hoffe er, würden die Zurückbleibenden eine Tonne Gold und ebenso viel Gewürze

zusammengebracht haben. Dann könnte das Königspaar an die Eroberung des Heiligen Landes gehen. Das habe er sich ja von vornherein als Lohn für seine Bemühungen gewünscht [1].

Neununddreißig Spanier ließ der Admiral im Fort Navidad zurück. So konnte er hoffen, festen Grund zur Kolonisirung und Christianisirung Westindiens gelegt zu haben, als er mit Sonnenaufgang des 4. Januar 1493 die Anker zur Heimfahrt lichtete. Zwei Tage später stellte sich die „Pinta" wieder ein. Ihr Capitän Martin Alonso Pinzon wollte sich entschuldigen und suchte zu beweisen, er sei wider seinen Willen von den beiden anderen Schiffen weggekommen. Columbus erwiederte, keiner der vorgebrachten Gründe beweise etwas, Pinzon habe sich böswilligerweise und aus Eigensinn entfernt; er (der Admiral) wisse nicht, warum der Capitän auf der ganzen Fahrt sich so rücksichtslos und grob ihm, seinem Vorgesetzten, gegenüber benehme. „Doch," fügt er in seinen Aufzeichnungen bei, „ich mäßigte mich, um den Versuchungen Satans zu widerstehen, der von Anfang an die Reise zu hindern versucht hatte."

Die Fahrt der beiden Schiffe war anfangs ruhig, wenn auch langsam und beschwerlich. Denn wer immer mit seiner Tagesarbeit fertig war, mußte helfen, das eindringende Wasser auszuschöpfen, und dessen-

---

[1] „Das Auffinden von Gold! Gold!" sagt der anonyme Bearbeiter Navarrete's, Fr. Pr., „das war die Kette, welche Columbus vom Anfang seines Unternehmens an mit sich schleppen mußte, weil in den Augen der Spanier, vom König an bis herab zu dem Geringsten, seine Entdeckungen nur Werth hatten, wenn die neue Welt die alte mit Gold versorge." — Das mag richtig sein, auch bezüglich des Königs; wir hörten ja oben S. 8 Columbus selbst sagen, die Majestäten hätten über seinen Kreuzzugsplan gelächelt und geäußert, auch ohne diesen billigten sie sein nächstes Vorhaben, die Entdeckungsfahrt. Für Columbus persönlich aber war das gehoffte, heiß ersehnte und geradezu im Gebet von Gott erflehte Gold nicht Endziel, sondern nur Mittel zu einem idealen Ziel. — Hr. Fr. Pr. fährt fort: „Die Königin Isabella allerdings sehnte sich aufrichtig darnach, daß die entdeckten Völker Christen würden, aber sie war doch zu sehr ein Kind ihrer Zeit und ein Kind ihrer Kirche [!], als daß sie sich nicht gerne damit begnügt hätte, wenn die Indianer getauft seien und das Zeichen des Kreuzes machen." Eines Beweises für diese schwere Beschuldigung glaubt Hr. Fr. Pr. sich überhoben, wenn ein solcher nicht etwa erbracht sein soll durch die Andeutung, daß sie eine in Wahrheit katholische Königin war. Aber die katholische Kirche hat doch nie, auch nicht beim Ausgange des 15. Jahrhunderts, gelehrt, Taufwasser und Kreuzschlagen genüge, einen Menschen, der zum Gebrauche der Vernunft gelangt ist, selig zu machen. Oder sollte ihm, als er Obiges schrieb, vielleicht vorgeschwebt haben, daß Columbus schon am 29. October vermerkt: „Die Eingeborenen sagen das Salve und Ave Maria sehr deutlich mit zum Himmel erhobenen Händen und machen dabei das Kreuzzeichen"? Aber wo ist denn hier im entferntesten angedeutet, daß Unterricht und Praxis sich hierauf beschränkt hätten?

ungeachtet war dies kaum mehr zu bewältigen. Die „Pinta" konnte sich nur langsam voranarbeiten, weil ihr Hauptmast schwer beschädigt war.

Mitte Februar brach ein Sturm los, der sich bald zu einem rasenden Orkan steigerte. Die Mannschaft hielt sich für verloren. Der Admiral nahm all sein Gottvertrauen zusammen; er allein verzweifelte nicht an gnädiger Rettung. Der Reisebericht bemerkt darüber: „Zu sehr war er von der Ueberzeugung durchdrungen, daß den Indianern durch die Segnungen des Christenthums das höchste Glück zu theil werde; zu sehr erfreute ihn der Gedanke, wie der Reichthum der Neuen Welt Europa und besonders Spanien zu Wohlstand verhelfen werde, als daß er an Gottes allmächtiger Hilfe hätte verzweifeln sollen. Wohl war er zu Zeiten so kleingläubig und mürrisch, daß jede kleine Mücke ihn ärgerte; das räumt er selbst ein; aber immer wieder gingen die düsteren Stunden vorüber, immer wieder lebte die Hoffnung neu auf. Er hielt sich vor, welcher Gnade Gott ihn gewürdigt habe, indem er ihn mehr entdecken ließ, als seine kühnsten Träume erhofft, seine höchsten Wünsche gewünscht hatten, so daß er für alle Zeiten der Enttäuschungen und des Mißmuthes überreichlich entschädigt sei. Er sagte sich, daß er bei seinem Unternehmen die Ehre Gottes und die Verbreitung des Christenthums im Auge gehabt, daß Gott sich bisher zu seiner Mission bekannt habe und darum sein Werk gewiß auch nicht untergehen lasse. Er erinnerte sich, wie Gott die Wege vor ihm geebnet habe vor der Abreise und auf der Hinreise, als seine eigenen Leute sich gegen ihn verschworen hatten und sein Leben bedrohten. Damals hatte der ewige Gott ihm die Kraft verliehen, deren er benöthigte; auf der Reise hatte er ihn die Wunder seiner Schöpfung schauen lassen; wie sollte derselbe Gott ihn jetzt verlassen?"

„Diese Gründe", meint er, „hätten mich aufrecht halten sollen; aber Schwäche und Todesangst umfingen mich mit aller Macht. Mit tiefer Trauer gedachte ich meiner beiden Söhne, die in Cordova studirten. Was sollte aus den Vater- und Mutterlosen im fremden Lande werden? Der König und die Königin wußten ja im Falle unseres Unterganges nichts von den Diensten, die ich ihnen und ihrem Lande erzeigt habe, nichts von den großen Nachrichten, die ich ihnen eben zu bringen im Begriffe stand, und sie hatten darum auch keine Verpflichtungen gegen die Kinder des vermeintlichen Abenteurers."

Aber der fromme Christ kannte die Allmacht und Unentbehrlichkeit sehnsüchtigen und vertrauensvollen Gebetes. Er wußte auch, daß Sehnsucht und Vertrauen des Beters bekundet und gesteigert werden durch

Gelübde. Er nahm also mit seiner ganzen Mannschaft unter Gebet und Gelübde seine Zuflucht zum „Meeresstern". Er veranlaßte, daß sie das Loos zogen wegen einer Wallfahrt zur heiligen Jungfrau von Guadelupe, einem Kloster in Estremadura, welcher sie eine fünfpfündige Wachskerze gelobten. „Jeder", heißt es im Tagebuch, „mußte versprechen, die Wallfahrt vorzunehmen, wenn das Loos auf ihn fallen sollte. Es wurden dann so viele Erbsen in ein Säckchen gethan, als Leute auf dem Schiffe waren; eine Erbse wurde mit einem Kreuze bezeichnet und der Sack tüchtig geschüttelt. Der erste, welcher hineingriff, war der Admiral, und — er zog die mit dem Kreuze bezeichnete Erbse heraus. Ihn hatte das Loos also getroffen; er betrachtete sich von dem Augenblicke an als zu der gelobten Pilgerfahrt verpflichtet. Man looste zum zweitenmal, um auch einen Pilger zu Unserer Lieben Frau von Loretto, welche in der den päpstlichen Staaten angehörigen Mark Ancona verehrt wird, zu schicken; es ist das ein Ort, wo die heilige Jungfrau schon viele Wunder gethan hat. Dieses Mal traf das Loos einen Matrosen Namens Peter de Villa, welchem der Admiral die dadurch nothwendig werdenden Reisekosten zusicherte. Ein dritter Pilger sollte hingehen und eine Nacht in St. Clair de Morguer weilen, um dort eine Messe lesen zu lassen. Wieder wurden die Erbsen geschüttelt, und wiederum fiel das Loos auf den Admiral. Ferner thaten er und alle seine Schiffsleute das Gelübde, sobald sie irgendwo hinkämen, wo ein Gotteshaus wäre, in Procession im Bußhemde unter Anrufung der heiligen Jungfrau dahin zu wallfahrten. Endlich machten sie außer diesen gemeinschaftlichen Gelübden noch jeder für sich besondere; denn alle begaben sich des Lebens."

Da der Sturm immer heftiger raste, sann Columbus nach, wie er für den Fall ihres Unterganges dem Königspaare möglicherweise Nachricht von seiner Entdeckung könne zukommen lassen. Auf den brandenden Wogen schrieb er also mit zitternder Hand einen kurzen Reisebericht, zeichnete künftigen Seefahrern ihren Weg vor und bat den etwaigen Finder, das Schriftstück den spanischen Majestäten zukommen zu lassen. Dann legte er dies, in Wachsleinwand eingewickelt, in ein Kistchen und vertraute es den schäumenden Wellen an — auf gut Glück. Das beruhigte ihn so weit, daß er jetzt fünf lange Stunden am Hauptmaste ausharren konnte, den Tod beständig vor Augen.

Am Abende des 14. Februar heiterte sich der Himmel im Westen auf; die See wurde ruhiger. Am folgenden Morgen sah man Land vor sich. War es Madeira? War es die Küste von Portugal? Sie

landeten an Santa Maria, einer der Azoren. Das letzte der erwähnten gemeinschaftlichen Gelübde mußte also hier erfüllt werden. Columbus schickte darum Dienstag, den 19. Februar, vorläufig die Hälfte seiner Mannschaft ans Land, daß sie in Procession zu einer Einsiedelei am Meeresufer ziehe; nach ihrer Rückkehr wollte er mit der andern Hälfte das Gleiche thun. Aber siehe, mitten in ihrer Andacht sehen sie sich plötzlich von den Insulanern, mit dem portugiesischen Gouverneur an der Spitze, überfallen und zu Gefangenen gemacht. Erst nach langen Weiterungen und nachdem der Admiral sich durch seine Beglaubigungsschreiben mit Unterschrift und Siegel der spanischen Majestäten legitimirt hatte, gelang es endlich Freitag, den 22. Februar, ihre Freilassung zu erwirken.

Aber neue Stürme, neue Todesgefahr! „Immer widriger wurden die Winde," heißt es in Columbus' Aufzeichnungen, „immer gebrechlicher die Fahrzeuge. Sonntag, den 3. März, zerriß ein fürchterlicher Wirbelsturm alle Segel und brachte sie in die äußerste Gefahr. Da kam Gott mit seiner Hilfe. Wieder ließ Columbus loosen; einer von ihnen sollte im Bußhemde eine Pilgerfahrt nach Cinta á Huelva zu Unserer Lieben Frau machen. Wieder fiel das Loos auf Columbus selbst. Außerdem gelobten alle, am ersten Samstage nach der Heimkehr der Schiffe bei Wasser und Brod zu fasten. Am Abend stürzte der Regen in Strömen vom Himmel, und Blitze zuckten rings aus den Wolken. Es war ein entsetzliches Schauspiel; aber es gefiel Gott, dem Admiral zu Hilfe zu kommen und ihm Land zu zeigen; er beschützte das Schiff sichtbar bis zum Tage, obwohl jeder Augenblick ‚ein Schritt im Rachen des Todes' war. Beim Grauen des Tages erkannte der Admiral das Land als den Felsen von Cinta, der am Flusse von Lissabon liegt. Er entschloß sich, hier einzulaufen, weil er kein anderes Rettungsmittel hatte. So fürchterlich war der Wirbelsturm in der Nacht gewesen, daß die Stadt Cascaë an der Mündung des Flusses großentheils weggefegt worden war. Man hatte das Schiff vom Lande aus gesehen, und die dortigen Anwohner hatten die ganze Nacht im Gebete für die Seefahrer auf den Knieen gelegen. Als diese in den Fluß einliefen, kam ihnen die ganze Bevölkerung entgegen und staunte ob dem Wunder ihrer Rettung. . . Eine endlose Menge Menschen kam auf das Schiff, darunter auch viele Personen von Rang, auch Beauftragte des Königs. Sie alle dankten Gott für die unendlichen Gnadenerzeigungen, die er den castilischen Königen verliehen und für die Erweiterung des Christenthums, welche er durch die castilischen Majestäten vollzogen habe. Sie schrieben den Erfolg dem Eifer zu, mit

welchem ihre Hoheiten die Religion Jesu Christi ausüben und an ihrer Ausbreitung arbeiten."

Auf Einladung stattete Columbus dem Könige und der Königin von Portugal einen Besuch ab und wurde von beiden Majestäten aufs ehrenvollste empfangen. Dann ging er weiter unter Segel und lief endlich wieder glücklich in den Hafen ein, von dem er vor mehr als acht Monaten ausgelaufen war. Es war Freitag, den 15. März, um die Mittagszeit.

„Er war fest überzeugt und zweifelte nicht im mindesten, daß es die göttliche Majestät war, die alles gethan hatte, was Gutes dabei herausgekommen war, und daß man ohne ihre Hilfe und Zustimmung nichts, die Sünde ausgenommen, vollbringen kann." Ein Reisebericht an den königlichen Schatzmeister Raphael Sanchez, den er während seines Aufenthaltes in Lissabon abfaßte, schließt folgendermaßen:

„Nicht mir soll das große Unternehmen zu gute kommen, sondern dem heiligen katholischen Glauben und der Frömmigkeit und Religion unserer Könige; denn der Herr gewährte mir, was in keines Menschen Sinn gekommen ist, weil Gott manchmal die Gebete seiner Knechte, welche seine Gebote befolgen, erhört, selbst in Sachen, die unmöglich zu sein scheinen. So ist es mir geschehen, dem ein Unternehmen gelungen ist, das bisher noch nie einem Sterblichen in den Sinn gekommen ist. Man hat ja wohl viel über die Existenz dieser Inseln gesagt und geschrieben. Alle sprachen davon als von Hypothesen und mit dem Ausdruck des Zweifels; aber gesehen hatte sie niemand, und so wurden sie in das Reich der Fabeln verwiesen. So mögen denn der sehr glückliche König und die Königin, die Fürsten und Völker mit der ganzen Christenheit unserem Heilande Jesus Christus Dank darbringen, der uns solchen Sieg und Erfolg verliehen hat. Man veranstalte Processionen und feiere heilige Feste; man schmücke die Gotteshäuser mit Maien und Blumen, damit Jesus Christus sich über die Erde freuen könne, wie er sich über die Himmel freut, wenn er sieht, daß das Reich Gottes Völkern naht, welche bisher verloren waren. Auch wir müssen uns freuen und jubeln, und das nicht nur über die Verbreitung unseres heiligen Glaubens, sondern auch über die Vermehrung irdischer Güter, von denen die Frucht Spanien und der ganzen Christenheit zufallen wird."

Sofort wurde der Entdecker an den Hof beschieden, der gerade in Barcelona weilte. Dahin ging er wie im Triumphe, umjubelt von den Tausenden Schaulustiger, die von allen Seiten zuströmten. Von dem

Empfange bei Hofe wußte der früher erwähnte Doctor Jobst Ruchamer dem deutschen Lesepublikum von 1508 folgendes zu erzählen: „Der Kunige und die Kunigin entpfingen disen Christoffel Dawber mit dem allerangenehmsten Angesicht, vnd thaten jme die allergrösten Eere, vnd liessen jne öffentlich sitzen vor Jnen, welches bey jnen ist von den ersten vnd grösten eeren. Vnd wolten, das er genant wurde Ein wunderer des Meres Occeani" (auffallende Mißdeutung [1] des spanischen Almirante!).

Der Glaube hatte dem Unglauben gegenüber Recht behalten. Columbus hatte geglaubt an sich und seine Sendung, dem Christenthum und dessen civilisatorischen Segnungen neue Bahnen zu eröffnen. Gestützt auf heilige und profane Schriften [2] hatte er an die Existenz bis dahin unentdeckter Länder geglaubt, ohne sie noch gesehen zu haben. Die Ungläubigen von ehemals mußten jetzt auch daran glauben, weil sie sahen. Diesen Gedanken meint man, wohl mit Recht, aus dem Titelbilde des obengenannten ersten deutschen Flugblattes herauslesen zu sollen. Es zeigt den Weltheiland gegenüber dem Könige und dessen Gefolge, unter welchem eine Gestalt, dicht hinter dem König (ob Columbus?), am meisten hervortritt. Der Erlöser zeigt mit seiner Rechten auf die auswärts gekehrte innere Seite seiner Linken; und in eben dieser Richtung ist auch der rechte Zeigefinger des Königs ausgestreckt, als hätte dieser die Einladung vernommen: „Ungläubiger Thomas, reiche deinen Finger her und sei gläubig." [3] Zweifler und Spötter, meinte Columbus selbst, mußten verstummen; „denn Gott hat auf so wunderbare Weise alles bestätigt, was ich behauptet habe, gegenüber den Meinungen hochgestellter, einflußreicher Persönlichkeiten, welche meinen Plan für Träumerei und mein Vorhaben für ein Hirngespinnst hielten." [4]

Die Leute von der Feder waren erstaunt. Peter Martyr schrieb: „Ich bin freudig erregt, wenn ich verständige Männer spreche, welche aus

---

[1] Dieselbe befindet sich auch bei Sebastian Münster, der erklärend sagt: „Der König gab auch dem offtgenannten Columbo einen anderen Namen, daß er seiner wunderbaren thaten halben fürthin sollt heißen Admirans, d. i. ein Verwunderer."

[2] Er accommodirte seinen Anschauungen und Plänen, was Isaias (24, 16; 60, 9; 65, 17) sagt von einer neuen Erde, den Meeresinseln mit ihrem Gold und Silber und den Gesängen, die von den Enden der Erde erschallen. — Seneca hatte geschrieben: Venient annis saecula seris, Quibus oceanus vericula rerum Laxet et ingens pateat tellus, Tethysque novos detegat orbes, Nec sit terris ultima Thule. Fernando Colon, der Sohn des Entdeckers, meinte, sein Vater habe dies prophetische Wort wahr gemacht.

[3] Das Bild bei Ruge S. 263. [4] Ruge S. 261.

jenen Gegenden zurückkommen. Wer mag heute noch staunen über die Entdeckungen, welche Saturn, Ceres und Triptolemos gemacht haben sollen? Selbst die Phönikier müssen mit ihren Leistungen zurücktreten. Weder dem Saturn, noch dem Herkules, noch irgend einem der Alten, welche neue Küsten aufgesucht haben, stehen die Spanier unserer Zeit nach." Die Männer der Praxis drängten sich heran, die Goldbarren in dem wiedergefundenen Paradiese aufzulesen. Der Schiedsrichter zwischen den noch glaubenseinigen Völkern des Abendlandes, Papst Alexander VI., zog bereits Anfang Mai 1493 eine Scheidelinie über den Atlantischen Ocean hundert Meilen westlich und südlich von den Azoren und Capverdischen Inseln, quae linea distet a qualibet insularum, quae vulgariter nuncupantur de los Azores et Cabo Verde, centum leucis versus occidentem et meridiem [1]; was westlich und nördlich davon gelegen, solle spanisch, was östlich und südlich gelegen, solle portugiesisch sein. Ein Jahr später, den 7. Juni 1494, einigten sich die beiden betheiligten Mächte dahin, die Grenze westlich hinauszurücken bis zu 370 Seemeilen Abstand von den Capverden.

Das waren der Verlauf und die nächsten Ergebnisse der ersten Entdeckungsfahrt des Christopher Columbus, deren vierter Säcularfeier wir entgegensehen. Was ihm selbst an Würden und Rechten bei der Ausfahrt bedingungsweise zugesichert war, das fiel ihm jetzt nach Erfüllung der Bedingung von selbst zu. Don Cristobal Colon war jetzt nicht bloß Großadmiral des Oceans, sondern auch Vicekönig und ständiger Gouverneur der entdeckten Inseln und Festlande [2] mit dem Rechte, für alle hohen Verwaltungsstellen der Krone Spanien drei Candidaten vorzuschlagen, und mit dem Anspruch auf ein Zehntel aller königlichen Einkünfte aus Perlen, Edelsteinen, Gold und Silber, Gewürzen und anderen Handelswaaren. Und all diese Titel und Rechte sollten sich auf ewige Zeiten in seiner Familie je auf den ältesten Sohn vererben. Der demüthige Mann sah darin Gaben Gottes, dessen besonderer Güte er alles zu danken habe. „Was that er mehr für Moses", schrieb er selbst, „oder für seine Knechte, als er für dich gethan? Seit deiner Geburt hat er die größte Sorge um dich gehabt. Als er dich zu den von ihm bestimmten Jahren kommen sah, hat er deinen Namen in der ganzen Welt bekannt werden lassen. Er gab dir Indien, den reichsten Erdtheil; du vertheiltest es

[1] Columbus schreibt, die Linie gehe von Pol zu Pol. Navarrete S. 164.

[2] Auch die päpstliche Demarcations-Bulle vom 4. Mai 1493 spricht von terrae firmae, die neuerdings entdeckt seien. Gemeint ist Cuba.

nach deinem Belieben. Du empfingst von ihm die Schlüssel zum Ocean, der bisher mit starken Ketten verschlossen war. Man gehorchte deinen Befehlen in den unermeßlichen Ländern, und du hast unsterblichen Ruhm unter den Christen erworben. Was that er mehr für das Volk Israel, als er es aus Aegypten führte, und für David, den er aus dem Hirtenstande auf den Thron Juda's erhob?" [1]

Damals culminirte sein Glücksstern. Wohl ward es ihm vergönnt, noch dreimal seine neue Welt zu besuchen und bei jedem neuen Besuche den Umfang seiner Entdeckungen zu erweitern; aber der Ausländer und Emporkömmling bekam einen immer härtern Stand gegenüber dem Nationalstolz, der Mißgunst, Gewinnsucht, Arbeitsscheu und Unbotmäßigkeit der Spanier. Bezüglich seiner zweiten Reise schrieb er später an das Königspaar: „Damals schon begann man von dem Unternehmen verächtlich zu sprechen, weil ich nicht gleich Schiffe voll Gold sandte; man beachtete nicht die Kürze der Zeit und die vielen sonstigen Hindernisse. Zu meinem Unglück, oder vielleicht zu meinem Heile, legte man mir überall Schwierigkeiten in den Weg und verdächtigte, was ich sagte und verlangte. Ich entschloß mich infolgedessen, mich Euren Hoheiten gegenüber auszusprechen; ich legte Ihnen alle Gründe für meine Handlungen vor; ich sprach Ihnen von den Völkern, welche ich gesehen, und in welcher Weise so viele Seelen gerettet werden könnten, und welche Verbindlichkeiten zu unterschreiben die Bewohner der Insel Española sich bereit erklären. . . Alles das machte gar keinen Eindruck auf gewisse Leute, welche nun einmal über das ganze Unternehmen übel reden wollten. Diesen war gleichgiltig, was man vom Dienste des Herrn und dem Heile so vieler Seelen sagen mochte, ebenso gleichgiltig, daß ein solches Unternehmen Eurer Hoheiten würdig sei. . . Gott schenke Euren Hoheiten langes Leben und Gesundheit und Ruhe, damit Sie das edle Unternehmen glücklich ausführen, welches so viel zur Ehre Gottes beitragen kann! Möge Spanien zunehmen, und mögen alle Christen Trost und Freude darüber haben, daß der Name des Herrn verbreitet wird. In allen Ländern, wo die Schiffe Eurer Hoheiten landen, lasse ich ein Kreuz aufrichten; alle Eingeborenen mache ich bekannt mit dem hohen Range Eurer Hoheiten und Dero Residenz in Spanien. Ich spreche ihnen, so gut ich kann, von unserem heiligen Glauben, von dem Glauben der Kirche, unserer heiligen Mutter, welche auf dem ganzen Erdenrund ihre Glieder

---

[1] Navarrete S. 158.

hat, und von dem Glauben an die heiligste Dreifaltigkeit. Möge Gott die Personen vergessen, welche ein so herrliches Unternehmen bekämpften und noch bekämpfen und sich dessen Fortschritten widersetzen."

Später wird seine Sprache schärfer: „Ist es etwas Neues," schreibt er im Jahre 1500, „daß ich mich über die Welt beklage, so ist es etwas sehr Altes, daß die Welt zu mißhandeln liebt... Mich hat sie grausam zu Boden getreten... Hätte ich Indien gestohlen und den Mauren gegeben, man könnte mir in Spanien keine größere Feindseligkeit zeigen. Wer sollte das von einem Lande geglaubt haben, in welchem immer so viel Edelsinn herrschte!" [1]

Werfen wir noch einen flüchtigen Blick auf seine weiteren Fahrten und sein Ende. Schon am 25. September 1493 stach Columbus wieder in See, diesmal mit 17 Fahrzeugen und 1500 Gefährten. Unter diesen befand sich ein Apostolischer Vikar der neuentdeckten Länder, Bernardo Boïl, ein Benediktiner von Montserrat. Entdeckt wurden die Kleinen Antillen. Dann kam man nach Puertorico und Española. Voll freudiger Erwartung näherte der Admiral sich seinem Fort Navidad. Aber seine Salutschüsse blieben unbeantwortet. Er ging ans Land; vergebens spähte er nach einem Europäer. Das Kastell fand er niedergebrannt, die Leichen von elf Spaniern in hohem Grase versteckt, ihre Habseligkeiten verschleppt. Nachdem eine neue Niederlassung, „Isabella", in einiger Entfernung von Navidad angelegt war, ging die Fahrt nach Cuba und Jamaika oder „Santiago", so daß diesmal „ein Gesammtbild von den vier Großen Antillen gewonnen wurde". Aber bei der Rückkehr nach Isabella fand er Unzufriedenheit und Zwietracht unter den Spaniern und Zügellosigkeiten bei den Truppen, deren Führer schon wieder heimgekehrt war, ebenso wie der Apostolische Vikar. Am 11. Juni 1496 landete auch Columbus wieder in Spanien.

Die dritte Fahrt, 1498—1500, brachte ihn nach Trinidad und der südamerikanischen Halbinsel Paria, ohne daß er jedoch seinen Fuß aufs Festland gesetzt hätte; von da ging es wieder nach Española. Hier fand der Vicekönig beinahe die Hälfte der Kolonisten im Aufstand. „Die machten ihm den Krieg wie einem Mauren, und die Indianer begegneten ihm nicht weniger grausam. Wenige ausgenommen, waren die Männer Vagabunden; keiner hatte Weib noch Kind." Da man andererseits ihn der Willkür und Grausamkeit beschuldigte, bat er selbst um Sendung

[1] Navarrete S. 125. 133. 135.

eines unparteiischen, tüchtigen Richters. Gesandt wurde Franz Bobadilla; ihm sollte Columbus entgegen dem ursprünglichen Vertrage die ganze Verwaltung der Insel und sein militärisches Commando übertragen. „Dieser Mann", sagt Columbus, „setzte eine Anklageschrift über meine angeblichen Missethaten auf, wie die Hölle nie eine ähnliche erfunden hat; aber da oben lebt ja unser Gott; er errettete nach seiner Weisheit und Allmacht Daniel aus der Löwengrube und die drei Jünglinge aus dem Feuerofen. Hätte ich mich nur bekümmert um das, was mein war und mir gefiel, gewiß, ich hätte all das Herbe, das mich in Indien traf, mit leichter Mühe ändern können; aber weil ich Gerechtigkeit handhaben und die Reiche Ihrer Hoheiten bewahren wollte, bin ich gestürzt worden." Columbus war bei Bobadilla's Landung gerade abwesend. Bobadilla beschlagnahmte alles von ihm gesammelte Gold und alle seine Papiere, auch die, welche ihn am besten in Stand gesetzt hätten, sich zu vertheidigen. Er und seine beiden Brüder wurden in Fesseln und von allem entblößt an Bord gebracht und auf das schlechteste behandelt, ohne auch nur vor Gericht gestellt und abgeurtheilt worden zu sein[1]. Gefesselt wurde er im November 1500 in Cadix ausgeschifft.

Das Königspaar glaubte indessen, ihm und sich selbst eine Ehrenrettung schuldig zu sein. Sie gaben sofort Befehl, ihm die Ketten abzunehmen, 2000 Ducaten auszuzahlen und ihn mit Auszeichnung zu behandeln. Dann empfingen sie ihn in Granada. Aber in seine Rechte über die neuentdeckten Länder wurde er nicht wieder eingesetzt. Bobadilla ward abberufen; Ovando trat an seine Stelle.

Die vierte Reise machte Columbus in Begleitung seines Bruders Bartholomäus und seines zweiten Sohnes Ferdinand mit vier Schiffen. Im Mai 1502 lief er aus „im Namen der heiligsten Dreifaltigkeit und in der Hoffnung auf Sieg", eine Meerenge aufzusuchen, die ihn ins Indische Meer gelangen lasse und ihm so eine Erdumsegelung gestatte. An den Kleinen Antillen und Puertorico vorbei gelangte er nach San Domingo auf Española, wo Ovando ihm übrigens die Landung verweigerte. „Ein fürchterlicher Sturm zerstreute in der Nacht die Fahrzeuge. Jeder glaubte den andern rettungslos verloren. Selbst ein Job wäre in solcher Lage verzagt und verzweifelt. Es handelte sich darum, unser Leben zu retten; mich, meinen Sohn, meinen Bruder, meine Freunde, meine Mannschaft; und doch waren mir die Häfen verschlossen, welche

[1] Navarrete S. 165.

ich nach dem Rathschlusse Gottes um den Preis meines Blutes für Spanien entdeckt hatte."[1] Indessen fanden sich die Schiffe wieder zusammen, und man gelangte an Jamaika vorbei bis ans centralamerikanische Festland[2]. Bis zum Cap Gracias á Dios war die Fahrt sehr stürmisch. „Achtundachtzig Tage lang", schreibt Columbus, „sah ich weder Sonne noch Sterne. Die Schiffe schöpften von allen Seiten Wasser, die Segel waren zerrissen, die Anker, Masten, Taue, Schaluppen waren verloren gegangen. Meine Mannschaft war sehr krank und bekümmert; mehrere von meinen Leuten gelobten, ins Kloster zu gehen; jeder machte irgend ein Gelübde; auch hat wohl einer dem andern gebeichtet. Was mir am meisten wehthat, war der Gedanke an meinen Sohn, den ich bei mir hatte, daß er, noch so jung (er war noch nicht dreizehn Jahre alt), so großen, andauernden Anstrengungen ausgesetzt sein sollte. Aber Gott gab ihm solchen Muth, daß er anderen Muth machen konnte; und galt es, Hand ans Werk zu legen, dann that er das, als ob er achtzig Jahre auf der See gewesen wäre. Mein Bruder war auf einem sehr schlechten Schiff. Das schmerzte mich um so mehr, als ich ihn vermocht hatte, gegen seine Neigung die Reise mitzumachen. Jahrzehnte treuen Dienstes unter den gefährlichsten und erschöpfendsten Anstrengungen haben mir nicht so viel eingebracht, daß ich in Castilien auch nur das Geringste mein nennen könnte. Will ich essen oder rasten, muß ich in ein Gasthaus oder eine Schenke gehen. Und auch dazu fehlen mir meist die Mittel. Ich habe nicht so viel, daß ich die Zeche bezahlen könnte."

Aber eine noch herbere Prüfung sollte über ihn kommen. An der Küste von Jamaika liefen seine beiden noch übrigen Schiffe auf und füllten sich so mit Wasser, daß sie unbrauchbar wurden. Lange Zeit mußte er nun mit der Mannschaft auf den Wracks aushalten, bis es dem kecken Diego Mendez gelang, in einem Canoe nach Española hinüberzugelangen und von da nach Jahresfrist ein Schiff, mit den nöthigen Lebensmitteln versehen, dem Admiral zu Hilfe zu schicken, daß es ihn endlich nach Europa zurückbringe. Dort, an der Küste von Jamaika also, verfaßte er einen Bericht an die Majestäten, in und von dem er freilich meint, es wäre ein Wunder, wenn er an seine Adresse käme. Das gelang indes. Der Schluß dieses Schreibens läßt uns einen Blick in

---

[1] Navarrete S. 153.

[2] Ob Columbus hier ans Land ging und ob er also überhaupt jemals den Boden des amerikanischen Festlandes betreten hat, ist ungewiß. Häbler in Sybels „Histor. Zeitschr." 1887. S. 233.

seinen Seelenzustand thun: „Bisher habe ich über andere geweint; jetzt möge der Himmel sich meiner erbarmen und die Erde über mich weinen. Was das Zeitliche betrifft, so habe ich nicht die kleinste Münze, um nur ein Almosen zu geben; und um das Geistige bin ich hier in Indien auch gebracht worden. Vereinsamt in meinem Schmerze, jeden Tag den Tod erwartend, von einer Million grausamer, feindlicher Wilden umringt, bin ich den Heilsmitteln unserer heiligen Kirche so fern, daß meine arme Seele wird vergessen bleiben, falls sie sich hier vom Leibe trennt. Wer Barmherzigkeit kennt und Wahrheit und Gerechtigkeit liebt, der weine über mich. Ich habe die Reise nicht gemacht, um zu Ehre oder Reichthum zu gelangen; das ist um so gewisser, weil ich in dieser Beziehung schon bei meiner Abreise nichts zu hoffen hatte. Ich bin mit guten Absichten und großem Eifer für Eure Hoheiten gekommen. Ich bitte Sie demüthigst, mir mit Gottes Beistand von hier fort zu verhelfen, damit ich eine Wallfahrt nach Rom oder sonstwohin antreten kann. Die heiligste Dreieinigkeit bewahre Ihr Leben, schenke Ihnen noch eine lange Reihe von Jahren und mehre Ihre Macht. Gegeben in Indien auf Jamaika den 7. Juli 1503.“ [1]

Der letzte Segenswunsch kam aus vollem, warmem Herzen. Columbus durfte versichern: „Ich habe Ihren Hoheiten mit ebenso viel Eifer und Hingebung gedient, als hätte es gegolten, das Paradies zu gewinnen. Und wenn ich irgendwie Fehler begangen habe, so kam es daher, daß ich entweder nicht anders handeln konnte, oder mein Wissen und Können mir nicht mehr zu thun gestatteten.“ Aber freilich, der Wunsch sollte nicht allweg in Erfüllung gehen. Als der Admiral endlich anfangs November 1504 in Cadix landete, waren die Tage seiner hohen Gönnerin bereits gezählt. Königin Isabella starb schon am 26. desselben Monats. Sofort ließ Columbus seinem bei Hofe weilenden ältesten Sohne Diego ein „Memorandum“ zugehen über das, was ihm der Augenblick zu fordern schien. „Das Nothwendigste ist, Gott die Seele der Königin dringend und andächtig zu empfehlen. Ihr Leben war immer katholisch und heilig und voll Eifer für alles, was Gottes heiligen Dienst betrifft; darum darf man annehmen, daß sie zur ewigen Herrlichkeit eingegangen ist und die öde, traurige Welt nicht vermißt. Sodann muß man sich alles, was den Dienst des Königs betrifft, eifrigst angelegen sein lassen, damit er seinen Schmerz vergesse. Er ist das Haupt der Christenheit, und das Sprich-

[1] Navarrete S. 165.

wort sagt: wenn das Haupt leidet, leiden die Glieder mit. Meiner Ansicht nach ist nichts nothwendiger, als für Indien zu sorgen und den Mißbräuchen dort zu steuern. Der König muß dort mehr als 40 000 bis 50 000 Peso's Gold haben; ich sah aber, als ich dort war, daß der Gouverneur keine Lust habe, sie zu schicken. Der Gouverneur ist bei jedermann verhaßt; die Individuen drüben sind größtentheils gemeine, unwissende Leute, welche alles aufs Spiel setzen und von denen jede Ausschweifung zu fürchten ist. Ich glaube, der König sollte möglichst bald jemanden, der für Ordnung und Zucht Sinn hat, mit 150—200 braven Leuten hingehen und Ordnung schaffen lassen, was in zwei bis drei Monaten geschehen könnte. Es müßten zwei Festungen erbaut werden. Ich habe oben gesagt, Seine Hoheit sei das Haupt der Christenheit, und es ist nothwendig, daß sie sich mit der Bekehrung ihrer Länder beschäftigt. Doch sagen die Leute, in dieser Beziehung lasse sich für ganz Indien nichts Gutes schaffen, solange der gegenwärtige Zustand dauert. Ich schrieb an Seine Hoheit gleich bei meiner Ankunft hier einen sehr langen Brief, in welchem ich mich nicht nur über die dort herrschenden Uebel verbreitete, sondern auch auseinandersetzte, mit welchen Mitteln ein erfahrener, vertrauenswürdiger Mann Abhilfe schaffen kann. Ich habe aber keine Antwort darauf bekommen. Ich höre sagen, drei Bischöfe sollten nach Española geschickt werden. Wollten Seine Hoheit die Gnade haben, mich vorher anzuhören, so würde ich ihr sagen, in welcher Weise Gott und Seiner Hoheit am besten gedient und genügt werden könnte.

S.
S. A. S.
X. M. Y.
Xpo. FERENS." [1]

Begreiflicherweise „setzte Columbus seine höchste Ehre darein, den Ruhm seines mühevollen Lebens seiner Familie in vollem Maße zu erhalten" [2]. Er gab sich darum alle Mühe, in die Würden, Rechte und Einkünfte wieder eingesetzt zu werden, welche ihm wiederholt durch Königswort zugesichert waren. Er sandte seinen Bruder Bartholomäus und seinen

[1] Dies seine ständige Unterschrift. Die beiden untersten Zeilen deuten sich leicht als Christus Maria Joseph Christopherens. Die beiden obersten, meint man, wollen heißen: entweder Supplex Servus Altissimi Servatoris, oder Servidor Sus Altezas Sacras. Unsere nüchterne Zeit hat diese stereotype Unterschrift pedantisch und bigott gefunden!

[2] Ruge S. 313.

Sohn Ferdinand an den Hof zur Betreibung dieser Angelegenheit, begab sich schließlich auch selbst dahin. Aber alles war vergebens. König Ferdinand verwies die Sache an eine Commission, welche dieselbe dilatorisch behandelte. Das junge Königspaar, Philipp und Johanna, machten ihm Hoffnung. Aber schon einen Monat nach deren Ankunft in Spanien schloß sich das Auge des lebensmüden Greises für das Zeitliche. Es war Christi-Himmelfahrtsfest 1506.

Der Mann, welcher im Leben rührende Vorliebe für das Kleid der demüthigen Söhne des hl. Franziskus gehegt, welcher unter ihren Gebeten seine Seele in die Hände seines Schöpfers empfohlen hatte, fand auch in ihrem Kloster zu Valladolid seine Ruhestätte. Später wurden seine Gebeine nach San Domingo überführt. So war es sein Wunsch gewesen.

Die Mitwelt hatte den großen Entdecker fast vergessen. Die Nachwelt sollte ihm mehr gerecht werden. Auf seinen Sarg setzte sie die stolze Inschrift: „Á Castilla y á León Nuevo Mundo dió Colón.“ Den Ehrentitel „Heimat des Columbus“ machen wenigstens ein Dutzend Städte und Ortschaften in Italien und auf Corsica einander streitig: Genua, Cucarro, Cogoleto, Savona, Nervi, Albissola, Bogliasco, Cosseria, Finale, Oneglia, Piacenza, Calvi. Seine Gebeine glaubten die Spanier bei der Abtretung von Española an die Franzosen 1795 als unveräußerlichen Nationalschatz mit nach Cuba in den Dom von Habana geflüchtet zu haben. Da erscholl die Kunde, am 10. September 1877 sei der wahre Sarg des Weltentdeckers in der Gruft des Domes von San Domingo aufgefunden; Columbus' voller Name und Titel seien an der Außen- wie an der Innenseite des Sarges deutlich erkennbar; was man 1795 nach Cuba überführt habe, müßten wohl Gebeine eines seiner Verwandten sein. Sein Sohn Diego nämlich, wahrscheinlich auch seine beiden Enkel Luis und Cristobal und sein Bruder Bartholomäus waren in San Domingo an seiner Seite beigesetzt worden [1].

Italien und Spanien haben in Genua und Barcelona dem Entdecker Statuen gesetzt. Spanien veröffentlichte die ihn betreffenden Schätze seiner Archive. Vertreter aller Nationen und Sprachen betheiligen sich an deren Verwerthung, nicht bloß Spanier und Italiener, auch Engländer, Amerikaner, Franzosen, Portugiesen und Deutsche. Die letzten Jahrzehnte haben sich viel mit Detailforschungen befaßt.

---

[1] Ruge S. 314: „Die Angaben, man habe 1877 in Domingo die wahren Ueberreste des Columbus gefunden, sind falsch; man fand Gebeine von den Verwandten.“ Gründe für die Behauptung werden nicht beigebracht. Harrisse und Häbler urtheilen weniger apodiktisch.

Manches harte Wort ist dabei gegen ihn gefallen. Kein Wunder! Groß und gläubig reimt sich nach „moderner" Anschauung nicht. Gläubig[1] war Columbus; darum meint man, er müsse wohl weniger groß gewesen sein.

Er wird beschuldigt, die bitteren Kränkungen und schweren Demüthigungen seiner letzten Lebensjahre sich durch das Uebermaß seiner Forderungen selbst heraufbeschworen und seine eigene Leistungsfähigkeit überschätzt zu haben; denn zu einer höchsten Verwaltungsstelle habe ihm alle Befähigung gefehlt.

Wäre das Letzte auch wahr, so würfe es doch noch keinen Schatten auf seinen Charakter. Uebrigens ist es unerwiesen. Wohl aber hatte er seine Umgebung überschätzt, deren Edelsinn, Ehrenhaftigkeit, Billigkeit und Gerechtigkeit; und das macht seinem Charakter Ehre. Er forderte gar weitgehende Rechte und überaus reiche Einkünfte. Aber beide Forderungen hatten guten Grund. Er sah eine Mißregierung voraus, wenn er nicht die ganze Verwaltung selbst in der Hand behielt. Der weitere Verlauf hat ihm Recht gegeben. „Nie kann ich an die Insel Española und die anderen Länder ohne bittere Thränen denken," klagt er in seinem letzten Berichte aus Amerika an das Königspaar, „die Krankheit ist unheilbar, jedenfalls langwierig. Im Umstürzen ist jeder Meister. . . Furcht hiervor und vieles andere, das ich klar voraussah, bewog mich, mich von vornherein zum Generalgouverneur mit ausgedehnten Vollmachten ernennen zu lassen." Bezüglich der Einkünfte aber meinte er, Gold sei ein vortrefflich Ding; mit Gold könne man vielen Seelen zum Eintritt ins Paradies verhelfen[2]. Auch verlor er den Plan eines Kreuzzuges zur Befreiung des Heiligen Grabes bis zuletzt hin nie aus dem Auge. Noch in seinem 1502 aufgesetzten Testamente bestimmte er, sein Sohn solle eine Summe Geldes deponiren, um dem Könige auf dem Zuge nach Jerusalem folgen oder auch selbst einen Kreuzzug ausrüsten zu können, falls etwa der König einen solchen Zug nicht unternehmen wollte. Für den Fall aber,

[1] Häbler (a. a. O. S. 222 ff.) gefällt sich in dem Ausdruck „die Heiligsprecher des Columbus". Will der Ausdruck ernst genommen sein? Wenn ja, bedarf es doch kaum einer Widerlegung. Jeder, der einigermaßen mit katholischen Verhältnissen bekannt ist, weiß, daß es eine Mehrzahl von Heiligsprechern nicht gibt. Der eine Heiligsprecher, der Papst, aber thut den letzten unwiderruflichen Schritt der Heiligsprechung nur nach vielen vorbereitenden Schritten. In unserem Falle wurden, wie man uns aus Rom mittheilt, schon diese ersten Vorbereitungen wegen Mangels einer der Vorbedingungen suspendirt.

[2] Navarrete S. 163 f.

daß ein Schisma in der Kirche entstände, sollte er sich dem römischen Papste zu Füßen werfen und seine Person und sein Eigenthum der Kirche und dem Apostolischen Stuhle zur Vertheidigung anbieten [1].

Wohl ist es der Forschung bis heute noch nicht gelungen, das Lebens- und Charakterbild unseres Helden bis in die kleinsten Partien ins rechte historische Licht zu rücken. Aber das steht fest, Ziel seines Unternehmungsgeistes, seiner Thatkraft, Unverdrossenheit und Ausdauer waren die höchsten Ideale. Seine reichen Gaben hatte er unwiderruflich den heiligsten Interessen der Menschheit, Glaube, Religion und Gesittung, dienstbar gemacht.

Die älteste Karte von Amerika, entworfen 1500 von dem Geographen Juan de la Cosa [2], zeigt an der Stelle von Mittelamerika ein Bild des hl. Christophorus, wie er das Christkind mit Kreuznimbus und dem Kreuz auf der Weltkugel durch die Fluten trägt, — eine so begründete wie unverkennbare Anspielung auf Christopher Columbus. Ja, Columbus sah in seinem Namen einen Wink der Vorsehung. Ein Christusträger zu sein, darin sah er die Aufgabe seines Lebens. Dieser wollte er gerecht werden, koste es, was es wolle, und dieser ist er gerecht geworden, voll und ganz, mit Einsatz seiner ganzen Persönlichkeit.

Aug. Perger S. J.

Ein Bischof der englischen Staatskirche [3].

Archibald Tait, der Sohn presbyterianischer Eltern, wurde 1811 in Schottland geboren und erhielt seine Vorbildung an der Akademie in Edinburgh und an der Universität Glasgow, welche er 1830 verließ, um

[1] Irving, Geschichte des Lebens und der Reisen des Chr. Columbus. Deutsch, Frankfurt 1828. II, 292. [2] Bei Ruge zu S. 324.

[3] Vgl. Davidson Th. Benham W., Life of Archibald Campbell Tait, Archbishop of Canterbury. Vol. I. IX and 540 p. Vol. II. VII and 624 p. London, Macmillan, 1891. 30 *Sh.* Die Biographie, oder richtiger die Denkwürdigkeiten, welche die Verfasser zusammengestellt haben, enthalten viel Material, das für die Geschichte der Staatskirche von Werth ist. Dem Urtheile der Verfasser gegenüber ist jedoch ein gewisses Mißtrauen durchaus gerechtfertigt. Pietät gegen den Todten, Ueberschätzung der Glaubensgemeinschaft, der sie angehören, führt dieselben oft irre und läßt ihnen die Zustände der Staatskirche in zu rosigem Lichte erscheinen.

seine Studien an dem berühmten Balliol-College in Oxford fortzusetzen. Durch großen Fleiß und Sittenstrenge erwarb sich der junge Mann die allgemeine Achtung und wurde nach Vollendung seiner Studien zum Fellow und Tutor seines Collegs erwählt. Obgleich sein Lehrer Frederic Oakeley und sein College George Ward eifrige Tractarianer und begeisterte Verehrer Newmans waren, so gelang es ihnen doch nicht, Tait für die Oxford-Bewegung zu begeistern. Nach dem Zeugnisse seines Landsmannes Shairp hatten sein schottischer Charakter und die in der Jugend eingesogenen politischen und religiösen Grundsätze dem jungen Tait ein großes Mißtrauen gegen alle katholisirenden Richtungen und eine große Antipathie gegen die Persönlichkeit Newmans eingeflößt, den er nach Shairps Urtheil nie verstanden hat. In den fast täglichen Debatten über religiöse Gegenstände war Tait seinem Gegner Ward, dem schlagfertigsten und schärfsten Dialektiker Oxfords, nicht gewachsen; er begnügte sich daher mit der Wiederholung der alten, von seinem Gegner längst widerlegten Argumente und wies darauf hin, daß die Annahme der Lehre Newmans direct zum Katholicismus führe.

Tait war fast der einzige bedeutende Mann in Oxford, der den Tractarianern entgegentrat; er war wenigstens einer der ersten, welche durch ihren Protest gegen den berühmten von Newman verfaßten Tract XC den Kampf eröffneten. Tait wollte hierin seiner Ueberzeugung folgen und ließ sich weder damals noch später zu gehässigen und leidenschaftlichen Ausfällen hinreißen. Ein Beweis hierfür ist die Freundschaft Wards und Oakeley's, mit denen er auch noch als Erzbischof auf vertrautem Fuße stand. Seine Uebersiedelung nach Rugby (1842) und seine Thätigkeit als Director der Anstalt daselbst hinderten ihn an der Fortführung der Controverse; nur 1845 trat er mit einer Schrift hervor, in welcher er das Vorgehen der Ultras, welche Ward wegen seines Buches „Ideal of the Christian Church“ seiner Stelle als Fellow entsetzen und ihm seine akademischen Grade entziehen wollten, streng kritisirte. Die Ultras drangen bekanntlich durch, büßten aber ihr Ansehen ein. Wenn es ihnen auch gelang, den Einfluß der Tractarianer nach dem Uebertritte Newmans, Wards &c. zu brechen, so vermochten sie es doch nicht, junge Talente anzuziehen; sie arbeiteten nur der liberal-skeptischen Richtung in die Hände. Oxford wurde der Mittelpunkt des Positivismus und Atheismus.

Infolge von Amtssorgen und Ueberanstrengung fiel Tait in eine schwere Krankheit; auch nach seiner Genesung waren Ruhe und Muße unumgänglich nothwendig; so nahm er denn die Stellung eines Dechanten

von Carlisle an (1849), die er später mit dem weit wichtigern Posten als Bischof von London vertauschte. Tait war bisher nur im engen Kreis seiner Freunde bekannt gewesen und konnte sich mit Samuel Wilberforce, dem Bischofe Oxfords, in keiner Beziehung messen, weder in theologischem Wissen, noch in Beredsamkeit und Organisationstalent. Gleichwohl wurde von Lord Palmerston, dem als Premier die Ernennung zustand, Tait zum Bischofe Londons bestellt. Die Biographen Taits berichten nichts über die Gründe, welche Palmerston bestimmten; wir gehen jedoch kaum fehl, wenn wir die Wahl Taits dem Einflusse des Earl von Shaftesbury zuschreiben. Dieser, ein persönlicher Freund der Lady Wake, einer Schwester Taits, glaubte in dem gemäßigten, allen Neuerungen abholden Schotten den geeigneten Mann zu finden und schlug ihn deshalb vor. Palmerston, der bereits früh mit seinem Collegen Gladstone zerfallen war, schloß Wilberforce schon darum aus, weil er als Anhänger Gladstone's galt und als Vorkämpfer für die Unabhängigkeit der Staatskirche.

Tait dachte viel zu nüchtern, als daß er sich in einen Kampf mit der Staatsgewalt eingelassen und Rechte für die Staatskirche beansprucht hätte, welche sie seit der Reformation nie besessen und nie geübt; ebenso war er frei von dem auf Ignorirung der Kirchengeschichte beruhenden Dünkel, die Staatskirche sei die wahre katholische, von den Irrthümern der Kirche Roms gereinigte Kirche, ausgerüstet mit der vollen Lehr- und Amtsgewalt; denn er wußte recht wohl, daß die höchste Entscheidung beim Parlamente und dem Geheimen Rathe ruhe, daß jeder Versuch der Hochkirchlichen, selbständig voranzugehen, gescheitert war. Die Staatskirche verdankt es seiner Besonnenheit und Mäßigung, daß die Conflicte der Kirche mit dem Staate nicht häufiger, die Niederlagen der erstern minder zahlreich und schimpflich waren, als sie unter Führern wie dem Bischofe von Exeter und dem Bischofe von Oxford gewesen sein würden.

Es ist lehrreich, wenigstens einige Fälle namhaft zu machen, in denen Tait meist gegen seinen Willen in den ungleichen Kampf mit der Staatsgewalt verwickelt wurde. Eine der kläglichsten Episoden der neuesten anglikanischen Kirchengeschichte ist jedenfalls der Streit über die „Essays und Reviews“, eine 1860 erschienene, von sechs Geistlichen und einem Laien verfaßte Sammlung von Aufsätzen. Erst die Kritik dieser freigeistigen Essays durch Wilberforce lenkte die Aufmerksamkeit auf die fast unbeachtet gebliebenen Verfasser und erregte einen Ausbruch des Unwillens, den Puseyiten und Evangelicals, die dieses Mal Hand in Hand gingen, zur Unterdrückung freidenkerischer Richtungen benützen wollten. Ein Protest,

wie gegen den XC. Tract Newmans, eine Verurtheilung durch die Universität, wie gegen das Buch Wards, genügte den Hochkirchlern nicht; man überreichte dem Erzbischof eine von 10 000 Geistlichen unterzeichnete Adresse, und fragte an, was die Bischöfe zu thun gedächten. Der Erzbischof berief darauf die Bischöfe, die sich jedoch nicht einigen konnten. Die einen meinten, eine einfache Erklärung sei unnütz und erwecke den Glauben, die Kirche hätte keine Gewalt, der Häresie Einhalt zu thun; die anderen glaubten, man müsse die Lehre der Essayisten verurtheilen, dürfe dieselben aber nicht gerichtlich verfolgen; andere dagegen waren für gerichtliche Verfolgung. Zuletzt kam es zu einem Compromiß. Die versammelten Väter beklagten in ihrer Antwort auf die Adresse des Clerus, daß Geistliche der Staatskirche solche Lehren vortrügen, fügten jedoch bei, daß die Frage, ob die Essays durch einen geistlichen Gerichtshof oder durch die Synode eine förmliche Verurtheilung verdienten, noch nicht spruchreif sei. Die Ultras im Unterhause der Versammlung des Clerus waren entrüstet über die Feigheit und Nachlässigkeit der Bischöfe, welche dem Verderben von Tausenden von Seelen, der Verbreitung von Lehren gegen die Authenticität der Bibel, der Wahrheit der biblischen Wunder, ruhig zusähen, fanden aber bald, daß das Unterhaus ebenso gleichgiltig war und sich mit der Hoffnung tröstete, „der Eifer der Geistlichen würde mit dem Segen Gottes dem verderblichen Einfluß der von den Essays verbreiteten Irrlehre entgegenwirken“. Der Erzdiakon Denison fügte dem Schriftstück eine von seinen Gesinnungsgenossen unterzeichnete Klausel bei, in welcher die Lehre der Essays als eine „die Inspiration und das Ansehen der Bibel untergrabende“ bezeichnet wurde; zugleich forderte er von den Bischöfen die Bestellung einer Commission behufs Prüfung der Essays. Die Commission wurde wirklich niedergesetzt, konnte sich jedoch nicht einigen. Im Ober- und Unterhause der Versammlung des Clerus kam es zu heftigen Debatten; das Schlußresultat war, daß man ein Endurtheil auf spätere Zeit verschob. Den Anlaß hierzu gab der Umstand, daß zwei der Essayisten, Wilhams und Wilson, vor das geistliche Gericht geladen waren, und daß man die Entscheidung des aus Bischöfen und Laien zusammengesetzten Gerichtshofes abwarten wollte. Der Court of Arches fand die Angeklagten schuldig (15. December 1862); aber sein Urtheil wurde von dem Geheimen Rath, an den die Angeklagten appellirt hatten, umgestoßen. Tait, einer der Richter, stimmte mit der Mehrheit, seine Collegen, die Erzbischöfe von Canterbury und York, dagegen. Tait betrachtete es von seinem Standpunkte aus als Thorheit, daß eine vom Staate ganz abhängige Kirche sich über die

Staatsgesetze hinwegsetzen wolle. Eine mit 11 000 Unterschriften englischer Geistlichen bedeckte Adresse protestirte gegen das Urtheil. Der Bischof von Oxford regte die ganze Angelegenheit von neuem an in der Versammlung des Clerus und erwirkte endlich eine förmliche Verurtheilung der Essays. Es war dieses ein brutum fulmen, eine nur nothdürftige Verhüllung der eigenen Ohnmacht. Der Lord-Kanzler Westbury, den man im Oberhause interpellirte, begnügte sich, die Ungesetzlichkeit des Urtheils der Versammlung nachzuweisen, meinte aber, dasselbe sei so saft- und kraftlos und habe so wenig zu bedeuten, daß er von einer gerichtlichen Verfolgung des Clerus absehe. Wie wenig es der Staatskirche gelungen, der freigeistigen Richtung Halt zu gebieten, beweist die Thatsache, daß Cheyne, Professor der Exegese in Oxford, um nur den einen oder anderen aus den vielen zu nennen, und Robertson Smith in Cambridge die Reuß-Wellhausen'sche Theorie über das Alte Testament ungescheut vortrugen, und daß der Erstgenannte in seinem neuesten Werk über die Psalmen höchstens einen Psalm als davidisch gelten läßt. Da die anglikanische Kirche nur die Magd des Staates ist, hat thatsächlich nicht sie, sondern der Geheime Rath die Entscheidung betreffs Lehre und Gottesdienstordnung zu treffen.

Ungefähr zur selben Zeit verwickelte sich Gray, Bischof von Capetown, in einen Streit mit Colenso, der seit 1853 Bischof von Natal war. Im Jahre 1861 hatte derselbe einen Commentar zum Römerbrief, das Jahr darauf den ersten Theil seiner „Kritischen Prüfung des Pentateuchs und Josue's" veröffentlicht, worin der anglikanische Bischof sich als Vorläufer von Reuß-Wellhausen bewährte. Gray, der Metropolitenrechte beanspruchte, glaubte einschreiten zu sollen, mußte aber sehen, daß Colenso, weit entfernt, zu widerrufen, in dem zweiten Theil des Pentateuchs, der anfangs 1863 erschien, die Geistlichkeit der Unehrlichkeit beschuldigte und der Vertheidigung von offenbaren Erfindungen. Die Aufregung unter den Geistlichen der Kolonien und des Mutterlandes war so groß, die Vertheidiger der Echtheit der Bücher Mosis waren so rührig, daß selbst die englischen Bischöfe genöthigt waren, Stellung zu nehmen. Im Februar 1863 fand eine Versammlung statt, der 27 Bischöfe beiwohnten. Alle verurtheilten die Bücher Colenso's und beschlossen, dem Bischofe von Natal die Ausübung geistlicher Verrichtungen, Predigen und Spendung der Sacramente, in ihren Diöcesen zu verbieten. Drei Tage später wurde die Angelegenheit noch einmal erörtert. Tait, dem der neue Streit sehr ungelegen kam, griff den Bischof Gray sehr heftig an, Wilberforce vertheidigte ihn und setzte es durch, daß eine Denkschrift an Colenso geschickt wurde.

Dieselbe war von 41 englischen, irischen und Kolonial-Bischöfen unterzeichnet. Sie hoben hervor, daß die von Colenso vorgetragene Lehre unvereinbar sei mit den 39 Artikeln und dem Prayer-Book, und sie beschworen ihn, sich zu unterwerfen oder abzudanken. Dazu wollte der Bischof von Natal sich nicht verstehen, und statt die Nachsicht und Milde seiner Amtsbrüder anzuerkennen, beschuldigte er sie der Härte und Grausamkeit. Der Erzdiakon Denison brachte auch dieses Mal die Angelegenheit vor die Versammlung der Geistlichkeit und verlangte die Niedersetzung einer Commission, welche auch vom Oberhause, in dem nur fünf Bischöfe ihre Stimme abgaben, gewährt wurde. Die Prälaten erklärten, das Buch enthalte gefährliche Lehren und untergrabe den Glauben an die Bibel und das Wort Gottes; da jedoch die Sache vor dem geistlichen Gericht verhandelt würde, wollten sie vorderhand nichts entscheiden.

Gray kehrte im April desselben Jahres nach Capetown zurück und ließ Colenso kraft seiner Vollmacht als Metropolitan vor sein Gericht laden. Zum Unglück für Gray entschied der Geheime Rath, daß seine Metropolitenrechte infolge der den Kolonien gewährten Verfassung erloschen seien, und erklärte somit seine Entscheidung von vornherein für ungiltig. Gray ließ sich jedoch nicht abhalten, befreundete Prälaten zu berufen und Colenso zu verurtheilen. Dieser machte sofort, im Juni 1864, an die Regierung eine Eingabe, welche einer richterlichen Commission des Geheimen Rathes überwiesen wurde. Die Angelegenheit kam erst im December zur Verhandlung, wurde aber vertagt. Im März 1865 wurde, wie sich erwarten ließ, das Urtheil Gray's umgestoßen und demselben jede richterliche Gewalt über den Bischof von Natal abgesprochen. Wilberforce und Pusey glaubten, die Freiheit und Unabhängigkeit der anglikanischen Kirche sei hierdurch ausgesprochen; die Richter jedoch setzten Colenso in seine Rechte wieder ein. Der Bischof von Capetown drohte mit Excommunication. Colenso kümmerte sich nicht um die Drohung. Gray ließ im Januar 1866 eine Art Excommunicationsbulle in den Kirchen verlesen, ohne dadurch einen Erfolg zu erzielen. Er suchte daher noch einmal die englischen Bischöfe für seine Sache zu interessiren. Allein die Staatskirche erwies sich auch dieses Mal als ein schwaches Rohr, während die Regierung Colenso treu zur Seite stand und die Curatoren des für Besoldung der Kolonialbischöfe angelegten Kapitals verpflichtete, Colenso seinen Gehalt als Bischof auszuzahlen.

In dem Pananglikanischen Congresse zu Lambeth (1867) machte Gray noch einmal einen Versuch, eine Verurtheilung Colenso's und eine Billi-

gung seines Verfahrens zu erlangen. Da Tait, der seither zum Erzbischof von Canterbury ernannt worden, einigen Bischöfen sein Ehrenwort gegeben, daß diese Angelegenheit nicht verhandelt werden würde, so wurde jede Discussion verweigert. Infolgedessen unterzeichneten 67 Bischöfe folgende Erklärung: „Wir halten den von dem Metropoliten Südafrika's über Colenso verhängten Richterspruch für giltig.“ Der Bischof von Tenessee sagte in einer Rede: „Wehe eurem Zweige der Kirche, wenn derselbe aus weltlichen Rücksichten es unterläßt, sich aufzurichten und das Verfahren eines Hirten, wie des Bischofs von Capetown, zu billigen.“ Gray gab sich große Mühe, einen Nachfolger für Colenso zu finden. Anfangs war keiner geneigt, die Stelle anzunehmen, keiner wagte, sich weihen zu lassen, keiner wollte in die Schlingen des Gesetzes fallen. Endlich fand sich jemand, der in Afrika sich weihen ließ. Auch die Versammlung der Geistlichkeit von Canterbury bethätigte ihren Eifer und bat ihr Oberhaus, die Excommunication Colenso's und die Giltigkeit der Entscheidung Gray's zu bestätigen. Im Oberhaus nahm man wieder seine Zuflucht zu einer Commission, welche erklärte, dem Angeklagten sei Gerechtigkeit widerfahren, Bischof Gray's Schiedsspruch habe, wenn auch keine gesetzliche, so doch geistliche Giltigkeit. Die Bischöfe hatten somit ihren Rücken gedeckt und einen Conflict mit der weltlichen Gewalt klug vermieden. Alle Bemühungen Gray's und seiner Freunde, die Unabhängigkeit der Staatskirche zu sichern, waren gescheitert; Gray selbst verdankte es nur der mit Verachtung gepaarten Nachsicht des Geheimen Rathes, daß er nicht zur Verantwortung gezogen wurde für seine ungesetzlichen Maßnahmen.

In neue Schwierigkeiten brachte den Erzbischof das intolerante Benehmen der Hochkirchler gegen Andersdenkende. In die Commission behufs einer Revision der englischen Bibel waren auch ein Katholik und ein Nonconformist gewählt. Der Katholik, Dr. Newman, lehnte ab. Der Nonconformist, Vance Smith, ein tüchtiger Bibelforscher, nahm an und wohnte dem Gottesdienst bei, den Dechant Stanley vor Eröffnung der Sitzungen angesagt hatte, ja er ging noch weiter und empfing die Communion mit den übrigen Mitgliedern der Commission. Dies verursachte eine große Gährung unter den Ultras. Eine solche Beschimpfung des anglikanischen Gottesdienstes, meinten sie, müsse geahndet werden; die, welche Smith zur Communion zugelassen, seien ebenso schuldig, wie Vance Smith selbst. Die Herren vergaßen ganz und gar, daß ihre Vorgänger im Amt unter Geld-, ja selbst unter Todesstrafe Nonconformisten und

Katholiken gezwungen, die Communion aus den Händen anglikanischer Geistlichen zu empfangen, ja, daß ihre Väter von einem wesentlichen Unterschied zwischen Protestanten und Anglikanern nichts gewußt hatten. Erzbischof Tait blieb dem Ansturme gegenüber ruhig und suchte zu zeigen, wie grundlos die Klagen waren, machte sich aber dadurch nur neue Feinde.

Die Unbotmäßigsten seiner Untergebenen waren jedenfalls die Ritualisten, die man mit Unrecht als Ausläufer der Tractarianer betrachtet, da sie durch ihre Betonung des Aeußerlichen mit Erzbischof Laud verwandt sind. Wie die Puritaner Laud, so bekämpften die Low-Churchmen unter Führung Shaftesbury's die Ritualisten und zwangen die Bischöfe, gegen die Ritualisten einzuschreiten. Tait, der aus Erfahrung wußte, wie sorgfältig der Geheime Rath die Freiheit des Individuums wahrte, verstand sich nur ungern zu Maßregeln gegen die Ritualisten, konnte aber nicht umhin, einen Gesetzesvorschlag gegen die Ritualisten einzubringen, wenn er die Pläne des Earl von Shaftesbury durchkreuzen wollte. Die Ritualisten kümmerten sich weder um die Verordnungen des Geheimen Raths, noch um die Befehle ihrer Bischöfe, und erlangten zuletzt, daß man sie in Ruhe ließ. Der Engländer bewundert nichts so sehr als den Muth der Ueberzeugung und die Standhaftigkeit unter Angriffen und Verfolgungen; es ist daher nichts Ungewöhnliches, daß die eine Zeitlang Bestgehaßten die Lieblinge der Nation werden, und daß deren Verfolger ihren frühern Einfluß verlieren. So geschah es auch hier. Die Ultra-Protestanten sahen sich genöthigt, die Ritualisten gewähren zu lassen, um so mehr, da die Nation, mit dem dürren Gottesdienst unzufrieden, die Herübernahme katholischer Ceremonien gerne sah. Der Grund für diese Aenderungen war zunächst ein ästhetischer; man machte dem Zeitgeist Zugeständnisse und kam allmählich von dem Vorurtheil zurück, ein würdiger Gottesdienst und schöne Kirchen seien gleichbedeutend mit Verläugnung des Protestantismus.

Im Jahre 1868 hatte Gladstone die Abschaffung der Staatskirche Irlands beantragt. Das conservative Ministerium widersetzte sich dieser Maßregel; namentlich Disraeli erblickte in der heiligen Verbindung zwischen Kirche und Staat eines der wirksamsten Mittel der Civilisation und ein Bollwerk der religiösen Freiheit und machte geltend, Ritualisten und Katholiken hätten sich im Angriffe auf die Staatskirche verbündet. Die Conservativen mußten jedoch zu einer Neuwahl schreiten, welche die Liberalen ans Ruder brachte. Gladstone, der jetzt Premier geworden, brachte sofort, im März 1869, eine Bill ein, die trotz des Widerstandes der Tories im

Unter- und Oberhause angenommen wurde. Tait sowohl als Wilberforce waren zur Ueberzeugung gekommen, daß die irische Kirche dem Untergange geweiht, daß eine weitere Appellation an die Nation den Liberalen eine nur noch bedeutendere Majorität geben werde; der weiseste Plan sei, nachzugeben, um wo möglich günstige Bedingungen zu erlangen. In diesem Sinne handelte Tait im Oberhause und am Hofe. Die Königin war gegen die Abschaffung der Staatskirche, ließ sich aber von Tait leiten, der in diesem Punkte auch von Wilberforce unterstützt wurde. Die meisten irischen und englischen Bischöfe glaubten die Staatskirche Irlands bis aufs äußerste vertheidigen zu müssen, würden jedoch, wenn sie auf ihrem Vorsatz beharrt hätten, auch die englische Kirche ins Verderben gezogen haben. Tait hätte eine Dotation der katholischen Geistlichen und der Prediger der Dissenter aus dem Ueberschuß des Kirchengutes gewünscht, drang aber nicht durch.

Denselben Tact und dieselbe Mäßigung zeigte Tait bei Gelegenheit des vaticanischen Concils 1869. Von einem Protest gegen den Namen „Oekumenisches Concil", weil die englischen Bischöfe nicht eingeladen seien, wollte er nichts hören, ebenso wenig von einer Zustimmungsadresse an die Bischöfe der Minorität im Concil; den Plan einer Verbindung der katholischen Gegner der Unfehlbarkeit und der Anglikaner betrachtete er gleichfalls mit großem Mißtrauen. Infolge seines Widerstandes kam die Adresse an die Minorität nicht zu stande und fristete die Verbindung der Katholiken und Anglikaner nur eine kurze Zeit ihr kümmerliches Dasein.

Wir unterlassen es, auf Taits Thätigkeit, die er als Bischof und Metropolit entfaltete, hier näher einzugehen. Auch können wir hier nicht im einzelnen darlegen, welchen Antheil er an den Entscheidungen des Geheimen Raths gehabt. Sein Hauptbestreben ging dahin: quieta non movere, dem Geheimen Rath so wenig Anlaß als möglich zu neuer Gesetzgebung zu geben; denn jede Beschränkung der Freiheit des Individuums brachte neue Schwierigkeiten für den Erzbischof. Derselbe wurde im Jahre 1882 von seinem schwierigen Posten durch den Tod abberufen.

A. Zimmermann S. J.

Der Entwicklungsgang der neuern religiösen Malerei in Deutschland.

(Schluß.)

Die neue Richtung, welche durch die Namen Overbeck und Cornelius, Veit und Schadow, Deger und Steinle gekennzeichnet ist, gewann verhältnißmäßig rasch und leicht ihre ersten und entscheidenden Siege in der Casa Bartholdy (1816—1819) und in der Münchener Glyptothek (1819 bis 1823). Daß die Akademien, ihre Maler und ihre Patrone einen heftigen Widerspruch erhoben, lag in den Verhältnissen begründet. Goethe, der damals für alles in Deutschland den Ton angeben zu müssen glaubte, „witterte in den jungen Bestrebungen Ueberspannung, Bigotterie, revolutionäre Leidenschaften — Eigenschaften, die ihm höchst zuwider waren —, und er hielt es (1816) für Pflicht, die abtrünnigen Fanatiker zu warnen" mittelst eines Aufsatzes in den Heften „Kunst und Alterthum in den Rhein- und Maingegenden". Doch schadete der Aufsatz den jungen Künstlern nicht; fand doch selbst Niebuhr es betrübend, „daß Goethe so ins Blaue hinein aburtheilend vorgehe" [1]. Maler Wach, ein gut geschulter Zögling der Berliner Akademie, schrieb von Rom aus, die „Nazarener" hätten „körperliche Schmerzen" über seine Frechheit bekommen, weil er in einem Bilde Luther und Melanchthon zu beiden Seiten der Madonna gesetzt habe, um dadurch die Einigung der christlichen Confessionen darzustellen. Als er bald nachher (1819) nach Berlin zurückgekehrt war, wurde er Professor und Mitglied der Akademie, 1840 sogar deren Vicedirector († 1845). Welcher innere Gegensatz zwischen ihm und den „Nazarenern", später den Düsseldorfern, bestand, erhellt z. B. aus der im Bericht über die Berliner Kunstausstellung von 1838 abgedruckten Kritik seiner „Judith mit dem Haupte des Holofernes" [2]. „In der ganzen Geberdung dieser Gestalt ist ein undurchdrungenes, unverschmolzenes Wesen von verfehlter Antike und gelungener Soubrettenhoheit, von prahlerischer Schaustellung und einigen wohlberechneten Hauchen nachwirkender Mordvollziehung, von Zofenheroismus und dem akademisch sich schmückenden Junostolz einer Soubrette." Nicht viel günstigere Aufnahme fand 1844 sein Bild „Der hl. Otto,

---

[1] Howitt-Binder, Overbeck. I, 366 f.

[2] Rosenberg, Geschichte der modernen Kunst. II, 447 u. 450.

Bischof von Bamberg, und die ersten Christenkinder in Stettin". Und doch war er damals eines der besten Glieder der Berliner Akademie. Es stand trotz aller Bemühungen mit ihr so, daß Friedrich Wilhelm IV. 1840 einigen Malern voll Unmuth sagte: „Ich werde euch Herren den Cornelius auf den Hals schicken."

Cornelius wurde nach einer solchen Einführung mit doppeltem Widerstreben empfangen. Wie konnte er trotz seiner Genialität hoffen, im Kampfe zwischen der neuen idealen und christlichen Richtung und der althergebrachten antikirchlichen Mode gerade in Berlin zu siegen? Allein hätten die Akademiker einen schweren Stand gehabt; aber sie fanden einen Bundesgenossen unter den Schülern des Meisters, nämlich in Wilhelm von Kaulbach. Obgleich Cornelius ihm zu Düsseldorf und München ehrenvolle Aufträge verschafft hatte, wandte Kaulbach sich von ihm ab, sobald er merkte, daß dessen Stern zu erbleichen begann. Die Entfremdung wurde so groß, daß er zu sagen wagte: „Nichts habe ich von ihm gelernt. Er konnte nichts lehren, weil er selber nichts gelernt hatte." Während der Meister in Berlin hingehalten wurde und bei keinem Auftrage über die Cartons hinauskam, wußte eine mächtige Partei es dahin zu bringen, daß Kaulbach nicht nur sechs große Fresken im Treppenhause des Neuen Museums malte, sondern auch in einem derselben, dem „Zeitalter der Reformation", ein gegen die Katholiken gerichtetes Tendenzstück fertigstellen durfte. „Im großen Publikum erhob sich für dasselbe eine leidenschaftliche Parteinahme, welche dem künstlerischen Werthe der Composition keineswegs entsprach. Was man Cornelius an Gunst und Beifall entzogen hatte, wurde Kaulbach in überreichem Maße zu theil. . ." „Ich will von Ihrem Reformationsbilde nichts wissen," rief ihm Cornelius entgegen, „ich bin Katholik." Wenn aber Rosenberg[1] schließt: „Der Gegensatz zwischen beiden lag nicht etwa in einer verschiedenartigen Formenbehandlung und Ausdrucksweise begründet, sondern nur in dem weltgeschichtlichen Widerspruch des Protestantismus gegen den Katholicismus, also nur in dem Inhalt und der Tendenz ihrer Darstellungen", so ist das sicherlich nicht genau. Wohl ward Kaulbach damals gegen Cornelius vorgeschoben von einer antikatholischen Partei; aber man würde Unrecht thun, seine Fehler auf Rechnung einer Confession zu setzen. Im Gegensatz zum Idealismus, zur tiefern Auffassung christlicher Wahrheiten, wodurch die Nachfolger Overbecks und Cornelius' sich auszeichneten, vertrat Kaulbach neben dem Realismus eine Auffassung der

---

[1] Geschichte der modernen Kunst. II, 320.

Weltgeschichte, die dem sogen. „gebildeten Publikum" entsprach. Sein Ideal war die Gunst der Menge. Durch sie wollte er vorankommen. Darum legte er so viel Gewicht auf ansprechende Farbengebung; darum bildete er so viele Gruppen in theatralischem Pathos, das leicht zu verstehen war. Darum verschmähte er nicht einmal gemeine sinnliche Reizmittel, und ließ er sich herab, neben und mit weltgeschichtlichen Ereignissen Caricaturen zu entwerfen. Er zeichnete Illustrationen zu Goethe's „Reinecke Fuchs" zur Zeit, als er die „Zerstörung Jerusalems" in Oel ausmalte. Cornelius nannte ihn darum den „Heine der Malerei".

Wie Kaulbach sich unter dem Beifalle der meisten Berliner in Gegensatz setzte zu Cornelius, so trat Karl Friedrich Lessing zu Düsseldorf auf gegen Schadow. Die Zusammensetzung der dortigen Akademie unter Schadow haben wir vorhin mit einer gemischten Ehe verglichen. Die gemischten Ehen sollten thatsächlich den ersten Anlaß zum Untergang des Ruhmes der ältern Düsseldorfer Schule bieten. Als nämlich Clemens August nach Minden abgeführt ward, weil er die kirchlichen Grundsätze hinsichtlich der Mischehen nicht preisgeben wollte, „schieden sich zu Düsseldorf die biblisch-historischen Maler in katholische und protestantische, die anderen schlugen sich je nach Erziehung und Gesinnung bald auf die eine, bald auf die andere Seite. . . Man wies der Regierung nach, daß sie bei Besetzung von Aemtern hauptsächlich Protestanten berücksichtigt hätte. . . Keine kleine Erbitterung gegen das preußische Gouvernement herrschte, weil es die Stellen der Beamten nicht mit eingeborenen Rheinländern, sondern mit Männern, welche aus den alten Provinzen kamen, besetzte." [1] Nach Beilegung der Kölner Wirren ward das gute Verhältniß zwischen katholischen und protestantischen Malern nur anscheinend besser. Die Gegensätze spitzten sich auch noch unter anderen Gestalten immer mehr zu. Die einen wurden conservativ, die anderen liberal; die einen blieben strenggläubig, die anderen wandten sich einer mehr skeptischen Richtung zu.

Bald erscholl als Kampfesruf der Parteien: „Hie Schadow!" „Hie Lessing!" Letzterer war gleich seinem Großonkel Gotthold Ephraim Lessing eine geniale, aber auch eine zu Streit und Widerspruch geneigte Natur. Von elegisch-romantischen Landschaften kam er zuerst zu Rittergeschichten und Räuberscenen. Selbst sein Freund und Lobredner, Müller von Königswinter [2], kann nicht umhin, zu gestehen, der Maler trete bei

[1] W. Müller von Königswinter, Düsseldorfer Künstler. S. 6 u. 7.
[2] Düsseldorfer Künstler. S. 115.

„diesen Ausflügen in das Gebiet der Gesetzlosigkeit . . . als Vertheidiger seiner gemalten Clienten auf, zumal, da er sie so schön, ja mitunter edel ausstattet. . . Die Zuneigung zur abenteuerlichen, frischen Keckheit führte ihn auf das romantische Gebiet.“ Als er seine Kräfte wachsen sah, wandte er sich zur Historienmalerei, zuerst zu Kreuzzugsbildern, dann zu Scenen aus dem mittelalterlichen Kampfe zwischen Kaiser und Papst, oder, wie man heute sagt, zwischen Staat und Kirche. Diese Bilder gipfelten in „Ezzelin im Kerker“. „Der wilde, starre Charakter Ezzelins, der in seltener Verbindung die Freisinnigkeit mit der Tyrannei vereinigte, der freie Lebensformen anstrebte, dieselben aber mit Gewalt einführte, der in der Schlacht ein Tiger und im Glauben ein Heide war, mußte die Aufmerksamkeit Lessings, den die bizarre Kraft und der tollkühne Muth stets angezogen hat, in hohem Grade erregen.“ [1]

Zur vollen Entfaltung kamen des Malers Gesinnungen erst in seinen Bildern der husitischen Bewegung, durch welche er „diese Vorläuferin der Reformation und eine der interessantesten Erscheinungen, welche die Welt gesehen hat“, zu schildern unternahm. Die drei Gemälde: „Husitenpredigt“ (1833—1836), „Hus zu Konstanz“ (1842) und „Hus auf dem Scheiterhaufen“ (1850) stellen diesen Fanatiker als gottbegeisterten Prediger und Martyrer, seine Anhänger als fromme, um ihres Glaubens willen verfolgte Christen, die Katholiken aber als Verfolger einer guten Sache dar. Sein letztes historisches Gemälde (1852) zeigt „Martin Luther, welcher die päpstliche Bulle zu Wittenberg verbrennt“.

Trotz der Einreden ihres Schöpfers waren diese Bilder offenbare Tendenzstücke und Angriffe auf die katholische Kirche. Es klang wie Hohn, als er sich entschuldigte: „Ich habe vielleicht eine größere Achtung vor ihrer Kirche als viele, die sich zu ihr bekennen. Soll mein Respect aber so weit gehen, daß ich als Maler keinen Stoff behandeln soll, der für sie nur irgend etwas Mißfälliges hat? In Beziehung auf mein Bild mag ich weder für die eine, noch für die andere Partei etwas gethan haben.“ Das sind Ausreden eines skeptischen Geistes, der in dem Streben nach Ungebundenheit jetzt durch seine Schöpfungen als Vertheidiger der Husiten auftrat, wie ehemals als „Vertheidiger seiner gemalten Clienten“ aus dem Räuberstande. Ebenso ist es nur eine Ausflucht, wenn er seine Hände in Unschuld waschen will mit der Erklärung: „Ich malte objective Thatsachen, ohne mich für jene zu entscheiden, welche mein Bild verherrlicht.“

[1] Müller a. a. O. S. 127.

Schadow brach nach dem Bekanntwerden des ersten Husitenbildes den Verkehr mit dem „Ketzermaler" ab, wie Cornelius sich zu Berlin von Kaulbach abwandte. Trotzdem malte Lessing das zweite. Um den Streit recht zuzuspitzen, kaufte die Verwaltung des Städel'schen Instituts zu Frankfurt es für 8000 Thaler, gegen den Willen ihres Directors Veit, des Freundes Schadows, der mit ihm unter Cornelius und Overbeck die deutsche Malerei aus ihrer Versunkenheit erhoben hatte und nach Frankfurt berufen worden war, um die Grundsätze der neuen Richtung dort als Director der Galerie und der Malerschule einzubürgern. Wahrhaft religiöse Grundstimmung sollte dort als eigentliche Quelle der Kunstschöpfung gelten. „Dieser Hus war aber nur ein tendenziöses Genrebild mit geschichtlicher Grundlage in lebensgroßen Figuren, und wenn eine solche Schöpfung als Höhepunkt der Geschichtsmalerei aufgefaßt und gepriesen, wenn sie als Musterwerk für die heranreifende Künstlerschaft in die Galerie eingereiht wurde, da hatte allerdings Veit an einer solchen Anstalt nichts mehr zu thun, die den Lebensnerv seines künstlerischen Wesens achtungslos durchschnitt." [1] Veit legte 1843 sein Amt nieder und zog sich nach Mainz zurück.

Uebrigens brachte Lessings Bild auf diese Weise bereits lange bestehende Gegensätze zur Entscheidung. Drei Jahre, bevor Veit Frankfurt verließ, war das seit zehn Jahren bestellte Bild Overbecks, „Der Triumph der Religion", im Städel'schen Institut angekommen und aufgestellt worden. Zugleich aber hatte man ein anderes Bild dort erhalten und aufgehängt, die vom belgischen Maler Nicaise de Keyser gemalte „Schlacht von Worringen".

Da sahen nun die in Schaaren herbeiströmenden Kunstfreunde zwei Bilder nebeneinander, von denen das eine begeistert ernst christliche Kunst zu verherrlichen trachtete, während das andere jene neue Art vertrat, welche mit unwiderstehlicher Gewalt das Feld erobern und die Wege der neuern Malerei vorzeichnen sollte. Letzteres „nahm die Frankfurter im Sturm; sie sammelten sich in Schaaren um das realistisch packende, (energisch colorirte) Bild, und die Fragen über Stil und Natur, über Wahrheit und Ideal wurden lebhaft erörtert, meist mit dem scheidenden Losungswort: ‚Hie Overbeck!' oder: ‚Hie de Keyser!'" [2]. Noch hielt damals die Mehrzahl der Administratoren zu Overbeck und Veit; aber schon nach drei Jahren hatte sich die Majorität zur andern Seite gewendet,

---

[1] Veit Valentin, Ueber Kunst, Künstler und Kunstwerke. S. 166.

[2] Howitt-Binder, Overbeck II, 59.

und Lessings Bild wurde gekauft, weil es, wie jenes belgische, so viel Naturwahrheit, Farbenreichthum und dramatisches Leben enthalte.

Die coloristische Tendenz, von Paris aus durch eine Schaar begabter Meister mit Erfolg gepflegt, gewann zunächst in Belgien die Herrschaft. Als aber Gallaits „Thronentsagung Karls V." und de Bièfve's „Compromiß des niederländischen Adels" 1842 „ihren Triumphzug durch Deutschland hielten, war der Sieg der neuen Richtung auch hier entschieden."[1] „Nicht der geistige Gehalt oder eine dramatisch bewegte Handlung — beide Gemälde sind nur Repräsentationsstücke oder Ceremonienbilder —, sondern die glänzende Technik, das satt leuchtende Colorit, die prächtige Stoffmalerei waren es, welche alle bestachen und zur Nachahmung anfeuerten." Von den auf jenen Bildern dargestellten Figuren aber sagt Lückhardt: „Man vergleiche sie mit den Werken unserer Künstler (der Cornelianer). Man wird finden, daß diese vielleicht in Ausdruck, in der Charakteristik viel tiefer und geistreicher sind, aber sie vermögen es nicht, solche Existenzen auszudrücken. . . Hier sehen wir Menschen vor uns und eine Wirklichkeit, die bis an Illusion grenzt."

„Immer siegreicher drang der Colorismus und mit ihm als treuer Bundesgenosse der Realismus vor, und die große Menge jauchzte den neuen Sternen Beifall. Die alten gingen unter. Einsamer und einsamer ward es um das Triumvirat Cornelius, Overbeck und Veit, die da geglaubt hatten, der Welt eine neue Kunstanschauung und Auffassung aufzuzwingen und die Kunst zur ausschließlichen (!) Dienerin der Religion machen zu können."[2]

Die erfolgreichen Kriege gegen Oesterreich und Frankreich, der Milliardensegen und das damit zusammenhängende Jagen nach materiellen Zielen, der so viele ideale Anschauungen tief verletzende Culturkampf und die nüchterne Realpolitik drängten die Künstler hinweg von religiösen und erhabenen Stoffen. In den für die Kunst leitenden Kreisen erschienen zwei Richtungen. Die eine verlangte nach Bildnissen der hohen und höchsten Heerführer und Politiker in Scenen aus glorreichen Gefechten oder in Darstellungen wichtiger oder glänzender Vorgänge. Statt der Helden romantischer Vorzeit wurden nun, wie ein Blick in die Kataloge der neueren Galerien beweist, Kaiser Wilhelm und der Kronprinz, Bismarck und Moltke, sowie die kleineren Landesfürsten in den verschiedensten Situa-

[1] Lübke, Geschichte der deutschen Kunst. S. 922.
[2] Rosenberg a. a. O. II, 471; III, 23; II, 378, ähnlich 293.

tionen immer wieder in den Vordergrund gestellt. Als diese endlosen Wiederholungen langweilig wurden, suchte man durch Beigabe von Allegorien ein neues Element zu gewinnen, wurde aber dadurch vielfach zu hohlem Pathos und unklarem Vortrage verführt. Darstellungen aus der ältern preußischen Geschichte, besonders aus dem Leben Friedrichs II., wurden immer häufiger. Sobald aber die Maler in solcher Weise die Schilderung von noch nicht sehr lange verflossenen Ereignissen als höchste Aufgabe ansahen, mußten sie möglichst naturgetreu werden, Portraits, Uniformen und Kleidung des betreffenden Jahres, genaue Wiedergabe der Oertlichkeit so sehr erstreben, daß dem schrankenlosesten Realismus Thür und Thor geöffnet wurden.

Neben, ja oft im Gegensatz zu den Regierenden, begannen die reichen Kunstfreunde, nur zu oft Leute, für welche Kunstwerke nur eines der vielen Mittel zur Befriedigung raffinirtesten sinnlichen Genusses sind, die Erfindung und Ausführung der Gemälde zu beherrschen. Was solche Kreise kennen, achten und lieben, wurde gemalt; was aber über deren Fassungskraft hinausliegt, vernachlässigt. Landschaften aus Ländern, welche die reiche Gesellschaft besucht oder liebt, Scenen, welche sie interessiren, Thiere, welche sie bevorzugt, alles, was ihrem Geschmack entspricht, kam auf die Leinwand, und zwar so, wie es jener Gesellschaft paßt, in blendenden Farben und packenden Scenen. Darin jedoch waren beide Richtungen einig, alles müsse nur nicht zu tief, nur nicht zu ernst, nur nicht zu religiös aufgefaßt sein, aber unter jeder Bedingung dem Scheine der Wirklichkeit möglichst sich nähern. So kam es, daß man die Mehrzahl der modernen Bilder als Geschichtsportrait, Schlachtenportrait, Landschaftsportrait, Thierportrait und Sittenportrait bezeichnen darf. Alles mußte recht natürlich, möglichst der Sinnenwahrnehmung entsprechend werden und dem Geschmacke der Zeit schmeicheln.

Dieser materialistische Zug bemächtigte sich auch der religiösen Malerei. Zu Düsseldorf fand er seinen Hauptvertreter in Eduard von Gebhardt, Sohn des evangelischen Propstes zu St. Johannis in Esthland. Er hat, wie Rosenberg (III, 266) behauptet, „einen Umschwung in der neuern deutschen Malerei überhaupt herbeigeführt, vor welchem die romantische Heiligenmalerei der ältern Düsseldorfer Schule völlig in den Hintergrund getreten oder doch auf das Bedürfniß der Kirchen und der Hausandacht beschränkt worden ist. Und es ist nicht bloß ein Gegensatz verschiedener Kunstanschauungen, sondern auch ein Gegensatz des Bekenntnisses. An die Stelle der Schadow, Deger, Karl und Andreas Müller und Ge=

nossen ist in dem Realisten Eduard von Gebhardt zugleich ein Maler der Reformation, des Protestantismus, getreten."

Warum bezeichnet Rosenberg Gebhardt als „Maler des Protestantismus"? Er verräth es nicht, aber wahr ist, daß Gebhardts Vorgehen in allem einen Widerspruch, einen Protest gegen die gesammte religiöse Malerei der Vorzeit bildet. Während man früher den Heiland als Idealgestalt behandelte, als Gottmenschen, wird er in der modernen Kunst zum geistreichen Rabbi, „auf dessen Antlitz schwere Seelenkämpfe ihre Spuren hinterließen". Während die Madonna bis dahin das Ideal des reinsten, heiligsten Weibes war, welches die unversehrte Schönheit der Jungfrau mit der Hoheit der Mutter verbindet und in übernatürliche Sphären hineinragt, wird sie jetzt zur Frau des Zimmermanns, zur Mutter des Rabbi von Nazareth, der sich Gottes Sohn nannte. Hatten die religiösen Maler früher den Nachdruck darauf gelegt, daß die Apostel Auserwählte und Heilige seien, deren niedrige Herkunft sie höchstens andeuteten, so soll jetzt die Betonung dieser Herkunft aus niedrigen Volksklassen bei Darstellung des Herrn, seiner Mutter und seiner Jünger eine Hauptsache werden. Hören wir, wie Rosenberg (III, 269) Gebhardts Bild der Himmelfahrt beschreibt: „Auf dem Antlitz Christi ist der Ausdruck des Leidens gegen das Abendmahl noch verstärkt. . . (Im unteren Theile des Bildes sieht man) Glieder der jungen Gemeinde, Gestalten aus dem niedrigen Volk, denen die Sorge um das geistige und leibliche Wohl, der harte Kampf um das Dasein auf den Gesichtern geschrieben steht. Alles athmet Betrübniß und Trauer (!). Hier ist nichts von dem lichten Glanze zu sehen, welcher Raffaels ‚Transfiguration' umfließt, nichts von dem nach der Antike gebildeten Schönheitsgefühl, welches auf dem Gemälde des italienischen Meisters jede Gruppe, jede Figur durchdringt."

Das in der Berliner National-Galerie hängende, 3,42 m hohe Bild macht einen abschreckenden Eindruck. Die unten versammelten Jünger benehmen sich wie Glieder einer Muckergemeinde; der Heiland aber erscheint wie ein in somnambulen Zustand erhobener Fanatiker.

Lübke[1] meint, Gebhardt vertrete einen energischen Realismus, der die Stoffe der Biblischen Geschichte in die unmittelbare Wirklichkeit zu übersetzen suche. Ohne Frage liege hier der Weg, auf welchem die religiöse Kunst sich unmittelbar der mächtigsten Wirkung erfreuen dürfe. Auf Katholiken werden solche Bilder zweifelsohne nie einen erfreulichen

[1] Geschichte der deutschen Kunst. S. 930.

Einfluß üben. Daß sie aber einer bestimmten Partei gefallen müssen, liegt auf der Hand. Gibt es doch heute viele, welchen die Heilige Schrift nur eine Sammlung von literarischen Werken der jüdischen Literatur ist, welche mit Renan, Baur und zahlreichen anderen rationalistischen Theologen in Christus nichts mehr als einen begeisterten, persönlich ganz achtenswerthen Rabbi sehen. Nun, wünschen diese ein Bild ihres Christus, welcher sich aus niedrigem Stande herausgearbeitet und sich aus der armen, ungebildeten Volksmenge einen begeisterten Anhang gesammelt haben soll, dann mag ihnen Gebhardt genügen. Katholiken verlangen bei einem der Realität entsprechenden Bilde, daß nicht nur eine gewisse äußere geschichtliche Treue hinsichtlich der sinnenfälligen Erscheinung hervortrete, sondern daß auch, der christlichen Lehre entsprechend, die ideale Größe Christi und seiner Jünger kenntlich gemacht werde.

Gebhardts äußerliche, rein menschliche und überdies auch noch unschöne Darstellung der heiligen Geschichte ist durch Uhde überboten worden. Selbst Lübke[1], der sich noch bei Gebhardt befriedigt erklärt, legt Verwahrung ein gegen eine solche Profanation des Heiligsten. „Unsere neueste Kunst vergreift sich schon darin, daß sie den Proletarier in Lebensgröße gibt, und zwar stets in möglichst brutaler Form. Wird er bei der Arbeit geschildert, wo sich unstreitig die dankbarsten Motive bieten würden, so ist es nicht das Adelnde der Arbeit, sondern sie wird als ein Fluch, als etwas Herabwürdigendes und Niederdrückendes dargestellt. Gewiß spielt die sociale Bewegung unserer Zeit dabei mit, aber die Kunst vergißt, daß sie nicht zur socialen Reform berufen ist, sondern die schönere Mission besitzt, uns durch ihre Schöpfungen aus der Noth und Drangsal des Lebens zu befreien. Ein hochbegabter Künstler, Fritz von Uhde, hat dieselben Tendenzen neuerdings auf das Gebiet religiöser Darstellungen übertragen, aber sowohl seine Apostel beim Abendmahl trotz der Kraft und Tiefe psychologischer Schilderung bleiben durch die geradezu an Verbrecher gemahnende Erscheinung weit hinter dem Wesen der Aufgabe zurück, wie auch die Madonna bei der Geburt Christi in der trivialen Erscheinung eines modernen Fabrikmädchens unsere Empfindung verletzt. Ebenso verhält es sich mit dem schmutzigen, trüben Colorit in diesen Bildern."

Wie weit es in der religiösen Malerei gekommen ist, lehrte eine von James Tissot 1891 bei der Münchener Jahresausstellung den Besuchern dargebotene Bilderserie. „Betrachtet man diese vier Gemälde mit ihren

---

[1] Geschichte der deutschen Kunst. S. 943.

Gestalten in modernster Gesellschaftstracht, so glaubt man die Redaction eines englischen Seeromanes für ein modernes Ausstattungsstück vor sich zu haben. Ein reicher Rheder — so etwa dürfte dessen Inhalt lauten — schickt seinen hoffnungsvollen Sohn auf See; lockeres Leben, besonders im Kreise hübscher Japanesinnen, läßt diesen die väterlichen Ermahnungen vergessen; nach Jahren kehrt er als heruntergekommener Schweinelieferant heim; der Vater verzeiht ihm und feiert den Beginn seines neuen Lebenswandels als Gentleman mit einem solennen Lunch, zu welchem der Ruderclub geladen ist. — Laut Katalog aber will Tissot in diesen Darstellungen die ‚Geschichte des verlorenen Sohnes' erzählen." [1] Ob diese „Modernisirung der biblischen Stoffe ein humoristischer Protest gegen Uhde" sein soll, wissen wir nicht. Jedenfalls ist sie nicht mehr eine realistische Darstellung nach Art der alten Holländer, sondern eine Entstellung biblischer Thatsachen.

Müller von Königswinter [2] hat in seiner Besprechung der früheren Düsseldorfer „Eklektiker im biblischen Fach", die er in Gegensatz zu den Strenggläubigen, zu „Deger und seinem Kreis", brachte, Sätze niedergeschrieben, welche man mit viel mehr Recht auf unsere modernen Maler anwenden muß, die für ihren Pinsel religiöse Stoffe wählen, obgleich sie von den heiligen Ueberlieferungen der gläubigen Vorzeit abgefallen sind. „Wenn jene Männer nur den rechtmäßigen, unangetasteten Glauben an die Wunder hätten, zu deren Interpreten sie sich machten! Aber wer heute in Frack und lackirten Stiefeln in die Soirée geht, der trägt schwerlich das Bild der alten Patriarchen in jener urkräftigen Fülle im Herzen, welche jenen alten, einfachen Malern eigen war, die selbst als Patriarchen lebten. Und nun vollends die feuerfeste Ueberzeugungstreue der Apostel! Wer nicht selbst felsenstark im Vertrauen auf seinen Gott und flammend im Glauben an den Himmel ist, der wird sich vergebens bemühen, jene riesenhaften Gestalten würdig hinzustellen."

Der christliche Glaube verliert sich mehr und mehr in den sogen. gebildeten Kreisen, und dieser Abfall von der geoffenbarten Wahrheit zeigt sich in den religiösen Bildern der modernen Maler durch Hervorheben der äußern Hülle, welche noch geblieben ist, und durch Ausfüllung dieser Hülle mittelst rationalistischer Deutungen, welche das Uebernatürliche läugnen. Name und Schein des Christenthums sollen bleiben, um den traurigen Errungenschaften einer ungläubigen Religionswissenschaft Verbreitung zu

---

[1] Kunstchronik 1891/92. Nr. 3. Sp. 36 f.
[2] Düsseldorfer Künstler. S. 45.

verschaffen. Wie jede Ketzerei unter dem Schein der Bibeltreue als Verbesserung und Aufklärung sich Anhänger erwarb, so soll auch der letzte und gründliche Abfall vom Wesen des Christenthums selbst sich vollziehen unter dem Deckmantel christlicher Gestalten, Namen und Formen.

Overbeck und Cornelius hatten die Malerei aus ihrem Verfall emporgeführt zur fröhlichen Blüte, weil sie sich an dem ewig wahren und belebenden Quell katholischer Wahrheit begeisterten. Allmählich ist die Mehrzahl ihrer Nachfolger von katholischen Anschauungen übergegangen zu protestantischen, und von protestantischen zu rationalistischen. Während jene Bahnbrecher wegen ihres idealen, aber durch das Dogma fest bestimmten Fluges auf die klare Zeichnung den Nachdruck legen mußten, verschwindet jetzt, entsprechend den verschwommenen Theorien des Unglaubens, der zuletzt immer in den Schlamm der Materie führen muß, die Composition mehr und mehr in der Farbe. Statt des klaren Verstandes herrscht die schillernde Phantasie; statt der Verherrlichung Gottes sucht die modernste Kunst sich selbst, irdischen Lohn und die Gunst einer oberflächlichen Menge.

Gibt es denn echt religiöse Maler überhaupt nicht mehr in Deutschland? Gewiß findet man noch hie und da tüchtige Kräfte, welche Overbecks Richtung weiterführen; aber sie sind vereinzelt, werden nicht bloß von der herrschenden modernen Richtung als veraltete Nachzügler behandelt, sondern auch von der Mehrzahl kirchlich gesinnter Kunstfreunde nicht unterstützt, ja vielfach abgewiesen. Seit etwa fünfzig Jahren ist nämlich eine Richtung erstarkt, welche einen immer entschiedeneren Gegensatz bildet zu Overbeck und Cornelius, sowie zu den religiösen Malern aus den Akademien zu Düsseldorf, München, Frankfurt, Dresden, Berlin u. s. w. Auf sie haben wir noch einen Blick zu werfen.

Als die „Nazarener" zu Rom ihre Erfolge feierten, hatte sich die Malerei gänzlich getrennt von der Baukunst. Die Trennung war so gründlich, daß Cornelius, welcher von der Freskomalerei alles Heil erwartete, wenig oder gar keine Rücksicht nahm auf den Stil der Gebäude, in welche seine Fresken kommen sollten. Allmählich erwachte die Achtung vor der Baukunst. Eine große Partei kehrte mehr und mehr zur Ueberzeugung zurück, die Baukunst sei die erste, die leitende Kunst, die Malerei aber müsse sich ihr unterordnen. Beim Entwerfen der vielen und großen Glasgemälde für den Kölner Dom, die Au-Kirche zu München und so manche andere Gotteshäuser waren ohne Bedenken große, moderne, auf durchsichtiges Glas gemalte Bilder einfach in die Fenster hineingesetzt worden; der Bau sollte ihnen als Rahmen dienen. Jetzt wurde dagegen der Grundsatz

aufgestellt, die Architektur dürfe durch Glasgemälde, Tafelbilder und Freskomalereien nie und nimmer beeinträchtigt werden; ihr hätte sich die ganze übrige Ausschmückung anzuschließen, unterzuordnen, einzugliedern. Naturgemäß folgte daraus, die Bilder sollten sich auch dem Stil des Gebäudes möglichst nähern. So kam man allmählich dazu, für romanische Kirchen romanische Figuren und Ornamente, für gotische Dome gotische Gemälde und Auffassung zu verlangen. Während also die „Nazarener" sich von den anderen Malern hauptsächlich durch tieferes Eindringen in die Sache und eine aus dem frischen Künstlergeist entspringende klare und feste Darstellung unterschieden, wurde jetzt eine tiefe Kluft gegraben zwischen moderner Malerei und dem, was jene Partei als kirchliche Malerei ansieht. Stellte sie das Verlangen, religiöse Bilder sollten sich dem mittelalterlichen Stil der Kirchen anschließen, sollten also romanisch oder gotisch sein, so ist für die Glasmalerei die theoretische Berechtigung ihres Satzes in Deutschland in katholischen Kreisen fast allerorts angenommen, wenn auch die Praxis bei weitem nicht immer der Theorie entspricht. Hinsichtlich der Wand- und Tafelgemälde waren größere Schwierigkeiten zu überwinden, weil die Maler weit mehr leisten mußten, als die im Sinne des Mittelalters schaffenden „Glaswirker". Letzteren fiel es nämlich weniger schwer, sich der Architektur unterzuordnen, weil ihre besten Vorbilder ihnen dies ohne weiteres nahelegten. Dagegen waren die Maler seit fast vierhundert Jahren von der Architektur emancipirt und nach malerischen Grundsätzen erzogen und gebildet. Ein Glasgemälde fügte sich mit seinen Verbleiungen und im Rahmen des Stab- und Maßwerkes gerne der Stilisirung, während der an Naturstudien gewohnten Hand des Malers solche stilisirte Linienführung als hemmende, drückende Fessel vorkam. Und doch war die Forderung der Einheit zwischen Architektur, Plastik und Malerei so einleuchtend, die Betonung derselben von seiten jener neuen Richtung so entschieden, daß sich Maler fanden, welche im mittelalterlichen Stile zu arbeiten begannen. Leider ging nun aber fast jeder derselben seinen eigenen Weg. Die Unterschiede betrafen theils die Wahl der Vorbilder, theils das Maß des Anschlusses an jene Vorbilder. Schon Overbeck und seine Nachfolger hatten sich an die vor Raffael blühenden Maler Italiens angeschlossen. Man ging jetzt weiter zurück bis auf Giotto. Indessen ward gegen dies Benützen der mittelalterlichen Kunst Italiens der Einwurf erhoben, wir Deutsche besäßen in unseren eigenen Kunstdenkmälern des Mittelalters so reiche Schätze, die unserem Nationalcharakter und unseren Kirchen entsprächen, daß es unnöthig, ja verkehrt sei, aus der Fremde herbeizu-

holen, was leichter und mit sichererem Erfolg in der Heimat zu finden sei. Darum haben z. B. Essenwein und der in seltener Uneigennützigkeit und Selbstverläugnung seit Jahrzehnten rüstig und angestrengt arbeitende Herr Kanonikus Göbbels, abgesehen von kleineren Arbeiten, die Kölner Kirchen Maria im Kapitol, St. Kunibert und besonders St. Gereon derart ausgemalt, daß sie ihre Vorbilder womöglich aus älteren rheinischen Malereien entnahmen, und zwar so, daß sie auch in der Stilisirung sich der Zeit und dem Charakter der betreffenden Kirche unterordneten.

Einfacher griff die St. Lucasschule, welche soeben in Belgien unter großem und vielseitigem Lobe das Fest ihres fünfundzwanzigjährigen Bestehens feierte, die Sache an. Sie übt ihre Zöglinge in der Wiedergabe jenes Stiles, der vom 13. bis zum 15. Jahrhundert ihr Land mit so herrlichen Kunstwerken übersäete. Es läßt sich gewiß nicht läugnen, daß man auf die Dauer leichter zu einem praktisch befriedigenden und einheitlichen Wiederaufleben mittelalterlicher Kunst gelangen wird, wenn man für alle Künstler und Kunsthandwerker denselben Stil, ja dieselbe kleine Periode eines Stils, als mustergiltig und nachahmenswerth hinstellt. Je enger die Aufgabe ist, desto einheitlicher wird der Erfolg. Dabei wird dann festgehalten, es sei keine Disharmonie, eine romanische oder frühgotische Kirche in etwas späteren gotischen Stilformen auszustatten. Man hat das im 15. Jahrhundert allerorts gethan, und jedenfalls ist es besser, einem romanischen Bau stilgerechte spätgotische Altäre und Malereien zu geben, als ihn mit Altären und Gemälden zu versehen, die romanisch sein sollen, es aber gewiß nicht sind. Trotz aller Anerkennung der Verdienste der belgischen St. Lucasschule sind jedoch bei Besprechung der von ihr zur Feier ihres fünfundzwanzigjährigen Bestehens veranstalteten Ausstellung wichtige Bedenken gegen ihr System laut geworden. So hat ein hervorragender Kenner gesagt [1]:

„Sicherlich vermögen die Menschen nicht, die Kunst in bestimmte Formen einzuschließen. . . Nichts zeigt sich klarer, als die Beweglichkeit der Formen im Ausdruck des Schönen. In sich ist das Schöne ewig, aber seine erschaffenen Formen wechseln endlos im Laufe der Zeiten. Trotz alles Glanzes der mittelalterlichen Kunst werden jene, die Geschmack haben, sich tief verneigen vor den Meisterwerken griechischer Kunst. . . Die Formen der christlichen Sculptur werden nicht festgebannt bleiben in der naiven Ungeschicklichkeit der mittelalterlichen Vorbilder. Die christliche Sculptur der Zukunft wird darum die Reinheit des sittlichen Ideals mit der wohl

---

[1] Revue de l'art chrétien 1891. II, 459.

studirten Wahrheit der materiellen Formen vermählen. Dasselbe gilt von der Malerei. Offenbar herrscht unter unseren Zeitgenossen eine rückläufige Bewegung zur Kunst, zur Literatur, zur Philosophie und Theologie des Mittelalters. Wenn aber dieses Zurückgreifen sich, wie ich glaube, vollzieht, so wird es nicht bei einfacher Nachahmung stehen bleiben. Archäologie und Kunstübung sind ganz verschiedene Dinge. Der Realismus unserer Zeit wird von der sehr realistischen gotischen Kunst ausgehen, um den Entwicklungsgang weiterzuführen, welchen Riesen wie Michel Angelo und Rubens unterbrachen, und wird dann neue und glänzende Ziele erstreben auf den Flügeln der Freiheit."

Was hier als Ideal in Aussicht genommen ist, hat die Beuroner Malerschule noch zu überholen gesucht. Sie sucht Freiheit von der strengen und eigenthümlichen Stilisirung gotischer Malereien, Freiheit, das Beste und Schönste, was sich in der griechischen Kunst findet, zu verwerthen, Freiheit, sogar die ägyptischen Denkmäler zu benutzen und den hieratischen Ernst ihrer Figuren als Vorbild zur Darstellung christlicher Heiligen zu verwerthen. Professor Keppler hat in einer jüngst in dieser Zeitschrift warm empfohlenen Publication [1] dies alles in geistreicher Art und mit beredten Worten dargelegt. Er schreibt: „Welchen Namen soll man dem Stil der Beuroner geben, wo ihn einreihen? Er ist nicht gotisch und nicht romanisch; noch viel weniger freilich könnte man ihn antigotisch oder antiromanisch nennen oder behaupten wollen, daß er sich mit romanischer oder gotischer Architektur nicht vertrage. Man möchte versucht sein, ihn antikclassisch zu nennen, wenn nicht sofort unverkennbare Unterschiede, vor allem ein unendlich reiner und keuscher Zug, gegen diese Benennung remonstriren würden. Man fühlt sich an Aegypten erinnert, und in der That, ein Blick in die merkwürdige Kunstwelt des Pharaonenlandes kann manche Fäden des Zusammenhanges und eine gewisse Verwandtschaft entdecken. . . Und doch kann man den Stil mit dem ägyptischen nicht identificiren: dazu ist er zu natürlich und zu belebt. Er berührt sich mit der edelsten Renaissance, insoweit als diese sich mit echt classischer Kunst berührt. Er participirt an der großartigen Würde und der liturgischen Feierlichkeit des byzantinischen Stils und am Realismus der modernen Kunst."

Diesen Auseinandersetzungen entsprechend, findet man denn auch in den Beuroner Bildern Anklänge und Erinnerungen an alle Stile, z. B.

---

[1] Die XIV Stationen des heiligen Kreuzweges. S. 42. Vgl. diese Zeitschr. Bd. XLII. S. 118 f.

Engel, wie Fra Angelico sie bildete, oder solche, wie sie in byzantinischen Werken vorkommen, Köpfe, Stellungen und Einzelheiten, die vollkommen modern sind, daneben hier und da einen Faltenwurf, wie die ältere griechische Plastik ihn bietet, sehr oft Figuren, Bautheile und Ornamente, die dem großen Werke von Lepsius über Aegypten entlehnt sind. Man kann nicht in Abrede stellen, daß diese Elemente, welche in so verschiedenen Orten und in so weit auseinanderliegenden Zeiten entstanden, sehr geschickt vereint und ineinander gearbeitet sind. Ob dies Geschick aber genügen wird, den Vorwurf des Eklekticismus abzuwenden? Vielleicht fühlen die Meister der Beuroner Schule selbst, daß es ihre Hauptaufgabe für die nächste Zukunft sein dürfte, zu einer vollen Stileinheit und zur allseitigen Ueberwindung der hie und da stark hervortretenden Ungleichheit des Stils zu gelangen. Jedenfalls ist in ihren Stationen diese Einheit größer, als in den durch großartigere Composition sich auszeichnenden Bildern aus dem Leben des hl. Benedict der Fall war.

Uebersehen wir nun den heutigen Stand der religiösen Malerei Deutschlands, wie er sich seit dem Beginne dieses Jahrhunderts entwickelt hat, so ist zweifelsohne die große Uneinigkeit zu beklagen, wodurch die Maler in so viele Parteien zertheilt sind. Moderne stehen gegen Archaisten, Coloristen gegen Contouristen, Vertreter unbedingter Freiheit gegen solche, welche sich aufs engste an alte Vorbilder anschließen wollen, Gläubige gegen Rationalisten. Nie hat in der Kunst eine solche Uneinigkeit geherrscht. Nie ist es schwerer gewesen, die Freunde christlicher Kunst zu gemeinsamer Arbeit zu sammeln. Rasche und entscheidende Heilung und praktische Verständigung wäre wohl nur von einem großen Genie zu erwarten, das plötzlich auftauchte, um Werke zu schaffen, welche Begeisterung und allgemeine Befriedigung erzeugten. So sind Overbeck und Cornelius plötzlich erschienen und haben alle tüchtigen Kräfte an sich gezogen und mit deren Hilfe gesiegt. Solange ein solches Genie nicht erscheint, wird es am besten sein, wenn tüchtige Kräfte immer mehr die Werke der deutschen Künstler des Mittelalters studiren, um zu lernen, wie deutsche Frömmigkeit und deutscher Fleiß das Heilige auffaßten und darstellten. Was einer Nation einmal durch Jahrhunderte angemessen und nützlich war, hat doch am ersten Aussicht, derselben Nation in erneuter Gestalt nochmals zu entsprechen und einen Ausgangspunkt für weitere, segensreiche Entwicklung zu bieten.

St. Beissel S. J.

Der elektrische Strom im Bunde mit Wasser und die Lauffener Kraftübertragung.

(Fortsetzung.)

Jede Bewegung eines ringförmig gebogenen Kupferdrahtes oder einer ganzen Drahtrolle mit leitend verbundenen Enden, welche derart im magnetischen Felde ausgeführt wird, daß die Anzahl der Kraftlinien, welche durch die von den Windungen umschlossenen Flächen gehen, dabei zunimmt oder abnimmt, hat eine Verschiebung der Elektricität längs des ganzen Drahtes zur Folge. Das Grundgesetz dieses Vorganges haben wir in den vorhergehenden Darlegungen mitgetheilt. Eine solche Verschiebung ist nun nichts anderes als ein elektrischer Strom. Erfolgt die Verschiebung der Elektricität dabei während der ganzen Bewegung in demselben Sinne, so ist der erzeugte Strom ein „Gleichstrom", und zwar ein „constanter", wenn außerdem in gleichen Zeittheilen gleichviel Elektricität durch jeden Querschnitt des Drahtes geschoben wird, oder, was dasselbe sagen will, wenn die „Stromstärke" die gleiche bleibt. Geschieht dagegen während der Bewegung die Verschiebung der Elektricität abwechselnd bald in dem einen, bald in dem entgegengesetzten Sinn, so entsteht ein „Wechselstrom".

Bevor wir weitergehen, scheint es angezeigt, über den elektrischen Strom im allgemeinen, soweit dieses hier geschehen kann, das Nöthigste zu sagen, sowie über die heute gebrauchten Kunstausdrücke und elektrischen Maße einige Erläuterungen hier einzuflechten.

Was ist der elektrische Strom? Ein gewisses Etwas, das man Elektricität nennt, wird, wie oben angedeutet, entweder durch die ganze Masse des leitenden Drahtes, oder aber — wie bei gewissen, sehr rasch alternirenden Wechselströmen — nur längs der Oberfläche des Drahtes fortbewegt. Dieses „gewisse Etwas" nun, sei es sonst, was es wolle, haben wir uns als einen besondern physikalischen Zustand zu denken, welcher, wie jeder andere, an einem materiellen Träger, also entweder an den Atomen, oder den Molekeln, oder am Aether, oder endlich an den Bestandtheilen der wägbaren Materie und des Aethers zugleich haftet. Gleich jedem andern physikalisch wirksamen Zustande beruht ferner derjenige der Elektricität zweifelsohne auf irgend einer gezwungenen Lage oder auf einer Art von Bewegung. Die Verschiebung der Elektricität längs einer Strombahn läßt

sich in zweifacher Weise denken: entweder bewegt sich der physikalische Zustand zugleich mit seinem materiellen Träger, so wie die Schwere nur mit der schweren Masse sich verschiebt, oder derselbe verschiebt sich von Masse zu Masse, ohne daß diese mitgeht, ähnlich dem Schall, dem Lichte und allen anderen Wellenbewegungen, bei denen ja auch nur der physikalische Bewegungszustand im Raume über die Masse hin fortwandert. Die erste Art von Elektricitätsverschiebung findet mit Bestimmtheit in den sogen. „Convectionsströmen", wenigstens streckenweise, statt. So oft z. B. der elektrische Strom angesäuertes Wasser oder irgend einen andern Elektrolyten durchfließt, wird die Elektricität nur durch die chemischen Bestandtheile, die „Jonen", in welche ein Theil der Flüssigkeitsmolekeln zerlegt wird, von einer Elektrode zu der andern hingetragen. Wenn durch „Spitzenwirkung" die Elektricität von einem metallischen Conductor auf einen andern übergeführt wird, so wandert gleichfalls die Elektricität auf dem Rücken der elektrisch geladenen Atome der Luft von einem Leiter zum andern. Und so noch in anderen Fällen. Weniger klar ist die Sache in den „Leitungsströmen", die man allein im Auge zu haben pflegt, wenn man von elektrischen Strömen redet. Man versteht darunter das Fließen der Elektricität auf metallisch leitender Bahn, d. h. auf einer Bahn aus wirklichem Metall oder aus einem Stoff von ähnlicher Leitungsfähigkeit. Bis heute liegen nämlich keine Thatsachen vor, die eine gleichzeitige Mitbewegung von etwas Stofflichem, das hier nur der Aether sein könnte, verlangten. Ebensowenig aber auch gestattet das vorliegende Beobachtungsmaterial eine Mitbewegung des Aethers schlechthin zu verneinen.

Es sei dem jedoch, wie ihm wolle, thatsächlich gehorcht die Verschiebung der Elektricität im Leitungsstrome denselben Gesetzen, wie das Wasser, das durch eine Röhre vom höhern Niveau zum niedern hinabfließt. Gerade wie das Fließen des Wassers einen Kraftantrieb und eine vorhergeleistete Arbeit zur nothwendigen Voraussetzung hat, so auch das Fließen der Elektricität. Im ersten Falle ist die treibende Kraft immer die Schwere, die geleistete Arbeit das Hinaufheben des schweren Wassers in eine höhere Lage. Im zweiten bezeichnet man das Treibende als „elektromotorische Kraft"; sie kann je nach den verschiedenen Umständen eine ganz verschiedene Ursache besagen, weil eben die Elektricität durch verschiedenartige Antriebe verschoben werden kann. Kommt ein elektrischer Strom dadurch zu stande, daß eine Rolle aus Kupferdraht im magnetischen Felde bewegt wird, so entspringt der Antrieb zur Verschiebung der

Elektricität im Drahte aus dem Zusammenwirken einerseits der mechanischen Bewegung der Rolle und andererseits der magnetischen Kräfte des Feldes auf die Atome des materiellen Kupfersystems. Es kann ferner der Draht im magnetischen Felde nicht bewegt werden, ohne daß dabei eine Arbeit zu leisten ist, welche bei der ganz gleichen Bewegung außerhalb des magnetischen Feldes nicht vonnöthen sein würde. Dieser Mehrbetrag von zu leistender Arbeit entspricht aber genau der Arbeitsfähigkeit, die der in Bewegung versetzten Elektricität innewohnt und aus ihr wieder gewonnen werden kann. Ganz entsprechend der Größe der bei der mechanischen Bewegung aufzubietenden Anstrengung und Arbeit wächst aber auch die Menge der in jedem Augenblick verschobenen Elektricität, die „Stromstärke", sowie die im elektrischen Strome verfügbare Arbeitskraft oder Energie.

Wären die Enden der Drahtrolle während ihrer Bewegung im magnetischen Felde nicht leitend verbunden, so würde die Wirkung der elektromotorischen Kraft eine andere sein. Es würde nicht ein beständiges Strömen der Elektricität durch die Windungen der Rolle zu stande kommen, sondern nur eine einmalige und dann anhaltende Verschiebung der Elektricität von dem einen zu dem andern. An dem einen Ende würde sie sich anormal anstauen, an dem andern weit unter das im gewöhnlichen Zustande vorhandene Elektricitätsniveau hinabsinken; das eine Ende würde positiv elektrisch geladen, das andere negativ, da ja die elektrische Ladung in nichts anderem besteht, als darin, daß die Elektricitätsmenge, welche in jedem im normalen oder in dem sogen. „unelektrischen" Zustande sich befindlichen Leiter vorhanden ist, entweder durch Zufuhr vermehrt oder durch Wegnahme vermindert wird.

Die Stromstärke hängt nicht allein von dem Werthe der elektromotorischen Kraft ab, sondern auch von dem Stoffe, aus welchem die leitende Bahn hergestellt wird. Bewegt man beispielsweise zwei Drahtrollen, die eine aus Kupfer, die andere aus Eisen, beide aber sonst in allem genau gleich beschaffen, nacheinander in derselben Weise durch das magnetische Feld, so ist zwar beidemale dieselbe elektromotorische Kraft thätig; in der Kupferrolle entsteht jedoch ein stärkerer Strom, wird eine größere Elektricitätsmenge jeden Augenblick durch den Querschnitt der Bahn getrieben, als in dem Eisendraht. Dieses rührt von dem verschiedenen „Leitungswiderstande" her: je größer dieser Widerstand, um so kleiner unter sonst gleichen Umständen die Stromstärke. Wir begegnen hier wieder einem ganz ähnlichen Verhältniß wie beim Fließen des Wassers.

Durch zwei Röhren von derselben Weite und Länge bewegt sich nicht gleich viel Wasser in der Sekunde, wenn die Röhrenwandungen von verschiedenem Materiale sind. Denn auch hier kommt der jedem Materiale eigenthümliche Reibungswiderstand mit ins Spiel.

Mag nun daß der Strom auf die oben erwähnte, uns am meisten interessirende Weise oder auf irgendwelche andere entstehen, immer dreht sich alles um die drei Größen: elektromotorische Kraft, Leitungswiderstand und Stromstärke. Diese aber sind unabänderlich miteinander verbunden durch das Ohm'sche Gesetz, welches besagt: Die Stromstärke ist der elektromotorischen Kraft gerade und dem Leitungswiderstande umgekehrt proportional. Die Arbeitsfähigkeit des Stromes ferner ist immer gleich der von der elektromotorischen Kraft geleisteten Arbeit, und ihr Werth wird immer gegeben durch das Product aus dem Werthe der elektromotorischen Kraft und der Stromstärke; dieses Product ist aber wieder stets auch gleich dem Product aus dem Leitungswiderstand und dem Quadrat der Stromstärke.

Kommen wir nun zu den heute gebräuchlichen elektrischen Maßen. Denjenigen, welche ihr Wissen über Elektricität vor zehn Jahren sich angeeignet, pflegen diese neuen Maße zum Stein des Anstoßes zu werden. Die Volt, Ohm, Ampère, Coulomb, Farad u. s. w. machen ihnen die einfachsten Auseinandersetzungen unverständlich und verderben ihnen die Lust am Lesen jeder Abhandlung über elektrische Gegenstände. Diese Ohm, Volt und Ampère lassen sich aber nun einmal nicht mehr aus der Welt schaffen, und das neuere physikalische Maßsystem, welches das „absolute" genannt wird und einheitlich alle physikalischen Größen auf die drei Grundeinheiten: das Gramm, das Centimeter, die Sekunde, zurückführt, bezeichnet einen bedeutenden Fortschritt. So bleibt denn nichts übrig, als mit den neuen Maßen sich vertraut zu machen oder der modernen Physik den Rücken zu kehren. Vor eine solche Alternative gestellt, dürfte jeder Vernünftige vor der geringen Mühe nicht zurückschrecken, welche ersteres verursacht, ehe er sich zum zweiten, zur verzweifelten Bankerotterklärung, entschließt. Wir hoffen im folgenden den Leser davon zu überzeugen, daß diese neuen Maße leicht verständlich sind und dabei bezüglich ihrer scharfen Fassung die alten conventionellen Maße meilenweit überholen.

Wir haben zunächst zwei Systeme elektrischer Maße wohl auseinanderzuhalten: das elektrostatische und das elektromagnetische. Beide hängen innig zusammen und lassen sich leicht ineinander überführen; entsprechend dem verschiedenartigen Charakter der Elektrostatik und der Elektrodynamik

sind bei ihrer Ableitung jedoch verschiedene Gesichtspunkte bestimmend. Wir beschränken uns auf eine kurze Klarstellung der für unsern Gegenstand nöthigen Maßeinheiten nur nach dem elektromagnetischen System, das bei elektrischen Strömen Anwendung findet.

Den Ausgangspunkt bildet die Stromstärke. Ihrem Begriffe nach besagt sie in jedem Maßsystem die Elektricitätsmenge, welche in einer Sekunde durch den Querschnitt der Strombahn fließt. Diese Menge können wir nur mittelbar messen, da wir ihrer selbst nie habhaft werden. Es läßt sich deshalb auch die Einheit dieser Größe nur indirect feststellen, d. h. durch irgend eine jener Wirkungen des Stromes, die unmittelbar zu messen sind und deren Größe proportional ist der Stromstärke. Als solche wird im elektromagnetischen System die ablenkende Wirkung auf eine Magnetnadel gewählt. Wie bekannt, hat auch jeder elektrische Strom sein magnetisches Feld. Es ziehen sich die Kraftlinien in Form von concentrischen Kreisen um den Draht herum, welcher dem Strome zum Bette dient. Wird in dieses Feld eine frei bewegliche Magnetnadel gebracht, so suchen die magnetischen Kräfte des Feldes die Nadel so längs der Kraftlinien zu legen, daß ihre Richtung vom Südpol zum Nordpol mit der Richtung der Kraftlinien zusammenfällt. Je stärker der Strom ist, der im Drahte fließt, um so größer ist auch die Intensität seines magnetischen Feldes, mit um so größerer Kraft wird die Magnetnadel abgelenkt. Es wird nun als Einheit der Stromstärke jene genommen, welche, in einer Strombahn von der Länge = 1 cm fließend, auf einen Magnetpol von der Stärke = 1, der im Abstande = 1 cm von der Bahn sich befindet, eine ablenkende Kraft = 1 Dyne[1] ausübt. Diese Einheitsverhältnisse lassen sich allerdings nicht verwirklichen, sie bestimmen aber scharf und sachgemäß eine wirkliche Elektricitätsmenge und bieten einen sichern Ausgangspunkt zur Vergleichung derselben mit anderen Strommengen. Denn zugleich mit obiger Bestimmung wird auch ausgesagt, daß auf irgend einer Kreisbahn von der Länge $2\pi R$ die Stromstärke 1 auf den Einheitspol im Centrum der Bahn mit einer ablenkenden Kraft $= \frac{2\pi}{R}$ Dynen wirken müsse. Wird dieses auf die Tangentenbussole, welche zum praktischen Messen der Stromstärke gebraucht wird, angewendet, so läßt sich an diesem Instrument sofort die Stromstärke in obigen absoluten Einheiten ablesen.

[1] Was ein Magnetpol von der Stärke = 1, was eine Dyne sei, haben wir schon früher (S. 47) mitgetheilt.

Die Einheit der elektromotorischen Kraft ist jene, welche entsteht, wenn ein geradliniger Kupferdraht von der Länge = 1 cm in einem magnetischen Felde von der Intensität 1 mit einer Geschwindigkeit = 1 cm so bewegt wird, daß sowohl die Lage des Drahtes als auch die Richtung der Bewegung stets senkrecht zu den Kraftlinien sind (vgl. das frühere S. 49).

Zufolge des Ohm'schen Gesetzes ist mit der Einheit der Stromstärke und der elektromotorischen Kraft auch diejenige des Leitungswiderstandes gegeben; denn es ist immer

$$\text{Widerstand} = \frac{\text{elektromotorische Kraft}}{\text{Stromstärke}}.$$

Es besitzt demnach derjenige Leiter die Einheit des Widerstandes, in welchem durch die Einheit der elektromotorischen Kraft die Einheit der Stromstärke erzeugt wird.

Auch die Stromenergie, d. h. die mechanische oder physikalische Arbeit, welche ein elektrischer Strom zu leisten vermag, ist eine von den drei fundamentalen Stromgrößen abhängige Größe; mit den Einheiten jener ist also auch die Einheit dieser festgestellt. Wie wir schon oben angedeutet, ist nämlich

$$\text{Stromenergie} = \text{elektromotorische Kraft} \times \text{Stromstärke},$$

gerade wie auch der Werth der Arbeitsfähigkeit des unter gleichem Druck ausfließenden Wassers erhalten wird, indem man die Druckhöhe mit der Menge des ausfließenden Wassers multiplicirt. Die Stromenergie 1 liefert demzufolge einen Strom von der Stärke 1 beim Antrieb der elektromotorischen Kraft 1. Weil das Product aus elektromotorischer Kraft und Stromstärke numerisch gleich ist dem Product aus Widerstand und dem Quadrate der Stromstärke, so können wir die Einheit der Stromenergie auch definiren als die Arbeit, deren ein Strom von der Stärke 1 und beim Leitungswiderstande 1 fähig ist. Es ist nun aber diese Einheit der Stromenergie thatsächlich gleichwerthig mit 1 Erg. Ein Erg ist aber die Grundeinheit der mechanischen Energie, nämlich jene Arbeit, die einen Kraftaufwand = 1 Dyne längs des Weges 1 cm besagt.

Dieser letztere Umstand ermöglicht es, obige Einheiten der elektromotorischen Kraft und des Widerstandes ohne Rücksicht auf das magnetische Feld vom rein mechanischen Standpunkte aus zu definiren. Wir können auch sagen: Der Widerstand 1 ist derjenige eines Leiters, in welchem der Strom von der Stärke 1 in 1 Sekunde die Arbeit eines Erg leistet oder die einem Erg äquivalente Wärmemenge erzeugt — als Einheit der elektro-

motorischen Kraft hat jene zu gelten, welche in einem Leiter vom Widerstande 1 die Stromstärke 1 hervorruft.

So die absoluten Einheiten. Für wissenschaftliche Untersuchungen und Rechnungen bietet die consequente Zurückführung derselben auf die gleichen drei Grundeinheiten, der Masse, der Länge und der Zeit, ganz unschätzbare Vortheile, indem sie so den innigen Zusammenhang und das gegenseitige Verhältniß aller physikalischen Größen dem Geiste fortwährend vergegenwärtigt. Für die praktische Anwendung in der Technik erweisen sich diese Einheiten meistens recht unbequem, weil sie bald viel zu klein, bald viel zu groß sind im Vergleich mit den in der Stromverwerthung vorkommenden Stromgrößen. Man hat aus diesem Grunde unter Beibehaltung aller obigen Bestimmungen den absoluten Einheiten „praktische Einheiten" zur Seite gestellt und letztere aus ersteren einfach dadurch erhalten, daß man ein bestimmtes Vielfaches oder einen gewissen Bruchtheil von denselben nimmt. Der internationale Congreß der Elektrotechniker im Jahre 1881 und 1889 traf über dieses praktische Maßsystem folgende Vereinbarungen, die seither überall angenommen worden sind.

Einheit der Stromstärke ist das „Ampère" (A), es ist $^1/_{10}$ der absoluten Einheit. Handelt es sich bei der Stromverwendung nur um die Menge der gelieferten Elektricität ohne jede Beziehung auf die Zeit, in welcher sie verabreicht wird, so hat als deren Einheit das „Coulomb" (Cb) zu gelten, das eine gerade so große Elektricitätsmenge wie das Ampère bedeutet. „Volt" (V) heißt die Einheit der elektromotorischen Kraft, welche gleich 10^8 oder 100000000 absoluten Einheiten ist. — Für die Widerstandseinheit gilt das „Ohm" (Ω) $= 10^9$ oder 1000000000 absolute Einheiten. — Die Stromenergie endlich wird gemessen durch das „Volt-Ampère" (VA) oder das „Volt-Coulomb" (VCb); beide sind gleich 10^7 absoluten Einheiten und äquivalent den praktischen Einheiten der mechanischen Arbeit, dem „Watt" (W) und dem „Joule" (j), die eine Arbeit von 10^7 Erg darstellen. Hierbei ist noch zu beachten, daß die Bezeichnungen Volt-Ampère und Watt dann zu gebrauchen sind, wenn die Arbeit während 1 Sekunde gemeint ist; sieht man von der Zeit ganz ab, und kommt es nur auf die überhaupt gelieferte Arbeit an, so hat man mit Volt-Coulomb und Joule zu messen.

Denjenigen, welchen die alten Maße geläufig sind, dürfte es angenehm sein, wenn wir schließlich die neuen Maße mit den alten tabellarisch zur Vergleichung zusammenstellen. Es ist die praktische Einheit·

der Stromstärke:	Ampère	= 10,44 Jacobi'sche Einheiten	= 0,1 absol. Einh.
des Widerstandes:	Ohm	= 1,06 Siemens'sche „	= 10^9 „ „
der elektromotor. Kraft:	Volt	= 1,19 Daniell'sche „	= 10^8 „ „
der Stromenergie:	Volt-Ampère	= $\frac{1}{736}$ Pferdest. (= 0,102 kgm)	= 10^7 „ „

Endlich haben wir uns den Boden genügend geebnet, um unserem Hauptgegenstand, der Kraftübertragung durch die Dynamomaschine, näher treten zu können. Sehen wir uns jetzt die Einrichtung einer Dynamomaschine genauer an und suchen wir in das Verständniß ihrer Wirkungsweise im allgemeinen einzudringen.

Mehr denn 50 Jahre schon wußte man, daß die Bewegung eines Leiters im magnetischen Felde einen elektrischen Strom in demselben weckt, sowie daß umgekehrt ein elektrischer Strom, wenn er durch einen Leiter im elektrischen Feld hindurchgeschickt wird, diesem Leiter eine bestimmte Bewegung im Felde ertheilt. Nichts lag näher, als diese Thatsache für eine vortheilhafte Stromerzeugung oder zur Umwandlung der Stromenergie in mechanische Arbeit zu verwerthen. Nachdem Dal Negro und Pixii, kurz nach der Entdeckung obiger Thatsache durch Faraday im Jahre 1832, Maschinen zu diesem Zwecke gebaut hatten, folgten ihnen andere Schlag auf Schlag in den verschiedensten Formen und mit verbesserter Wirkung. Trotzdem eigneten sie sich anfangs nur für physikalische Cabinette, um obiges Princip durch Schulversuche zu demonstriren. Erst mit den fünfziger Jahren begann man ernstlich damit, solche magnetelektrische Maschinen für technische Zwecke, z. B. zur Lichterzeugung, in größerem Maßstabe zu bauen. Es gelang auch, mittels derselben Ströme von sehr großer Stärke zu erzeugen. Die Gesellschaft „L'Alliance“ benützte z. B. Lichtmaschinen mit 40 magnetischen Magazinen, von denen jedes 60 kg wog, welche sich so gut bewährten, daß sie eine weite Verbreitung, bis nach Rußland, fanden und noch in der letzten Zeit zur Beschaffung von elektrischem Licht benützt wurden.

Zwei Uebelstände hemmten jedoch den technischen Aufschwung dieser magnetelektrischen Maschinen. Einerseits verloren die permanenten Stahlmagnete allmählich ihren Magnetismus — er wurde durch die Erschütterungen der Maschine herausgeschüttelt — und setzten außerdem die Magnete der Vergrößerung der Maschinen, sowie der Steigerung ihrer Wirksamkeit viel zu enge Grenzen. Andererseits war es nicht möglich, auf diese Art Gleichströme mit der zu wünschenden Beständigkeit der Stromstärke zu erzeugen.

Dem ersten Uebelstande wurde gründlich abgeholfen durch die Einführung des „dynamo-elektrischen Princips“, der zweite aber durch den „Ringanker“ beseitigt; aus diesen beiden Aenderungen zusammen aber erwuchs eine ganz neue Maschine, die „Dynamomaschine“. In den magnetelektrischen Maschinen ließ man vor den Polen der Stahlmagnete den „Inductor“ oder „Anker“ — eine oder mehrere Rollen von isolirtem Kupferdraht, die auf einem Kern aus weichem Eisen saßen — rotiren und führte dann den in der Ankerumwicklung erzeugten Strom unmittelbar in den „Arbeitskreis“ hinaus, um ihn hier je nach Bedürfniß zu verwerthen. Es zeigte nun Werner von Siemens im December 1866, daß man nicht nur die Stahlmagnete besser durch Elektromagnete mit weichem Eisen ersetze, sondern daß auch die Elektromagnete gar keines besondern Stromes bedürften; man erhalte sehr kräftige Maschinen, wenn man einfach den Draht der Ankerwicklung mit dem um die Schenkel der Elektromagneten geführten Leitungsdrahte zu einem Stromkreise verbinde. Damit war das dynamo-elektrische Princip entdeckt. Wie sehr seine Erkenntniß damals in der Luft schwebte, beweist die Thatsache, daß fast gleichzeitig und, wie es scheint, von Siemens unabhängig, drei andere: Murray, Varley und Wheatstone, ähnliche Maschinenconstructionen einführten, und daß gleich darauf, im Mai 1867, der Londoner Mechaniker Ladd eine solche Maschine mit doppeltem Inductor unter der Aufschrift: New Principle of Conversion of Dynamic Force auf der Pariser Ausstellung zu nicht geringer Verwunderung der Elektriker vorzeigte. Suchen wir uns das dynamoelektrische Princip an der Fig. 1 klarer zu machen.

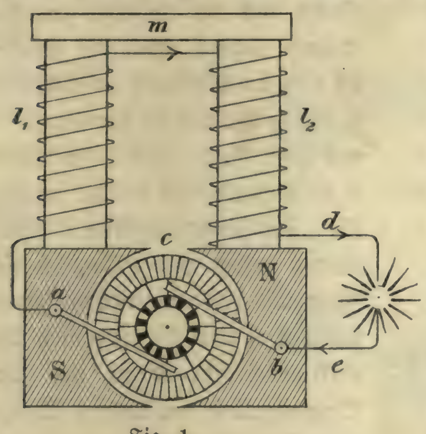


Fig. 1.

l_1 und l_2 seien die mit Draht bewickelten Schenkel eines Elektromagneten, welche oben durch eine Barre (m) aus weichem Eisen verbunden sind, S und N die „Polschuhe“, zwei Stücke weichen Eisens, die mit den Eisenkernen des Elektromagneten verbunden sind und eine cylindrische Höhlung zwischen sich lassen. In dieser befindet sich der Anker c. Seine Form können wir uns einstweilen beliebig vorstellen; wesentlich für ihn ist nur, daß er einen Elektromagneten bilde, dessen Kupferdrahtwindungen

in Ebenen parallel zur Cylinderachse liegen. Vermittelst der metallischen Schleifcontacte („Bürsten") a und b stehe die Drahtwicklung des Ankers, wenn dieser gedreht wird, in beständiger Verbindung mit derjenigen der Schenkel l_1 und l_2. Die Leitungsstrecke b e d bilde den Arbeitskreis, wo der elektrische Strom zur Erzeugung von Licht verbraucht werde. Wird nun der Anker dieser Maschine gedreht, so entsteht sofort ein, wenn auch noch so schwacher, elektrischer Strom in seiner Umwicklung. Wie die Erfahrung gelehrt hat, besitzt nämlich alles weiche Eisen Spuren von Magnetismus, also auch die Eisenkerne der Schenkel. Und sollte es vorkommen, daß letztere sich magnetisch ganz unwirksam erwiesen, so würde ihnen ein einmaliges, kurz vorübergehendes Magnetisiren durch einen um sie herum gesandten Strom für immer genügenden magnetischen Rückstand verleihen.

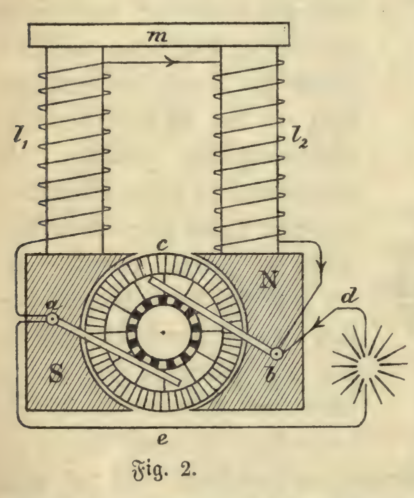


Fig. 2.

Fließt nun der anfangs geweckte schwache Strom über die Bürste bei a in die Wicklung der Schenkel l_1 und l_2 und von da zur Bürste b und zum Anker zurück, so macht er die Schenkelkerne stärker magnetisch. Die Steigerung ihres Magnetismus erhöht aber allsogleich die Intensität des magnetischen Feldes zwischen S und N, also auch die elektromotorische Kraft und die Stromstärke in der Ankerwicklung. Hiermit wird aber neuerdings der Magnetismus der Schenkel weiter in die Höhe getrieben und demzufolge auch wieder die Stromstärke im Anker. So jagen sich Strom und Magnetismus wechselseitig zu Intensitätsgraden hinauf, wie sie mit magnetelektrischen Maschinen von gleichen Dimensionen nicht zu erzielen sind, zu Intensitätsgraden, welche in jedem besondern Fall von den constructiven Verhältnissen der Maschine und der Geschwindigkeit der Drehung abhängen. Diese ganze Wirkung wird erreicht einzig und allein auf Kosten der mechanischen Arbeit oder des Kraftaufwandes bei Drehung des Ankers, mechanischer Kraftaufwand wird in elektrische Stromenergie verwandelt. Dieses soll auch das Wort „dynamo-elektrisch" (= Kraft-elektrisch) bedeuten. Anfänglich verursacht das Drehen des Ankers wenig Anstrengung; je mehr aber Magnetismus und Strom sich steigern, um so schwerer wird das Drehen, um so mehr mechanische Arbeit verschlingt

dann auch die Maschine in der Sekunde, um sie als elektrischen Strom nach außen abzuliefern.

Das eine Uebel, das vom Gebrauche permanenter Magnete sich herleitete, war nun gründlich geheilt, nicht so das andere, welches in dem ruckweisen, ungleichmäßigen Strömen der Elektricität seinen Grund hatte. Wo es sich um die Hervorbringung von Wechselströmen handelte, die ja ihrer Natur nach eine beständige Aenderung des Stromes besagen, hatte dieser zweite Uebelstand wenig oder nichts zu bedeuten. Es genügte in diesem Falle zur Erreichung einer gleichmäßigen Wirkung im Arbeitskreise z. B. eines gleichmäßigen elektrischen Lichtes, die einzelnen Stromstöße sehr schnell aufeinander folgen zu lassen. Dieses aber konnte durch Vermehrung der Elektromagnete, sowohl derjenigen zur Erzeugung des magnetischen Feldes, als auch derjenigen im Anker, leicht erreicht werden.

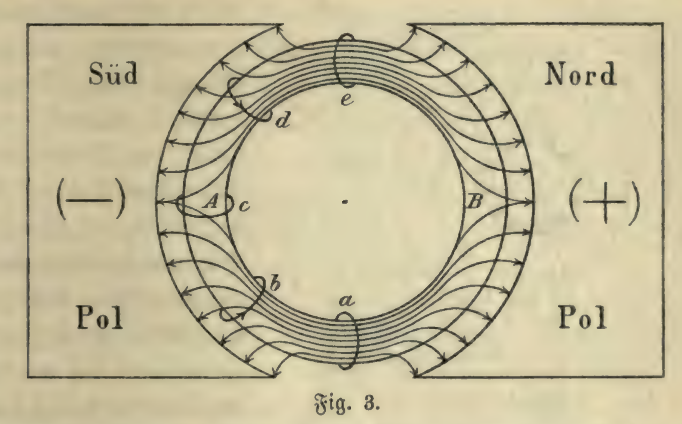


Fig. 3.

Wesentlich anders lag jedoch die Sache bei Gleichströmen; sie vertrugen sich nicht mit so raschen Aenderungen, wie sie auch noch die ersten dynamoelektrischen Maschinen ergaben. Ein ausgezeichnetes Mittel zur Abhilfe auch nach dieser Richtung hatte der Italiener A. Pacinotti schon im Jahre 1860 nicht etwa bloß vorgeschlagen, sondern auch in einer, wenn auch kleinen, Maschine thatsächlich erprobt. Die Kenntniß seiner Erfindung drang aber so wenig in weitere Kreise, daß selbst wenige in Italien davon wußten und es eines zweiten Erfinders in der Person eines Möbelschreiners der Gesellschaft „L'Alliance", Namens Z. T. Gramme, bedurfte, der im Jahre 1871 dieselbe Idee verwirklichte und ihr alsbald auch Eingang in der Praxis verschaffte. Diese Neuerung besteht in der eigenthümlichen Einrichtung des Ankers, die man mit der Bezeichnung des „Gramme'schen Ringes" belegt hat. Seither hat dieser Ringanker, sowie seine Abart,

der Trommelanker an der dynamoelektrischen Maschine, „Dynamomaschine“, wahre elektrische Wunder gewirkt.

Was ist nun dieser Gramme'sche Ring? Seine Construction ist im ganzen einfach, weniger seine Wirkungsweise. Fig. 4 gibt ein schematisches Bild des Ringankers. Seinen Kern a b c d bildet ein Bündel aus weichen Eisendrähten oder aus eisernen Blechstreifen. Um diesen Kern ist isolirter Kupferdraht in mehreren Lagen gewunden, so daß die ganze Wicklung eine in sich geschlossene Strombahn darstellt. In gleichen Abständen zweigen sich von der Umwicklungsrolle, leitend mit ihr verbunden, Drahtstücke zu einem kleinern Cylinder, e g f, aus isolirendem Material, zu dem „Collector“ ab. Dieser sitzt fest auf der Drehachse (A) des Ankers, während der umwickelte Eisenring von derselben durch mehrere Stützen getragen wird. Auf dem Umkreis des Collectors sind Kupferstreifen parallel zur Achse, aber voneinander isolirt angebracht. Sie nehmen die vom äußern Ringe kommenden Drahtzweige auf und dienen dem Ankerstrom als Abzugskanäle zu den Bürsten B_1 und B_2, da letztere, aus Kupferblechstreifen oder aus Bündeln feinen Kupferdrahtes gebildet, durch Federkraft fortwährend auf den Collector drücken und bei dessen Drehung über alle seine Metallstreifen der Reihe nach, mit ganz kurzen Unterbrechungen, hinschleifen. Das System aus Ankerkern und Ankerwicklung sitzt in der Höhlung der Polschuhe der Magnete und muß den Raum möglichst ausfüllen. Der Collector liegt unmittelbar davor.

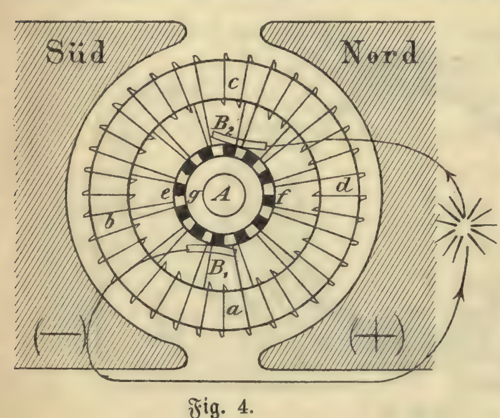


Fig. 4.

Um das verwickelte Spiel der elektromotorischen Kraft während der Drehung des Ankers im magnetischen Felde besser zu verstehen, betrachten wir mit Bezug auf Fig. 3 den Vorgang, welcher sich ergibt, wenn eine einzelne kreisförmige Schlinge von Kupferdraht über einen im magnetischen Felde befindlichen Ring aus weichem Eisen geschoben wird. Wäre in dem cylindrischen Magnetfelde kein Eisenring vorhanden, so würden die Kraftlinien parallel vom Nordpol zum Südpol laufen, das Feld würde, wie der Techniker sagt, ein „homogenes“ sein. Sobald wir aber den Ring aus weichem Eisen in das Feld bringen, zieht das Eisen, dank

seiner hohen „magnetischen Permeabilität“, die Kraftlinien alle — oder doch weitaus die meisten — in sich hinein. Sie legen sich ähnlich, wie die Pfeillinien der Fig. 3 es andeuten. Lassen wir nun die Kupferschleife von a aus gegen e sich verschieben, so erkennen wir sofort, daß zwischen a und c die Zahl der durchgehenden Kraftlinien sich vermindert, von c bis e aber in demselben Verhältnisse wieder wächst. Es ist ferner die Richtung der durch die Schleife gehenden Kraftlinien auf dem Wege zwischen a und c entgegengesetzt derjenigen zwischen c und e. Wenden wir nun hierauf die oben (S. 50) mitgetheilten Gesetze an, so finden wir, daß in der Schleife während der Bewegung von a bis e ein Strom von gleichbleibender Richtung, nämlich von derjenigen des Pfeiles bei b und d, fließt. Die Stromstärke unterliegt jedoch mehrmaligen Schwankungen und ist Null beim Uebergang über die Stellen a und e, weil an diesen die Zahl der Kraftlinien weder zu- noch abnimmt, davon aber allein der Werth der elektromotorischen Kraft abhängt. — Bewegen wir jetzt die Schleife weiter über die andere Hälfte des Eisenringes, von e über B nach a, so nimmt der elektrische Strom in der Schleife von e an die entgegengesetzte Richtung, um sie bis a beizubehalten. — An diesem ganzen Ergebniß wird nichts geändert, wenn wir, anstatt die Schleife über den ruhenden Ring zu schieben, die Schleife an ihrer Stelle sitzen lassen, aber den Ring um die centrale Achse drehen.

Nach dem Gesagten wird der Leser unschwer sich vorstellen können, was geschehen wird, falls wir den ganz mit Draht umwickelten Eisenring zwischen den beiden Magnetpolen drehen. Wir können jede einzelne Drahtwindung als eine Schleife betrachten. Die elektromotorische Kraft wirkt während einer Umdrehung des Ringes auf jede Windung gerade so, wie vorher auf die einzeln gedachte Schleife. Weil aber die Enden der Windungen nicht wie bei dieser unter sich, sondern mit den vorhergehenden und nachfolgenden Windungen verbunden sind, so kreist der Strom nicht in der einzelnen Windung, er ergießt sich vielmehr jetzt beständig aus jeder Windung heraus in die benachbarten Windungen hinein. Das Gesammtergebniß ist jetzt ein Strom als Summenwirkung der in jedem Augenblicke auf alle einzelnen Windungen ausgeübten elektromotorischen Kräfte. Aus den Windungen links zwischen a A e stürzt ein Summenstrom in der Richtung e A a gegen a, auf der rechten Seite ein solcher in der Richtung e B a ebenfalls auf a hin. Beide Ströme sind zwar ihrer Stärke nach nicht, wie es auf den ersten Blick erscheinen könnte, gleich groß; sie heben sich jedoch, wenn sie nur in der Ringwicklung sich bewegen, gegenseitig

größtentheils auf und verwandeln sich in schädliche Wärme. Gelänge es, die beiden Ströme fortwährend bei a und e, dort wo der Richtungswechsel sich vollzieht, nach außen abzuleiten, dann würden beide Ströme, anstatt sich gegenseitig zu vernichten, als gleich gerichtete Ströme nach außen sich ergießen und sich nur gegenseitig verstärken. Dieses wird nun thatsächlich durch die Anbringung des Collectors (Fig. 4, e g f) angestrebt und um so vollkommener erreicht, je mehr Kupferstreifen auf ihm angebracht sind und je weniger die Bürsten auf den isolirenden Lücken zu verweilen haben oder zwei benachbarte Kupferstreifen leitend verbinden. Denn durch beides werden die beiden inneren entgegengesetzten Ströme gezwungen, vorübergehend sich entgegenzuwirken. Schon mit 32 Kupfersegmenten auf dem Collector liefert der Gramme'sche Ring einen Strom von solcher Gleichförmigkeit, daß er in dieser Beziehung praktisch die Ströme der galvanischen Batterien ersetzen kann.

Wir haben jetzt die wesentlichen Theile der Gleichstrom-Dynamo kennen gelernt und gesehen, wie sie zusammenwirken, um mechanische Bewegung in elektrischen Strom umzugestalten [1]. Fassen wir den ganzen Vorgang

---

[1] Für diejenigen, welchen eine schärfere Fassung der quantitativen Verhältnisse erwünscht sein sollte, wollen wir auf Grund der Gesetze der elektrischen Induction im magnetischen Felde (S. 50) eine solche ganz kurz und einfach ableiten. Die Größe der elektromotorischen Kraft wird für eine einzelne Windung in absolutem Maße gegeben durch den Quotienten der Vermehrung oder Verminderung der Zahl der Kraftlinien, dividirt durch die Zeit, in der sie sich vollzog. Ist nun F die Größe der Fläche, mit welcher sich auf beiden Seiten Polschuh und Anker gegenüberstehen, bezeichnet ferner H die mittlere Intensität des magnetischen Feldes, d. h. die Zahl der Kraftlinien pro Flächeneinheit (= 1 qcm), so ist die Kraftlinienzahl des ganzen wirksamen Feldes gleich H F. Diese vertheilt sich gleichmäßig auf die beiden Ringhälften, so daß auf jede die Zahl $\frac{H F}{2}$ entfällt. Während einer Umdrehung tritt aber letztere Zahl in jede Windung 2mal ein und 2mal aus ihr aus; dabei wirkt sie bezüglich des entstehenden Gesammtstromes jedesmal im gleichen Sinne elektromotorisch. Es ist also die Größe der Aenderung der Kraftlinienzahl $= \frac{4 H F}{2}$. Die elektromotorische Wirkung während 1 Umdrehung ergibt sich aus der Tourenzahl (n), d. h. der Zahl der Umdrehungen während 1 Minute. Demnach wirkt auf die einzelne Windung während 1 Umdrehung die elektromotorische Kraft

$$= 2 F H \frac{n}{60} \text{ absolute Einheiten oder } = 10^{-8} . 2 F H \frac{n}{60} \text{ Volt (S. 49).}$$

Ist endlich N die Zahl der Drahtwindungen auf einer Ringhälfte, so erhalten wir die totale im Ringanker während 1 Umdrehung wirksame elektromotorische Kraft (E), wenn wir obigen Werth mit N multipliciren. Es ist somit

$$E = 2 H F N \frac{n}{60} \text{ absolute Einheiten oder } = 10^{-8} . 2 H F N \frac{n}{60} \text{ Volt.}$$

nochmals kurz zusammen. Nothwendige Vorbedingung für das Wirken der Dynamo ist eine Spur von Magnetismus im weichen Eisen der Schenkel und die Drehung des Ankers. Die Dreharbeit allein ist die Quelle der von der Maschine gelieferten Stromenergie. Mit dem Drehen beginnt auch sofort das Fließen der Elektricität: erst unmerklich schwach, dann stärker und stärker, rasch bis zu einer maximalen Intensität anschwellend, deren Grenze durch die Beschaffenheit der Maschine und die Drehgeschwindigkeit bestimmt wird. Die mechanische Bewegung weckt unmittelbar den Strom des Ankers, und mittelbar durch diesen den Magnetismus der Schenkel, und nöthigt beide, mit Kraft sich ihnen entgegenstemmend, zur Aufrechterhaltung des Zwangszustandes in der Maschine zusammenzuwirken, welcher in dem schließlich entwickelten magnetischen Felde besteht und es ermöglicht, eine unbegrenzte Verwandlung mechanischer Energie in elektrische auszuführen. In der Natur dieses Vorganges liegt es also begründet, daß die Dynamo ihre elektrische Kraft nur geltend machen kann, wenn die Anker- und die Schenkelwicklung zu einem geschlossenen Stromkreise vereinigt werden. Denn der elektrische Strom, der immer ein in sich geschlossenes Strombett voraussetzt, muß ja erst das wirksame magnetische Feld und damit die Möglichkeit einer elektromagnetischen Induction, einer elektromotorischen Wirkung schaffen. Darin unterscheidet sich die Dynamo wesentlich von den magnetelektrischen Maschinen und den galvanischen Batterien, in welchen, auch ohne daß ein Strom kreist, bedeutende „Potentialdifferenzen" oder „elektrische Spannungen", d. h. kräftige elektrische Verschiebungen mit Anstauung positiver und negativer elektrischer Ladung an den beiden Enden des *geöffneten* Stromkreises (den sogen. „Polen") durch die elektromotorische Kraft bewirkt werden.

Selbstverständlich erzeugt man den elektrischen Strom nicht dazu, um ihn nur durch die Anker- und Schenkelwicklung zu jagen — das hieße nicht bloß die aufgewandte Dreharbeit sinnlos vergeuden, sondern auch der Maschine selbst nur schaden. Zweck des Stromes ist nützliche Arbeit, bestehe diese nun in Lichterzeugung, in chemischer oder mechanischer Arbeit oder anderem, innerhalb jenes Theiles des Stromkreises außerhalb der Maschine, welchen man den „äußern" oder den „Arbeitskreis" nennt. Es übt die Art dieser Arbeit eine bedeutende Rückwirkung auf den Vorgang in der Maschine selbst aus. Nach dem Ohm'schen Gesetz ist der elektrische Strom wesentlich abhängig von dem Widerstande, welchen er auf seinem Wege findet; unter Widerstand hat man aber nicht allein den Leitungswiderstand im engern Sinne zu verstehen, sondern alles, was die Stromstärke des Stromes bei

gleichbleibender elektromotorischer Kraft in der Maschine herabsetzt. Da andererseits der elektrische Strom nur insofern zu nützlicher Arbeit veranlaßt werden kann, als ihm Widerstand entgegengestellt wird, so besagt Einschaltung eines Arbeitskreises immer auch eine Vermehrung des Widerstandes, welcher durch die Anker- und Schenkelwicklung der Maschine geboten wird. Vermehrung des Widerstandes bedeutet aber soviel als Verminderung der Stromstärke, und Verminderung der Stromstärke soviel als Verminderung der elektromotorischen Kraft im Anker, sowie der Wirksamkeit der Maschine überhaupt. Ist eine Dynamo für eine Arbeitsleistung von bestimmtem Werthe passend construirt, so verträgt sie eine Belastung mit mehr Arbeit nicht und wird übermüthig bei geringerer Inanspruchnahme, d. h. liefert zuviel Strom und vergeudet ihn ohne allen Nutzen.

Dieser Umstand bereitete der Dynamo anfangs nicht geringe Verlegenheiten. Wurden z. B. in einem Arbeitskreise für Beleuchtung einzelne der Lampen ausgeschaltet, so schwoll der elektrische Strom infolge hiervon zu solcher Stärke an, daß die übrigen noch brennenden Lampen wegen Zerstörung des Kohlenfadens ruinirt wurden; schaltete man umgekehrt zu den schon brennenden Lampen noch eine Reihe anderer, so wurde dadurch der Strom übermäßig schwach, und die Lampen gaben ein klägliches Licht. In der That ist diejenige Art der Dynamomaschine, welche wir ihrer Einfachheit wegen bisher allein in Betracht gezogen haben und welche als „Hauptschluß-Maschine“ von den anderen Gleichstrommaschinen unterschieden wird, nicht im Stande, Arbeitskreise mit elektrischer Energie zu versehen, in welchen die Anforderungen bedeutenden Schwankungen unterliegen, während sie sich überall ausgezeichnet bewährt, wo wenig veränderliche Leistungen verlangt werden, wie bei galvanoplastischen Arbeiten, bei der Beleuchtung durch eine bestimmte Zahl von Bogenlampen auf öffentlichen Plätzen, bei Kraftübertragungen u. a. m. Um die Dynamo auch für beträchtliche Schwankungen im Arbeitskreise anpassungsfähig zu machen, kommen zwei Mittel zur Anwendung: man gibt ihr entweder „Nebenschluß“- oder „Doppelschluß“-(Compound-)Wicklung.

Während Fig. 1 die Hauptschlußmaschine schematisch darstellt, sinnbildet Fig. 2 die Nebenschlußmaschine. Das Eigenthümliche des Nebenschlusses liegt in der Zweitheilung des durch die Bürsten a und b aus dem Anker fließenden Stromes. Der eine Theilstrom umkreist nur die Schenkel l_1 und l_2 und hat für deren Magnetisirung zu sorgen. Der andere speist den Arbeitskreis a e d. Durch diese Theilung wird allerdings jeder der Theilströme bei geringem Widerstand im Arbeitskreise schwächer

als bei Hauptschlußwicklung; dem ist jedoch leicht dadurch abzuhelfen, daß man die Drahtwindungen um die Schenkel etwas zahlreicher nimmt. Man hat jetzt aber den gewaltigen Vortheil gewonnen — und dieses ist das allein Maßgebende bei Wahl des Nebenschlusses —, daß eine stärkere Belastung der Maschine dieselbe nicht mehr arbeitsunfähig macht. Im Gegentheil, ihre Kraft wird dadurch gesteigert. Denn nach dem allgemeinen Verzweigungsgesetz der elektrischen Ströme vertheilt sich ein Strom auf verschiedene Leitungsbahnen im umgekehrten Verhältniß ihres Widerstandes. Es wird demnach, wenn im Arbeitskreis der Widerstand zunimmt, ein größerer Bruchtheil des Ankerstroms den Schenkeln zufließen und denselben einen kräftigern Magnetismus verleihen. Damit erhöht sich aber gleichzeitig die Wirksamkeit des magnetischen Feldes und die elektromotorische Kraft beim Drehen. Werden im Arbeitskreis eine Reihe von Glühlampen ausgeschaltet, so ändert dieses das Leuchten der übrigen nicht, weil die Maschine jetzt auch entsprechend weniger elektrische Energie an den Arbeitskreis abliefert. Ebenso können unbeschadet dem Lichte der bereits brennenden Lampen neue dem Strome eingefügt werden; denn es strengt sich dann die Dynamo um ebensoviel mehr an, als die Vergrößerung der zu versehenden Arbeit verlangt.

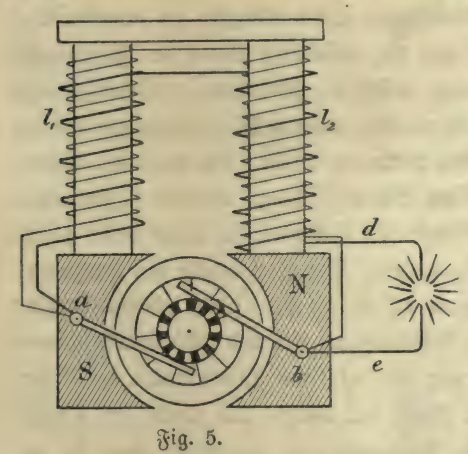


Fig. 5.

Die „Doppelschlußmaschine" („Maschine mit gemischter Wicklung", „Compoundmaschine") vereinigt in sich bis zu einem gewissen Grade die Eigenheiten der Haupt- und der Nebenschlußmaschine. Ihre Schenkel l_1 und l_2 (Fig. 5) tragen eine doppelte, gemischte Drahtumwicklung. Die eine derselben besteht aus dünnerem Draht und aus zahlreicheren Windungen, geht von der Bürste a zu den Schenkeln und dann zur Bürste b. Die andere Leitung aus dickerem Draht läuft ebenfalls von der Bürste a aus und schlingt sich erst um die Schenkel; bevor sie aber zum Anker durch die Bürste b zurückkehrt, durchzieht sie das ganze Arbeitsfeld. Auch diese Anordnung der Leitungsdrähte macht die Maschine innerhalb gewisser Grenzen unabhängig von den Aenderungen des Widerstandes im Arbeitskreis. Nimmt dieser zu, so tritt sofort mehr Elektricität als

zuvor in die Bahn des dünnern Drahtes. Da die Magnetisirung des Schenkeleisens aber im geraden Verhältnisse der Zahl der Windungen multiplicirt mit der Stromstärke wächst, so wird auf diese Weise wieder durch die Steigerung des äußern Widerstandes die elektromotorische Kraft zu ausgiebigerer Wirkung angetrieben. Die Doppelschlußwicklung kann noch in mehreren anderen Arten ausgeführt werden und gestattet, die Dynamomaschine nach den verschiedensten Seiten hin den von ihr geforderten Leistungen anzupassen. Je nachdem der Doppelschluß vorgenommen wird, ermöglicht er, entweder die Stromstärke trotz der Aenderungen im Arbeitskreis auf gleicher Höhe zu halten („Gleichstrom-Doppelschluß") oder auch die sogen. „Klemmenspannung" (= Potentialunterschied), d. h. den Unterschied der elektrischen Spannung an den beiden Bürsten und damit das totale Stromgefälle vor unliebsamen Schwankungen zu bewahren.

Wir haben im obigen nur auf die einfachsten Arten der Zusammenstellung einer Gleichstrom-Dynamo Rücksicht genommen. Schenkel und Anker lassen sich aber in noch gar mancher andern Weise zusammenordnen, zumal, wenn die Zahl der ersteren vermehrt wird. Es kann der Ankerring auch um die radial gestellten Schenkel gelegt werden („Innenpolmaschinen"); statt des Ringes können die Schenkel, ja sogar beide gleichzeitig, in entgegengesetzter Richtung rotiren. Das Wesentliche des Vorganges bei der Stromerzeugung wird durch all dieses nicht im mindesten berührt und entspricht genau den gegebenen Erklärungen. Ein und dasselbe Maschinenmodell kann durch bloße Aenderung der relativen Dimensionen der Eisenmassen, sowie durch eine andere Wahl der Länge und Dicke der Drahtwicklungen zu einer geänderten Wirkungsweise veranlaßt und so den verschiedensten Anforderungen genau entsprechend hergestellt werden. Fürwahr, wenn man all die mannigfaltigen Gleichstromtypen, die allein auf der Ausstellung zu Frankfurt beisammen waren, ins Auge faßt und all die Verrichtungen betrachtet, zu denen sie sich in geschicktester Weise hergaben, so könnte man versucht sein zu fragen: Wozu denn noch Wechselstrom- oder gar Drehstrommaschinen? Und doch muß es Dinge geben, die der Gleichstrom weniger gut bewältigt. Denn nicht umsonst sehen wir den längst todtgesagten Wechselstrom große Gebiete sich erobern und in einer ganz neuen, Aufsehen erregenden Gestalt die Bühne der Technik betreten.

(Schluß folgt.)

L. Dressel S. J.

Blasius Pascal.

Ein Charakterbild.

(Fortsetzung.)

Geboren am 7. Januar 1620, vertrat Gilberte als die Aelteste schon frühzeitig Mutterstelle an den jüngeren Geschwistern. Nahm sie auch mit dem Bruder theil an der gelehrten Erziehung ihres Vaters, so zeigte doch ihr Geist nicht jene außerordentliche Flugkraft, wie der des Bruders oder der jüngern Schwester Jaqueline, deren erste Erzieherin sie selbst wurde. Auch später blieb Gilberte als die einzig Verheiratete der Mittelpunkt der Familie und die sorgsame Pflegerin des Bruders. Sie war im Ganzen eine für ihre Zeit sehr gebildete, dabei außerordentlich willenskräftige und vernünftige Hausfrau, die sich von den Damen des „großen Jahrhunderts" sehr wohlthuend unterscheidet. Daß ihre begeisterte Liebe für den Bruder keine ausschließliche war, zeigen uns die Aufzeichnungen über die jüngere Schwester. Die Ausdrucksweise ist hier ebenso „nach oben abgerundet", wie bei denjenigen über Blasius.

„Meine Schwester (Jaqueline) wurde zu Clermont am 5. October 1625 geboren, und da ich sechs Jahre älter war als sie, so erinnere ich mich, daß, als sie anfing zu sprechen, sie auch Zeichen eines außerordentlichen Geistes gab. Außerdem war sie vollendet schön und von milder, heiterer, äußerst angenehmer Gemüthsart, so daß sie geliebt und gehätschelt wurde, wie nur ein Kind es sein kann. Mein Vater zog sich im November 1631 nach Paris zurück und führte uns alle dorthin. Meine Schwester hatte damals sechs Jahre, war immer schön und ganz und gar liebenswürdig wegen der Vorzüge ihres Geistes und Charakters. Diese Eigenschaften bewirkten, daß man sie überall haben wollte und sie infolgedessen kaum jemals bei uns weilte.

„Man begann ihr das Lesen in ihrem siebenten Jahre beizubringen, und da mein Vater mich mit dieser Arbeit betraut hatte, so fand ich dabei nicht geringe Schwierigkeiten. Sie hatte nämlich eine große Abneigung gegen das Lernen, und ich mochte thun, was ich wollte, so konnte ich doch nie dahin gelangen, daß sie komme und ihre Aufgabe aufsage. Endlich las ich eines Tages zufällig aus einem Buche Verse laut vor; diese Cadenz gefiel ihr so, daß sie mir sagte: ‚Wenn du mich lesen lassen willst, so lasse mich in einem Buch mit Versen lesen, dann werde ich dir meine Lection sagen, so viel du willst. Ich war darüber sehr erstaunt, weil ich nicht glaubte, ein Kind von sieben Jahren könne Verse von Prosa unterscheiden[1]; ich that aber, was sie

[1] Man bedenke, daß es sich um französische, also nicht scandirte Verse handelt.

wünschte, und so lernte sie in der That nach und nach lesen. Seit jener Zeit sprach sie immer von Versen, lernte bei ihrem ausgezeichneten Gedächtniß eine Unmasse auswendig, wollte die Regeln derselben kennen lernen, und begann in ihrem achten Jahre, ehe sie noch lesen konnte, selbst deren zu machen, die nicht schlecht waren. Daraus ersieht man, daß diese Neigung ihr angeboren war.

„Sie hatte übrigens um jene Zeit zwei Gefährtinnen, die sie nicht wenig darin bestärkten. Es waren dies die Töchter der Madame Saintot, welche selbst Verse verfaßten, obgleich sie nicht viel älter waren als sie.

„Im Jahre 1636 machte mein Vater eine Reise nach der Auvergne, wohin er mich mitnahm, während Madame Saintot auf ihre Bitten hin meine Schwester so lange zu sich nehmen durfte. Die drei kleinen Mädchen wollten nicht unbeschäftigt bleiben und gaben sich daran, eine Komödie zu schreiben, deren Plan sie selbst entwarfen und in Versen ausführten, ohne daß irgend jemand ihnen im geringsten behilflich gewesen wäre. Es war ein Stück in fünf Acten, die nach den Regeln der Kunst in Scenen eingetheilt waren. Sie spielten es denn auch selbst zweimal, wozu sie die übrigen Spieler sich auswählten und ein großes Publikum einluden. Alle wunderten sich, wie Kinder die Kraft gehabt, ein ganzes Stück zu machen, und man fand im einzelnen eine Menge hübscher Stellen, so daß diese Komödie während einer geraumen Zeit das Gespräch von ganz Paris bildete.

„Meine Schwester fuhr fort, über alles, was ihr in den Sinn kam, sowie über alle außerordentlichen Vorkommnisse Verse zu machen. Als man zu Anfang des Jahres 1638 der guten Hoffnung der Königin sicher war, schien ihr dies ein schöner Stoff, und so zögerte sie denn auch nicht, ein Gedicht darüber zu schreiben, das wirklich das beste war, welches sie bisher zu Stande gebracht. Wir wohnten während jener Zeit ziemlich nahe bei Monsieur und Madame de Morangis, welche so viel Freude an dem liebenswürdigen Kinde hatten, daß fast kein Tag vorüberging, ohne daß meine Schwester bei ihnen gewesen wäre. Madame de Morangis war entzückt, zu sehen, daß sie Verse über die Hoffnung der Königin gemacht hatte und sagte, sie wolle meine Schwester mit nach St. Germain nehmen und der Königin vorstellen. In der That führte sie dieselbe an den Hof, und da sie bei ihrer Ankunft die Königin beschäftigt fanden, so kam alles herzu, die Kleine auszufragen und ihre Verse zu sehen. Mademoiselle [de Montpensier], die damals noch sehr jung war, sagte ihr: ‚Da du so gut Verse machst, so mache auch welche auf mich.‘ Da zog sie sich ruhig in eine Ecke zurück und machte auf Mademoiselle ein Epigramm, welches solche Dinge enthielt, die wohl erkennen ließen, sie habe die Verse nicht fertig mitgebracht; denn es kam auch darin vor, wie Mademoiselle ihr den Befehl zu dichten gegeben hatte. Als Mademoiselle sah, wie schnell das ging, sagte sie zu meiner Schwester: ‚Mach' nun eins auf Madame de Hautefort.‘ Sofort machte sie eines auf die genannte Dame, dem man ebenfalls ansah, daß es frisch erfunden war, obwohl es sich sehr hübsch ausnahm. Als man kurze Zeit darauf Erlaubniß erhielt, in das Gemach der Königin zu treten, führte Madame de Morangis sie dorthin. Die

Königin war sehr erstaunt über ihre Verse, meinte aber anfangs, sie seien nicht von ihr, oder man habe ihr wenigstens viel dabei geholfen. Auch die Uebrigen, welche zugegen waren, theilten diese Ansicht, bis ihnen Mademoiselle jeden Zweifel dadurch benahm, daß sie ihnen die zwei Epigramme zeigte, welche das Kind soeben auf ihr Geheiß gemacht hatte. Dieser Umstand vermehrte die Bewunderung aller, und sie war seit jenem Tage häufig bei Hof und immer geliebkost von dem König, der Königin, Mademoiselle und allen jenen, die sie sahen. Sie hatte sogar die Ehre, die Königin zu bedienen, wenn diese allein aß, wobei Mademoiselle die Stelle eines ersten Hausmeisters einnahm.

„Außer den Versen machte sie hundert andere hübsche Dinge, indem sie z. B. ihren Gespielinnen die schönsten Briefchen von der Welt schrieb. Schlagendere Antworten als die ihrigen kann man sich nicht denken. Dieses alles that indes nicht im mindesten der Heiterkeit ihres Gemüthes Abbruch; aus vollem Herzen war sie mit den anderen Kindern bei allen Spielen ihres Alters und hatte ohne Unterlaß ihre Puppen zur Hand, sobald sie allein war. . . .

„Im September 1638 hatte sie die Pocken, welche sie an den Rand des Grabes brachten. Mein Vater vergaß daher alle seine Bedenken und Befürchtungen[1] und sagte, er wolle in seinem Hause sein, um mit eigenen Augen den Verlauf der Krankheit zu verfolgen, möge daraus entstehen, was da wolle. Und in der That, er verließ sie auch nicht einen Augenblick, indem er sogar im Krankenzimmer schlief. Sie genas endlich, war aber ganz und gar ihrer Schönheit beraubt. Sie zählte damals dreizehn Jahre, und ihr Geist war entwickelt genug, um die Schönheit zu lieben und über ihren Verlust zu trauern. Trotzdem war sie keineswegs von diesem Unglück bewegt, betrachtete es im Gegentheil als eine Gunstbezeigung des Himmels und machte ein Gedicht darüber, um Gott zu danken, in welchem sie unter anderem auch sagt, sie betrachte die Pockennarben als die Hüter ihrer Unschuld und als das untrügliche Zeichen, daß Gott ihr diese erhalten wolle. Das kam ihr alles aus dem eigensten Herzen ohne fremde Anregung. Da sie außer Stande war, in Gesellschaft zu gehen, so brachte sie den ganzen Winter im Hause zu und langweilte sich nicht im mindesten, weil sie sich angelegentlichst mit ihren Puppen und sonstigen Schätzen beschäftigte."

Mit Ausnahme der Komödie sind uns alle die erwähnten Verse Jaquelinens aufbewahrt. Sie wurden zum Theil im Jahre 1638 unter dem Titel „Vers de la petite Pascal" gedruckt, um an Freunde und Bekannte verschenkt zu werden, „da es schwer gewesen wäre, die Neugierde einer zu großen Anzahl von Personen zu befriedigen, welche dieselben ohne andern Grund zu haben wünschten, als weil sie die Arbeit eines elfjährigen Mädchens sind". Auch die kleine Sammlung war der Königin in einer Prosaepistel der kindlichen Dichterin gewidmet. Diese Epistel ist

[1] Vgl. unten S. 195.

wahrlich nicht schlechter als ihresgleichen aus berühmten Federn, zeichnet sich im Gegentheil durch eine kindliche Bescheidenheit und Nüchternheit vor vielen anderen aus. Die Verse selbst haben ebenfalls nichts, was sie als Arbeit eines elfjährigen Kindes erkennen läßt; ein Erwachsener würde ohne wirkliche Dichtergabe das alles kaum besser, vernünftiger, kürzer und bezeichnender sagen, und zumal das Gedicht an die Königin ist mit einer überraschend unbefangenen Begeisterung behandelt. Es spricht aus allem eine große Frühreife nach jeder Hinsicht. Wirklich poetischen Hauch verrathen übrigens drei Gedichte, die an Gott gerichtet sind: zwei, um ihm für die Gabe der Poesie zu danken, und das dritte über die Pocken.

Es ist wirklich auffallend, in einem Hause zwei solchen Wunderkindern wie Blasius und Jaqueline zu begegnen, deren Anlagen zudem noch die entgegengesetzte Richtung nehmen — ein Knabe, der im zwölften Jahre die Geometrie wieder erfindet, mit dreizehn Jahren die bevorzugtesten Mathematiker seines Landes auf Fehler aufmerksam macht, mit sechzehn eine Abhandlung über Kegel schreibt, — und eine Schwester, die mit zehn Jahren eine Komödie, mit elf Gedichte an und über die Königin verfaßt, Lieder und Hymnen dichtet; in der That, Stephan Pascal muß sich bisweilen bei aller Bescheidenheit als der glücklichste Vater der Welt vorgekommen sein. Die Heimsuchung ließ indes ebenfalls nicht auf sich warten.

Als der Vater mit seiner kleinen Familie von Clermont nach Paris kam, legte er sein bedeutendes Baarvermögen in Renten auf das Pariser Stadthaus an, die ihm in ruhigen Zeiten ein glänzendes Auskommen sicherten. Durch die unglückliche Wendung des Krieges mit Spanien war aber damals die französische Regierung in Geldverlegenheit gerathen, der man durch allerlei Mittel eben abzuhelfen suchte, wie man konnte. Unter anderem beschloß man auch kurzer Hand eine Herabsetzung der Stadthausrenten, wodurch viele Unterthanen mit einem Schlage sehr schwer in ihrem Eigenthume betroffen und zur entschiedenen Wahrung ihrer Rechte gezwungen wurden. Mit 400 anderen Rentnern einigte sich Stephan Pascal, dem Siegelbewahrer Seguier Vorstellungen über den Schritt der Regierung zu machen. Diese Vorstellungen waren so lebhaft und drohend („il se dit ce jour-là des paroles, et même on y fit quelques actions un peu violentes et séditieuses“, sagt Gilberte in ihren Aufzeichnungen über die Schwester), daß Richelieu es gerathen fand, die Hauptbeschwerdeführer unschädlich zu machen. Pascal erfuhr noch bei Zeiten, daß schon einige seiner Genossen in die Bastille geworfen waren, und hielt es daher für das Beste, sich einem gleichen Schicksal durch eine Reise „in incognito“

nach der Auvergne zu entziehen. In der That erschienen die Häscher auch bald in seiner Wohnung, fanden aber nur die Kinder unter der Obhut der ältesten Schwester. Die Reise muß für den Anfang nicht sehr weit gewesen sein; denn Gilberte erzählt uns, daß der Vater bei seinen Freunden verborgen war, bald bei diesem, bald bei jenem, ohne es indes zu wagen, sein eigenes Haus zu betreten. In dieser Zeit der Prüfung empfing er vielen Trost durch all die Liebenswürdigkeiten des jüngsten Kindes, das er ganz außerordentlich liebte. Diese Liebe ließ ihn auch für die Zeit der Krankheit Jaquelinens alle Befürchtungen vor Entdeckung und Gefangennahme vergessen; sobald aber die Gefahr für das Kind vorüber war, entfernte er sich wieder und hielt sich verborgen.

Da geschah etwas Unerwartetes. Lassen wir den Quellen das Wort, und zwar diesmal der Tochter der Frau Gilberte:

„Im Februar 1639 hatte der Herr Cardinal Richelieu den Einfall, eine Komödie von Kindern aufführen zu sehen. Die Frau Herzogin von Aiguillon, seine Nichte, die er mit der Sache betraut hatte, warf ihre Augen auf meine Tante (Jaqueline), die erst neun Jahre alt war [1], und sandte deshalb einen Edelmann, um mit meiner Mutter (Gilberte), die damals 14½ Jahre zählte und das Haus führte, zu reden. Der Edelmann kam also und sagte, Madame d'Aiguillon bitte sie, ihr ihre Schwester für die Aufführung jenes Stückes zu überlassen, nach dem der Cardinal ein solches Verlangen trage. Meine Mutter aber war so voller Schmerz über die Abwesenheit meines Großvaters (Stephan Pascal), daß sie dem Edelmann sehr natürlich antwortete, der Herr Cardinal mache ihnen nicht so viel Vergnügen, daß sie daran denken sollten, ihm welches zu bereiten. Der Edelmann überbrachte diese Antwort an die Herzogin, welche eine gute und freundliche Dame war. Sie sandte darum auch den Edelmann mit dem Auftrage an meine Mutter zurück, sie kenne die Sorge, in der sie um ihren Vater sei; diese Gelegenheit werde ihm aber ganz gewiß die Rückkehr ermöglichen, sie selbst werde sich dafür bemühen und auch mit dem Herrn Kanzler reden. Nun wurde auch meine Mutter nachgiebiger, bat um die Erlaubniß, mit den Freunden ihres Vaters sprechen zu dürfen, und gab ihm einen Tag an, an welchem er wieder kommen solle. Die Freunde meines Großvaters riethen ihr, auf den Wunsch der Herzogin einzugehen, was sie denn auch that. Darauf bat sie einen berühmten Schauspieler jener Zeit, Mondory, der ebenfalls aus Clermont gebürtig war und seinen Namen von seinem adeligen Pathen, Herrn von Mondory aus eben jener Stadt, angenommen hatte, die Schwester in ihrer Rolle zu unterrichten. Er that das auch vollkommen. Als nun die Komödie aufgeführt werden sollte, versprach die Herzogin meiner Mutter, sie werde das Kind (Jaqueline) dem Herrn Cardinal und dem Herrn Kanzler vorstellen, der

[1] Das ist nicht richtig; sie zählte deren 13; Gilberte zählte 19 Jahre, nicht 14½.

ebenfalls versprochen hatte, dorthin zu kommen. Meine Tante hatte ein Gedicht gemacht, in welchem sie um die Rückkehr ihres Vaters bat. Sobald nun die Komödie, in der sie wunderschön gespielt hatte, zu Ende war, wurde sie dem Cardinal vorgestellt, der sie nahm und auf sein Knie setzte (obwohl sie damals neun Jahre zählte, schien sie deren doch nur sieben alt zu sein), sie liebkoste und ihr aus sich sagte, sie habe ihm ein unendliches Vergnügen gemacht. Da fing das Kind an zu weinen und ihm das Gedicht aufzusagen, das sie gemacht. Er fragte, was das sei. Der Herr Kanzler erklärte ihm, worum es sich handelte. Der Herr Cardinal sagte darauf zum Kinde, er werde mit dem König sprechen; allein der Herr Kanzler versicherte ihm, er selbst könne dem Kinde seine Bitte gewähren, und die Frau Herzogin sprach in demselben Sinne. Da sagte der Herr Cardinal wörtlich: ‚Wohlan mein Kind, melde Deinem Vater, er könne in aller Sicherheit zurückkehren, und ich sei froh, ihn einer so liebenswürdigen Familie wiedergeben zu können.‘ Denn er sah sie alle, meine Mutter, die damals 15 Jahre zählte, wie meinen Onkel (Blasius), der auch sehr jung war, und alle drei vollkommen schön. Da sagte meine Tante (Jaqueline) aus sich, ohne daß jemand daran gedacht hätte, es ihr nahezulegen, zum Herrn Cardinal: ‚Ich habe Ew. Eminenz noch um eine Gnade zu bitten.‘ Der Herr Cardinal erwiederte: ‚Bitte um alles, was Du willst; Du bist zu liebenswürdig, man kann Dir nichts abschlagen.‘ Darauf sagte sie: „Ich bitte Ew. Eminenz, meinem Vater zu erlauben, daß er sich die Ehre gebe, Ihnen für Ihre Güte zu danken.‘ Der Cardinal antwortete: ‚Ich erlaube nicht nur, sondern ich verlange, daß er komme und mir seine ganze Familie mitbringe.‘ Darauf gab er das Kind wieder der Herzogin von Aiguillon und empfahl ihr, alle Schauspielerinnen wohl zu bewirthen, was denn auch großartig ausgeführt wurde.“

So ganz genau scheint diese Erzählung aus zweiter Hand nicht zu sein. Wir besitzen nämlich noch den Brief, in welchem „das Kind“ sich des Auftrages an „den Herrn Vater“ entledigt und diesem den Verlauf der Sache, noch vollkommen unter ihrem Eindruck stehend, berichtet. Das Schreiben ist zu charakteristisch in mehr als einer Beziehung, um hier nicht seine Stelle zu finden.

„Mein Herr Vater, es ist lange her, daß ich Ihnen versprach, Ihnen nicht zu schreiben, wenn ich Ihnen keine Verse zu schicken hätte. Da ich aber keine Zeit hatte, solche zu machen, wegen der Komödie, von der ich Ihnen sprach, so habe ich Ihnen lange nicht geschrieben. Da ich deren aber jetzt gemacht, so schreibe ich Ihnen, um sie Ihnen zu senden und Ihnen den Verlauf dessen zu berichten, was sich gestern im Hotel de Richelieu zugetragen, wo wir die ‚Tyrannische Liebe‘ [1] vor dem Herrn Cardinal aufführten. Ich werde Ihnen Punkt für Punkt erzählen, was geschehen.

---

[1] L'amour tyrannique, Tragikomödie der Scudéry. Die kleine Pascal spielte die Nebenrolle der Cassandra, einer Ehrendame der Königin von Pontus.

„Erstens unterhielt Herr von Mondory [1] den Herrn Cardinal von 3 bis 7 Uhr und redete ihm fast immer von Ihnen, aber in seinem, nicht in Ihrem Namen; d. h. er sagte ihm, daß er Sie kenne, und sprach ihm sehr vortheilhaft über Ihre Tugend, Ihre Wissenschaft und Ihre anderen guten Eigenschaften. Er kam auch auf die Rentengeschichte und sagte ihm, die Dinge hätten sich nicht so zugetragen, wie man ihn habe glauben machen wollen, und Sie seien bloß einmal beim Herrn Kanzler gewesen, und es sei dies bloß zur Beschwichtigung des Aufruhrs geschehen [2]. Zum Beweise dessen erzählte er, wie Sie Herrn Fayet gebeten hätten, Herrn . . . [der Name fehlt] zu mahnen; er sagte ihm auch, daß ich nach der Komödie mit ihm (dem Cardinal) sprechen werde. Kurz, er sagte ihm so viel, daß der Cardinal sich zu der Antwort gezwungen sah: ‚Ich verspreche ihnen, ihr alles zu gewähren, um was sie bittet.‘ Herr von Mondory sagte dasselbe zur Frau von Aiguillon, und diese sagte, daß ihr all dieses sehr viel Herzeleid mache und sie ihrerseits alles thun werde. Das ist alles, was vor der Komödie geschah. Was die Aufführung selbst angeht, so schien sie dem Herrn Cardinal großes Vergnügen zu bereiten, aber hauptsächlich, wenn ich sprach. Er lachte dann ebenso wie alle anderen im Saale.

„Sobald die Komödie gespielt war, stieg ich von der Bühne herab, mit der Absicht, mit Frau von Aiguillon zu sprechen; allein der Herr Cardinal ging bereits fort, und das war der Grund, weshalb ich gerade auf ihn zuging, aus Furcht, diese günstige Gelegenheit zu verlieren, wenn ich erst der Frau von Aiguillon meine Verehrung bezeigte; außerdem drängte mich Herr von Mondory außerordentlich, mit dem Herrn Cardinal zu sprechen. Ich ging also hin und sagte ihm die Verse, die ich Ihnen anbei sende. Er nahm sie mit äußerster Liebe und solchen Liebkosungen auf, daß es nicht zu sagen ist; denn erstens rief er, sobald er mich auf sich zukommen sah: ‚Sieh' da, die kleine Pascal!‘ Dann umarmte und küßte er mich, und während ich ihm meine Verse aufsagte, hielt er mich immer umarmt und küßte mich alle Augenblicke mit Genugthuung, und als ich fertig war, sagte er: ‚Geh, ich gewähre dir alles, um was du mich bittest; schreibe deinem Vater, er möge in aller Sicherheit zurückkehren.‘ Darüber kam auch Frau von Aiguillon dazu und sagte zum Herrn Cardinal: ‚Wirklich, mein Herr, Sie müssen etwas für diesen Mann thun; ich habe von ihm gehört; er ist ein sehr braver und sehr gelehrter Mann; es ist schade, daß er ohne Amt ist. Er hat einen Sohn, der sehr gelehrt in der Mathematik ist und doch nur erst 15 Jahre zählt.‘ Darauf sagte der Herr Cardinal noch einmal, ich solle Sie auffordern, in aller

[1] Höchst wahrscheinlich ist das de Zugabe des Kindes, da wir es hier nicht mit dem adeligen Pathen aus Clermont, sondern mit dem beim Cardinal wohlgelittenen Schauspieler zu thun haben.

[2] Das stimmt nicht genau mit dem, was Tallemant des Réaux erzählt: „Lui (E. Pascal) et un nommé de Bourges avec un avocat au Conseil . . . firent bien du bruit, et à la tête de quatre cents rentiers comme eux, ils firent grand'peur au garde des Sceaux.“ S. Beuve II, 465.

Sicherheit zurückzukehren. Da ich ihn so gut gelaunt sah, fragte ich ihn, ob er es wohl für genehm halte, wenn Sie ihm Ihre Aufwartung machten; er sagte mir, Sie seien ihm willkommen. Später sagte er mir unter anderem: ‚Sag deinem Vater, er solle nach seiner Rückkehr zu mir kommen', und er wiederholte mir dies drei oder vier Mal. Als sich darauf Frau von Aiguillon entfernte, ging meine Schwester, um sie zu begrüßen, und empfing von ihr viele Liebkosungen und wurde gefragt, wo ihr Bruder sei, da sie ihn gern sähe. So führte meine Schwester ihn denn zu ihr; sie machte ihm viele Complimente und zollte ihm großes Lob wegen seiner Wissenschaft. Dann führte man uns in einen Saal, wo es einen großen Vorrath von trockenen Confitüren, Früchten, Limonaden und ähnlichen Dingen gab. Hier machte sie mir solche Liebkosungen, daß es nicht zu glauben ist. Kurz, ich kann Ihnen nicht sagen, wie viel Ehre mir erwiesen wurde; denn ich schreibe Ihnen nur so kurz als möglich. Ich fühle mich dem Herrn von Mondory für alles das außerordentlich verpflichtet, da er sich eine übergroße Mühe gegeben hat. Ich bitte Sie, ihm mit der ersten Post zu schreiben und zu danken; denn er verdient es wohl. Ich selbst fühle mich äußerst glücklich, in einer Art zu einem Ausgang der Dinge geholfen zu haben, der Ihnen angenehm sein muß. Das ist, was mit einer außerordentlichen Leidenschaft gewünscht hat, mein Herr Vater, Ihre sehr demüthige und sehr gehorsame Tochter und Dienerin Pascal. Paris, den 4. April 1639." [1]

Auf diesen Brief hin kehrte Stephan Pascal, der sich damals wirklich in der Auvergne verborgen hielt, sobald als möglich nach Paris zurück und beeilte sich, dem Cardinal auf dessen Landgute zu Rueil seine Aufwartung zu machen. Als dieser hörte, der Vater sei allein da, ließ er ihm melden, er wolle ihn nicht vorlassen, bevor er seine ganze Familie mitbringe. So kam Stephan denn am folgenden Tage mit seinen drei Kindern wieder, wurde außerordentlich freundlich empfangen und hörte vom Cardinal, daß dieser ihn und seine Verdienste kenne und sich glücklich schätze, ihn einer Familie zurückgegeben zu haben, die seine ganze Aufmerksamkeit erfordere. „Ich empfehle Ihnen diese Kinder," sprach Se. Eminenz zum Schluß, „ich will eines Tages etwas Großes aus ihnen machen." [2]

Vorderhand suchte Richelieu gleich den Rath Mondory's zu befolgen und einen so tüchtigen Bürger nicht länger unthätig für das Gemeinwohl zu lassen. Er verlieh ihm daher im Verlauf desselben Jahres noch eine wichtige Stelle in der Steuerverwaltung der Normandie, die seine Uebersiedlung nach Rouen zur Folge hatte.

---

[1] Vgl. Cousin, Jacqueline Pascal. p. 92 ss. — Nach dem Datum dieses Briefes hat die Aufführung nicht im Februar, sondern am 3. April stattgefunden.

[2] Ebendas. S. 79.

Wir haben bisher nahezu ohne Unterbrechung unsere Quellen reden lassen. Werfen wir jetzt einen Rückblick auf die Kindheit und Erziehung des jungen Pascal, so können wir nicht umhin, manche Vorzüge derselben unumwunden anzuerkennen. Was die wissenschaftliche Ausbildung des Knaben durch den Vater anlangt, so ist der Erfolg das beste Zeugniß für die Richtigkeit der Methode wenigstens in diesem Falle, der freilich schon deshalb nicht häufig ist, weil nicht alle Väter und noch weniger alle Kinder sind wie Stephan und Blasius Pascal. Daß aber die Ausbildung eine einseitige war, wird ebenfalls anerkannt werden müssen. Wäre Blasius' Anlage nicht so außerordentlich logisch und verstandesmäßig gewesen, so hätte sicherlich die philosophische Unterredung während und nach Tisch ihn nicht zu dem gemacht, als was er sich später gezeigt hat. Jedenfalls aber haben jene Unterredungen nicht hingereicht, ihm ein selbständiges Urtheil über die ganze Philosophie zu ermöglichen. Dazu gehört ein eigenes, systematisches Studium und wohl auch ein fachwissenschaftlich gebildeter Lehrer. Auf diese philosophischen Tischgespräche aber, die Erlernung der lateinischen Sprache und eines bischen Griechisch beschränkte sich die ganze wissenschaftliche Ausbildung, wenn wir von dem eigentlichen Fachstudium der Mathematik absehen. Für einen ausschließlichen Mathematiker wäre das freilich mehr als genug; allein der Schwerpunkt der Pascal'schen Bedeutung liegt nach der gewöhnlichen Ansicht trotz aller seiner geometrisch-physischen Verdienste auf dem Felde der Moralphilosophie und Religionswissenschaft. Für dieses Gebiet aber war die Vorbildung keine besonders reichliche zu nennen.

Dazu kommt, daß durch das Abgeschlossensein von gleichalterigen Kameraden und den frühen Umgang mit gelehrten Männern auch der Charakter des Knaben sich zu einer unnatürlichen Frühreife entwickelte. Dem spätern Moralkritiker hat die sonnige, wonnige Kinderzeit gemangelt: er ist eigentlich niemals ganz Kind gewesen, und das ist dem Manne nicht gut. Bei aller Betheuerung der Schwester, dem Bruder sei an Ehre und Ruhm nichts gelegen gewesen, sieht der aufmerksame Leser doch, daß bei dem Erziehungssystem sich im Knaben ganz natürlich und unbewußt eine Selbstgenügsamkeit und ein Selbstvertrauen ausbilden mußte, das zu stolz ist, um eitel zu sein, das aber auch sehr leicht in jenen demüthigen Stolz umschlagen kann, vor welchem nur das Gnade findet, was ihm genehm ist.

Daß aber Stephan Pascals Erziehung gerade diese für solche Wunderkinder doppelt nöthige Sorge für den Charakter mehr, als klug

war, außer Acht ließ, das zeigt uns deutlich sein Verhalten gegenüber dem jüngsten Kinde. Daß er diesem Kinde erlaubte, fast ganze Tage außer dem Hause zuzubringen, „so daß sie nur wenig zu Hause war", wo er doch wußte, wie draußen das Kind verhätschelt und verzogen wurde; daß er zu all den Reimversuchen und Geistreichigkeiten des Mädchens seine freudige Zustimmung gab und die kleine Dichterin durch seine Unterstützung in ihrer nothwendigen Selbstgefälligkeit befestigte, daß er überhaupt die eigentlich häusliche Erziehung der beiden jüngeren dem um wenige Jahre ältern Kinde überließ, das spricht, so viel wir urtheilen können, nicht sehr für Allseitigkeit seiner Pädagogik, die der Herzensbildung nicht gleiche Sorgfalt wie der Verstandesentwicklung zuzuwenden schien. Gilberte mag ja ein außerordentlich tüchtiges Mädchen gewesen sein; allein „es gehört viel Einbildungskraft dazu, sich vorstellig zu machen", wie sie „gar Mutterstelle bei zwei Wunderkindern wie Blaise und Jaqueline" vertreten haben soll! [1]

Der frühe Verlust der Mutter, die gespiellose Kindheit und die einseitige Verstandesausbildung sind drei Momente in der Charakterentwicklung Blasius Pascals, welche nicht unterschätzt oder außer Acht gelassen werden dürfen, wenn es sich später darum handelt, die Welt- und Lebensanschauungen des Mannes recht zu verstehen und zu erklären.

---

[1] Dreydorff, Pascal. S. 19.

(Fortsetzung folgt.)

W. Kreiten S. J.

Recensionen.

Die Lehre von der Genugthuung Christi, theologisch dargestellt und erörtert von Dr. **Bernhard Dörholt.** XI u. 517 S. gr. 8⁰. Paderborn, Ferdinand Schöningh, 1891. Preis *M.* 6.

Das Vorwort zu vorstehendem Buche unterrichtet den Leser über die Bedeutung der in demselben abgehandelten Lehre, über die Aufgabe, welche sich der Verfasser gestellt hat, und über die Eintheilung des Werkes. Mit Recht wird bemerkt, daß die Lehre von der Genugthuung Christi einer der wichtigsten und zugleich interessantesten Punkte unserer Theologie ist. „Denn als der eigentliche Mittelpunkt der Soteriologie hat sie nicht nur in sich selbst eine hervorragende Bedeutung, sondern sie verbreitet auch Licht und Klarheit über die ganze Lehre von der Erlösung der Menschen von den Uebeln, welche der Sünde wegen gekommen waren, sowie auch weiterhin über alle diejenigen Lehrpunkte, welche mit der Lehre von der Erlösung in Verbindung stehen." Aber auch praktischen Nutzen verspricht sich der Verfasser von der Behandlung dieser Lehre, und ebenso schön als wahr sind die Worte, mit welchen er dem Seelsorger das Studium derselben ans Herz legt. „In diese Lehre vom Kreuze muß der Seelsorger zuerst recht tief eingedrungen sein, wenn er mit Sicherheit und Kraft, mit Nutzen und wirklichem Erfolge das christliche Volk über diesen einzigen Weg zum Himmel belehren will. Ohne die Uebung der Betrachtung ist ein solches Eindringen freilich nicht möglich; aber für die Betrachtung bedarf er, namentlich in einer so schwierigen Materie, der festen dogmatischen Grundlage, weil er sonst entweder an der Oberfläche haften bleiben oder in solche Anschauungen hineingerathen wird, welche mit der richtigen, durch die Kirche verbürgten Auffassung des Dogma nicht mehr so ganz vereinbar wären."

Demnach hat sich der Verfasser die hochwichtige, aber auch schwierige Aufgabe gestellt, das Dogma von der Genugthuung Christi „nach der Auffassung, dem Verständnisse und der Erklärung, welche dasselbe gemäß der Lehre der Heiligen Schrift bei den heiligen Vätern und den katholischen Theologen gefunden hat, darzustellen und die hauptsächlichsten Fragen, welche hier von theologischem Interesse sind, zu erörtern". Dabei soll auch die geschichtliche Entwicklung des Dogma und seiner theologischen Behandlung, in den Hauptzügen wenigstens, hervortreten. Durchaus sachgemäß ist die Eintheilung des

Gesammtinhaltes in drei Hauptabschnitte, in die Lehre von der Wirklichkeit, von der Nothwendigkeit, von der Vollkommenheit der Genugthuung Christi.

Sehen wir nun zu, wie der Verfasser seine Aufgabe ausgeführt hat. Die Einleitung bietet eine kurze Charakteristik der katholischen Lehre sowie der entgegengesetzten Irrthümer. Dem ersten Hauptabschnitt werden einige „Grundlagen und Voraussetzungen", wie die Begriffserklärungen von Genugthuung und Sünde u. s. w., vorausgeschickt. Sodann folgt der positive Beweis für die Wirklichkeit der Genugthuung Christi aus den Quellen des Glaubens. Was die Schriftlehre über unsern Gegenstand betrifft, so wird mit großer Vollständigkeit und Genauigkeit gezeigt, wie das Centraldogma des Christenthums nach den ersten Anklängen im Paradiese in den Typen des Alten Bundes und in den Weissagungen der Propheten immer deutlicher hervortritt, bis es in seiner Erfüllung vollkommen enthüllt und durch die Apostel der Welt als die frohe Botschaft verkündet wird. Ebenso wird der Beweis aus der Väterlehre mit großer Quellenkenntniß und Gründlichkeit durchgeführt. Da moderne Rationalisten behaupten, die Lehre von der Genugthuung finde sich wenigstens bei den ältesten Vätern nicht ausgesprochen, so hat der Verfasser die Lehre der apostolischen Väter und der Väter des 2. und 3. Jahrhunderts in getrennten Paragraphen mit Berücksichtigung der gegnerischen Umdeutung zur Darstellung gebracht. Ein eigener Paragraph ist der Erklärung jener Stellen gewidmet, wo die Väter zu sagen scheinen, daß der Preis unserer Erlösung dem Teufel dargebracht sei. In dem folgenden Kapitel, „das Genugthuungsdogma und die Vernunft", werden die Einwendungen gegen das Dogma, insbesondere jene, welche die ungläubige Vernunft bis auf die neuesten Bekämpfer des Christenthums, z. B. Ed. von Hartmann, demselben entgegengestellt, einer eingehenden Prüfung unterworfen.

Die vier Kapitel des zweiten Abschnitts behandeln die Nothwendigkeit der Genugthuung Christi in fortschreitender Entwicklung: 1. Ueber die Nothwendigkeit, die dem göttlichen Wirken überhaupt zukommt; 2. über die Nothwendigkeit einer Wiederherstellung des Menschengeschlechtes nach dem Sündenfalle; 3. über die Nothwendigkeit einer Genugthuung zum Zwecke dieser Wiederherstellung; 4. über die Nothwendigkeit einer gottmenschlichen Genugthuung.

Der dritte Abschnitt zeigt die Vollkommenheit der Genugthuung Christi sowohl nach ihrem äußern Umfange als nach ihrem innern Werthe. In ersterer Hinsicht erstreckt sie sich 1. auf alle Menschen; 2. auf alle Sündenschuld der Menschen; 3. auf alle Sündenstrafen, sowohl die ewigen als die zeitlichen. Bezüglich ihres Werthes ist die Genugthuung Christi vollkommen, nicht bloß materiell betrachtet wegen ihrer Gleichwerthigkeit und Superabundanz, sondern auch nach ihrer formellen Seite als Act der Gerechtigkeit, weil sie alle Bedingungen der rigorosen Gerechtigkeit erfüllt. Um die allseitige Vollkommenheit der Genugthuung Christi darzuthun, wird zum Schluß das Leiden der heiligsten Menschheit, wodurch Christus ge-

nugthat, in sich betrachtet. In dieser Hinsicht erweist sich die Genugthuung Christi als vollkommen wegen der Freiwilligkeit der übernommenen Leiden, weil Christus die Leiden sowohl seiner Seele als seines Leibes vollständig in seiner Gewalt hatte, wegen der Größe der Leiden und ihrer Allgemeinheit, sowie wegen der Angemessenheit derselben zum Zwecke der Erlösung. Dem Buche ist ein genaues Sachregister beigegeben.

Aus dieser Inhaltsangabe mag der Leser den Reichthum des in dem Buche verarbeiteten Stoffes ersehen. Wie die Haupteintheilung des Stoffes durchaus sachgemäß erscheint, so sind auch die den Hauptabschnitten untergeordneten Kapitel und Paragraphen musterhaft gruppirt und gegliedert, so daß das Ganze wegen der passenden Anordnung der Theile eine leichte, gefällige Uebersicht gewährt. Die Darstellung ist einfach und klar. Der Verfasser bekundet nicht geringe Vertrautheit nicht nur mit der Heiligen Schrift und den Werken der Väter, sondern auch mit den Werken der großen Theologen der Vorzeit. Deshalb hat das Buch bereits von verschiedenen Seiten die verdiente Anerkennung gefunden.

Indem auch wir die Vorzüge des Buches gern und freudig anerkennen, müssen wir gleichwohl im Interesse der Sache auf einige Mängel aufmerksam machen und betreffs einiger Lehrpunkte unserer gegentheiligen Ansicht Ausdruck geben.

In der Einleitung hätte, wie uns scheint, unter den Gegensätzen zur katholischen Lehre neben Hermes auch wohl die Ansicht Günthers erwähnt werden sollen; vgl. Kleutgen, Theol. der Vorzeit, III. Bd., Nr. 397 ff.

Mit Recht wird (S. 12) die Genugthuung von der Strafe unterschieden, insofern diese ein Act der vindicativen Gerechtigkeit ist. Es soll aber wohl nicht geläugnet werden, daß die Genugthuung formell auch die freiwillige Ausgleichung der Strafe in sich begreift, was in der Definition der Genugthuung ausgedrückt werden sollte. — Unverständlich ist uns der Grund, welcher für die Möglichkeit einer stellvertretenden Genugthuung angeführt wird: „weil dieselbe nicht in einem innern Acte, sondern in einer äußern Leistung besteht" (S. 15).

Wir stimmen dem Verfasser durchaus bei, wenn er behauptet (S. 20), daß der Mensch durch die Sünde sich eines Unrechtes gegen Gott im strengen Sinne des Wortes, einer eigentlichen Ungerechtigkeit schuldig macht; irrig aber wäre es, die gegentheilige Ansicht mancher großen Theologen so darzustellen, als ob diese läugneten, daß die Sünde eine wahre und eigentliche Beleidigung Gottes ist.

Unter den theologischen Schwierigkeiten, welche gegen das Dogma erhoben werden können, behandelt der Verfasser auch die Frage, wie sich die Freiheit des genugthuenden Leidens Christi mit seiner absoluten Unsündlichkeit vereinbaren lasse (S. 141 ff.). Wir haben nichts dagegen, daß in einer Monographie über die Genugthuung Christi auch diese Frage herangezogen wird, obschon sie eigentlich in die Abhandlung vom Willen Christi oder von der Unsündlichkeit Christi gehört und bei der Lehre von der Genugthuung Christi vorausgesetzt werden dürfte. Indessen können wir uns weder mit dem

Urtheile über die verschiedenen Lösungsversuche der Theologen noch mit dem eigenen Lösungsversuche des Verfassers einverstanden erklären. Wir würden auf die Ausführungen des Verfassers näher eingehen, wenn dies nicht von anderer Seite schon geschehen wäre. Man vergleiche „Zeitschrift für kathol. Theologie" 1891, 2. Heft, S. 266 ff.

In der Abhandlung über die Nothwendigkeit der Genugthuung kann die Untersuchung über die fragliche Stellung des hl. Anselmus zu diesem Lehrpunkte nicht umgangen werden. Unser Verfasser widmet sich mit großem Interesse dieser Untersuchung (S. 201 ff. 246 ff.). Bekanntlich ist die Frage eine doppelte: 1. War nach dem hl. Anselm die Erlösung des Menschengeschlechtes überhaupt nothwendig? 2. Mußte Gott zum Zwecke der Erlösung vollkommene Genugthuung für die Sünde verlangen? Bezüglich der erstern Frage glaubt der Verfasser den heiligen Lehrer rechtfertigen zu können, indem er unter der Nothwendigkeit, von welcher Anselm redet, „die große Convenienz der gegenwärtigen Ordnung" (S. 209) versteht. Allein trotz der gelehrten Ausführungen des Verfassers konnten wir uns nicht davon überzeugen. Die Ausdrücke des hl. Anselm sind zu bestimmt, als daß eine mildere Deutung zuläßig wäre. Daher verzichtet man auch in neuester Zeit darauf, ihn in dieser Frage zu vertheidigen; vgl. Kleutgen a. a. O. Nr. 302, Schwane, Dogmengeschichte der mittlern Zeit § 67, Stentrup, Soteriologia I, 33 sq. Letzterer zeigt insbesondere, daß die Stelle aus „Cur Deus homo" II, 17 (al. 18), worauf unser Verfasser vorzüglich sein Urtheil stützt, dieses Urtheil nicht begünstigt. Was die andere Frage betrifft, so meint auch unser Autor, es sei unmöglich, den hl. Anselm zu rechtfertigen. Er macht aber darauf aufmerksam, der Fehler liege in der unrichtigen Auffassung des Begriffes der Verzeihung, unter welcher der Heilige die bloße Nachlassung der Strafe ohne Tilgung der Sündenmakel verstehe; vgl. Kleutgen a. a. O. Nr. 373, Stentrup l. c. p. 56. So dachte sich Anselm in der That die Verzeihung ohne Genugthuung; aber ist diese ungenügende Auffassung der einzige Grund, warum er die Nothwendigkeit der vollkommenen Genugthuung behauptet?

Bekanntlich wird die Nothwendigkeit einer gottmenschlichen Genugthuung durch das Wesen der Sünde als einer unendlichen Beleidigung Gottes begründet. Aber in welchem Sinne ist die Sünde eine unendliche Beleidigung Gottes? Der Verfasser stellt die These auf, daß die Beleidigung, welche Gott durch die Sünde zugefügt wird, wahrhaft und eigentlich, nicht bloß beziehungsweise, äußerlich, dem Objecte nach, sondern auch innerlich, wesentlich und schlechthin unendlich sei (S. 270). Die Sünde soll nämlich als passive Beleidigung „etwas an oder in Gott" sein, und Gott nicht bloß das Object und der terminus der Beleidigung, sondern auch das Subject sein, welches die Beleidigung „zwar nicht physisch, aber doch moralisch in der Sünde wirklich erduldet". Wir können diese Auffassung nicht für die richtige halten, verweisen aber der Kürze halber auf die bereits citirte Abhandlung in der „Zeitschrift für kathol. Theologie", wo die in dem vorliegenden Buche vertretene Ansicht einer eingehenden Prüfung gewürdigt wird.

Ein Versehen ist es, wenn der Verfasser (S. 302) bemerkt, daß der hl. Bonaventura die Sünde nicht als unendliche Beleidigung Gottes bezeichne und diesen Ausdruck absichtlich zu vermeiden scheine; vgl. III, dist. 20. q. 3. fundam. 2.

S. 356 heißt es, daß „Genugthuung und Verdienst von Christus nur in der menschlichen Natur erworben werden konnten". Aber mit Recht begnügen sich die Theologen, bloß die Congruenz der Annahme der menschlichen Natur zum Zwecke der Genugthuung für die Sünden der Menschen darzuthun.

Unrichtig ist, was der Verfasser (S. 365. 366) zur Erklärung der Jubiläumsbulle Clemens' VI. „Unigenitus" sagt, daß nämlich unter den merita Sanctorum, wovon in derselben die Rede ist, die Fürbitten der Heiligen zu verstehen seien, wie auch die Behauptung: „Die Verdienste der Heiligen können uns nur zu gute kommen, sofern sie für uns Fürbitte einlegen." Die merita Sanctorum, welche zum Kirchenschatze beitragen, sind die überfließenden Genugthuungen der Heiligen, die ja Verdienste im weitern Sinne genannt werden können, und die im Ablaß formell als Ausgleichung der Sündenstrafen zur Anwendung kommen.

Die Frage behandelnd, wie der unendliche innere Werth der Genugthuung Christi von der Person des göttlichen Wortes herzuleiten sei, polemisirt unser Autor gegen Suarez, nach dessen Lehre der unendliche Werth der Handlungen Christi nicht innerlich, sondern nur eine äußere Benennung und Schätzung sei, die diesen Handlungen beigelegt werde wegen der Person, welche sie verrichte; folglich seien nach dieser Ansicht die Handlungen Christi nicht in Wirklichkeit unendlich viel werth, und wenn Gott sie dennoch so ansehe und schätze, so verfahre er ähnlich, als wenn er nach Duns Scotus das in sich endliche Verdienst Christi zu Unendlichem und für unendlich viele annehme; ganz consequent wolle denn Suarez auch einen sachlichen Unterschied zwischen der wirklichen Güte (bonitas realis) einer verdienstlichen und genugthuenden Handlung und ihrem Werthe (valor) gemacht wissen u. s. w. (S. 413 ff.) Allein es wäre doch auffallend, daß der große Theologe an derselben Stelle (De Incarn. disp. 4. sect. 4), wo er den Scotus widerlegt, in seinen scharfsinnigen Erörterungen auf dessen mangelhafte Erklärung zurückfallen sollte. Sehen wir also zu, ob jener Tadel des Suarez begründet ist. Vor allem meinen wir, daß der sachliche Unterschied zwischen der bonitas moralis, d. i. jener realen, dem Acte innerlich inhärirenden Güte, wodurch der Act das Sein eines moralisch guten, eines bestimmten Tugendactes hat, und dessen valor ad merendum et satisfaciendum durchaus festgehalten werden muß. Ein von Suarez selbst angeführtes Beispiel macht dies klar. Der vollkommenen Reue eines Sünders fehlt nichts von der innern moralischen Güte und hat die ganze Natur eines Tugendactes, ist aber nicht verdienstlich (de condigno); derselbe Act aber erlangt diese Verdienstlichkeit, wenn er im Stande der heiligmachenden Gnade gesetzt wird, obgleich seine innere moralische Güte unverändert bleibt. Der Werth der Handlung, insofern sie verdienstlich und genugthuend ist, setzt zwar die innere sittliche Güte der Handlung voraus, wird aber durch die Würde der

Person bedingt, welche, wenn sie eine unendliche ist, denselben zu einem unendlichen macht. Wie könnte auch von einem unendlichen Genugthuungswerthe der Handlungen Christi die Rede sein, wenn dieser mit der innern sittlichen Güte der Handlungen sachlich dasselbe wäre? Letztere ist ja, wie in den verschiedenen Handlungen Christi verschieden, so durchaus endlich. Daher kennen wir wohl manche Theologen, welche nach Suarez dieselbe Unterscheidung anwenden, jedoch keinen, der Suarez deswegen bekämpft. Aber sagt nicht Suarez, auf dieser Unterscheidung fußend, daß die Unendlichkeit des Genugthuungswerthes der Handlungen Christi eine äußere Benennung sei? Gewiß; aber dadurch soll nur gesagt werden, daß dieser Werth nicht wie die Benennung der Handlung als einer moralisch guten, tugendhaften, durch das innere Sein der Handlung oder durch einen innern modus derselben, sondern durch etwas von dem innern Sein der Handlung Verschiedenes begründet ist. Es ist dies aber keine bloße Benennung, welcher in der Sache, d. h. in den Handlungen Christi, nicht die Wahrheit entspricht; nein, die Handlungen Christi sind in sich wahrhaft von unendlichem Werthe. Der Genugthuungswerth besteht ja nicht in einem physischen Sein, sondern in einer moralischen Schätzungswürdigkeit der Handlung. Diese Schätzungswürdigkeit wird aber der Handlung von der Person, welche moralisch gleichsam die Form derselben ist, wirklich mitgetheilt, so daß sie der Handlung an sich eigen und ihr innerlich ist in demselben Sinne, in welchem die Person moralisch als Würde verleihende Form der Handlung innerlich ist. Dies ist die ausdrückliche Lehre des Suarez; cf. l. c. n. 23. 25. 29 etc.

Bei der Lehre von der Superabundanz der Genugthuung Christi ergibt sich aus der Ansicht des Verfassers über die Unendlichkeit der Sünde als Beleidigung Gottes von selbst die Schwierigkeit, wie jene Superabundanz, die dogmatisch feststeht, innerlich begründet werden könne. „Ist aber", so heißt es, „die Beleidigung unendlich groß, so bedarf es bei einem ausgleichenden Ersatze einer unendlich werthvollen Handlung schon für die Aequivalenz. Wo bleibt da noch etwas für eine Superabundanz, da werthvoller als unendlich werthvoll eine Handlung doch unmöglich sein kann?" Nach dem Vorgange jener Theologen, welche wie er die schlechthinige Unendlichkeit der Sünde als Beleidigung Gottes vertheidigen, glaubt nun Dr. Dörholt diese Schwierigkeit daraus erklären zu können, daß die Unendlichkeit in der Sünde und in der Genugthuung Christi in ganz verschiedener Weise vorhanden sei. Indessen wenn trotzdem, wie behauptet wird, die Natur der Unendlichkeit in beiden dieselbe ist, und wenn beide, Sünde und Genugthuung, schlechthin unendlich sind, so sehen wir nicht ein, wie von einer überfließenden Genugthuung die Rede sein kann. Anders verhält sich die Sache nach der gewöhnlichen Ansicht, welche der Sünde nur eine relative, der Genugthuung Christi aber eine schlechthinige Unendlichkeit zuerkennt. Denn es ist offenbar, daß das bloß relativ Unendliche von dem schlechthin Unendlichen unendlich übertroffen wird.

J. B. Sasse S. J.

Berengar von Tours, sein Leben und seine Lehre. Ein Beitrag zur Abendmahlslehre des beginnenden Mittelalters, von Dr. **Joseph Schnitzer**. XVI u. 418 S. gr. 8°. München, E. Stahl sen., 1890. Preis *M.* 6.

Das ist wieder einmal ein Werk, welches man mit Interesse liest, mit Befriedigung aus den Händen legt, und zu welchem man den Verfasser aufrichtig beglückwünschen kann. Der Gegenstand betrifft einen höchst bedeutsamen Punkt in unserer dogmengeschichtlichen Entwicklung und eines der erhabensten Geheimnisse des christlichen Glaubens. Derselbe verdiente und bedurfte es wohl, einer besondern und eingehenden Bearbeitung aufs neue unterzogen zu werden. Als Historiker wie als Theologe hat der Verfasser seine Aufgabe gleich gut gelöst. Er hat es verstanden, mit Selbständigkeit und Unbefangenheit zu prüfen, ohne deshalb die Ehrfurcht, die er der kirchlichen Lehre und Vergangenheit schuldet, zu schädigen. Das ist es vor allem, was den historischen Theil der Arbeit so ansprechend macht. Der Verfasser sucht den Ruhm der „Wissenschaftlichkeit“ nicht darin, daß er einen hartnäckigen Häretiker zum Helden aufputzt und als Martyrer und Reformator feiert, auch nicht darin, daß er die kirchliche Behörde und anerkannt verdienstvolle kirchliche Persönlichkeiten in ein falsches Licht stellt. Aber er sieht auch nicht das Heil darin, alles mögliche Schlechte dem Häretiker nachzusagen, jede leidenschaftliche Aeußerung seiner Gegner als Wahrheit hinzunehmen. Er prüft und sichtet; was er als probehaltig erkennt, nimmt er an, das andere verwirft er. So ist er Berengar wirklich gerecht geworden, und obgleich dieser als der Urtypus eines Ketzers sich enthüllt, wird doch alles hervorgehoben, was zu seinen Gunsten sprechen kann, und werden viele Anklagen und Vorwürfe gegen ihn als unbegründet abgewiesen.

Der Verfasser hat es sogar gewagt — auf die Gefahr hin, deshalb der Unwissenschaftlichkeit bezichtigt zu werden —, auch gerecht zu sein gegen Hildebrand und dem großen Papste Gregor VII. eine durchaus billige und wahrheitsgetreue Beurtheilung zu theil werden zu lassen. „Die Annahme, Gregor VII. habe selbst dem nüchternen Rationalismus eines Berengar gehuldigt, beruht auf gänzlicher Verkennung des Charakters des großen Papstes, dessen ganzes Wirken getragen war von der idealsten Auffassung des priesterlichen und hohepriesterlichen Berufes, die eben durch Berengars Häresie den Todesstoß hätte erleiden müssen.“ Solche und ähnliche Urtheile über den vielverkannten Mann gereichen dem Verfasser zur Ehre.

Wiewohl der Verfasser in der Heranziehung akatholischer Autoren, nicht nur für historische, sondern auch für dogmatische Fragen, sehr weit geht (z. B. S. 412 Note 8 ein Citat aus Neander von sehr fraglichem Werth, oder S. 136, wo für die Erklärung eines ziemlich einfachen theologischen Ausdrucks der vorscholastischen Zeit ausschließlich auf akatholische Autoren verwiesen ist), so wird man doch nicht sagen können, daß er sich von seinen Gewährsmännern in wesentlichen Dingen habe beeinflussen lassen. Er ist nie anmaßend im Urtheil, aber selbständig fast immer.

Auch im zweiten, mehr dogmatischen Theile des Werkes kann man mit den Grundgedanken des Verfassers sich nur einverstanden erklären. Er bleibt stets eingedenk, daß die Autoren, deren Werke er bespricht, im Lichte der allgemein herrschenden katholischen Glaubenslehre beurtheilt werden müssen; daß Gerechtigkeit wie Vernunft verlangt, sie so lange in katholischem Sinne zu verstehen, bis ein Glaubensirrthum klar zu Tage liegt. Mit Recht hebt er hervor, daß es sich um eine Zeit handelt, „welche zwar an der wahren Gegenwart des Leibes Christi im Abendmahl mit inniger Glaubensstärke festhielt, aber über das richtige Verhältniß des eucharistischen Leibes zu den Species sich keine oder doch keine genügende, allseits befriedigende Auskunft zu geben wußte". Zugleich war es aber auch die Zeit, in welcher allenthalben in Dom- und Klosterschulen die Dialektik das Scepter an sich zu reißen wußte, die mit dem Ungestüm des Jugendalters auf eine solche befriedigende Auskunft über eines der höchsten Glaubensgeheimnisse hindrängte. Eine feste Terminologie war noch nicht gewonnen, „eine gewisse jungfräuliche Unbefangenheit des Ausdrucks war ganz natürlich"; aber eben dieser Umstand machte es noch schwerer, zur Klarheit zu gelangen. Erst im Kampf mußte sie errungen werden. Es ging hier wie im christlichen Alterthum mit den übrigen Geheimnißlehren. Nicht durch wunderbares Eingreifen, durch plötzliche Eingießung, hat Gott ein fertiges Lehrgebäude mit einer bis zu den feinsten Unterscheidungen ausgebildeten theologischen Kunstsprache den Menschen mit dem Christenthum beschert. Er gab ihnen die Glaubenshinterlage; sie war unverfälschtes Gold, aber noch ungemünzt. Mit den Kräften des Geistes und der Gnade, welche der Menschheit verliehen sind, sollte diese selbst den anvertrauten Schatz heben und dadurch ihres geistigen Reichthums sich erst recht bewußt werden, um ihn zur Lösung ihrer gottgesetzten Aufgabe ganz ausnützen zu können. Auch Verirrungen und Verkehrtheiten von Menschen mußten hierin Gottes Absichten dienstbar werden. Verdanken wir den großen Leuchten der patristischen Zeit die herrliche Darlegung und weitere Entwicklung der meisten unserer Glaubenslehren, so läßt sich nicht bestreiten, daß sehr oft zu ihren dogmatisch werthvollsten Erörterungen gerade die Häretiker den Anstoß gegeben haben. Dies ist auch die Rolle, die Berengar gespielt hat in Bezug auf die Lehre von der heiligen Eucharistie.

Im sogen. „ersten" Abendmahlsstreit hatte sich der Kampf noch gar nicht um die Gegenwart Christi im heiligsten Sacrament gedreht; diese war der allgemeine Glaube der Christenheit. Anders war es im zweiten Abendmahlsstreit, wo der Wissensdünkel eines sonst angesehenen Gelehrten sich auflehnte gegen den Glauben an das unerforschliche Geheimniß und die Frage nach der wirklichen Gegenwart zum eigentlichen Streitpunkte machte. Alle Haupteinwürfe, die auch heute noch der Rationalismus gegen die kirchliche Lehre vorbringt, hat damals Berengar erhoben. Man ist ihm die Antwort nicht schuldig geblieben, und daher ist im Streit gegen ihn die Lehre der Kirche in all ihren Hauptzügen und nach allen Richtungen hin so klargestellt worden, daß auch die spätere Scholastik mit ihrem Lombarden und Aquinaten nichts Wesentliches hinzuzufügen hatte.

Der Verfasser hat sich die Mühe nicht verdrießen lassen, auch den ersten Abendmahlsstreit in den Bereich seiner Untersuchungen zu ziehen, der für den zweiten die nothwendige Voraussetzung bildet. Der Werth des Buches ist dadurch bedeutend erhöht, indem so fast die ganze Entwicklung der katholischen Abendmahlslehre geboten wird. Besonderes Lob möchte dem Verfasser gezollt werden für die ruhige Untersuchung über die Lehre des Ratramnus, hinsichtlich deren er trotz mancher entgegenstehenden Autoritäten sich die Beistimmung zu verschaffen weiß.

Gestaltet sich das Urtheil über das vorliegende Werk im ganzen recht günstig, so schließt dies nicht aus, daß zuweilen in untergeordneten Punkten der Ausdruck oder die Darstellung nicht völlig zusagt.

Was S. 128 über die Lehre der heiligen Väter hinsichtlich der Eucharistie gesagt wird, ist wohl nicht gerade unrichtig, gibt aber doch nicht den rechten Begriff vom Stande der Dinge. Es wäre hervorzuheben gewesen, daß die Lehre von der realen Gegenwart klar und unzweideutig in den Schriften der Väter niedergelegt ist. Die Benutzung von Döllinger, „Die Eucharistie in den drei ersten Jahrhunderten" S. 81—90, hätte sich hier sehr empfohlen. Es klingt daher auch etwas sonderbar, wenn es S. 145 von Paschasius Radbertus heißt, daß er „als der erste der kirchlichen Lehre über die Eucharistie Ausdruck verliehen". Richtiger wohl hat Odo von Cluny die Schrift des Paschasius bezeichnet als „gesammelt aus den Aussprüchen der Väter". Etwas streng scheint der Verfasser mit Paschasius Radbertus ins Gericht gegangen zu sein, wenn er ihm wiederholt zum Vorwurf macht, daß er zur Erklärung des Vorgangs der Transsubstantiation zuweilen des Wortes „creare" und „nova creatura" sich bediene. Für eine Zeit, da die theologische Terminologie noch so wenig fixirt war, wird man sich hüten müssen, einem minder genauen Ausdruck zu großes Gewicht beizulegen. Hätte Paschasius die Machtwirkung Gottes bei der Transsubstantiation als reproductio sich vorgestellt — eine Erklärung, welche bis auf den heutigen Tag von vielen hervorragenden Theologen festgehalten wird —, so wäre der Ausdruck nicht gar so fehlerhaft, und man könnte nicht sagen, daß „der Begriff der Wesenswandlung dadurch vernichtet würde" (S. 149). Noch unverfänglicher sind jedenfalls die anderen Ausdrücke, die ihm zum Vorwurf gemacht werden, daß in der heiligen Messe das „Leiden Christi erneuert", der „Leib Christi gebrochen" werde. Was S. 143 dafür angeführt wird, daß Paschasius die Gegenwart des ganzen Christus unter jeder der beiden Gestalten nicht angenommen habe, beweist solches ganz und gar nicht. Wenn das „nihil aliud" und „nihil praeter" betont wird, so bezieht sich dieser exclusive Ausdruck nach dem ganzen Zusammenhang nicht auf diese Frage, sondern enthält nur eine lebhafte Betheuerung der realen Präsenz als Grund, weshalb die Christen fastend und mit besonderer Vorbereitung des Geistes zum Genusse des Sacramentes hinzutreten sollten. In Kap. XIX. aber sucht Paschasius nach der mystischen Bedeutung der in der heiligen Messe vorgeschriebenen Vermischung der heiligen Gestalten, und da konnte er genau so sprechen, auch wenn er überzeugt war, daß schon unter einer Gestalt der ganze Christus empfangen werde, und er würde wohl

anders gesprochen haben ohne diese Ueberzeugung. Auch Radbertus' Wundererzählungen konnten für den unbefangenen Katholiken nicht leicht etwas Irreführendes haben. Jedermann verstand, daß es sich dabei nur um die Beglaubigung der realen Präsenz handle und nicht um die theologische Erklärung derselben. Bei der Erzählung aus dem Leben Gregors I. wäre es wünschenswerth gewesen, die Originalerzählung des Johannes Diaconus (Vita Greg. M. II, 41) beigefügt zu sehen, wo es heißt: „particulam panis carnem factam". Etwas anschaulicher hat dies Radbertus ausgedrückt: „Er fand das Stückchen der Species, das er hingelegt hatte, mit Blut überronnen, (aussehend ungefähr) wie der kleine Finger einer Hand" (digitus auricularis ist der „kleine Finger", nicht der Goldfinger). Allem Anscheine nach will Radbertus nur die Farbe des lebendigen Fleisches veranschaulichen, keineswegs aber behaupten, daß Gregor einen abgeschnittenen Finger gesehen habe, wofür er ja auch gar keinen Anhaltspunkt hatte. Wurden später, wie z. B. von Gerhoch von Reichersperg, seine Worte mißverstanden, so fällt dies doch Radbertus nicht zur Last.

Den großen Fortschritt der Abendmahlslehre, der in der Doctrin des Remigius von Auxerre liegen soll, kann man schwerlich zugeben. Die Worte Haymo's (S. 195) sagen ganz klar dasselbe, und Haymo seinerseits wiederholt nur, was auch Radbertus Kap. XVII. wahrhaftig deutlich genug gesagt hatte. Wenn die Humbert'sche Formel wiederholt getadelt und bekämpft wird, so sollte doch dabei im Auge behalten werden, welche Bewandtniß es mit derselben hat. Wohl von niemand, auch nicht von Humbert selbst, wurde sie aufgefaßt als der möglichst geeignete Ausdruck für die katholische Lehre von der Eucharistie im allgemeinen. Nicht ein Glaubenssymbolum für alle sollte sie sein, sondern eine Abschwörungsformel, die also für einen ganz bestimmten Fall berechnet, das contradictorium einer bestimmten Irrlehre war. Sie findet naturgemäß ihre richtige Erklärung nur in der Irrlehre und dem Charakter des Abschwörenden. Uebrigens darf auch hierbei nicht vergessen werden, daß eine genau abgegrenzte theologische Terminologie zur Zeit noch nicht vorhanden war, und daher das „sensualiter" einen viel unbestimmtern und mildern Sinn zuläßt, als dies für die Zeit der Scholastik der Fall wäre.

Ausdrücke, wie S. 328, „daß auch in kirchlichen Kreisen über die Eucharistie noch manche Bedenken herrschten", oder S. 215, daß „kirchlicherseits vielfach grobsinnliche Anschauungen herrschten", sind nicht zutreffend, ebenso wenig die Uebersetzung des „extra communes oculos" (S. 16. 123. 324). Nicht daß Berengar die Eucharistie anders betrachten wolle „als die gemeine Menge" oder „der große Haufe", macht Hugo von Langres ihm zum Vorwurf, sondern daß er anders darüber lehre als die gemeinsame Christenheit, daß er sich absondere von der gemeinsamen, der allgemeinen Lehre. S. 234 scheint den falschen Anklagen Berengars viel zu großes Gewicht beigelegt, da es gewiß ist, daß es nicht derbsinnliche und fleischliche Vorstellungen waren, die er bekämpfte, sondern der Kern des Dogmas von der wirklichen Gegenwart, und daß er nur durch Entstellung der kirchlichen Lehre die eigene zu rechtfertigen suchte.

In der Bemerkung gegen Guitmund (S. 314) ist der Verfasser von der gewohnten Billigkeit im Urtheil wohl etwas abgewichen. Kein Anhaltspunkt liegt vor, um Guitmund bewußte Verleumdung schuld zu geben, mag auch vielleicht eine zu große Geneigtheit bei ihm vorhanden gewesen sein, von einem Feinde der christlichen Wahrheit Böses zu glauben. Auch der Widerspruch, den der Verfasser bei Guitmund finden will, ist nicht vorhanden. S. 362 wird geschlossen, Guitmund habe nur dem würdigen Priester die wirksame Consecrationsgewalt zugesprochen; aber S. 369 bekämpft Guitmund eben diese Lehre aufs entschiedenste und mit aller Ausführlichkeit. Thatsächlich hat auch an jener erstern Stelle Guitmund solches nicht behauptet. Nicht die Unwürdigkeit nimmt nach ihm dem Priester die wirksame Consecrationsgewalt, sondern der Unglaube in Bezug auf die wirkliche Gegenwart des Herrn. Dies aber sind zwei voneinander sehr verschiedene Fragen. Denn wiewohl es im allgemeinen feststeht, daß zur Giltigkeit des Sacramentes der Glaube des Ausspenders nicht nothwendig ist, so mochte es doch für Guitmund schwer sein, einzusehen, wie ein Priester in der bewußten Ueberzeugung, daß Brod und Wein an sich unverändert blieben, jene Absicht, zu consecriren, haben könnte, die zur wirksamen Consecration unentbehrlich ist. Die Unterstellung, daß mit dem Unglauben nothwendig und immer auch das Fehlen dieser Absicht gegeben sei, ginge allerdings zu weit.

Die Gründe, auf die gestützt der Verfasser die Expositio Canonis Missae Damiani abspricht, sind sehr bestechend. Um so mehr wäre es wünschenswerth gewesen, daß die Anschauungen dieses großen Kirchenlehrers über die Eucharistie aus seinen anderen Werken klargelegt worden wären, zumal ja S. 100 u. 101 Berengar auf ihn sich berufen hat. Abgesehen von Op. XXXIV. praefat. und seinen auf die Eucharistie bezüglichen Wunderberichten, spricht sich Damiani deutlich genug aus, wo er im Liber gratissimus (Op. VI. 9) Paschasius als Autorität neben Augustin anführt, und ganz besonders auch Op. L. 3: „Hujus corpus et sanguinem etiam ore carnis crebrius suscipe . . . terretur enim adversarius cum Christiani labia Christi videt cruore rubentia . . .“

Die Phrase vom „hohen sittlichen Ernste“ Berengars, die der Verfasser mehrmals (S. 20. 113) anwendet, stimmt schlecht mit seinen sonstigen Berichten von Berengars Hochmuth und seiner Prahlerei (S. 59. 62), seiner leidenschaftlichen Schmähsucht (S. 34), seinen „phrasenhaften, hochtrabenden Betheuerungen“ und „unwürdigsten Lästerungen wider die Kirche und deren Oberhaupt“ (S. 91) und der S. 123 entworfenen zusammenfassenden Schilderung von Berengars „wirklich schmählichem Betragen“, das „für immer einen Makel auf seinen Namen wirft“. Ungerecht dürfte es auch erscheinen, wenn S. 47 von einer „Aufhetzung“ gegen Berengar die Rede ist. Vor einem Manne, der einen so ausgesprochen häretischen und der kirchlichen Gemeinschaft feindlichen Standpunkt einnahm, zu warnen, war Pflicht jedes Christen, und richtig schreibt S. 312 der Verfasser selbst: „Noch niemals war ein Häretiker mit so viel Nachsicht und Schonung behandelt worden wie Berengar.“ Auch die Behauptung (S. 73), daß im Falle der Hartnäckigkeit Berengars „Todes-

urtheil besiegelt", „sein Schicksal ihn sicher auf den Scheiterhaufen geführt hätte", ist mehr zuversichtlich ausgesprochen als wohlbegründet. Als Ketzerhinrichtungen, die aus jenen Zeiten bekannt sind, kommen hauptsächlich die von Orleans 1022 und die von Goslar 1052 in Betracht. In beiden Fällen handelte es sich um den manichäischen Irrthum, auf welchem allerdings dem Römischen Rechte nach die Todesstrafe ruhte. Gottschalk, obgleich als Häretiker verurtheilt und in seinem Irrthum hartnäckig, ist nicht hingerichtet worden, und es ist zum mindesten sehr unwahrscheinlich, daß es unter Gregor VII. zur Hinrichtung Berengars gekommen wäre.

Unrichtig erscheint der Schluß, welchen der Verfasser S. 12 aus einer Aeußerung Berengars ziehen zu sollen glaubt, als sei zu jener Zeit der Cölibat der Diakonen in Gallien noch nicht durchgeführt gewesen. Wenn Berengar sagt, die Excommunication des Diakonen, der sich verehelicht hatte, sei seiner Meinung nach „gegen die Canones", so heißt das noch nicht, der Bischof habe ungerecht eine Handlung geahndet, die gar nicht strafbar sei, sondern es heißt an sich nur, daß die Strafprocedur nicht nach Maßgabe der Canones getroffen worden sei. Unmöglich konnte Berengar behaupten wollen, es sei in Gallien die Verehelichung eines Diakonen noch nicht durch die Canones verpönt. „Lex continentiae eadem est ministris altaris quae episcopis atque presbyteris", schrieb Leo I. schon 458 nach Gallien (Jaffé 544; vgl. Innoc. I. ebd. 286. 293). Jahrhundert für Jahrhundert schärften die fränkischen Synoden immer wieder das Gleiche ein. „Priester und Diakonen dürfen durchaus nicht heiraten, bei Strafe der Ausschließung aus der Kirche", heißt es ausdrücklich 618 (Hefele III, 71). Wieder wird das gleiche Gesetz eingeschärft in den Kapiteln des Papstes Zacharias für das fränkische Reich 747 (Jaffé 2277) u. s. w. Vielleicht, daß es mit jenem Diakonen etwas Besonderes auf sich hatte. Wenigstens bestimmt die Synode von Orleans 538 Can. 7: „Wenn ein Cleriker, der freiwillig geistlich geworden ist, nach empfangener Weihe heiratet, so wird er und die Frau excommunicirt. Ist er gegen seinen Willen und reclamirend geweiht worden, so verliert er (im Fall der Verehelichung) zwar sein Amt, aber er wird nicht excommunicirt" (Hefele II, 775). Auch abgesehen von diesem Fall konnte je nach den concreten Verhältnissen in dem summarischen Vorgehen des Bischofs etwas Canonenwidriges liegen, oder doch von Berengar darin gefunden werden.

Sollten nun diesen kleinen kritisirenden Bemerkungen gegenüber auch jene Punkte zusammengestellt werden, in welchen der Verfasser Beifall und Lob zu verdienen scheint, so würde eine diesbezügliche Liste ganz unverhältnißmäßig reicher und bedeutsamer ausfallen. Die Arbeit ist, zumal auch in Anbetracht der äußeren Hemmnisse und Schwierigkeiten, mit denen der Verfasser zu ringen hatte, in der That hohen Lobes werth. Otto Pfülf S. J.

Lourdes. Histoire médicale 1858—1891. Par Docteur **Boissarie.** Paris, Lecoffre ,1891.

Am 11. Februar dieses Jahres darf zum erstenmal das von der kirchlichen Autorität approbirte Lourdes-Officium gebetet werden — gewiß ein

bedeutsamer Moment in der Geschichte der Verehrung U. L. Frau von Lourdes. Bei dieser Gelegenheit greifen wir aus den zahlreichen Lourdes-Schriften eine der neuesten und ohne Zweifel beachtenswerthesten heraus. In Deutschland ist dieselbe unseres Wissens noch gar nicht oder doch wenig bekannt geworden.

Das Buch muthet einen an wie der Anblick einiger alter, volksthümlicher Wallfahrtsorte in der Schweiz und in Tirol, wo um das Gnadenbild Hunderte von Votivzeichen: Täfelchen, Hände, Füße, Herzen und Krücken aus Wachs und Holz, die lange Geschichte menschlicher Leiden und himmlischer Hilfe erzählen. Der Anblick ist nicht gerade kunstschön, aber rührend und Vertrauen erweckend. Solche Orte geben unwiderlegbares Zeugniß von Uebernatürlichem und Wunderbarem und wollen dem Unglauben eine Brücke zum Glauben und zu Gott bauen.

Dr. Boissarie schreibt die Geschichte von Lourdes und dessen Wundern vom ärztlichen Standpunkt aus und führt zum giltigen Schluß, daß Lourdes seit 32 Jahren wunderbare Thatsachen und zwar viele und große Wunderheilungen aller Art zu verzeichnen hat, die von 200—300 Fachmännern aller Geistesrichtungen als übernatürlich, oder wenigstens als natürlicherweise unerklärbar bezeugt werden. Ein nichts weniger als überfrommer Arzt sieht sich z. B. zum Geständniß gezwungen: „Die Thatsachen von Lourdes gehören bereits der Wissenschaft an, sie sind gesammelt von gewissenhaften Männern; über die Ursache kann man streiten“ (S. 275).

Ein ganz merkwürdiges Wunder bezeugt (S. 281) Dr. Boissarie als Augenzeuge vom 20. August 1886. Frl. Céléstine Dubois hatte sieben Jahre eine abgebrochene Nadelspitze im Innern der Handfläche stecken, und alle Kunstversuche vermochten sie nicht zu beseitigen. Infolgedessen schwoll die Hand bedauerlich an, die Finger waren ganz zusammengekrümmt und die Schmerzen unerträglich. Kaum hatte die Kranke ihre Hand in die Quelle gesteckt, als das Nadelstück pfeilschnell acht Centimeter durch die Hand zum Daumen hinausfuhr. Den Weg, den die Nadelspitze gegangen, bezeichnete eine kleine röthlich gefärbte Rinne oder ein Kanal, der aus dem Innern der Hand emporsteigend am Daumen unmittelbar unter der Haut hinablief und wohl einen Ausgang, aber keinen Eingang zeigte.

Sehr erheiternd ist die gelegentliche Zeichnung des Unglaubens und dessen Gebahrens gegenüber den Thatsachen. Bald geben die Vertreter der ungläubigen Wissenschaft Bernadette, die „Urheberin des Skandals“, ohne sie gesehen zu haben, als eine Hellseherin und hysterische Person aus; bald gehen sie an den Thatsachen, ohne sie eines Blickes würdigen zu wollen, vorüber wie der Dieb am Polizeidiener; bald erklären sie die Vorkommnisse durch den heutigen Sport des Hypnotismus und der Suggestion; — kurz es fehlt nicht an den possierlichsten Seitensprüngen, um nur nicht dem Uebernatürlichen zu begegnen.

Etwas befremdlich kommt uns frostigen Nordländern vor die Beschreibung der Klinik von Lourdes mit dem stehenden Ausschuß von Aerzten, welche über vorkommende wunderbare Heilungen erkennen sollen (S. 263). Unwillkürlich regt sich der Gedanke, das heiße doch die Allmacht Gottes maßregeln und erwecke im Volke die Wundersucht. Bei näherem Eingehen auf die Sache läßt sich aber auch ein Erwiedern finden. Die Aerzte sind nicht bloß der

Wunder wegen da, sie helfen auch den Kranken und halten sie vor Unklugheiten zurück; bei den Südländern, die nicht so zaghaft und berechnend sind, fällt dieses minder auf. Thatsache ist, daß in Lourdes viele auffällige Heilungen jedes Jahr vorkommen, und so ist es für den einen und andern Theil gut, daß ein wissenschaftliches Gutachten vorliege; ferner ist es auch wahr, daß in den südlichen katholischen Ländern der Unglaube viel frecher als anderswo auftritt; endlich sollen die Aerzte nichts weniger als zuvorkommend sein gegen die Wundersüchtigen.

Ueberhaupt erfolgen die Wunder in Lourdes nicht nach menschlichem Ermessen. Es ist interessant, was hierüber auf S. 425 steht. Am Schlußtage eines sogen. pèlerinage national durcheilten die Leiter des Wallfahrtszuges nochmals die Säle des Spitals und ermunterten die Kranken, die dort untergebracht waren, noch einmal einen gemeinschaftlichen Gebetssturm um Heilung zu unternehmen. Gegen vier Uhr abends schritt zwischen den Tausenden von Wallfahrern, die Spalier bildeten und brennende Kerzen hielten, ein Zug von 500 bis 600 Kranken den Weg zur Grotte und zur Wallfahrtskirche empor, Lahme, Blinde, Gichtbrüchige, Schwindsüchtige, Kinder auf den Armen der Mütter, sowie Eltern, getragen von ihren Kindern. Mit äußerster Mühe gelangten die Armen zur Kirche hinauf, wo für sie eigens das Hochwürdigste Gut ausgesetzt war. Ein stilles, rührendes Beten und Flehen stieg zum Himmel empor, und niemand konnte sich beim Anblick des Schauspiels der Thränen erwehren. „Morgen werden Sie sicher viel zu thun haben auf Ihrem Bureau", sagte der Leiter der Wallfahrt zu unserem Doctor. „Ganz gewiß", meinte dieser und begab sich des andern Morgens früh mit seinen Collegen an Ort und Stelle. Aber niemand erschien. Kein Wunder war geschehen. Für die Heilungen in Lourdes gilt eben kein menschliches Programm. Eine höhere Hand bestimmt sie.

Das schöne, fromme und wissenschaftlich gediegene Buch wird niemand ohne Frommen der Seele lesen.

M. Meschler S. J.

Bibliothek der katholischen Pädagogik. Freiburg, Herder. II. Band. X u. 302 S. 8⁰. Mapheus Vegius und Aeneas Sylvius: Pädagogische Schriften. Preis *M.* 3.

I. **Mapheus Vegius' Erziehungslehre.** Einleitung, Uebersetzung und Erläuterungen von **K. A. Kopp**, Rektor der Stiftsschule zu Beromünster. S. 1—220.

Mapheus Vegius, einer der berühmtesten Humanisten des 15. Jahrhunderts, lehrte zuerst die Dichtkunst in Pavia, wandte sich dann in Rom der Theologie zu und starb daselbst als Augustiner-Chorherr 1458. Unter seinen zahlreichen Schriften ragt hervor die „Erziehungslehre". Dieselbe kann als Vorläuferin der ähnlichen Schrift des Cardinals Silvio Antoniano betrachtet werden, die als erster Band der „Bibliothek" erschienen ist. (Vgl. diese Zeitschrift Bd. XXXVI, S. 249 ff.) Beide Werke, um ein Jahrhundert auseinander liegend, tragen doch, wie sie in demselben Lande entstanden sind, das

unverkennbare Gepräge geistiger Verwandtschaft. Nur ist die Schrift Antoniano's umfassender. Vegius berücksichtigt bloß die höheren Gesellschaftsklassen. Auch setzt er die eigentliche Religionslehre als selbstverständlich voraus, während Antoniano mehrere Abschnitte derselben ziemlich ausführlich behandelt.

Durch das Studium der Schriften des hl. Augustinus lernte der Verfasser das Leben der hl. Monica kennen. Für beide, Mutter sowohl als Sohn, trug er fortan die tiefste Verehrung im Herzen, die er auch wiederholt in der „Erziehungslehre" mit begeisterten Worten ausspricht. Diese Verehrung gab die Veranlassung zu unserem Buche. Denn bei Erwägung der Tugenden der hl. Monica fragte sich Vegius, woher denn eine so hohe Vollkommenheit stamme, und er fand keine andere Antwort als: aus der besonnenen und strenggeordneten Erziehung, die der Heiligen in ihrer Jugend zu theil wurde. Hieraus entwickelte sich durch weiteres Nachdenken bei ihm die Ueberzeugung, wie eine gute Erziehung allgemein die beste und zweckdienlichste Sorge für des Menschen zeitliche und ewige Wohlfahrt, eine Quelle des Segens für Familie und Vaterland sei. Für ein so hohes und edles Ziel drängte es ihn mitzuwirken, und so sparte er nicht Zeit noch Fleiß in der Ausarbeitung des uns vorliegenden, zunächst an die Eltern gerichteten Buches. Er hat dasselbe in sechs Theile gegliedert, deren besondern Inhalt die Ueberschriften genügend andeuten: 1. Pflichten der Eltern; 2. Unterricht der Kinder; 3. Erziehung und Unterricht der Jünglinge und Jungfrauen; 4. Pflichten der Jünglinge gegen Gott und die Mitmenschen; 5. Pflichten der Jünglinge gegen sich selbst; 6. Züchtigkeit der Sitten nach Ort und Zeit.

Den Eltern werden ernste Worte gesagt, besonders wird die Pflicht des guten Beispiels eingeschärft. Vegius eifert gegen alle Verweichlichung; frühe schon soll eine vernünftige Abhärtung beginnen; die Kinder sollen nicht durch Schauermärchen von allerhand Geisterspuk, Hexen (der Glaube an diese tauchte damals auf) u. s. w. in eine Angst versetzt werden, von der sie sich oft nicht einmal im reifern Alter mehr freizumachen vermögen; die auch heutzutage so beliebte Verkürzung und Entstellung der Namen zu Koseformen wird, wohl etwas überstreng, getadelt. Nothwendigkeit der Körperstrafen für einzelne Fälle findet Anerkennung, doch erhalten mildere Mittel den Vorzug. Indes geht Vegius hierin zu weit; schreckt er doch vor dem sprichwörtlich gewordenen „Prügeljungen" nicht zurück (S. 57).

Guter Unterricht ist nothwendig und für die Erziehung von der höchsten Bedeutung. In Bezug hierauf enthalten die im vorigen Jahr (1891) im Druck erschienenen Verhandlungen der bekannten Berliner Conferenz über Fragen des höhern Unterrichts manches Schöne und Bemerkenswerthe. Wiederholt kam da die Rede auf die Ueberbürdung der Schüler, Nothwendigkeit der individuellen Behandlung derselben, Ueberfüllung der Schulen, Wichtigkeit des Turnens und Spielens für die Gesundheit, Pflichten und Stellung des Lehrers u. s. w. Es ist nun überraschend und für uns Katholiken erfreulich, zu sehen, wie schon vor mehr als vier Jahrhunderten Vegius (und ähnlich Aeneas Sylvius) bezüglich dieser Fragen hinter unserer Zeit keineswegs zurückstanden.

Der Unterricht soll beginnen, wenn die Kinder das siebente Altersjahr erreicht haben, „wie dieses schon bei den Alten Regel war" (S. 69). Längere Verzögerung ist unstatthaft. Dabei soll man sich aber wohl hüten, daß die Kleinen nicht gleich anfangs mit Arbeiten überladen werden. Man soll sie nicht nöthigen, während der ganzen Dauer des Unterrichts mit den älteren Kindern in der Schule zu sitzen; sie sollen mehr als Gäste denn als Schüler an der Unterweisung theilnehmen. Den etwas herangewachsenen Knaben muß regelrechter Unterricht ertheilt werden,

„und zwar in öffentlichen Schulen, wo auch die übrigen Schüler sich einfinden, nicht aber, wie manche meinten, zu Hause unter der Leitung eines Privatlehrers. Dadurch nämlich werden sie dem Umgang der weiblichen Hausbewohner und des Gesindes entzogen, bleiben den häuslichen Geschäften, welche für sie vielfach nicht schicklich sind, fern und haben weniger Anlaß zur Einsamkeit, welche gerade in diesem Alter besonders gefährlich ist. Im andern Fall liegt die Gefahr nahe, . . . daß ihnen eine gewisse Schüchternheit bis ins reifere Alter gleich Pech anhaftet. Ueberdies machen die Schüler bei gemeinsamem Unterricht größere Fortschritte, da sie sich durch Beispiel und Tüchtigkeit in den Leistungen gegenseitig anregen. Das Lob, welches diesem für seinen Fleiß gespendet wird, feuert sie an; der Tadel, der jenem für seine Fehler zu theil wird, schreckt sie ab, und so hilft die Hoffnung auf Belohnung wie die Furcht vor Strafe zu ihrer Vervollkommnung."

Vor häufigem Wechsel der Lehrer und der Lehranstalten wird gewarnt. Ueberfüllte Schulen müssen gemieden werden (S. 73):

„Die Uebervölkerung führt zur Erschwerung des Unterrichts, diese zur Gleichgiltigkeit, die Gleichgiltigkeit zur Geringschätzung, und das Endresultat läuft auf Verlust von Zeit und Geld hinaus. Man halte also die Schüler von Anstalten fern, welche eine allzustarke Frequenz aufweisen; mag der Lehrer noch so tüchtig sein, er wird, wenn seine Kräfte nicht mehr im Verhältnisse zu der Anzahl der Schüler stehen, nie allen die nöthige Aufmerksamkeit schenken können."

Eine vernünftig geleitete Gymnastik wird sehr empfohlen, und zwar, was besondere Beachtung verdient, schon mit Rücksicht auf die Wehrkraft des Staates (S. 115),

„eine Kunst, welche einerseits zur Erholung und Erfrischung des Geistes nach vollbrachter Arbeit dient, andererseits aber der Jugend Anleitung zu kriegerischen Uebungen gibt und sich daher sowohl zum Schutze des Einzelnen wie des Staates als höchst nothwendig erweist. Es muß jedoch hier ein gewisses Maß beobachtet werden, und dürfen die Knaben, bis sie das männliche Alter erreicht haben, nicht zu erzwungenen und allzu aufregenden Leistungen angehalten werden, damit ihre stete körperliche Entwicklung nicht beeinträchtigt wird. . . Man beginne daher mit leichteren Uebungen. . . Am zweckmäßigsten wird es sein, dem Studium, den Leibesübungen und der Erholung genau bestimmte und abgegrenzte Tagesstunden zuzuweisen, damit auch nicht der geringste Theil der Zeit, die sich ja niemals ersetzen läßt, unbenutzt vorübergehe."

Für die Reiferen werden anstrengendere Uebungen verlangt. Dazu kommen noch passende Spiele. Auch Scherze finden durchaus Billigung, wenn sie sittlich rein und mit Ernst und Bescheidenheit gewürzt sind. Kopfhängerei taugt nicht (S. 116).

„Die körperlichen Uebungen bringen, wenn sie fleißig betrieben werden, noch den weitern Vortheil, daß sie, was gewiß bei der Jugend ein gutes Zeichen ist, das Gemüth des Knaben frisch und froh bewahren und jenes düstere Wesen, jene geistige Niedergeschlagenheit, die schon so manches tüchtige Talent untergraben hat, verscheucht. So gern man Ernst und Strenge auf der Stirne des Greisen sieht, so ungern nimmt man sie auf der Stirne des Jünglings wahr, wie dies schon der Dichter andeutet, wenn er sagt:

‚Knaben von frühreifer Weisheit sind mir zuwider.‘“

In der Lesung der alten Classiker ist alles Anstößige fern zu halten. Das seit der Reformation so beliebte Wort von der unter der Bank liegenden Bibel und dem Verbot, dieselbe in der Volkssprache zu lesen, erhält eine eigenthümliche Beleuchtung durch das 18. Kapitel des zweiten Buches:

„Wir möchten es sehr empfehlen, den Knaben einzelne Abschnitte der Heiligen Schrift, welche sich für ihr Alter besonders eignen, zur Lectüre vorzulegen. . . Darum bin ich auch mit jenen Lehrern durchaus einverstanden, welche die Knaben sofort, nachdem sie mit dem Alphabet bekannt (geworden) sind, zuerst die Psalmen auswendig lernen lassen. . . Ertönt doch bereits in der ganzen Welt der Psalmengesang; wer zu seinem Gotte demuthsvoll beten will, der sucht, sei er gelehrt oder ungelehrt, die Psalmen auswendig zu wissen. . .“

Mit Begeisterung wird dann die Schönheit dieser heiligen Gesänge weiter ausgeführt. Auch mehrere andere Bücher des Alten Testamentes werden noch empfohlen, alles abgesehen von dem eigentlichen Religionsunterricht. Diese Uebung war also nach dem obigen Zeugniß damals schon von verschiedenen Lehrern eingeführt.

In der Berliner Conferenz kam, wie oben gesagt, öfters die Rede auf die Nothwendigkeit der Individualisirung in Behandlung der Schüler. Ganz dieselbe Lehre finden wir bei Mapheus (S. 58), der dabei eine scharfe Beobachtungsgabe und genaue Kenntniß der Knabenwelt offenbart.

„Es ist der individuellen Naturanlage des Knaben in sorgfältigster Weise Rechnung zu tragen. Die einen berechtigen durch ihr ganzes Benehmen zu den besten Hoffnungen für die Zukunft, legen aber daneben eine nur zu große Schüchternheit und Zurückhaltung an den Tag; andere machen sich durch unerschrockenes, durch keckes oder freches Benehmen kenntlich. Der eine ist redselig und geschwätzig, der andere heftet seine Augen auf den Boden und antwortet kaum, wenn er dazu aufgefordert wird. Der eine ist aufgeblasen und prahlt gern; ein anderer hält nur auf wahren Ruhm und wahre Ehre; ein dritter ist nachlässig und durchaus gleichgiltig gegen Lob und Tadel. Die einen sind leichtsinnig, unbeständig, flatterhaft, andere thatkräftig und ausdauernd. Die einen lassen sich von älteren Personen nur ungern befehlen, während andere selbst jüngeren willigen Gehorsam leisten. Diesem ist keine Arbeit zu viel bei Tag und Nacht, jener kann stundenlang in gedankenloser Unthätigkeit dahinbrüten. Diese gehen mit allem, was in ihrem Besitze ist, sehr verschwenderisch um; jene — die traurigste Klasse von Menschen — schweben stets in tausend Aengsten, sie möchten der Armuth verfallen, von der sie aber keinen Begriff haben. Bei dem einen bemerkt man Begeisterung für Kunst und Wissenschaft, während andere keinen Sinn dafür haben. Einige sind mit einer einfachen, mäßigen Lebensweise zufrieden, andere, und zwar die Mehrzahl, lieben reichliche Mahlzeiten.

Die einen sind von sanfter, friedfertiger Gemüthsart, die anderen jähzornig; die einen haben ihre Freude an einem friedlichen, ruhigen und einträchtigen Leben, die anderen an Zank und Streit."

Nicht alle sind für die wissenschaftliche Laufbahn bestimmt. Auch der Kaufmannsstand, die Landwirthschaft, der Kriegsdienst sind ehrenhaft, wiewohl der letztere „in unseren Tagen dermaßen entartet ist, daß man ihn eher ein Räuberhandwerk nennen könnte" (S. 120). Der Priesterstand genießt besonderer Hochachtung. Aber „entweder werde einer Priester aus Liebe zu Gott und zur Tugend, oder er bleibe einem Stande fern, der nicht zur Beleidigung, sondern zur Ehre Gottes eingesetzt ist".

Die Lehrer sind sorgfältig zu wählen. Es ist verkehrt, zu glauben, daß für den elementaren Unterricht der erste beste, wenn auch noch so mittelmäßige Lehrer genüge. Es soll den Lehrern aber auch die gebührende Achtung erwiesen und ein genügendes Auskommen gesichert werden (S. 74). Beim Unterricht wird als besonders wirksam die Weckung des Ehrgefühls empfohlen (S. 79), ähnlich, wie es später in den Jesuitenschulen geübt wurde. Die an das Benehmen des Lehrers gestellten Forderungen werden S. 84 zusammengefaßt:

„Der Lehrer zeige sich streng, doch nicht finster; herablassend, ohne seiner Würde zu vergeben; ernst, bei einer gewissen Freundlichkeit, freundlich, bei einem gewissen Ernst. Er darf zürnen, aber mit Maß; rügen, doch ohne zu prunken; strafen, aber nicht im Zorn; nachsehen, aber mit Vorsicht; loben, aber nicht im Uebermaß; selbst schmeicheln, aber mit Besonnenheit; Erholung gönnen, aber nicht zu große Freiheit. Er mahne und warne, wenn es nöthig ist, spreche gern von Tugend und Ehrbarkeit, wohl auch von Dingen, die gerade bei den Schülern das Tagesgespräch bilden; macht doch das lebendige Wort stets einen tiefern Eindruck. Er sei unverdrossen, scheue keine Arbeit, höre Bittende willig an und zeige, auch ohne gebeten zu werden, gegen alle ein freundliches Entgegenkommen."

An einigen Stellen scheint Mapheus geringschätzig zu urtheilen über die niederen Stände, indem er von ihrer geringen Empfänglichkeit für Edleres spricht. Dieses ist aber keineswegs Verachtung. Vielmehr tritt in diesem Stück socialer Frage, soweit dieselbe für die damalige Zeit in Betracht kommt, die christliche Auffassung rein und schön hervor. Das vierte Buch, in welchem das Benehmen den verschiedenen Ständen gegenüber erörtert wird, enthält ein eigenes Kapitel (S. 154) über die „Achtung gegen Arme und Unglückliche". Das Loos derselben darf uns nicht gleichgiltig sein; um Gotteswillen müssen wir uns der Nothleidenden erbarmen, sie speisen und zu ihrem Unterhalte beitragen. Auch die Sklaven müssen milde behandelt werden.

„Wir sind alle Diener eines und desselben Herrn; die wahre Freiheit beruht allein auf der Tugend, und schimpflich ist nur jene Knechtschaft, in die man sich freiwillig begibt. Das aber thun jene, welche sich zu Sklaven ihrer schändlichen Lüste erniedrigen. Daneben bleibt freilich die Thatsache bestehen, daß sich im Laufe der Zeit die Anschauung von einem Unterschiede zwischen Freigeborenen und Unfreien gebildet hat. . . Auf niemanden, und würde er selbst in der elendesten Knechtschaft schmachten, darf man verächtlich herabblicken. . . Es ist überhaupt nichts schmählicher, als mit fremdem Unglück kein Mitgefühl haben, nichts unbilliger, als für das

Elend des Mitmenschen theilnahmlos zu sein. . . Daher gibt der hl. Ambrosius die Mahnung: Die Herren dürfen ihren Sklaven befehlen, da diese gemäß ihrer Stellung ihre Untergebenen sind; sie sollen jedoch dabei nie vergessen, daß dieselben die gleiche menschliche Natur wie sie selbst besitzen."

Das sind herrliche Worte, die doch nur die stete Anschauung und Lehre der katholischen Kirche wiedergeben; das sind allein auch die ewig wahren Grundsätze, von denen auszugehen ist, wenn die sociale Frage allseitig und endgiltig gelöst werden soll. Die der 14. Berliner Conferenz vorgelegten Fragen („Verhandlungen" u. s. w. S. 20) erwähnten diese Sache nicht, obschon der königliche Erlaß vom 1. Mai 1889, der doch den Anstoß zu der Versammlung gab („Verhandlungen" S. 3), die Bekämpfung der socialistischen und communistischen Ideen *durch die Schule* als das erste in den Vordergrund stellte.

Das sechste Buch enthält u. a. ins einzelne gehende Vorschriften über die äußere Haltung, Kleidung u. s. w. Bei dieser Gelegenheit wird auch der Deutschen gedacht (S. 213), wenn auch nicht gerade in schmeichelhafter Weise. Sie müssen den Landsleuten des Verfassers als abschreckendes Beispiel dienen, weil sie „bei größter Sommerhitze Pelzkleider und Holzschuhe tragen" — eine Bestätigung übrigens des schönen Sprüchleins:

„Ein deutscher Mann von rechter Art
Trägt seinen Pelz bis Himmelfahrt" u. s. w.

Das ganze Buch schließt mit einer schönen Ermahnung zur Benützung der Zeit.

Das Angeführte dürfte genügen, den hohen Werth der Erziehungslehre des Vegius anzudeuten. Derselbe ist von den verschiedensten Seiten anerkannt; darum muß es auffallen, daß Karl v. Raumer in seiner Geschichte der Pädagogik die Schrift ganz übergeht. Schon im Jahre 1856 war durch den Lehrer F. J. Köhler in Gmünd eine deutsche Uebersetzung erschienen, die durch ihre zahlreichen größeren Anmerkungen und ein gutes Sachregister auch jetzt noch Werth hat; dieselbe fand aber nicht die verdiente Beachtung. Möge die neue Uebersetzung weitere Verbreitung finden. Sie ist mit ihrem ausführlichen Vorbericht über das Leben und die Schriften des Vegius sorgfältig gearbeitet und liest sich gut. Störung bringen nur bisweilen unnöthige Fremdwörter (total, Lokalität, resümiren, Satellite), ebenso Ausdrücke, die in der allgemeinen Schriftsprache kaum gebräuchlich sind, z. B. *innert* statt innerhalb, *Beglaubigung* (S. 82) statt Glaube, Meinung, das *Bemühendste* (S. 105) statt das Schlimmste, Leidigste. — Da wohl den wenigsten Lesern ein Diogenes Laertius zur Hand ist, hätte in der Anmerkung S. 86 das Griechische angeführt werden müssen. Antisthenes erklärte dem Jünglinge, der von ihm unterrichtet sein wollte, er bedürfe eines βιβλιαρίου καινοῦ καὶ γραφείου καινοῦ καὶ πινακιδίου καινοῦ, eines *neuen* Buches, *neuen* Griffels, *neuen* Täfelchens. Doppelsinnig ist diese Antwort, weil sich καινοῦ auch zerlegen läßt in καὶ νοῦ. Dann erst tritt die eigentliche Meinung des Philosophen hervor, der ein Buch *und Verstand*, einen Griffel *und Verstand*, ein Täfelchen *und Verstand* verlangte. Ohne das Griechische bleibt das hübsche Wortspiel dunkel.

II. **Aeneas Sylvius' Traktat über die Erziehung der Kinder,** gerichtet an Ladislaus, König von Ungarn und Böhmen. Einleitung, Uebersetzung und Erläuterungen von **P. Galliker,** Professor an der Stiftsschule zu Beromünster. S. 225—298.

Berücksichtigt die Erziehungslehre des Vegius fast nur die höheren Stände, so hat unsere Schrift ein noch beschränkteres Ziel, indem sie sich zunächst an den zehnjährigen Prinzen Ladislaus richtet, dem einst die Regierung Böhmens und Ungarns zufallen mußte. Der Verfasser hat den künftigen Herrscher im Auge und will denselben anleiten, wie er in den vier Lebensaltern als Knabe, Jüngling, Mann und Greis den Obliegenheiten seiner hohen Stellung allseitig gerecht werden könne. Leider ist bloß der erste Theil vollendet, der vorliegende Tractat. Gewiß konnten nur wenige befähigter sein, Rathschläge zu geben für die Ausbildung eines Kindes, dessen eine so große Zukunft zu harren schien — Ladislaus starb schon im 18. Lebensjahre —, als der ebenso vielseitig gebildete wie weitgereiste und hofkundige damalige Bischof von Triest, Aeneas Sylvius, der nachmalige Papst Pius II. (geb. 1405, gest. 1464). Die deutschen Verhältnisse waren ihm besser bekannt als seinem Freunde Vegius. Hatte er doch 23 volle Jahre auf deutschem Boden verlebt, 12 davon am kaiserlichen Hofe, wo der so früh seines Vaters beraubte junge Ladislaus damals unter der Obhut seines Verwandten, des Kaisers Friedrich III., erzogen wurde. Für ihn verfaßte Sylvius, vom Lehrer des Prinzen aufgefordert, die vorliegende, Anfangs 1450 in Neustadt, auf deutschem Boden, vollendete Schrift. Dieselbe behandelt die Erziehung in *körperlicher, religiös-sittlicher* und *intellectueller* Hinsicht.

Wahrhaft heilig und ernst sind die Lehren, die Sylvius dem fürstlichen Zöglinge in Betreff seiner Stellung und religiösen Pflichten gibt (S. 259).

Sylvius hat, als er den päpstlichen Thron bestiegen, durch seine Regierung gezeigt, daß er keinem Politiker nachstehe an Personen- und Sachkenntniß, an Schärfe des Urtheils und Großartigkeit der Anschauung. Darum verdient besonders heutzutage der Unterricht Aufmerksamkeit, indem er den fürstlichen Zögling über die Behandlung seiner Völker und ihrer Sprachen belehrt. Bei der Auswahl der Pagen und Gespielen soll vor allem auf Sittlichkeit und wahre Tugend gesehen werden, dann aber auch auf Sprachkunde (S. 261).

Der Humanist kann sich nicht verläugnen. Mit Vorliebe ergeht der Verfasser sich in längerer Auseinandersetzung (S. 266) über das Studium der Grammatik und Stilistik mit ihren Einzelheiten. Auch folgen Anweisungen über Schreibunterricht, Schön- und Rechtschreibung. Bei manchen werthvollen allgemeinen Bemerkungen hat das meiste in diesen Kapiteln nur für den Fachmann noch geschichtliche Bedeutung. Besondere Aufmerksamkeit lenkt wiederum das 25. Kapitel (S. 277) auf sich, schon durch seine Ueberschrift: „Von der Verachtung, welche die Deutschen den Dichtern entgegenbringen, und von ihrer Vorliebe für die Theologie.“ Wir können jedoch nicht näher darauf eingehen.

Besonders betont wird, daß nur Bücher, die nach Form und Inhalt gut sind, der Jugend in die Hände gegeben werden sollen (S. 286).

„Der Ausspruch des Plinius, daß kein Buch so schlecht sei, daß man daraus nicht irgend einen Gewinn schöpfen könne, und der also keine Schrift von der Lectüre ausschließen will, findet seine Anwendung nur auf gebildete, erfahrene Männer und nicht auf Knaben. Denn wenn Knaben nicht von Anfang an Gutes in sich aufnehmen, werden ihre Geisteskräfte verderbt, und es wird ihnen unmöglich, sich ein richtiges Urtheil zu bilden."

So sind auch bei den Schreibvorlagen nur vollkommene Muster zu wählen (S. 287). „Für die Jugend ist das Beste gut genug", ist sicherlich eines der edelsten Worte, die in unserer Zeit Flügel gewonnen haben. Neu in dieser Form, galt doch der Grundsatz selber auch schon dem Sylvius.

„Immer nur das Beste und Schönste soll zur Nachahmung empfohlen werden. .. Zu großem Vortheile gereicht es auch, und es ist durchaus nothwendig, darauf Rücksicht zu nehmen, daß die als Schreibvorlage benutzten Verse nicht bloß unnütze Sinnsprüche enthalten oder fremde Namen, sondern daß sie zu etwas Gutem und Ehrenwerthem ermuntern und aus bewährten Dichtern oder berühmten Schriftstellern hergenommen sind, damit der Knabe gleichsam spielend denken und schreiben lerne."

Bei aller Vorliebe für die altclassische Bildung ist der Verfasser keineswegs einseitig, sondern verlangt, gleich den vorausgehenden Jahrhunderten, entsprechendes Studium der Mathematik, Astronomie, Philosophie. Dabei tritt von selbst die heutzutage so viel besprochene Ueberbürdungsfrage hervor. Aeneas erkennt die Schwierigkeit an, ist indessen nicht ängstlich (S. 296).

„Immerfort müssen wir uns jedoch hüten, daß wir nicht einen Zweig der Kunst oder Wissenschaft allzusehr pflegen und darob einen andern vernachlässigen; daß wir nicht bloß mit den Naturwissenschaften uns beschäftigen und darüber unsere religiös-sittliche Ausbildung vergessen und unsere Pflichten vernachlässigen. — Es möchte nun vielleicht einer fragen, wie man denn dieses alles lernen könne und ob alle Disciplinen zugleich dem Knaben beigebracht und von diesem erfaßt werden können.

„Einige huldigen der Ansicht, daß durch diese gleichzeitige Behandlnng so verschiedenartiger Lehrfächer der Geist des Knaben verwirrt und ermüdet werde. Diese verkennen aber ganz die Kraft, welche der menschliche Geist besitzt, da er von Natur regsam und lebendig ist, so daß er sozusagen alle Theile miteinander beherrscht und nicht bloß nach einer, sondern nach mehreren Seiten hin thätig sein und seine Kraft entfalten kann, und zwar nicht etwa bloß am nämlichen Tage, sondern selbst in einem Augenblicke, und diese Mannigfaltigkeit selbst erquickt und erfrischt immer wieder aufs neue. Sollte im Gegentheil nicht derjenige vielmehr ermüden, welcher den ganzen Tag hindurch vom nämlichen Lehrer in der nämlichen Kunst sich unterrichten läßt?"

Mit Recht betont Aeneas die Geschmeidigkeit und Kraft des jugendlichen Geistes; doch scheint er hierin zu weit zu gehen. Ueberhaupt betont er das „spielend lernen" etwas stark; indes darf man nicht vergessen, daß er bei seinem fürstlichen Zöglinge mit den eigenthümlichen Verhältnissen des Hoflebens zu rechnen hatte. — Er erwähnt aufs neue die Gymnastik. Mit Empfehlung eben derselben, sowie mit Vorschriften für die Ausbildung des

Körpers durch Mäßigkeit, Abhärtung, Uebungen und Spiele mancherlei Art hatte er die ganze Schrift begonnen. Dieselben sollen erlaubt werden (S. 249),

„damit neben der Arbeit auch die Erholung Platz finde und die Arbeitsfreudigkeit geweckt werde. Man muß nicht immer den Wissenschaften und ernsten Beschäftigungen obliegen und die Knaben nicht allzusehr mit Arbeit überladen, daß sie ermattet unter der Last zusammensinken und, der Bürde überdrüssig, dem Unterrichte nur mit Widerwillen folgen. Auch Pflanzen gedeihen ja nur, wenn sie mäßig begossen werden; allzu reichlicher Wasserguß ertödtet sie."

Sylvius besaß für seine Zeit bedeutende geographische und geschichtliche Kenntnisse. Schon deshalb ist es zu bedauern, daß er von seinem großartigen Plane, die Pflichten eines Herrschers in sämmtlichen Lebensaltern zu entwickeln, nur den ersten Abschnitt vollendet hat. In der weitern Ausführung hätte zweifelsohne die Vorliebe für jene beiden Fächer den vielgereisten Verfasser zu lehrreichen Ausführungen begeistert über die Schönheit, den Nutzen und die Art und Weise ihres Studiums.

Einleitung, Anmerkungen und Uebersetzung verdienen bei dieser zweiten Schrift ebenso alle Anerkennung wie bei der erstbesprochenen. Die Uebersetzung des Sylvius hatte noch besondere Schwierigkeiten zu überwinden, weil kein genügend besorgter Text vorliegt. In Betreff einiger nicht allgemein gebräuchlichen Ausdrücke gilt gleichfalls das oben Gesagte. Dem „ohne Unterbruch" (S. 293) wäre jedenfalls das gewöhnliche „ohne Unterbrechung" vorzuziehen gewesen. — S. 265 hätte einer Berichtigung bedurft, da bei den Sirenen Odysseus keineswegs sich, sondern nur seinen Genossen die Ohren verstopfte. Sich selber ließ er, um ungefährdet dem gefährlichen Gesange lauschen zu können, einfach an den Mastbaum festbinden (Hom. Od. 12).

Sowohl die Erziehungslehre des Vegius als die des Sylvius sind um die Mitte des 15. Jahrhunderts geschrieben. Dadurch erhält der beide umfassende zweite Band der „Bibliothek" hervorragende Bedeutung. Denn wir ersehen daraus, wie fast unmittelbar vor der Reformation in der katholischen Kirche über den Werth und die Nothwendigkeit einer guten Jugendbildung geurtheilt und welche Mittel dazu in Vorschlag gebracht und geübt wurden, wie also auch in dieser Beziehung nicht erst mit der Wittenberger Schilderhebung das Licht in den Finsternissen zu leuchten begann. — Weiter sehen wir, wenn wir zugleich einen Blick auf die Gegenwart werfen, daß unsere fortgeschrittene Zeit doch in der für die Menschheit so wichtigen Erziehungsfrage über die allgemeinen Grundsätze, wie sie schon vor 400 Jahren ausgesprochen wurden, nicht hinausgekommen ist. Ueber manche auf der Berliner Conferenz verhandelten Punkte hätten Vegius und Sylvius, wie schon aus den angeführten Stellen hervorgeht, ohne weitere Vorbereitung in sachkundiger Weise urtheilen und mitreden können.

R. van Acken S. J.

1. **De historia Galliae publica, privata, litteraria** regnante Ludovico XIV. latinis versibus a Jesuitis Gallis scripta. Thesim facultati litterarum Parisiensi proponebat P. V. **Delaporte.** 182 p. 8⁰. Parisiis, Retaux, 1891. Preis *Fr.* 5.

2. **Du merveilleux dans la littérature française** sous le règne de Louis XIV, par P. V. **Delaporte.** Thèse pour le Doctorat, présentée à la faculté des lettres de Paris. 424 p. 8⁰. Paris, Retaux-Bray, 1891. Preis *Fr.* 7.50.

1. Das vorliegende Buch enthält wohl eine der originellsten Ideen, die jemals als Beweismittel literarischer Befähigung einem hochweisen akademischen Richtercollegium vorgeführt wurden. Es handelt sich für Delaporte darum, aus den lateinischen Dichtern der französischen Ordensprovinzen der Gesellschaft Jesu während des 17. und 18. Jahrhunderts eine Zeit-, Cultur- und Literaturgeschichte der langen Herrschaft Ludwigs XIV. zusammenzusetzen. Der wirklich sachkundige Verfasser bringt diese Aufgabe in folgender Weise zu Stande. In einem ersten Buche führt er der Reihe nach die einzelnen Vorkommnisse der „historia publica" an, z. B. die Geburt Ludwigs — den Sieg von Rocroy — den Westfälischen Frieden u. s. w., und bringt dann aus den besagten Dichtern diejenigen Stellen wörtlich bei, welche sich mit dem jedesmaligen Ereigniß am ausführlichsten oder geistreichsten beschäftigen. Ein zweites Buch leistet dasselbe für die „historia privata". Hier begegnet uns z. B. Ludwig XIV. als Jäger und Reiter — Turenne in seiner Conversion — Christina von Schweden in Frankreich u. s. w. Eine eigene Abtheilung in diesem Buche bilden die Sittenschilderungen, z. B. Gebrauch des Tabaks, Kaffees, Thees u. dgl. — Predigthören — Parfümerien — Luxus u. s. w. Einen literargeschichtlichen Katalog könnte man das dritte Buch nennen, welches alle jene Stellen der Jesuitendichter beibringt, die über in- und ausländische Schriftsteller jener Zeit handeln, meist aber nicht über ein dem Namen beigefügtes Epitheton hinausreichen. Zum Schluß seiner hochinteressanten Rundschau über 60—70 jesuitische Verskünstler warnt der Verfasser selbst davor, die Dichter in alleweg als Historiker aufzufassen. Die Jesuiten seien in dieser Beziehung nicht besser und nicht schlechter als ihre übrigen französischen Zeitgenossen. Ihr Zweck ist nicht so sehr das „prodesse", sondern das „delectare", und es würde kein besonderes Vergnügen gewesen sein und auch kein solches bereitet haben, die minder schönen, guten und glücklichen Seiten jenes Jahrhunderts im Liede zu verewigen. Man kann über solche Einseitigkeit anderer Meinung sein als der Jesuit Juvencius und braucht dieselbe nicht zu rechtfertigen, kann aber doch Gründe finden, sie wenigstens zu entschuldigen. Dasselbe gilt in Bezug auf die Lobsprüche und Complimente, welche die Dichter des Ordens so reichlich an den König und die verschiedenen Großen seines Hofes verschwenden. Die Jesuiten haben auch in dieser Beziehung das einzige Unrecht, nicht über ihre Zeitgenossen erhaben zu sein. Eine andere Frage, welche der Verfasser zum Schluß noch kurz berührt, betrifft die „Unsterblichkeit", welche jene Dichter sich selbst und anderen mit rührender Zuversicht verhießen. Sechs oder sieben Namen sind es höchstens, die heutzutage bei den Freunden lateinischer Dichtkunst noch einen guten Klang behalten haben, die übrigen sind vergessen. Unter die berühmtesten zählt Delaporte die Patres Rapin, Rue und Commire, während er den im Buch selbst mehrmals (unserer Meinung nach

mit Unrecht) angezogenen Balde nicht erwähnt. Die ganze Arbeit verräth eine große Belesenheit und hat jedenfalls ihren eigenthümlichen Werth. Interessanter und nützlicher freilich wäre dieselbe unseres Erachtens noch gewesen, wenn der Verfasser sich auf weniger Stoffe beschränkt hätte und dafür in den Mittheilungen von Belegstellen ausführlicher gewesen wäre.

2. Wenn man die fleißige und gelehrte Arbeit über eine das Zeitalter Ludwigs XIV. bewegende ästhetische Frage liest, muß man unwillkürlich an einen literarischen Streit unserer Tage denken. Ja noch mehr. Sieht man genauer zu, so gewahrt man bald, daß man es jetzt wie damals im Grunde mit einer und derselben Frage zu thun hat, sei es, daß man sie die Frage des „merveilleux“ oder „der Modernen“ nennt. Der Kern der Sache bleibt immer und ewig derselbe: das Streben und Ringen der Neueren nach Wahrheit und Wahrhaftigkeit in der Literatur im Gegensatz zu dem Schablonenhaften, innerlich unwahren Formelwesen der „Alten“, d. h. der Epigonen. Und doch welch ein Unterschied zwischen den beiden Erscheinungsformen derselben Frage! Unter Ludwig XIV. handelte es sich darum, einen wirklichen und leibhaftigen Zopf zu beseitigen, der den Allerbesten und Höchsten anhing und von diesen auf Leben und Tod vertheidigt wurde; die Neuerer waren nicht bloß in der Minderzahl, sondern auch geistig schwächer. Aber sie hatten für sich die Güte der Sache und die Wahrheit; darum haben sie gesiegt trotz Corneille und Boileau. Heute dagegen . . . doch lassen wir es bei diesen Andeutungen bewenden, und gehen wir auf das Buch selbst näher ein.

In der Geschichte der französischen Literatur während ihres classischen Zeitalters unter Ludwig XIV. spitzte sich die Theorie auf eine Hauptfrage zu: Alterthum oder Moderne; soll die französische Literatur des 17. und der folgenden Jahrhunderte griechisch und lateinisch in französischem Gewande sein, oder soll nicht bloß die Sprache, sondern auch der Geist und die Art französisch sein? Die literarische Renaissance in Frankreich unter Ronsard u. s. w. hatte die altgallische, d. h. echt französische Strömung des nationalen Mittelalters verlassen, um mit vollen Segeln in das neuentdeckte Gewässer des classischen Alterthums einzulenken. Daß man Christ und Franzose des 16. Jahrhunderts war, wurde nicht beachtet. Virgil und Homer, Anakreon, Horaz und Catull hatten ewig giltige Muster der Epik und Lyrik geschaffen: also, wer classisch werden will, muß sich diesen Mustern so nahe als möglich anschließen. Alles aus diesen Mustern soll herübergenommen werden, mit Ausnahme der Sprache, da die französischen Bauern, Krämer und Rentner leider nicht Latein genug verstanden. Glücklich die Dichter, die nur für ihresgleichen und die Philologen schreiben konnten; sie wenigstens brauchten sich nicht zu einer modernen Sprache herabzulassen und konnten mit Virgil in seinem eigenen Idiom wetteifern. Wie unnatürlich, d. h. gemacht diese literarische Bewegung war, kam den Urhebern und tonangebenden Zeitgenossen derselben nicht zum Bewußtsein. Sie hatten als Vordermänner bei dieser Schwenkung nach rückwärts die großen und kleinen Italiener, Petrarca an der Spitze. Allein was für die Römer recht war, mußte darum nicht auch schon für die Pariser billig sein; die einen griffen doch wenigstens noch einigermaßen auf ihre Altvorderen

zurück, während die anderen in jeder Hinsicht sich auf fremdem Boden bewegten. Durch Malherbe freilich kam in den tollen Hexensabbat der Plejade einige Ordnung und Vernünftigkeit; allein auch er und seine Schule blieben dem Olymp und der Geschichte der Griechen und Römer treu. Es gab nur Götter und Helden in den gereinigten Alexandrinern; ja als schließlich die Vernünftigkeit und Mäßigung den geleckten Vers zur Prosa herabgewürdigt hatte, mußte die Mythologie ihm den Reiz und den Schein der Poesie bewahren. Man redete sich ein, daß man, um die literarische Sprache zu veredeln, die poetischen Ideen und Ausdrücke zu heben, die dichterischen Vorwürfe in die richtige Beleuchtung zu rücken, nothwendig zu der alten Kostümkammer des Olymp seine Zuflucht nehmen müsse. Wie niemand, der auf Anstand hielt, ohne Bänder und Perücke in der feinen Gesellschaft erschienen wäre, so mußten es sich alle Stoffe, die literaturfähig werden wollten, ausnahmslos gefallen lassen, daß man sie, um sie zu „orner", „élever", „embellir", „aggrandir", „égayer", oder wie die Ausdrücke der Kritiker lauten, in ein mythologisches Kostüm steckte, zu den Göttern Athens oder Roms in Beziehung brachte. Wer hätte selbst Ludwig XIV. loben dürfen, ohne Jupiter, Mars und Apollo zu bemühen? Daß das alles eine gewaltige innere Lüge war, fiel den wenigsten ein, und diese beruhigten sich in dem Gedanken, daß es einmal nicht anders gehe. Auch ein anderes durchschauten nur einige. Es war dies die Thatsache, daß im Verlauf der Zeit die ursprüngliche „Verzierung" zu einem sinnlosen Schnörkel, daß die ganze „Poesie" eine Art Symbolismus geworden war, den man sich leicht aneignen konnte, und es dadurch bei einiger Gewandtheit im Reimen unweigerlich zum Dichter brachte. Was anfangs wirklich in den Augen der Zeitgenossen eine Erhebung des Stoffes, ein Zierat der Sprache gewesen, wurde nun so alltäglich, daß es förmlich banal und trivial war. Wir lächeln über eine solche Kurzsichtigkeit; aber es ist doch seltsam, daß ein Corneille und Boileau z. B. sagen konnten:

Des roses et des lys le plus superbe éclat
Sans la fable en nos vers, n'aura rien que de plat.

Natur und Leben sahen diese Dichter nur mit den Augen des Mythologen an, und weiter als die Atmosphäre der „Fabel", d. h. der Göttersagen, ging auch die Lebensluft der Poesie überhaupt nicht.

Da fiel es endlich einigen kleineren Geistern ein, daß die erste Bedingung einer wahren Dichtung doch die Wahrheit sei. Sie folgerten weiter, daß es mit dieser Wahrheit nicht stimme, in einem christlichen Lande und vor Christen als Christ immer und immer wieder im Ernst die falschen Götter als wirkliche Wesen und Ideale zu verwenden. Sollte es denn minder poetisch sein, von der Größe des einen Gottes zu reden als von den Göttern? Wäre es nicht ein größeres Lob, Ludwig als einen Originalhelden zu preisen, anstatt die Siege des Königs durch Mars gewinnen zu lassen, seine Macht von Jupiter, seine Schönheit von Apollo herzuleiten? Warum sollten nicht die christlichen Engel und Heiligen den Helden zu Hilfe kommen dürfen, wie Homer seinen Griechen die griechischen Götter zu Hilfe schickt? Sollte wirklich

alle Poesie verschwunden sein, wenn man statt Neptun einfach das Meer, statt Hamadryade Baum und statt Nymphe Quelle sagte? Und so stellte man sich eine ganze Reihe sehr vernünftiger Fragen, die man auch ganz vernünftig in manchen Flugschriften und Einleitungen zu poetischen Versuchen beantwortete. Um diesen Antworten noch mehr Gewicht zu geben, wollte man außerdem zur Lehre das Beispiel fügen und ließ fleißig christliche Epen erscheinen, in denen die Mythologie durch christliche Erscheinungen ersetzt war. Leider waren die Verfasser keine Dichter, und die christlichen „Maschinen" hatten nur den Nachtheil, daß sie als neue Versuche noch sehr unbeholfen waren, ungeschickt und polternd arbeiteten und über die Maßen Langeweile erregten. Diesen Beispielen gegenüber hatten die Gegner leichtes Spiel auch mit der Lehre. Allein die Vorkämpfer des „Christlichen" ließen sich nicht abschrecken. Brachten sie auch kein einziges lebensfähiges Werk zu Stande, so hatten sie doch die Genugthuung, den Gegner selbst sich zu einem solchen („Polyeukt") aufraffen zu sehen; sie sahen Bossuet für sie Partei ergreifen und ihre Ideen immer mehr an innerer Klarheit und äußerer Macht gewinnen.

Die Geschichte dieses Kampfes und Sieges geschrieben und aus den weit verbreiteten, heute zum größten Theil vergessenen Quellen erster Hand actenmäßig dargestellt zu haben, ist das Verdienst des Verfassers vorliegenden Buches. Er hat seine Aufgabe nicht leicht genommen, sondern seinen Stoff nach allen Seiten auf das reichhaltigste entfaltet.

Nach einem einleitenden Kapitel über den Begriff und die verschiedenen Arten des Wunderbaren — altclassisches; christliches; volksthümliches (Hexen, Geister, Werwölfe 2c.); keltisch-germanisches (Feen); phantastisches und kabbalistisches — sowie über die Beziehungen dieser verschiedenen Arten zu den Menschen des 17. Jahrhunderts in Frankreich geht der Verfasser über zum

Ersten Theil und behandelt die Feen und ihre Arten, wie sie in den Märchen jener Zeit vertreten waren (Perrault, Fénelon, Madame d'Aulnoy, Murat u. s. w.). Ferner die Zwerge, Wichtelmännchen, Riesen, Centauren und Oger, sowie die Verzauberungsgeschichten, Schlaraffenländer und Glückseligkeitsinseln. Daran schließt sich das zweite Kapitel über die Elementargeister, Sylphiden, Undinen, Salamander und Gnomen (Villars mit seinem „Graf Gabalis").

Der zweite Theil bringt das sogen. gemischte Wunderbare zur Sprache: die Metamorphosen; die Meergeister; die Träume und Gespenster; die verschiedenen Allegorien.

Der dritte und Haupttheil zerfällt wiederum in verschiedene „Sections", deren erste vom heidnischen (classischen) Wunderbaren handelt, und zwar in vier Kapiteln: a) der ernste Gebrauch der Mythologie in Naturbeschreibungen, Kriegsgedichten, Trauer- und Liebesliedern; b) der Gebrauch der alten Götterwelt zu Burlesken; c) in den Fabeln, besonders bei Lafontaine, La Motte und Fénelon; d) der Einfluß der Mythologie und ihres ständigen Gebrauchs auf die Entwicklung der französischen Sprache.

Die Section II bringt das christliche Wunderbare, insofern es a) in der sogen. Poésie légère, d. h. der Lyrik, b) in der epischen und dramatischen Poesie zur Verwendung kam.

Während die bisherigen Ausführungen alle zum größten Theil objectiv statistisch gehalten waren, beginnt mit der dritten Section das eigentlich Theoretische und Geschichtliche des Streites, der sich ja im Grunde auch nur zwischen der classischen und der christlichen Wunderwelt abspielte, während man die anderen Arten des Wunderbaren ganz unberücksichtigt ließ.

Ein erster Artikel handelt in drei Kapiteln über die Vertheidiger je des christlichen und des classischen Wunderbaren.

Der zweite Artikel bringt die verschiedenen Theorien über den Gebrauch des Wunderbaren in der Lyrik, Dramatik und Epik.

Der dritte Artikel endlich befaßt sich mit der Geschichte der Plänkeleien und Kämpfe, welche diese verschiedenen Theorien und die auf ihnen aufgebauten Dichtungen hervorriefen. Daß Boileau, der große „heidnische" Gesetzgeber, im Mittelpunkt dieser Kämpfe steht, ist selbstredend. Weniger bekannt, aber wenigstens ebenso interessant ist die Figur des Hauptgegners der heidnischen Wunderwelt: Desmarets de Saint-Sorlin.

Ein Schlußkapitel führt die Wunderfrage durch bis zum Schluß des 18. Jahrhunderts und bringt dann einen Rückblick über ihre ganze Entwicklung. Im Jahre 1647 meinte Chapelain noch, „die ‚Maschinen' seien eine der Hauptschwierigkeiten der ganzen modernen Poesie"; sechzig Jahre später schrieb Houdart de la Motte: „Diese Frage, von der man so viel Wesens und Lärmens gemacht, ist vielleicht die frivolste, die vernünftige Menschen beschäftigen kann." Zwischen diesen Extremen bewegt sich das große, so vernünftige Jahrhundert der Dichtkunst unter Ludwig XIV.

Dieser kurze Ueberblick über den Inhalt des vorliegenden Buches zeigt zur Genüge, wie weitausgreifend und die ganze Literatur umfassend die anscheinend so nebensächliche und untergeordnete Frage „du merveilleux" sei. Sie ein für allemal gründlich erörtert und nach allen Seiten beleuchtet zu haben, ist das unbestreitbare Verdienst des Verfassers. Er hat ein gelehrtes Werk geschaffen, welches alles das enthält, was der Literarhistoriker über diese Frage zu wissen wünscht. Für den gewöhnlichen Leser ist dagegen die Arbeit weniger berechnet und erst recht nicht für den Ausländer. Sie setzt zu viel Fachkenntnisse voraus und geht mehr auf Reichhaltigkeit des Materials als auf angenehme, zusammenhängende Darstellung aus. Wir machen aus dieser Art dem hochverdienten Verfasser keinen Vorwurf; er wollte und sollte eben ein gelehrtes Werk und keinen literarischen Essay schreiben.

Es hält schwer, aus dem so reichhaltigen Werk einzelne besonders interessante Partien hervorzuheben. Es könnte hierbei nur die persönliche Vorliebe des Referenten maßgebend sein. Allgemein dürfte jedoch das einleitende Kapitel interessiren, besonders jene Abtheilungen desselben, die von den Beziehungen handeln, welche zwischen der französischen Gesellschaft des 17. Jahrhunderts und dem literarischen Heidenthum obwalteten; über den Feen-, Hexen-, Zauber-, Gespenster-Glauben, Astrologie 2c. Hier hätte natürlich der Leser gewünscht, noch eingehender belehrt zu werden; aber ein tieferes Eindringen in diese culturhistorische Frage lag außerhalb der Aufgabe des Buches. Sehr anmuthend und belehrend ist ferner das Kapitel über die Märchen, und vielleicht hätte

hier der Verfasser in der That noch etwas ausführlicher sein dürfen, ohne aus dem Rahmen seines Gegenstandes herauszutreten. Allein hier wie in der folgenden, nicht weniger interessanten Abhandlung über die eigenthümliche Welt der Elementargeister und ihren Schöpfer, den Abbé Villars, hatte P. Delaporte mehr an die hohe Facultät, „die schon alles weiß", als an gewöhnliche Leser zu denken.

Aus diesen Andeutungen und Angaben wird der deutsche Literarhistoriker, insofern er sich mit französischer Poesie beschäftigt, hinreichend ersehen, welch kostbares Material ihm der gelehrte Verfasser in seiner umfangreichen Doctorschrift geboten hat.

W. Kreiten S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Das verborgene Leben Jesu Christi als Vorbild für unsere Selbstheiligung. Erwägungen von P. G. Patiß, Priester der Gesellschaft Jesu. Mit Erlaubniß der Oberen. IV u. 860 S. 8⁰. Regensburg, Pustet, 1891. Preis *M.* 6.

Die Menschwerdung Christi und sein verborgenes Leben sind hier in ascetischer Weise verwerthet und in täglichen Betrachtungen auf einen kleinen Theil des Jahres, nämlich von der Adventszeit bis zur Fastenzeit ausschließlich, vertheilt worden. Die einzelnen Erwägungen oder Betrachtungen sind durchweg in je drei Punkte eingetheilt, in welchen der Verfasser die Geheimnisse unseres Glaubens zur Nutzanwendung den Lesern vorlegt. Es ist die gewöhnliche christliche Tugend sowohl als auch die höhere Vollkommenheit, welche hier reichliche Nahrung findet. Den einzelnen Erwägungen werden 7—10 Seiten gewidmet — für eine am Vorabende anzustellende Vorbereitung zur Morgenbetrachtung etwas viel, für den unmittelbaren Gebrauch als Hilfe zur Betrachtung selbst oder als betrachtende Lesung durchaus nicht zu umfangreich. Daß auch für Predigt und Homilie reiche Ausbeute gemacht werden kann, braucht wohl kaum besonders hervorgehoben zu werden.

Compendium doctrinae theologicae de justitia secundum principia juris recentioris, speciatim vero Neerlandici. Auctore P. H. Marres, Canonico eccles. cathed., in seminario Ruraemundensi S. Theologiae Professore. 152 et 168 p. 8⁰. Ruraemundae, Romen et FF., 1891.

Das größere, zweibändige Werk desselben Herrn Verfassers ist bereits eingehender in dieser Zeitschrift besprochen (Bd. XVIII. S. 124, Bd. XXXVIII. S. 119). Für das erste Studium der Priestercandidaten wäre es freilich eine gar starke Anforderung, wenn sie auf jenen speciellen Theil der Moraltheologie, welcher

über die Gerechtigkeit handelt, die Zeit verwenden sollten, die ein Studium der beiden Bände erheischt. Der Herr Verfasser ist daher einem sehr berechtigten Wunsche nachgekommen, indem er einen mäßigen Auszug der beiden Bände veranstaltet hat. Was wir von dem größern Werke sagten, müssen wir von dem vorliegenden wiederholen: Mag man auch in einigen wenigen Punkten zu anderer Meinung berechtigt sein, so wird man doch nicht einmal bei diesen, um so weniger bei den anderen, dem Verfasser die Anerkennung versagen können, daß er klar und deutlich den Fragepunkt hervorhebt, um den es sich handelt, theoretisch und praktisch und bündig die Lösung angibt, sowie in Begründung und Bekämpfung von Meinungen mit großer Gewandtheit und Geistesschärfe die theologischen und juristischen Momente zu verwerthen weiß. Der Leser wird kaum etwas Ueberflüssiges finden, noch etwas Unvollständiges; Klarheit im Ausdruck und Gründlichkeit in der sachlichen Behandlung des Gegenstandes halten sich das Gleichgewicht. Wenn auch das niederländische Recht zunächst ins Auge gefaßt wurde, so verdient doch das Werk, zumal wegen der geringen Verschiedenheit der neueren Rechte in den einzelnen Ländern, auch über die engen Grenzen Hollands hinaus vollauf Beachtung und Anerkennung.

Sammlung kirchlicher Erlasse, Verordnungen und Bekanntmachungen für die Erzdiöcese Köln. Nach dem Inhalte geordnet und herausgegeben von Karl Theodor Dumont, Doctor der Theologie, Domkapitular und Geistl. Rath zu Köln. Zweite, bedeutend vermehrte Auflage. Amtliche Ausgabe. XXII u. 706 S. gr. 8°. Köln, J. P. Bachem, 1891. Preis *M.* 7.75.

Zunächst ist diese Sammlung für die Erzdiöcese Köln berechnet. Die Zahl der geistlichen Herren wird wohl nicht gar zahlreich sein, welche in ihrem Privatbesitz oder im Pfarrarchiv schon sonst eine übersichtlich geordnete Sammlung all der seit Jahren erlassenen kirchlichen Verordnungen besitzen: für die übrigen ist die hier erschienene Sammlung eine Nothwendigkeit geworden. Sie umfaßt nicht bloß die vom Ordinariat ausgehenden Verfügungen und Gesetze, sondern auch die von höchster kirchlicher Autorität der Diöcese bewilligten Vergünstigungen, sowie die allgemein giltigen kirchlichen Anordnungen, welche der Diöcesanverhältnisse wegen ihre besondere Bedeutung haben. Dies macht aber auch, daß die vorliegende Sammlung über die Kölner Diöcese hinaus von Interesse ist und die kirchenrechtliche Praxis der Gegenwart, soweit sie sich auf irgend welche pastorelle Thätigkeit bezieht, ja auch die staatskirchenrechtliche Gesetzgebung und Praxis ins rechte Licht setzt. Das Buch wird in unzähligen Fragen dem Geistlichen Berather und Führer sein.

Die Verwaltung des Kirchenvermögens in den katholischen Kirchengemeinden Preußens nach Erlaß des Gesetzes vom 30. Juni 1875. Von Dr. Ludolf Heinr. Hermes. Zweite, umgearbeitete Auflage. X u. 262 S. 8°. Köln, J. P. Bachem, 1891. Preis *M.* 3.

Da der deutsche Episkopat zur Ausführung des im Titel angegebenen Gesetzes die Mitwirkung gestattet hat, so sagt der Verfasser mit Recht, daß das Gesetz für die Verwaltung des Kirchenvermögens in den Kirchengemeinden maßgebend sei. Er enthält sich daher jeder Kritik und gibt nur eine genaue, in die einzelnen leicht vorkommenden Fälle eingehende Erklärung des Gesetzes. Die erste Auflage schon hat ihm den Ruf gesichert, daß er es verstanden hat, sicher und klar die Grenzen der Befugnisse zu ziehen, welche für die einzelnen Verwaltungsorgane aus jenem Gesetze

hergeleitet werden könnten. Zudem erfahren wir für die links- und rechtsrheinischen Orte die auf früheren Verordnungen beruhende Rechtsordnung, nach welcher die kirchenvermöglichen Rechtsansprüche für verschiedene Vorkommnisse geregelt sind. Für alle, welche an der Verwaltung des Kirchenvermögens thatsächlich theilnehmen, ist gegenwärtiges Büchlein höchst belehrend und werthvoll.

Die sociale Gesetzgebung des Deutschen Reiches im verflossenen Jahrzehnt (1881—1891). Zum zehnten Jahrestage der kaiserlichen Botschaft vom 17. November 1881 dargestellt von Dr. Joh. Nikel, Religionslehrer am Kgl. kath. Gymnasium zu Neisse. IV u. 108 S. 8°. Münster i. W., Heinr. Schöningh, 1891. Preis *M.* 1.20.

Die Gesetze, welche die Arbeiterfrage berühren, sind mit der Zeit so angewachsen, daß es Mühe kostet, sich durch die Menge der Gesetzesparagraphen durchzuarbeiten und einen klaren Ueberblick über die gesetzliche Regelung der einzelnen betreffenden Gegenstände zu gewinnen. Vorliegendes Büchlein ordnet die verschiedenen Erlasse nach sachlichen Gesichtspunkten. Es darf daher als willkommener Führer und Berather denen recht empfohlen werden, welche sich kurz über bestimmte Punkte der Arbeitergesetzgebung zu orientiren wünschen. Nicht zwar die einzelnen Gesetzesparagraphen findet der Leser ihrem Wortlaute nach verzeichnet, wohl aber ihren wichtigern Inhalt.

Sparen macht reich. Ein Büchlein fürs Volk von Franz Xaver Wetzel. 62 S. 16°. Einsiedeln-Waldshut, Benziger & Co., 1892. Preis 30 *Pf.*

Ein Volksbüchlein im besten Sinne des Wortes! Das Schriftchen ist belehrend, anziehend und erbauend. Die Bedeutung des Sparens sowohl in wirthschaftlicher als auch in sittlicher und religiöser Hinsicht, die praktische Weise des Sparens wird auf den wenigen Seiten so gut und eindringlich geschildert, daß das Büchlein von jedermann, wessen Standes er auch sei, gelesen zu werden verdient. Würden die hier gegebenen Winke und Mahnungen durchgehends befolgt, so würde ein sehr großes Stück socialen Elendes verschwinden.

Erstes Jahrbuch des katholischen Lehrerverbandes Deutschlands 1891. VI u. 222 S. gr. 8°. Commission bei F. Schöningh, Paderborn. Preis *M.* 2.60.

Ein Ehrendenkmal für die katholische deutsche Lehrerwelt der Jetztzeit, ein strahlender Leuchtthurm für die schwankenden Geister innerhalb dieses so viel gefährdeten, so vielfach in Versuchung geführten Standes, ein überaus erfreuliches Zeichen noch vorhandenen echt katholischen Sinnes in mächtigen Bestandtheilen unseres Volkes, ist dieses „Erste Jahrbuch“, das Organ des „Katholischen Lehrerverbandes“, mit wärmster Theilnahme zu begrüßen. Es liefert den Beweis, daß dieser Verband, noch unter den Augen und mit den Segenswünschen Windthorsts ins Leben getreten und von der lebhaften Gutheißung der kirchlichen Behörden begleitet, trotz des ungerechtfertigtsten Mißtrauens von autoritativer Seite und trotz aller Befeindung durch entgegengesetzte Richtungen, sich seine Stellung errungen und Lebenskraft erlangt hat. Es gibt zugleich Zeugniß für die Befähigung, die edle Gesinnung und die tadellose Correctheit der Anschauungen bei den leitenden Mitgliedern. Wird der Verband in demselben Geiste sich weiter bethätigen und wird das „Jahrbuch“ der Zukunft diesem ersten, mehr feierlichen Prologe würdig an die Seite treten, so wird die heillose Verwirrung der Begriffe, welche in unseren heutigen Seminarien durch die Schriften eines Rousseau, Locke, Montaigne, Kant, Basedow, Campe, Herbart, Diesterweg, Dittes schon in den jungen Köpfen angerichtet wird, für die katholischen Lehrer all-

mählich verschwinden; die unglückseligen „Doppelpersönlichkeiten“, welche zu gleicher Zeit Diesterweg'sche Pädagogen und glaubenstreue Katholiken sein wollen, werden zur Unmöglichkeit werden, und es wird sicher gelingen, „den bereits bedenklich gelockerten Goldfaden zwischen Religion und Pädagogik fester zu knüpfen“. Das „Jahrbuch“ mit seinen gediegenen Arbeiten und seiner geschmackvollen Anordnung ist nur geeignet, dem Verbande in allen gebildeten katholischen Kreisen die Beachtung und Sympathie zu verschaffen, die er verdient. Möge es allen katholischen Lehrern und Lehrervereinen eine wirksame Einladung sein, mit Ueberwindung der S. 28 so trefflich gezeichneten Standes-Zaghaftigkeit diesem so zeitgemäßen, ja hochnothwendigen Verbande sich anzuschließen. Wenigstens sei allen Lehrern, die sich noch christlich nennen wollen, das Studium dieses „Jahrbuches“ nachdrücklichst empfohlen.

Mittelalterliche Kirchenfeste und Kalendarien in Bayern. Von Dr. Anton Lechner, Domkapitular in München. 287 S. gr. 8°. Freiburg, Herder, 1891. Preis *M.* 6.

Zur Kenntniß der Geschichte der Heiligenverehrung sind die Namen der in alten Kalendarien verzeichneten Heiligen sehr wichtig. Ersieht man doch aus ihnen, welche Heiligenfeste in bestimmten Diöcesen gefeiert wurden, wie die Verehrung zunahm oder sich minderte, und wie die Heiligenverehrung sich zur Verehrung Gottes verhielt. Der Verfasser veröffentlicht aus den liturgischen Handschriften der reichen kgl. Bibliothek zu München ein Martyrologium des 10. und mehr oder weniger vollständig 11 Kalendarien des 11.—15. Jahrhunderts, welche den Diöcesen Freising, Salzburg, Passau, Regensburg, Augsburg sowie einem Würzburger Kloster entstammen. In umfangreichen Erläuterungen wird gezeigt, woher die älteren Feste kamen, wie lange sie sich hielten und wie neuere an deren Stelle traten. Das Buch hilft, eine große Lücke in der Kenntniß der Heiligenverehrung auszufüllen und die bisher so mangelhafte Kenntniß alter Kalendarien aufzuhellen, erwirbt also dem Verfasser ein begründetes Recht auf den Dank aller jener, welche sich mit Erforschung der Liturgie und der Hagiologie beschäftigen.

Gregor X. und Rudolf von Habsburg in ihren beiderseitigen Beziehungen. Mit besonderer Berücksichtigung der Frage über die grundsätzliche Stellung von Sacerdotium und Imperium in jener Zeit nebst einigen Beiträgen zur Verfassungsgeschichte des Reiches. Von Dr. A. Zisterer, Repetent am Wilhelmsstift zu Tübingen. VIII u. 170 S. gr. 8°. Freiburg, Herder, 1891. Preis *M.* 3.

Eine fleißig gearbeitete interessante Studie über einen höchst anziehenden Gegenstand: die Zeit schönen Einvernehmens zwischen den höchsten Gewalten, die milde Friedensgestalt Gregors X. und die Anfänge Rudolfs I., des „erfahrenen, weltklugen Mannes“ mit „seiner weisen Mäßigung“, dem „besten Verständniß der eigenen Interessen“, der „starken deutschen Faust und der schwäbischen Gemüthlichkeit“. Die Schrift entbehrt nicht vieler guten Seiten. So wenig es dem Verfasser an Zuversicht fehlt in den Ueberzeugungen, die er sich bilden zu sollen geglaubt hat, so sehr ist doch bei den meisten seiner Urtheile Ueberlegung und Vorbedacht nicht zu verkennen, die sich vortheilhaft unterscheiden von der vornehmen Unverfrorenheit, mit der so oft schwachbegründete Conjecturen als Orakelsprüche in die Welt gesetzt werden. Ueberdies verräth er sich als einen Mann, der nicht seine ganze Geisteskraft aufzehrt im Feilschen um Zahlen, Daten und Handschriften, sondern für tieferes Nachdenken und große Gesichtspunkte noch zugänglich ist. Weniger günstig wirkt es, daß das ori-

ginelle Denken sich vielleicht allzusehr im Ausdruck widerspiegelt, der zuweilen schwierig und dunkel wird. Auch dürften die Darlegungen selbst nicht gerade in allen Punkten Zustimmung finden. Manche, allerdings nebensächliche, Bemerkungen, wie das S. 152 von der Scholastik entworfene Zerrbild oder der Hieb auf Gregor VII. S. 116, wären jedenfalls besser weggeblieben. Man möchte es bedauern, daß die Untersuchung über die Schrift des Jordan von Osnabrück, die als Anhang beigegeben ist, nicht zu einem selbständigen Werke verarbeitet wurde. Dafür wären dann vielleicht die Mittheilungen über die Person Gregors X. und das Conclave von Viterbo weniger unvollständig ausgefallen.

Leben des Paters Damian, Apostel der Aussätzigen von Molokai, Ordenspriester der Picpusgesellschaft (von den heiligsten Herzen). Von R. P. Philibert Tauvel. Aus dem Französischen von P. Peter Gervasius Maag, Priester der Picpusgesellschaft. 239 S. 12°. Regensburg, Verlagsanstalt (vorm. G. J. Manz), 1892. Preis *M.* 1.80.

Das von der Approbation mehrerer Bischöfe begleitete Lebensbild des heroischen P. Damian Deveuster hat zur Grundlage die englische Schrift P. Kingdons, die bald nach dem Tode des Apostels der Aussätzigen erschien, welcher von seiten der Protestanten Englands so begeisterte Anerkennung fand. P. Tauvel begnügte sich aber nicht mit einer einfachen Uebersetzung der englischen Biographie, sondern vervollständigte dieselbe und arbeitete sie zu einem neuen Ganzen um. Der Schwerpunkt des so entstandenen Werkchens liegt in den zahlreichen Briefen von und über den Martyrer der Liebe, der so viele Jahre das menschliche Elend in seiner entsetzlichsten Form linderte, bis er ihm selbst zum Opfer fiel. Leider läßt die deutsche Uebersetzung zu wünschen übrig und sind die beigegebenen Illustrationen nicht besonders ausgefallen.

Das Kleid des Herrn auf den frühchristlichen Denkmälern. Von A. de Waal. Mit 2 Tafeln und 21 Textbildern. IV u. 51 S. 8°. Freiburg, Herder, 1891. Preis *M.* 2.50.

Die gründliche und lehrreiche Schrift behandelt in vier Kapiteln die römische Kleidung für die Christusbilder, die Kreuzigungsbilder bis zum 10. Jahrhundert und Darstellungen der Kleidervertheilung. Der verdienstvolle Verfasser versucht, aus den frühchristlichen Denkmälern einen Schluß zu ziehen auf die Gestalt des von den Soldaten verloosten heiligen Rockes des Herrn, der zu Trier in so großartiger Weise verehrt worden ist. Diesen Schluß erzielt er mittelst der Annahme, Christus habe sich während seines Lebens der auf frühchristlichen Denkmälern des Abendlandes dargestellten römischen Tracht bedient. Letzteres erscheint aber doch recht anfechtbar. Auch daß der Herr zwei Tuniken getragen habe, daß die äußere bei den Römern von Wolle, im Orient von Leinen oder Baumwolle, die innere von Leinen gewesen, daß man zu Trier die äußere Tunika besitze, dürfte weniger sicher sein, als hier behauptet wird. Die Darstellung ist fließend, die Ausstattung schön, der Preis in Rücksicht auf die vielen Illustrationen billig.

Ein Cyclus christologischer Gemälde aus der Katakombe der hll. Petrus und Marcellinus. Zum erstenmal herausgegeben und erläutert von Joseph Wilpert. Mit 9 Tafeln in Lichtdruck. VIII u. 58 S. gr. 4°. Freiburg, Herder, 1891. Preis *M.* 8.

Der rührige und gründliche Katakombenforscher macht hiermit das wichtige, von ihm aufgefundene Deckengemälde eines Cubiculums und vier an der Eingangs-

wand desselben angebrachte Bilder aus der Mitte des 3. Jahrhunderts bekannt. Er bietet sie sowohl in Photographien nach den Originalen als in deutlichen Umrißlinien und beweist, daß sie von demselben Meister stammen, welcher auch zwei benachbarte Kammern ausmalte. Oben sind die Darstellungen der Verkündigung, des Erscheinens des Sternes vor drei Magiern, der Anbetung zweier Magier vor der Gottesmutter und der Taufe Christi neben zwei Oranten und zwei Figuren des guten Hirten um eine „Gerichtsscene" gestellt, worin Christus zwischen den Heiligen thront. An den Seiten des Eingangs findet man die Heilung der Blutflüssigen, des Aussätzigen, des Gichtbrüchigen und die Samariterin. Wichtig sind die neu entdeckten Bilder, weil sie beweisen, daß jenes viel umstrittene Bild der Priscillakatakombe sicher die Verkündigung darstellt und daß die seltener vorkommende Zahl von zwei Magiern statt dreier „nur in der Symmetrie oder im Mangel an Raum ihren Grund hat". Klar, überzeugend, in streng wissenschaftlicher Weise und unter Beiziehung neuer, hier publicirter Denkmäler untersucht der Verfasser S. 30—49 die so verschiedenartig beantwortete Frage nach der „Bedeutung der Oranten" und folgert: „Die Oranten sind Bilder der in der Seligkeit gedachten Seelen der Verstorbenen, welche für die Hinterbliebenen beten, damit auch diese das gleiche Ziel erlangen." Die Ausstattung ist vornehm, die Wiedergabe der Zeichnungen und Inschriften vortrefflich.

Darstellungen aus dem Leben Jesu und der Heiligen. In Holzschnitt ausgeführt nach Originalzeichnungen von Professor Ludwig Seitz in Rom. 42 Bilder in gr. 4°. Freiburg, Herder, 1891. Preis cart. *M.* 3; geb. *M.* 5.

Diese Bilder sind zwar meist aus den illustrirten Büchern des Herder'schen Verlages bekannt, machen aber hier in einer Gesammtausgabe auf gutem Papier und gelbem Untergrund einen sehr günstigen Eindruck. Es ist erfreulich, hier wiederum einmal festen Linien, klarer Zeichnung und wirklich künstlerischen Entwürfen zu begegnen. Durch so viele flaue, allen Stilrichtungen huldigende, keiner entsprechende, dazu mit Farben überladene religiöse Bilder wird der Geschmack mehr und mehr verbildet. Das hier ist kräftige Kost, nicht für sentimentale Frömmelei bestimmt, sondern für jene Schichten des Volkes, die noch etwas gerettet haben von der energischen Denkungsart, welche einstens unsere Nation charakterisirte und in den Holzschnitten der Zeit um 1500 ein so treffendes Echo fand. Manche dieser Blätter erinnern an die besten Sachen Dürers, ja übertreffen sie in einer Hinsicht, nämlich in der echt religiösen, dem Spießbürgerthum fernstehenden Auffassung. Möge dies Bilderbuch, für jung und alt bestimmt und passend, den Weg finden in manches katholische Haus.

Der Teufel in der Schule. Volkserzählung von Conrad von Bolanden. 217 S. 12°. Freiburg, Herder, 1891. Preis *M.* 1.

Schon öfters hatten wir Gelegenheit, Konrad von Bolandens vortreffliche Volkserzählungen zu empfehlen; nie aber thaten wir es mit größerer Freude, als anläßlich der vorliegenden Schrift. Die Erzählung ist vorzüglich gelungen und höchst zeitgemäß. Wenn sie auch zunächst an österreichische Verhältnisse anknüpft und die traurigen Folgen schildert, welche dort dem Princip der confessionslosen Schulen wenigstens ganz consequent entspringen können und in manchen Fällen vielleicht schon entsprungen sind, so ist das Erzählte doch überall beherzigenswerth, wo man die Schulen in der einen oder andern Form der Kirche entreißen und dem con=

fessionslosen Staat überantworten will. Solche Seelenverderber, wie der hier geschilderte Lehrer Knack, der vorsätzlich den Glauben der ihm anvertrauten Jugend untergräbt, sind ja freilich, Gott sei Dank auch in Oesterreich thatsächlich, wie wir gerne glauben wollen, sehr selten, und Bolanden hat gewiß nicht beabsichtigt, diesen Knack als einen Typus des österreichischen Volksschullehrers hinzustellen. Die Menschen sind immer noch besser als diese Schulgesetze, und Dr. Dittes ist ja schon längst entfernt worden. Daß derselbe übrigens auf den „liberalen" Lehrerversammlungen, deren haarsträubende Verhandlungen Bolanden überaus geschickt in seine Erzählungen verwoben hat, einen solchen Einfluß ausübt, läßt Schlimmes befürchten. Und wenn nun ein solcher im Geiste Dittes' erzogener Lehrer wirklich angestellt wird, so steht ihm der Seelsorger und die Gemeindebehörde hilflos gegenüber. Unter dem Schutze eines kirchenfeindlichen Beamtenthums wäre auch ein solcher „Teufel in der Schule" hinter den Gesetzesparagraphen unangreifbar, und es bliebe den Eltern, die das Heil ihrer Kinder im Auge haben, in der That nichts anderes übrig, als auszuwandern. Solchen Gefahren gegenüber ist ein kräftiges, körniges Wort wohl am Platze.

Miscellen.

Der neueste Stoß gegen das Ptolemäische Sonnensystem. Zu den schon bekannten Bewegungen der Erde: ihrer täglichen Umdrehung um ihre eigene Achse, ihrem jährlichen Umlaufe um die Sonne, der Präcession in nahezu 26 000 Jahren, und der Nutation in 19 Jahren, ist eine neue Schwankung der Erdachse hinzugekommen, die man zwar schon seit Jahrzehnten vermuthete, aber erst seit drei Jahren sicher erkannt hat, und die gegenwärtig als *Schwankung der Polhöhe* bezeichnet wird.

Unter Polhöhe versteht man den Winkel zwischen der Umdrehungsachse der Erde und dem Horizonte eines Ortes, also die geographische Breite des letztern. Thatsache ist nun, daß diese Umdrehungsachse in der Erde nicht festliegt, daß vielmehr *der Pol im nördlichen Eismeer einen Kreis von etwa 30 Fuß Halbmesser in der Richtung von Westen nach Osten beschreibt.*

Ueber frühere Beobachtungen und Vermuthungen dieser Schwankung haben diese Blätter wiederholt berichtet (vgl. Bd. XXIX, S. 49 u. Bd. XXXVI, S. 41); aber erst in den letzten drei Jahren ist es der „Permanenten Commission der internationalen Erdmessung" gelungen, die Existenz dieser Schwankungen durch gleichzeitige Beobachtungen in Berlin, Potsdam und Prag außer Zweifel zu stellen. Die Beobachtungen begannen im Januar 1889 und sind seitdem in übereinstimmender Weise fortgesetzt worden. Im April 1891 wurde von derselben Commission ein Beobachter nach der Insel Honolulu im Stillen Ocean abgesandt, um den Pol von zwei entgegengesetzten Seiten her aufs

Korn zu nehmen. Während man allgemein auf die Rückkehr dieses Beobachters gespannt ist, werden schon allerlei Theorien über die Ursache der Erscheinung aufgestellt.

Da sollte die jährliche Veränderung im Luftzustande die Strahlenbrechung des Sternlichtes beeinflußt haben, Strömungen und Niveauschwankungen der Weltmeere sollten den Schwerpunkt der Erde verschoben haben, Sonne und Mond sollten im Luftmeere eine Ebbe und Flut erzeugen und dergleichen mehr. Allein die Theoretiker hatten sammt und sonders ihre Rechnung ohne den Wirth gemacht. Während alle jene Erklärungsversuche bestimmte Längen der Periode voraussetzten, war die Zeit, in welcher der Pol seinen Kreis beschreibt, noch gar nicht bekannt.

Erst in den letzten November- und Dezember-Nummern (1891) des Astronomical Journal rückte Herr Chandler, Mitherausgeber jener Zeitschrift, mit seiner großen Entdeckung heraus, daß die Periode dieser Schwankung gegenwärtig vierzehn Monate betrage, daß sie im vorigen Jahrhundert etwa zwei Monate kürzer gewesen sei, also bisher zugenommen habe, und daß endlich die Amplitude dieser Schwankung in einem umgekehrten Verhältnisse zur Periode stehe, indem sie im vorigen Jahrhundert, wo die Periode kürzer war, beinahe das Doppelte des jetzigen Werthes erreichte.

Da diese merkwürdige Entdeckung nicht etwa ein bloß kühn ausgesprochener Gedanke ist, sondern das Ergebniß einer Menge von Berechnungen aller älteren und neueren Fixsternmessungen, angefangen von den Bradley'schen im vorigen Jahrhundert, dann der Bessel'schen im Anfange dieses Jahrhunderts, bis zu den berühmten Pulkowaer Beobachtungen und den neuesten der Internationalen Erdmessungscommission, so ist an der allgemeinen Richtigkeit dieser Erdachsenschwankung nicht mehr zu zweifeln, und nur die feinere Bestimmung der Zahlenwerthe wird noch von der schließlichen Gesammtberechnung abhängen.

Die säculare Veränderlichkeit der Periode und ihr merkwürdiger Zusammenhang mit der Amplitude der Schwankung zeigen aber aufs klarste, daß es bisher noch zu früh war, über die Ursache der Erscheinung Theorien aufzustellen, ja daß dies auch jetzt noch zu früh ist. Es wird noch eines weitern Jahrhunderts feiner Beobachtungen bedürfen, um zu erfahren, ob die Verlangsamung und Verkleinerung der Schwankung fortdauert oder vielleicht wieder in ein Anwachsen übergeht, ob also die scheinbar säculare Aenderung in Wirklichkeit eine periodische ist.

Voraussichtlich wird der im letzten Jahre gemachte Vorschlag Dr. Albrechts zur Ausführung kommen, daß auf vier gleichmäßig um die Erde vertheilten Hauptstationen fortwährend Wache über den Nordpol gehalten wird. Was würde wohl der alte Ptolemäus zu diesen vier Wachtposten sagen!

J. H.

Wann kommt der jüngste Tag? Mit dieser verlockenden Frage beschäftigen sich trotz aller Mißerfolge immer wieder neugierige sogen. „Theologen". Auf der letzten Weltausstellung zu Paris machte sich ein englischer Prediger Baxter dadurch wichtig, daß er Tractätchen mit der Ankündigung des Weltunterganges für den 11. April 1901 und eines großen Krieges für 1890—1891

vertheilte und über Boulanger, Prinz Napoleon u. a. aus der Apokalypse höchst wunderliche Vorhersagungen ans Tageslicht brachte (vgl. Stöckers „Deutsche evang. Kirchenztg." 1891 Nr. 47). Unterdessen ist das kritische Jahr 1891 verstrichen, Boulanger und Plonplon sind ruhmlos untergegangen, aber die erwarteten Katastrophen sind nicht eingetreten. Dennoch steht schon wieder ein neuer Prophet, oder vielmehr ein Prophetenpaar, auf der Zinne der Zeit und weissagt das „Nahende Ende unseres Zeitalters". Unter diesem Titel haben nämlich Herr und Frau H. Grattan Guinneß, Hochwürden, ein zweibändiges Werk erscheinen lassen, welches im Vaterlande des Spleens innerhalb vier Jahren acht Auflagen erlebte und nunmehr von Gräfin Elisabeth Gröben ins Deutsche übersetzt und von der Stöcker'schen Kirchenzeitung (Literar. Beilage Nr. 12) im ganzen recht anerkennend besprochen worden ist. Die Quintessenz des „furchtbar gelehrten" Werkes ist für weitere Kreise niedergelegt in der kürzern Ausgabe: „Licht für die letzten Tage" von denselben Verfassern und derselben Uebersetzerin (Berlin 1892). Wenn wir also diesem prophetischen Kleeblatt glauben wollen, so dürfen die, welche das Jahr 1917 erleben werden, sich auf große Dinge gefaßt machen. In diesem Jahre, vielleicht schon einige Jahre früher, spätestens aber 1934 (diese Vorsicht in der Zeitbestimmung ist zu loben), wird nämlich das Gericht über „Babylon" und der Anbruch des „tausendjährigen Reiches" stattfinden, und dann — wehe allen Papisten und besonders den Jesuiten!

Herr und Frau Guinneß (er ist „Vorsitzender der königl. Geographischen Gesellschaft und Director des Ost-London-Instituts für innere und äußere Mission", und sie ist „Schriftführerin desselben Instituts" und „unterstützt seit vielen Jahren seine Bemühungen und Versuche, die Kenntniß der rettenden und heiligenden Wahrheit in verschiedenen Ländern auszubreiten" — wofür der Herr Gemahl ihr im Vorworte [„Nah. Ende" S. XI—XII] die gebührende Erkenntlichkeit ausspricht) sind nämlich dem altprotestantischen Dogma, daß der Papst der Antichrist sei, treu geblieben, und machen aus diesem Satze den Mittel- und Angelpunkt ihrer eschatologischen Forschungen.

Werfen wir einen Blick hinein. Im ersten und zweiten Theil des größern Werkes wird unter den Rubriken „Fortschreitende Offenbarung" und „Fortschreitende Auslegung" eine allgemeine Einleitung vorausgeschickt. Dann folgt im dritten Theil: „Weissagung und Erfüllung"; 1. Kapitel: „Das große Babylon"; 2. Kapitel: „Der Mensch der Sünde oder der Antichrist". Der Inhalt des 1. Kapitels wird in der fett gedruckten These ausgesprochen: „Das große Babylon stellt die abtrünnige römische Kirche dar." Noch kräftiger wird der Lehrsatz auf den folgenden Seiten wiederholt: „Was bedeutet die babylonische Hure?" ... „Die Hure ist die Kirche von Rom" (S. 198). Die Beweise sind selbstverständlich die alten: Götzendienst, Brodanbetung, Marienanbetung, „Anbetung des hölzernen Kreuzes", der Reliquien „und ähnliche Gottlosigkeiten" (S. 210). Großartig ist am Ende dieses Abschnittes folgendes Citat aus Chr. Wordsworth DD., Domherr von Westminster, gegenwärtig Bischof von Lincoln: „Wenn irgend ein Geistlicher oder ein anderes Mitglied der römischen Kirche beweisen kann, daß diese Schluß-

folgerungen nichtig sind, so ist er hiermit eingeladen, dies zu thun. Kann er es, so wird er es ohne Zweifel thun; aber wenn niemand den Versuch macht, so darf angenommen werden, daß es niemand kann, und dann müssen alle, denen es um ihre Erlösung zu thun ist, die Wahrheit, die ihnen durch den Mund St. Johannis von der Stimme Christi verkündigt wird, erfassen." . . „Bis jetzt ist von keinem Mitgliede der römischen Kirche eine Antwort darauf erfolgt. ‚Sprachlos!' ‚Schuldig vor Gott.'" Noch besser kommt es im 2. Kapitel, dessen Hauptgedanke folgendermaßen skizzirt wird: „Eine abtrünnige, Gott lästernde und verfolgende Macht, genau der hier geweissagten entsprechend, hat über zwölf Jahrhunderte in der Reihenfolge der Päpste zu Rom existirt — Ursprung dieser Macht. — Ihr moralischer Charakter — Ihr Götzendienst — Ihre Herrschaft — Ihre Verfolgung der Heiligen — Ihre Dauer — Ihr Untergang." Auf entsprechende Proben müssen wir hier leider verzichten, um nicht zu ausführlich zu werden. Bemerkt sei nur, daß unter den „Verbrechen" des Papstthums die Stiftung und Beschützung des Jesuitenordens als „äußerst sündhafte Handlung" besonders stark betont wird (S. 248—252). Was den Untergang des „Antichrists" betrifft, so steht derselbe, wie gesagt, unmittelbar vor der Thüre, und gleich darauf beginnt das goldene Zeitalter, das „Millennium". „Wir dürfen erwarten, daß der Ultramontanismus sich in den nächsten wenigen Jahrzehnten noch deutlichere und beschämendere Niederlagen zuziehen wird, als er bisher erlitten hat, daß der Verfall der päpstlichen Völker mit der fortschreitenden Zeit immer augenscheinlicher werden und in schärfern Gegensatz zu dem Fortschritt und Gedeihen der protestantischen treten wird; daß Beeinträchtigungen der bürgerlichen Gewalt überall immer weniger geduldet werden; daß Entstaatlichung und Beraubung überall an der Tagesordnung sein werden; daß kirchlicher Einfluß abnehmen, obgleich wahre Religion einerseits und Unglauben andererseits wachsen wird. Wir dürfen eine weitere Zergliederung und endliche Unterdrückung der türkischen Macht in Europa und besonders in Syrien erwarten, und zwar bald. Wir dürfen erwarten, daß Rußland, ‚der König von Mitternacht', immer mächtiger werden und den Besitz des Heiligen Landes begehren wird. Wir dürfen erwarten, daß die durch Rabinowitsch hervorgerufene Bewegung [Judenmission!] wachsen wird. Wir dürfen erwarten, daß die Judenhetze zu der freiwilligen Verbannung der Juden aus vielen Ländern führt; und wir dürfen erwarten, daß die Auswanderer sich in zunehmender Anzahl in Palästina sammeln werden" („Licht" S. 156). Das muß aber alles sehr rasch gehen; denn in einem Menschenalter muß der „endgiltige Fall", das „Gericht" des Antichrists eintreten, und zwar durch Feuer, welches man sich etwa als „eine vulkanische Zerstörung der Stadt und des Staates von Rom" vorstellen darf: „ein Ereigniß, welches durch die geologische Bildung des südlichen Italiens durchaus nicht unwahrscheinlich gemacht wird" („Licht" S. 287).

Zur Abwechslung noch eine Probe anderer Art. Daniel 12, 4: plurimi pertransibunt et multiplex erit scientia, oder nach der anglikanischen Uebersetzung: „Viele werden hin- und herlaufen und Erkenntniß wird zunehmen",

ist ein Charakterzug der letzten Tage. Dies Zeichen ist aber erfüllt, denn „die Schule und die Locomotive können als Kennzeichen des 19. Jahrhunderts betrachtet werden!" („Nah. Ende" II, 126.)

Solches Zeug wird gedruckt, übersetzt und belobt! Selbstverständlich darf man nicht alle Protestanten für derartige Auswüchse verschrobener Köpfe verantwortlich machen; es ist auch anzuerkennen, daß selbst die Stöcker'sche Recension zu dem Kapitel vom Antichrist eine abweichende Meinung ausgesprochen hat. Und was speciell das Thema von den Greueln der Jesuiten anlangt, so hat noch kürzlich ein deutscher Protestant, Dr. M. Oberbreyer, in einer Broschüre: „Die Angst der Protestanten vor den Jesuiten" (Frankfurt a. M., Fösser) mit kühnem Freimuthe auf das Unsinnige derartiger Vorurtheile hingewiesen. Derselbe Schriftsteller hat in einer weitern Flugschrift: „Das neue Programm der Socialdemokratie" (Mainz, Kupferberg) auf einen ganz andern Antichrist hingedeutet, sowie in freimüthigem Gegensatz gegen den Evangelischen Bund das Lob des Papstes verkündet und zum Frieden und zur Eintracht zwischen den Confessionen aufgefordert. Solange es jedoch geschieht, daß Producte des absurdesten Fanatismus und astrologischen Aberglaubens von englischen „Missionsgeschwistern" verfaßt, von einer deutschen Gräfin übersetzt, von einer Berliner Tractatgesellschaft gedruckt und von einer „Kirchenzeitung" ernsthaft und sympathisch besprochen werden, solange wundere und beklage man sich nicht, wenn auch einem katholischen Polemiker einmal ein scharfes Wort entschlüpft! M. R.

Confessionsloser Geschichtsunterricht. Unter den Dichtungen eines modernen Humoristen befindet sich eine: „Wie der Herr Sichel das Tanzen gelernt hat." Da lesen wir etwa wie folgt: Der Herr Sichel ist mit seiner Rebekka zum Ball eingeladen. Aber der Arme kann nicht tanzen! Rebekka besteht also darauf, daß er es zuvor lernen müsse. Herr Sichel geht nun zum Tanzmeister und verlangt Tanzunterricht. „Aber es muß gehen rasch! Sie müssen mich lehren Walzer, Galopp und Polka zugleich!" „Das geht nicht, Herr Sichel!" „Aber warum soll ich nicht können lernen Walzer, Galopp und Polka zugleich?" Der Tanzmeister sieht, daß er dem Herrn Sichel irgendwie willfahren muß. „Dann sollen Sie", meint er, „lernen die Française; das ist so ungefähr Walzer, Galopp und Polka zugleich." Gesagt, gethan; und so hat der Herr Sichel gelernt das Tanzen.

Eine ähnliche Zumuthung, wie an diesen Tanzmeister, wird an die Lehrer und Lehrbücher der Geschichte gestellt für alle Gymnasien, an denen der Geschichtsunterricht gemeinsam ertheilt wird für Juden, Katholiken und Protestanten. Die Geschichtsauffassung, welche ihnen beigebracht werden soll, muß sein „israelitisch, katholisch und protestantisch zugleich". In der That keine leichte Aufgabe!

Diese Schwierigkeit überwunden zu haben schmeichelt sich, so scheint es, Dr. Gottlob Egelhaaf, Professor am Karls-Gymnasium zu Stuttgart, Verfasser der „Grundzüge der Geschichte" (Leipzig, Reisland). Einem der neuern Hefte des Centralblatts liegt eine buchhändlerische Reclame bei,

in welcher ein Reihe pädagogischer Größen und Blätter das Buch aufs wärmste empfiehlt. An württembergischen Gymnasien und auch an bayerischen soll es bereits eingeführt sein. Die vielen glänzenden Empfehlungen könnten ihm auch wohl in Oesterreich und Preußen Eingang verschaffen. Das „Repertorium der Pädagogik“ bezeugt u. a. dem Buche aufs nachdrücklichste, daß es Walzer, Galopp und Polka zugleich zu tanzen verstehe, indem das Blatt schreibt: „Was wir besonders an Egelhaaf rühmend hervorheben wollen, ist die vornehme Objectivität. . . . Es werden wieder einmal jene überführt, die mit vollen Backen der Welt verkünden, jedes Geschichtswerk sei subjectiv, von einem gewissen Parteistandpunkte aus geschrieben.“ Sehen wir also, wie Herrn Egelhaaf sein Kunststück gelungen ist.

„Die christliche Religion“, so erklärt Egelhaaf (II, S. 3), „ist durch den Sohn Gottes, den ‚Messias‘ Jesus Christus begründet worden.“ — Aber Herr Professor! Da stehen Sie ja vollständig auf dem subjectiv-christlichen Parteistandpunkte! Was werden Ihre israelitischen Schüler zu diesem Mangel an Objectivität sagen?

Von Thomas von Kempen heißt es (III, S. 5): „Noch über die katholische Kirche, deren treuer Sohn er blieb, stellte er die Religion des Herzens.“ Wie wird der fromme Verfasser der „Nachfolge Christi“ überrascht sein, wenn Herrn Egelhaafs „Objectivität“ in ihm eine Art von Widerspruch zwischen der katholischen Kirche und der Herzensreligion gefunden?

Und ist es etwa kein subjectiv-protestantischer Parteistandpunkt, wenn wir (III, S. 19) lesen, „daß den Leuten (durch die Ablaßprediger) gegen Geld nicht etwa nur die kirchlichen auf die Sünde gesetzten Strafen, sondern die Sünden selbst erlassen würden“?

Es liegt vermuthlich auch keinerlei Parteistandpunkt darin, daß (III, S. 79) die englische Königin Maria einer „harten Verfolgung der Protestanten“ beschuldigt wird, während es von Elisabeth heißt (III, S. 80): „Wenn die Katholiken sich ruhig verhielten, hatten sie wenig über Verfolgung zu klagen.... Erst die Verwicklungen, die mit Maria Stuart eintraten, zwangen (!) Elisabeth zu einer schrofferen Haltung.“

Interessant ist besonders, wie Egelhaaf sein Urtheil abgibt über die „Errungenschaften“ der „Reformation“, ohne dabei „subjectiv“ zu werden. An einem gleichzeitigen Doppeltanz hat er hier verzweifelt: er gibt die protestantische und die katholische Auffassung von der Sache nacheinander.

Die protestantische erhält den ersten Platz und etwa den doppelten Raum — natürlich ohne daß ein Parteistandpunkt dabei hervortritt. Es heißt also: „Die reformatorischen Haupterrungenschaften standen nunmehr fest: 1. An Stelle allmählich gewordener menschlicher Satzungen war das Wort Gottes wieder in seine Rechte eingesetzt. . . . 2. Die auf äußere Werkheiligkeit gerichtete Praxis der Kirche . . . wurde gereinigt durch den Satz, auf den Luther ohne Unterlaß zurückkommt: nicht Werke, sondern der Glaube allein macht selig. . . . 3. Die Herrschaft eines abgesonderten Priesterstandes, der alle Aeußerungen und Gestaltungen des Lebens unter seine Leitung gebracht hatte, wurde gebrochen durch die apostolische Lehre vom gemeinsamen Priester-

thum aller Gläubigen. . . . 4. Die Wissenschaft machte sich in den protestantischen Ländern von der kirchlichen Bevormundung frei, und fröhlich blühten nunmehr alle ihre Zweige auf."

Das war der protestantische Tanz. Jetzt kommt der katholische. Er lautet wie folgt: „Dieser protestantischen Auffassung gegenüber wird auch der Katholik, so sehr er die Trennung eines großen Theils der Christenheit von Rom als von dem kirchlichen Einheitspunkte beklagt, sich der Einsicht nicht verschließen, daß die mächtige geistige Bewegung, welche durch die Reformation hervorgerufen ward, auch der alten Kirche trotz der Verluste nach außen dennoch reichen innern Vortheil gebracht hat. Infolge des Concils von Trient, das die hervorragendsten Geister auf katholischer Seite zu fruchtbarer Thätigkeit versammelte, gewann die katholische Kirche neues Leben und innere Vertiefung nach allen Richtungen. Zeugniß davon sind Erscheinungen wie der Erzbischof von Mailand, Karl Borromeo" u. s. w.

Nun, ganz so einseitig, wie sonst wohl protestantische Geschichtschreiber, ist Herr Egelhaaf nicht. Ist er darum wirklich ohne Parteistandpunkt? Wenn er es wäre, so würde man nicht auf den ersten Blick den Protestanten herauskennen. Die Gymnasiasten aber, die nach ihm sich ihr Urtheil bilden sollen, werden dasselbe etwa bilden wie folgt: Luther hat ein großes Werk der Kirchenverbesserung vollbracht. Vor allem sind es seine Anhänger, welche daraus Nutzen gezogen; denn statt Menschensatzungen erhielten sie wiederum das Wort Gottes, statt der falschen Werkheiligkeit die reine Lehre vom Glauben allein. Indirect ist dann dieses Segenswerk Luthers auch der katholischen Kirche zu gute gekommen.

Derartiges also würde ein Gymnasiast aus dem Buche herauslesen. Und das Buch, welches ihn zu einer derartig protestantischen Geschichtsauffassung brächte, soll ohne protestantischen Parteistandpunkt geschrieben sein? So wenig es ein Thier gibt, welches eben nur Thier, aber kein bestimmtes Thier, kein Löwe, keine Fliege u. s. w. ist, so wenig gibt es einen Menschen, welcher nicht einen bestimmten Standpunkt hat, und wäre es auch nur der des Ungläubigen. Der Standpunkt aber, den er einnimmt, wird nothwendig in seiner Geschichtsauffassung zu Tage treten, wenn er überhaupt eine Auffassung hat. Bei den Lehrern und Lehrbüchern an deutschen Gymnasien ist dieser Standpunkt leider nur zu häufig der protestantische oder der ungläubige. Die katholische Jugend aber ist genöthigt, im Geschichtsunterricht diesen unkatholischen Standpunkt auf sich einwirken zu lassen. Es kann auch nicht anders werden, bis nicht beim Geschichtsunterricht, wie in der Religion, eine Scheidung nach Confessionen verfügt wird.

L. v. H.



Adm. Rev. P. Antonius Maria Anderledy,

General der Gesellschaft Jesu,

geboren zu Berisal den 3. Juni 1819,
gestorben zu Fiesole den 18. Januar 1892.

In dem kürzlich verstorbenen General der Gesellschaft Jesu, dem hochw. P. Anton Maria Anderledy, betrauern die „Stimmen aus Maria-Laach" nicht bloß den Vater und höchsten Obern ihrer Mitarbeiter, sondern auch den Stifter von Maria-Laach selbst und einen der Hauptbegründer der wissenschaftlichen und literarischen Thätigkeit, welche aus diesem Collegium hervorgegangen ist und heute noch seinen Namen trägt. Es ist darum zugleich eine Pflicht der Liebe und Dankbarkeit und eine Ehrenpflicht an unsere Leser, dem ebenso anspruchslosen als hochverdienten Mann in diesen Blättern ein kurzes Wort des Andenkens zu widmen.

Als Anton Anderledy am 3. Juni 1819 geboren wurde, hatte sich die Gesellschaft Jesu noch kaum von dem schweren Schlage erholt, den der Kampf der bourbonischen Höfe gegen ihr Wirken, dann die Aufhebung durch päpstliches Breve, der weitere Verlauf der Revolution und ein mehr als vierzigjähriges Interim über sie und ihre wenigen noch überlebenden einstigen Mitglieder verhängt hatte. Trotz der Wiederherstellung des Ordens durch Pius VII. gab es damals weder eine schweizerische noch eine deutsche Provinz. In dem durch die höchsten Bergzüge der Alpen von der übrigen Schweiz abgetrennten Kanton Wallis hatten sich 1805 unter P. Joseph Sineo della Torre einige „Väter des Glaubens" niedergelassen, welche sich 1810 der noch in Rußland bestehenden Gesellschaft Jesu anschlossen und vier Jahre später

die allgemeine Auferstehung derselben feierten. P. Sineo blieb ihr Oberer. Fünf Patres und drei Laienbrüder bildeten mit ihm die „Residenz" in Sitten, während ein anderer Laienbruder im Kloster Maria-Stein wohnte. In den folgenden vier Jahren wuchs diese kleine Schaar indes allmählich auf 58 Mann an, welche sich auf das 1814 errichtete Collegium in Brieg, das 1818 gegründete Collegium in Freiburg und die kleine Niederlassung in Sitten vertheilten. Das Colleg in Brieg war zugleich Noviziat und Studienhaus für den wiederauflebenden Orden, die Pflanzstätte, aus welcher später die blühenden Ordensprovinzen von Deutschland, Belgien und Holland hervorgehen sollten. Vorläufig hatten die drei Niederlassungen zwar einen gemeinsamen Obern, der aber erst 1821 den Titel eines Vice-Provinzials erhielt.

Brieg, das letzte ansehnliche Städtchen im obern Rhonethal, liegt zwischen den zwei gewaltigsten Felsen- und Gletschermassen der Schweizer Alpen. Nur wenige Stunden nördlich davon ragen die Jungfrau, der Mönch, das Finsteraarhorn, das Aletschhorn zwischen den ausgedehntesten Gletscherfeldern empor; nur wenige Stunden südlich dehnt sich das heute vielbesuchte Eisrevier aus, das im Monte Rosa seine höchste Spitze erreicht, dem zweithöchsten der europäischen Berge. In Brieg beginnt die von Napoleon Bonaparte 1800—1806 erbaute Simplonstraße, die erste Alpenstraße in großem Stil, dem Splügen an landschaftlichen Schönheiten weit überlegen. Nur 14 km südöstlich von Brieg, aber schon 842 m höher, steht das dritte Schutzhaus des berühmten Passes, das Hotel de la Poste von Berisal. Das war das Vaterhaus des P. Anderledy; der Vater selbst war der Postmeister von Berisal, ein durch seine Tüchtigkeit und Redlichkeit allgemein beliebter Mann, ein Schweizer vom alten Schrot und Korn, der katholischen Religion von ganzem Herzen zugethan.

Die italienische Grenze ist von dem Posthaus in der Luftlinie nur 4 km entfernt. Im untern Wallis herrscht schon die französische Sprache. So bekam der Knabe schon frühe alle drei Grenzsprachen zu hören; die eigentliche Familiensprache und das Wesen der Familie war aber deutsch. Der Kanton Wallis war übrigens erst seit dem Wiener Congreß mit Neuenburg und Genf den bisherigen 19 Kantonen der Schweiz zugesellt; von 1810—1815 war das Land als Simplondepartement Frankreich einverleibt gewesen; früher gehörte es zu den sogen. zugewandten Orten der Eidgenossenschaft, d. h. es stand in weiterem Verband mit der Schweiz, hatte aber seine eigene Verfassung, welche besonders dem Bischof von Sitten und dem Clerus große Vorrechte zugestand. Das Oberwallis hielt

an seinen alten patriarchalischen Einrichtungen mit treuester Zähigkeit fest, und die allgemeine Bewegung des Jahres 1830 vermochte dieselbe nicht zu erschüttern. Erst im Jahre 1839 drang die moderne Reformlust aus dem französisch redenden Unterwallis, unter Nachhilfe der liberalen Kantone, nach dem deutschen, erzconservativen Oberwallis vor, stieß aber hier auf beharrlichen Widerstand, der schließlich zum Bürgerkrieg führte.

Die Knabenjahre Anderledy's fielen indes in die vorhergehende, noch völlig friedliche gute alte Zeit, und als der heftige politische Kampf entbrannte, war er an der Jesuitenschule zu Brieg bereits zum Jüngling herangereift und hatte den Entschluß gefaßt, sich dem Orden seiner treuen Lehrer anzuschließen und sich Gott in der Gesellschaft Jesu zu weihen. Hätte er sich in einer weltlichen Stellung dem Dienste seiner Heimat gewidmet, so wäre er wohl unausweichlich in die politischen Bewegungen der nächsten Jahre hineingerissen und wahrscheinlich ein hervorragender Vorkämpfer des alten Rechtszustandes gegen die nivellirenden Fortschrittsmänner des Unterwallis geworden. Denn er war körperlich und geistig eine kräftige Kernnatur, in der Herrlichkeit wie im Ungemach der frischen, freien Bergesnatur gestählt, aufgewachsen in den Ueberlieferungen der biedern alten Zeit. Durch seine glänzenden Geistesgaben überflügelte er frühe seine Alters- und Studiengenossen. Als er eintrat (5. Oct. 1838), hatte er bereits das damalige Gymnasium mit seinen Klassen der Grammatik und Syntax, der Humanität und Rhetorik, sowie die zwei Lycealcurse der Philosophie und der Physik absolvirt. In der Rhetorik-Akademie wurde er (1836) zum ersten Rath, in der philosophischen Akademie (1838) zum „Rector" gewählt und hielt als solcher am 3. August einen Vortrag über „Die Lichtphänomene und deren Gesetze".

Zum ersten Führer des geistlichen Lebens erhielt der Novize den P. Georg Staudinger, der, aus Bayern gebürtig, sich schon als junger Priester, als einer der ersten, dem P. Sineo della Torre in Sitten angeschlossen hatte, von 1817 fast beständig das Amt eines Rectors und Novizenmeisters, von 1830—1836 dasjenige eines Provinzials der 1826 errichteten „Oberdeutschen Provinz" bekleidete. Derselbe genoß das vollste Vertrauen und eine ganz besondere Hochschätzung von seiten des Ordensgenerals P. Roothaan, der, nach der Vertreibung aus Rußland, drei Jahre (1821—1823) mit ihm in Brieg zusammengelebt hatte. Bis 1847 blieb dieser durch Frömmigkeit ausgezeichnete Mann der Stammhalter der alten Ordenstraditionen in der neuen Provinz, wie dieselben durch die Patres Sineo della Torre und Godinot nach Wallis verpflanzt worden

waren, und erzog den Nachwuchs des Ordens, darunter Männer, die heute noch am Leben sind. Unter seiner Leitung brachte Anderledy die zwei Jahre des Noviziats zu und gewann jene praktische Hochschätzung und Liebe der Ordensdisciplin, durch die er später seinen Mitbrüdern und dem ganzen Orden voranleuchten sollte. Die äußeren Verhältnisse brachten namentlich vielfache ernste Uebung der Armuth mit sich, und der strenge Winter zwischen den hohen Bergen war mit mancher empfindlichen Abhärtung verbunden.

Auch die ersten zwei Studienjahre im Orden brachte Anderledy in dem heimischen Gebirgsthal und in demselben Hause zu, in welchem er seine Gymnasialbildung und seine erste ascetische Schulung empfangen hatte. Sein Lehrer in beiden Cursen, der sogen. Humanität und Rhetorik, war P. Joseph Kleutgen, der nur wenige Jahre vor ihm in den Orden getreten war, ein Mann, der, in München, Münster und Paderborn gebildet, eine außergewöhnliche speculative Begabung mit dem feinsten literarischen Geschmack und einer umfangreichen Kenntniß der lateinischen, griechischen und deutschen Literatur verband. Philosophische, theologische, pädagogische, literarische Werke haben seinen Namen später weit über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannt gemacht. Er ist einer der bahnbrechenden Männer der neuen scholastischen Philosophie und Theologie. Das meisterhafte Handbuch der Rhetorik, Ars dicendi, das er später herausgab, ganz auf Cicero und Quintilian fußend, klar, scharf, knapp, einheitlich, mit den besten Beispielen belegt, ist von späteren Lehrbüchern dieser Art kaum überholt. Eine unter den Frankfurter Broschüren veröffentlichte Abhandlung über die Ideale gewährt einen Einblick in das tiefe und richtige Verständniß, das Kleutgen den Schwächen wie Lichtseiten moderner Classicität entgegenbrachte. Dieser vorzügliche Lehrer führte den jungen Anderledy in die Schönheit der antiken Classiker, wie in die Theorie und Praxis der geistlichen Beredsamkeit ein. Bei ihm erwarb sich dieser eine Leichtigkeit, Gewandtheit und Sicherheit des lateinischen Stils, welche später bei Kennern aus den verschiedensten Nationen Anerkennung und Bewunderung fand. Auffallende poetische Anlagen verrieth er nicht; aber im Prosastil und in der eigentlichen Beredsamkeit überflügelte er alle seine Studiengenossen, unter denen sich viele bedeutende Talente befanden. Er war bei weitem der Erste seines Cursus, und man versprach sich von ihm einst einen tüchtigen Kanzelredner.

Im Herbst 1842 kam der junge Scholastiker zum erstenmal aus den Walliser Bergen heraus, um eine Klasse an dem damals schon welt=

berühmten Colleg in Freiburg zu übernehmen, das außer einem von Zöglingen der verschiedensten Nationen besuchten Pensionat und einem vollständigen französischen Gymnasium ein ebenso vollständiges deutsches Gymnasium umfaßte und das deshalb im ganzen mehr einen kosmopolitischen, als eigentlich schweizerischen Charakter hatte. Sein Antheil war die unterste der deutschen Gymnasialklassen, die sogen. Grammatica inferior. Von Cicero und Demosthenes, von Horaz und Sophokles mußte er, jetzt 24 Jahre alt, wieder zu den Elementen der Grammatik herabsteigen und sich mit allen jenen Unarten der lieben Jugend herumschlagen, die schon so manchem den Seufzer abgepreßt haben: Quem dii oderunt, paedagogum fecerunt. Aber Anderledy seufzte nicht und fühlte sich nicht zurückgesetzt. Er stellte auf der niedersten Gymnasialklasse seinen ganzen Mann, treu und wacker, wie er es an der höchsten zu thun im Stande gewesen wäre. Im folgenden Jahre stieg er mit seiner Klasse, die nun Grammatica media hieß. Nebenher führte er noch die Aufsicht über die Ministranten bei der heiligen Messe, besorgte die Bibliothek der Magistri und beaufsichtigte die Schüler während der Gesangübungen.

Indem die Oberen ihm diese geringfügigen Anstellungen zutheilten, übersahen sie seine außergewöhnlichen Befähigungen durchaus nicht; aber er sollte im Gewöhnlichen und Kleinen seinen Eifer und seine Treue bewähren. Wahre Demuth ist und bleibt die Grundlage aller dauerhaften und wahrhaft segensreichen Thätigkeit. An ihr ist noch kein genialer Mensch verkümmert; wohl aber haben Hunderte talentvoller Geister am Stolze und an Selbstüberhebung Schiffbruch gelitten. Anderledy gewann sich als Lehrer sowohl das Vertrauen der Oberen, als die Hochachtung und Liebe seiner Schüler; und obwohl Magister für die Deutschen, eignete er sich in der Saane-Stadt das Französische in Rede und Schrift so vollkommen an, daß man zweifeln mochte, ob eigentlich das Deutsche oder das Französische seine Muttersprache gewesen.

Wohlerprobt wurde er im Herbst 1844 in die ewige Stadt gesandt, um dort die höheren Ordensstudien zu beginnen. Es war das eine Bevorzugung, welche gewöhnlich nur solchen zu theil ward, denen man später eine wichtige Stelle in der Leitung des Ordens oder eine höhere Lehrkanzel zudachte. Für den jungen Schweizer, der noch nie über die Grenze der Westschweiz hinausgekommen, mußte der Eindruck der katholischen Weltstadt ein überwältigender sein. An dieser Stätte der größten und heiligsten Erinnerungen mußte seine Liebe zur Kirche, seine Liebe zum Orden neue, unüberwindlich feste Wurzeln schlagen. Er weilte nun an demselben

Collegium, das der hl. Ignatius gegründet, das die hll. Aloysius Gonzaga und Johannes Berchmans mit ihrem Beispiele verklärt hatten. In Italien hatten viele Jesuiten der alten Gesellschaft die 41 Jahre der Aufhebung überlebt, und ihre Ueberlieferungen hatten hier sozusagen ununterbrochen fortgedauert.

Da Anderledy schon früher einen zweijährigen philosophischen Lycealcurs durchgemacht, so genügte ein Jahr für ihn, um die gesammte Philosophie zu wiederholen. Im Herbst 1845 ging er dann zum Studium der Theologie über. Erster Professor der Dogmatik war damals der vielgenannte P. Carlo Passaglia. So sehr derselbe besonders wegen seiner eingehenden Behandlung der positiven Fragen geschätzt und bewundert wurde, so sagte er doch dem angehenden Theologen weniger zu, als andere Professoren des Römischen Collegs. Passaglia seinerseits schlug Talent und Wissen seines Schülers sehr hoch an und zeichnete ihn nicht selten durch die schwierige Aufgabe aus, das Ergebniß mehrstündiger, verwickelter Auseinandersetzungen in einen kurzen, klaren Abriß zusammenzudrängen. Im Disputiren entwickelte er solchen Eifer und so viel Zähigkeit, daß P. Perrone sich einmal zu der Drohung veranlaßt sah: „Quiescat. Secus irascar“, was große Heiterkeit hervorrief. Frater Anderledy traf übrigens in der heiligen Stadt mit seinem frühern Rhetorikprofessor P. Kleutgen zusammen und mit einem jüngern deutschen Ordensgenossen, dem Fr. Georg Grafen von Waldburg-Zeil, der ebenfalls daselbst den höheren Studien oblag.

Seine sonst kräftige Constitution konnte sich jedoch an das Klima von Rom nicht gewöhnen. Er begann zu kränkeln, und die Oberen sahen sich genöthigt, ihn im Herbst 1846 in die Schweiz zurückzurufen. Es war eine bewegte Zeit. Der Klostersturm in Aargau, die Freischaarenzüge, die Ermordung Leu's, vor allem aber die Jesuitenfrage selbst hatten die ganze Schweiz in Aufruhr versetzt. Von Revolutionären aus aller Herren Ländern aufgestachelt, hatten die radikalen Kantone, Aargau und Bern an der Spitze, die wesentlichsten Grundlagen der alten Bundesverfassung angetastet. Alle Versuche der gemäßigten Elemente, einen Ausgleich herbeizuführen, scheiterten an den leidenschaftlichen Wühlereien der Radikalen und an ihrem wohlüberlegten Plane, Recht und Freiheit der alten katholischen Kantone zu vernichten. Diese sahen sich genöthigt, ein Schutzbündniß zu bewaffneter Abwehr zu errichten, und nur die noch unentschiedene Haltung der Kantone Genf und St. Gallen hemmte augenblicklich den Ausbruch des Bürgerkriegs.

So standen die Dinge, als Anderledy den zweiten Jahrescurs seiner theologischen Studien in Freiburg begann. Seine Professoren waren die PP. Jakob Equey, Franz Rothenflüe, Kaspar Rothenflüe, Joseph Duverney und Joseph Sauthié. Der letztere lebt noch als Lehrer und Beichtvater im Colleg der hl. Pulcheria zu Constantinopel. Obwohl ein überaus scharfer, heller Kopf, hatte sich P. Franz Rothenflüe als Philosoph von dem Einfluß der Rosmini'schen Erkenntnißtheorie nicht ganz freigehalten; als Theologe war er jedoch durchaus correct, und gleich anderen seiner Schüler, wie der bekannte P. Wilhelm Wilmers, hat auch P. Anderledy ihm stets ein dankbares Andenken bewahrt.

Das Schuljahr 1846 auf 1847 konnte noch glücklich geschlossen werden; aber das folgende hatte kaum begonnen, als im November 1847 der gefürchtete Sturm losbrach. Die Zuversicht der katholischen Kantone auf ihr gutes Recht und auf ihre Waffentüchtigkeit, die Hoffnung auf die Hilfe von Oben, wie auch die Meinung, daß das Ausland im entscheidenden Augenblick um des eigenen Interesses willen eingreifen müßte, hatte die Katholiken in allzu große Sicherheit eingewiegt und verhindert, für einen allfällig ungünstigen Ausgang die erforderlichen Maßregeln zu treffen. Als deshalb Oberst Maillardoz, der Befehlshaber der Freiburger Truppen, von der weit überlegenen Tagsatzungsarmee umzingelt war und, von Wallis wie von den Urkantonen abgeschnitten, am 14. November capitulirte, entstand in Freiburg eine ungeheure Verwirrung, und nur eine Anzahl der Jesuiten konnte, unter dem Schutz der französischen Gesandtschaft, mit ihren französischen Zöglingen nach Frankreich reisen. Den andern blieb nichts übrig, als sich vorläufig vor der Wuth der Sieger bei guten Freunden in der Stadt zu verstecken und dann nach und nach, in kleinen Truppen oder einzeln, nach Savoyen zu fliehen.

Der Fanatismus der schweizerischen Truppen war jedoch dermaßen geschürt worden, daß das Leben der Flüchtlinge ernstlich gefährdet war, wenn sie ihnen in die Hände fielen. Fr. Anderledy, der in der Richtung nach Neuchatel floh, um von da weiter nach Genf zu kommen, wurde in Avenches (dem Aventicum des Tacitus) von einem Trupp Waadtländer Soldaten angehalten und schien ihnen sofort verdächtig. „Sie sind Jesuit!" schrieen sie ihm wüthend zu. Was ihn rettete, war nur seine rasche Geistesgegenwart, indem er alsbald fragte: „Aber, was verstehen Sie denn unter Jesuit?" Als die Soldaten nun in den gröbsten Ausdrücken das Scheusal zeichneten, das sie sich unter einem Jesuiten vorstellten, konnte der verkleidete Scholastiker mit entsprechender Indignation diese Beschimpfungen

von sich weisen und aufs entschiedenste betheuern, daß er kein solches Scheusal sei. Das half. Sie ließen ihn los, und er konnte seine Flucht ohne weitern Unfall glücklich fortsetzen. Auf ähnliche Weise, die meisten ohne ein solches gefährliches Abenteuer, schlugen sich auch die anderen Studirenden der Theologie nach Savoyen durch und trafen noch im Laufe des November im Colleg zu Chambéry wieder mit ihren Professoren zusammen. Hier setzte Fr. Anderledy sein drittes theologisches Studienjahr fort. Aber der Sturm hatte noch nicht ausgetobt. Das Frühjahr 1848 vertrieb die Jesuiten auch aus Chambéry, und da die Revolution rasch ein Land um das andere erfaßte, wußten sie bald nicht mehr, wo sie sich niederlassen oder wenigstens vorläufig verstecken sollten. Einzelne Priester konnten sich schon leichter Unterkunft und einige Thätigkeit verschaffen, aber für die weitere Existenz der Ordensseminarien und Studienhäuser, welche weite Räumlichkeiten und Bibliotheken erheischten, kamen die Oberen in die peinlichste Verlegenheit.

Als die zwei provisorischen Studienhäuser in Chambéry und in Oleggio (Piemont) aufgelöst werden mußten, wurde deshalb beschlossen, einen Theil der Scholastiker mit ihren Professoren nach Nordamerika übersiedeln zu lassen, bis bessere Zeiten einträten. Die übrigen wurden vorläufig in verschiedene europäische Länder vertheilt und fanden sich später wieder in Belgien zusammen.

Fr. Anderledy wurde den ersteren zugetheilt, welche unter Leitung des P. Heinrich Behrens, der Wohlfeilheit halber auf einem Segelschiff, nach Amerika reisen sollten. Am 31. Mai harrte er bereits in Antwerpen auf die Einschiffung, die auf den 2. Juni angesetzt war. Das Briefchen, dem wir dieses Datum entnehmen, ist an seinen frühern Studiengenossen und Landsmann, P. Karl Billet, gerichtet. Er dankt ihm darin für die verschiedenen Sachen, die er den Amerikafahrern für ihre Ausrüstung verschafft, besonders für ein Brevier, und bittet ihn, den belgischen Ordensoberen den herzlichsten Dank für die Liebe und Güte abzustatten, welche sie den Flüchtlingen erwiesen hatten. Im Auftrag der anderen Scholastiker fragte er auch an, ob sie nicht ein paar Musikinstrumente (eine Geige, eine Flöte u. dgl.) nebst einigen Musikalien mit auf die Reise bekommen könnten, um sich auf der voraussichtlich langen und lästigen Seereise ein wenig die Zeit zu kürzen. „Die Scholastiker sind in ihren Bitten kühn", bemerkt er hierzu. „Ich erwähne das also nicht in dem Sinne, als ob ich das erlangen wollte, sondern nur so, daß ich sagen kann, ich hätte daran erinnert."

Ein Brief aus St. Louis (Missouri) vom 5. März 1849 erzählt uns kurz die weiteren Schicksale der nach Amerika ausgewanderten deutsch-schweizerischen Jesuiten:

„Wie es mit unserer Schifffahrt ging, wird unzweifelhaft schon zu den Ohren Ew. Hochwürden gedrungen sein. 46 Tage weilten wir zur See. Als wir das endlich glücklich überstanden, fanden wir bei unserer Landung in Amerika nichts von alledem, was wir erhofft hatten. Daran ist jedoch unseren Oberen, besonders dem hochw. P. Provinzial Minoux, keine Schuld zuzuschreiben. Er hat gethan, was in diesen so schwierigen Zeitläuften jeder gethan haben würde, der gleichermaßen seine Provinz liebt. Ueberdies wurde in Europa so viel Herrliches über die hiesigen Regionen ausposaunt, daß es einen jeden hätte verlocken müssen."

Nachdem er dann vermeldet, wie die Ankömmlinge in die zwei Provinzen Maryland und Missouri vertheilt worden seien, fährt er in seinem Berichte also fort:

„Wir setzen unsere Studien in St. Louis fort. Zu Professoren haben wir für die Dogmatik und Ethik P. Friedrich (der wirklich ausgezeichnet docirt!), für die Moraltheologie, Exegese und das Hebräische P. Aschwanden, für die eigentliche Philosophie P. Spicher, welcher zugleich Spiritual des Hauses ist. — Am 29. September (1848) habe ich die heilige Priesterweihe empfangen [1]; von den zwei Examina machte ich dasjenige aus der Dogmatik am 14. November, das aus der Moral am folgenden Tag (15. November). Seit dieser Zeit höre ich die Beichten der Zöglinge und halte täglich eine Stunde Katechese für die Franzosen und Engländer. Man wünscht, ich möchte nach Ostern die Rhetorik übernehmen; allein da ich am 7. März die Punkte für das große Examen erhalte, habe ich wenig Lust dazu. Denn ich möchte doch dieses Jahr der Theologie widmen, zumal ich sehe, daß es nicht an solchen fehlt, die jene Aufgabe auf sich nehmen können.

„Die Provinz besitzt drei Collegien, und wenn möglich, sollen nächstes Jahr zwei andere errichtet werden. Wie es scheint, wollen die Amerikaner Aemter schaffen, um uns Neuangekommene zu beschäftigen, damit uns die Rückkehr nach Europa, falls es sich einmal darum handeln sollte, um so schwieriger wird. Sie scheinen zu wünschen, daß wir ganz in ihre Provinz übergehen. Ueber mich ging das Gerücht, ich sei ihr schon überlassen. Mich hat man über meine Meinung nicht gefragt. Wenn sie mich einmal fragen sollten, so wird meine Antwort sein: ich sei bereit, zu sterben, wo immer es meinem Provinzial P. Minoux gefallen wird; aber ich werde nie vergessen, was meine Provinz für mich gethan hat, und deshalb in keine andere übertreten."

Diese rührende Treue gegen die Ordensprovinz, welcher er seine Erziehung und Ausbildung verdankte, wurde aber vorläufig noch auf eine

[1] Die Priesterweihe ertheilte ihm der damalige Bischof und spätere Erzbischof von St. Louis, Dr. Peter Richard Kenrick.

längere Probe gestellt. Nachdem er sein letztes Theologiejahr vollendet und das große Examen aus der gesammten Philosophie und Theologie bestanden hatte, wurde er im Spätsommer 1849 nach Greenbay am Michigansee gesandt, um mit P. Joseph Brunner und dem Bruder Huß die dortige Missionsstation zu übernehmen. Greenbay bezeichnet heute eine Stadt von etwa 8000 Einwohnern und zugleich den Bischofssitz der gleichnamigen Diöcese, die einen Theil des Staates Wisconsin umfaßt und ungefähr 110000 Katholiken zählt. Damals war Greenbay aber noch ein ziemlich kleiner Handelsplatz mit 2000 Einwohnern, zwar schon von den Franzosen im Beginn des vorigen Jahrhunderts begründet, aber noch erst in den Anfängen weiterer Entwicklung begriffen. Das ausschlaggebende Moment für die Wahl des P. Anderledy auf diesen Posten scheint neben seinem apostolischen Eifer der Umstand gewesen zu sein, daß er das Englische, Französische und Deutsche bereits mit gleicher Vollkommenheit beherrschte und so im Stande war, in allen drei Sprachen zu predigen und die mühevolle seelsorgerliche Pionierarbeit für Ansiedler der verschiedensten Nationalität zu besorgen. Es war ein schwieriges, dornenvolles Feld, das sich hier der Opferliebe des noch jungen Neupriesters eröffnete. Aengstliche Sorge um sich selbst kannte er nicht. Mit ganzer Seele und freudiger Hingebung widmete er sich jener schweren Arbeit, die aus den Berichten nordamerikanischer Missionäre genugsam bekannt. Er lernte alle Schwierigkeiten der Missionsseelsorge nicht aus Büchern und Berichten, sondern aus eigener harter Erfahrung kennen.

Nach Jahresfrist erfüllte sich indes sein früherer Wunsch. P. Minoux, der deutsche Provinzial, der in den Stürmen der Revolutionsjahre seine Untergebenen unter unsäglichen Sorgen und Mühen auch in fernen Landen zusammengehalten hatte, rief ihn nach Europa zurück, um ihn in Tronchiennes bei Gent das sog. dritte Jahr, das letzte ascetische Prüfungsjahr des Ordens, beginnen zu lassen. Aus dem unruhigen Treiben der Missionsseelsorge sah er sich wieder in den stillen Frieden eines einsamen Ordenshauses versetzt. Sein geistlicher Führer, P. Aloysius Geoffroy, eines der angesehensten Mitglieder der Ordensprovinz, zeitweilig Rector des Pensionats zu Freiburg, genoß allgemein den Ruf eines heiligmäßigen Mannes und flößte schon durch seine äußere Erscheinung jedem Ehrfurcht, Vertrauen und Liebe ein. Unter seiner Leitung studirte P. Anderledy die Gesetzgebung des Ordens und legte an seiner religiös-ascetischen Bildung die letzte Hand an. In der klösterlichen Einsamkeit von Tronchiennes versenkte er sich liebevoll in die Betrachtung des Lebens und Leidens Christi,

um dann in frommen Uebungen der Demuth und Selbstverläugnung sich ganz den Geist und die Gesinnung des höchsten aller Lehrmeister anzueignen. Auf alle, die ihn näher kannten, machte er jetzt und später den Eindruck einer willensstarken, heldenmüthigen Seele, welche für Gott kein Opfer scheute, sich völlig selbst vergaß, um allen alles zu werden.

Der Sturm der Revolution hatte in den Jahren 1847 und 1848 die Jesuiten aus der Schweiz über aller Herren Länder verstreut. Nur etwa 50 hatten sich in Deutschland wieder zusammengefunden, als P. Anderledy im Herbst 1851 das Tertiat zu Tronchiennes verließ, um sich nun wieder äußerer Thätigkeit zu widmen. Acht Patres, unter ihnen die PP. Roh, Roder, Schlosser, Jos. Klinkowström, hatten ihre gemeinsame Station zu Freiburg im Breisgau, von wo aus sie sich dem wichtigen Werke der Volksmissionen in Süddeutschland widmeten. In Münster war auf der Friedrichsburg ein Noviziatshaus errichtet, das bald ein Dutzend Novizen zählte, während von der kleinen Residenz zu Ostenfelde Missionen in Westfalen gegeben wurden. Im Laufe der folgenden Jahre traten zwei kleine Niederlassungen in Aachen und in der Stadt Münster hinzu. Der außerordentliche Erfolg der Volksmissionen, der nicht wenig dazu beitrug, die von der Revolution hervorgerufene Aufregung der Massen zu dämpfen, und der deshalb den Jesuiten sogar Sympathien in den Kreisen der höhern preußischen Beamtenwelt gewann, erweiterte rasch den Kreis ihrer Thätigkeit und führte ihnen aus verschiedenen Theilen Deutschlands neue Kräfte zu. Ein zweites Noviziat wurde in Gorheim (bei Sigmaringen) eröffnet, andere Häuser in Bonn, Coblenz, Mainz und Feldkirch.

Zum Redner nicht nur geboren, sondern auch theoretisch und praktisch trefflich ausgebildet, trotz seiner Jugend schon weitgereist und vielerfahren, ein vorzüglicher Theologe und Moralist, wurde P. Anderledy, nach Vollendung seines Tertiats, den Patres zugetheilt, welche von Freiburg im Breisgau aus Volksmissionen hielten. Mit dem bekanntesten aus ihnen, P. Roh, seinem Landsmann, begann er diese für ihn neue Thätigkeit, und daß er neben einem solchen Manne die Zuhörer zu gewinnen und zu fesseln wußte, von diesem selbst aufs höchste geschätzt wurde, rechtfertigte vollkommen die Bestimmung, welche die Oberen über ihn getroffen. Zwei Jahre weihte er sich dieser Thätigkeit, die ihn von den Ufern des Bodensees bis hinab nach Graudenz und Danzig führte. Wie P. Roh sprach er mit einer seltenen Klarheit, Kraft und Ueberzeugung, welche namentlich die Männer gewann und mit sich fortriß. An geistreicher Fülle, Lebhaftigkeit, Vielseitigkeit, zielbewußter Schärfe und Gewalt übertraf

ihn jener unzweifelhaft; aber an oratorischer Durchbildung stand er nicht hinter ihm zurück. Gleich ihm wäre er wohl ein sehr beliebter und hervorragender Missionär geworden, wenn ihm seine Gesundheit gestattet hätte, die Predigtwirksamkeit länger fortzusetzen. Allein strenge und unerbittlich gegen sich selbst, ein unersättlicher Arbeiter, hatte er nie gelernt, mit seinen Kräften zu sparen oder sie zu schonen. Seine sonst kräftige Brust war den Anstrengungen nicht gewachsen, die er an sie stellte. Als ihn wiederholt Blutspeien befiel, war seine Sorge nur, daß es niemand merke. Er hoffte, solcher Schwäche durch seine Willenskraft und Ausdauer schon Herr zu werden, und in der That hielt er mit angegriffener Brust noch Wochen der angestrengtesten Missionsarbeit aus. Von der Kanzel in den Beichtstuhl und vom Beichtstuhl wieder auf die Kanzel eilend, gönnte er sich keine Zeit, die erschöpften Kräfte wieder zu sammeln. Endlich aber reichten sie nicht mehr aus, und die Oberen sahen sich genöthigt, ihn dem Missionsleben zu entziehen und einer weniger anstrengenden Thätigkeit zuzuwenden. Eine solche fand sich in der Leitung der Studienhäuser, an welchen die jüngeren Ordensmitglieder ihre theologische Bildung erhielten.

So wurde er denn im Jahre 1853 zum Rector des neuen Studienhauses in Köln ernannt und betrat damit die Laufbahn eines Ordensobern, die er, eine kurze Unterbrechung abgerechnet, bis zu seinem Tode nicht mehr verlassen sollte. Drei Jahre (1853—1856) leitete er als Rector das Studienhaus in Köln, drei Jahre (1856—1859) als Rector dasjenige von Paderborn, sechs Jahre (1859—1865) als Provinzial die ganze deutsche Ordensprovinz. Nachdem es ihm darauf vergönnt war, drei Jahre (1866—1868) als Professor der Moral von den Sorgen jener verantwortungsreichen Aemter auszurasten, wurde er Anfangs 1869 Rector von Maria-Laach und blieb in dieser Stellung, bis er 1870 als Assistent für Deutschland an die Seite des Ordensgenerals in das Profeßhaus al Gesù in Rom berufen wurde. Ueber dreizehn Jahre bekleidete er dieses wichtige Amt. Am 24. September 1883 wurde er von der versammelten General-Congregation zum Generalvikar des Ordens mit dem Rechte der Nachfolge erwählt, um dem greisen P. Beckx wirksam in der Führung der Geschäfte beistehen zu können, welche er schon am 11. Mai des folgenden Jahres vollständig übernahm. Durch den Tod seines Vorgängers wurde er am 4. März 1887 General des Ordens. Als solcher führte er die höchste Leitung desselben noch fünf Jahre. Im ganzen erstreckte sich seine Thätigkeit als Ordensoberer über 35 Jahre.

Auch als Oberer betheiligte sich P. Anderledy anfänglich noch geraume Zeit an der seelsorgerlichen Thätigkeit seiner Untergebenen. Er war ein beliebter, viel in Anspruch genommener Beichtvater. Während der drei Jahre in Köln war er besonders dahin bemüht, Männer der verschiedensten Stände zur Abhaltung geistlicher Exercitien zu vereinigen. Er gab solche selbst mit dem segensreichsten Erfolge. Ungern sah er es, daß nun auch die Frauen eigene Exercitien für sich begehrten. Wie er sich selber der Seelsorge der Frauen so weit als möglich entzog, so wünschte er auch, daß seine Ordensgenossen sich in dieser Hinsicht auf das Unerläßliche und Unvermeidliche einschränkten. Nach seiner Ansicht war für die Frauenwelt genügend gesorgt; dagegen galt es, hauptsächlich die Männerwelt wieder für Christus und seine Kirche zu erobern, sie an die Uebung eines wahren religiösen Lebens, vorab an den Empfang der heiligen Sacramente zu gewöhnen, sie für die höchsten und fruchtbarsten Wahrheiten, jene der christlichen Offenbarung, zu gewinnen. Nach seiner Ansicht sollte sich die Religion nicht vor dem irreligiösen Zeitgeist in die Oratorien der Frauenklöster, in die Kinderstube und in die Mädchenschule flüchten, sondern die weiten Hallen der alten Dome wieder mit Männern füllen, durch den Mann das Regiment in der Familie führen, durch den Mann Wissenschaft, Kunst, Volksleben, Staatsleben, die ganze menschliche Gesellschaft heiligend und segnend durchdringen. Diesen Standpunkt hat er zeitlebens unentwegt festgehalten, so fest und stramm, daß er bei manchen als erklärter „Weiberfeind" galt.

Männer zu bilden, klare, verständige, kraftvolle, willensstarke, opferfreudige Männer: das war auch das Hauptziel, das P. Anderledy bei der Heranziehung der jüngeren Ordensmitglieder ins Auge faßte. Die süßliche Ascese der modernen Zeit fand bei ihm wenig Gnade; unaufhörlich drang er auf die Lehre der alten, soliden Meister dieser höchsten Kunst, in denen sich Scholastik und Mystik, Verstandesschärfe und wahre Gemüthstiefe, kindliche Demuth und männlicher Ernst harmonisch verbanden.

Wie ein abgesagter Feind jener Genußsucht und Weichlichkeit, welche sich so oft unter dem schönen Namen moderner Bildung versteckt, so war P. Anderledy auch ein Gegner jener modernen Oberflächlichkeit, welche auf dem Gebiete des Wissens nur die Buntheit encyklopädischer Kenntnisse schätzt, in fieberhafter Hast jeder Neuigkeit nacheilt und alle Tage neue Weltanschauungen hervorbringt, ohne die alte, wahre und wirkliche je einmal gründlich gewürdigt zu haben. Unerschütterlich hielt er deshalb an der erprobten Studienordnung der Gesellschaft Jesu fest, bekämpfte

jeden Versuch, die vorgeschriebenen Studienjahre durch eine wissenschaftliche Schnellbleiche zu kürzen, drang unaufhörlich darauf, daß alle, je nach ihrem Talent, sich eine gründliche Kenntniß der scholastischen Philosophie und Theologie erwerben sollten. Er selbst studirte unermüdlich die alten, soliden Autoren, und lange bevor Papst Leo XIII. seine durchgreifenden Maßregeln zur Neubelebung der scholastischen Studien traf, blühten dieselben in den Studienhäusern zu Köln, Paderborn und Maria-Laach unter der väterlichen Sorge des P. Anderledy.

So wenig er sich durch die blendenden Phantome moderner Philosophie in der Werthschätzung der alten kirchlichen Wissenschaft beirren ließ, so wenig mißkannte er die wirklichen Fortschritte, die das positive Wissen der Neuzeit auf den verschiedensten Gebieten gemacht, brachte denselben vielmehr das regste Interesse entgegen. Kaum zum Provinzial ernannt, sorgte er nicht nur dafür, hervorragende Talente für die Lehrstühle der Philosophie und Theologie heranzuziehen, sondern bot auch jüngeren Ordensmitgliedern Gelegenheit, sich in der Mathematik und in den Naturwissenschaften fachmäßig auszubilden. Er ließ sie wissenschaftliche Reisen machen, Preisfragen lösen, wissenschaftliche Sammlungen anlegen, ermuthigte und förderte ihre Studien in jeglicher Weise.

Mit wahrhaft väterlicher Huld und Güte bot er alles auf, um den Scholastikern während der langen Studienjahre durch passende Wohnung und Nahrung, freundlichen Aufenthalt und Erholung Gesundheit und Kräfte zu erhalten. Er selbst nahm gern an ihren Erholungen theil und sorgte für die einzelnen, besonders aber die Schwächeren oder Kranken, so liebevoll, als ob ihm sonst keine andere Sorge obgelegen hätte. Alle liebten ihn darum auch wie einen Vater und bemühten sich, durch treue Pflichterfüllung seinen Wünschen und Erwartungen zu entsprechen. In ihrem Kreise waltete ein unschuldiger Frohsinn, und nach langen Jahren pflegten seine Untergebenen noch auf diese Zeiten des Scholastikats als auf die freundlichste Zeit ihres Lebens zurückzublicken.

Gerade die Sorge für das leibliche und geistige Wohl der Scholastiker war es, welche im Frühjahr 1863 die Gründung des großen Collegiums Maria-Laach bei Andernach herbeiführte. Aus den engen Häusern in Aachen und Paderborn kamen sie hier in große stattliche Räume, umgeben von schönen Gärten und dem herrlichsten Waldrevier, in dessen Mitte die alte Abteikirche und der malerische See Aug' und Herz erfreuten. Indem das Studienhaus der Philosophie mit jenem der Theologie verschmolzen wurde, erhielten Professoren wie Studirende die fruchtreichste

Anregung. Es konnten nun große Disputationen gehalten werden, wie in den Collegien zu Rom, und die Bibliothek der beiden Studienabtheilungen, in einem eigenen Flügel untergebracht und freigebig ergänzt, bot für alle Fächer die reichlichsten Mittel. Auch die Naturwissenschaften, Geschichte und Literatur waren darin ansehnlich vertreten; für die ersteren wurden zudem alsbald wissenschaftliche Sammlungen angelegt. Bald schlug auch der Provinzial seinen Sitz in dem geräumigen Kloster auf und sammelte um sich eine Anzahl Patres, welche sich vorzugsweise der schriftstellerischen Thätigkeit widmen sollten. Auf Anregung und unter steter Ermuthigung von seiten des P. Anderledy begann 1865 jene Sammlung von Broschüren, welche zum erstenmal den Namen „Stimmen aus Maria-Laach" trug und im Anschluß an welche sich dann später die jetzige Zeitschrift entwickelte. Obwohl er bei deren Zustandekommen nicht mehr in Maria-Laach war, begrüßte er dieselbe doch mit größter Freude und ermuthigte die Mitarbeiter noch als Ordensgeneral mit wiederholten Aeußerungen der Zufriedenheit und mit Spendung seines väterlichen Segens. Vorzüglich von ihm ging der Plan aus, die Concilien der neuern Zeit in einer monumentalen Sammlung zu veröffentlichen, und der unermüdliche und opferwillige P. Schneemann, der dieses große Werk auf sich nahm, fand bei ihm die freudigste Anerkennung und stets bereitwillige Unterstützung. Noch andere literarische Unternehmungen wurden geplant; für die verschiedensten Fächer wurden junge Kräfte herangezogen, Studium und schriftstellerische Arbeit in jeglicher Weise gefördert.

Ein ergreifender Augenblick war es für die zweihundert Bewohner des großen Collegiums, als sein Gründer am 18. December 1865 die Verwaltung der Provinz in die Hände des P. Rober niederlegte, um fürder als einfacher Professor und Schriftsteller in Maria-Laach zu leben. Alle betrachteten ihn als einen ihrer größten Wohlthäter, nur er sah sich in vollem Ernst als einen unnützen Knecht an und bat alle um Verzeihung. Er übernahm jetzt die Professur der Moral und einige gewöhnlich damit verbundene kleine Aemtchen. Dieser bescheidenen Thätigkeit widmete er dieselbe angelegentliche Sorge wie zuvor seinem großen, weiten Wirkungskreis. Auf eine Vorlesung verwandte er gewöhnlich fünf Stunden Vorbereitung. Sein Vortrag war aber auch wirklich ein Genuß. In fließendem schönen Latein, mit heller, vollklingender Stimme, ebenso klar als gründlich entwirrte er die verwickeltsten Fragen. Jedem Abschnitt schickte er eine gedrängte dogmatische Einleitung und Begründung voraus, welche die praktische Theologie in die theoretische eingliederte und seinen

Zuhörern die reichsten Anhaltspunkte für Sittenpredigten bot; eine Gewohnheit, die auch sein Nachfolger, P. Lehmkuhl, später innehielt. Um aber den angehenden Beichtvätern ihr schwieriges Amt zu erleichtern, gab er den Neoconfessarius des P. Reuter, ein treffliches, praktisches Handbuch, neu heraus.

Ganz Laach war in Freude, als am 2. Februar 1869 der frühere P. Provinzial zum Rector des Collegiums proclamirt wurde. Er behielt als solcher die ihm liebgewordene Professur bei, wie er denn überhaupt an dem gesammten Studienleben den innigsten Antheil nahm. Was er so sehnlich gewünscht, das war nun erfüllt. Maria-Laach hatte sich zu einem großen Central-Collegium entwickelt, das für die Provinz wie für die von ihr abhängigen überseeischen Missionen die nöthigen Kräfte heranbildete, gleichzeitig aber auch zu einem wissenschaftlichen Mittelpunkt, von dem aus die Mitglieder des Ordens sich an den religiös-wissenschaftlichen Bewegungen der Zeit fruchtreich betheiligen konnten. Ein großer Trost war es ihm, als Spiritual des Hauses an seiner Seite jenen ehrwürdigen Greis zu haben, unter dessen Leitung er einst sein drittes Probejahr gemacht hatte, den P. Alois Geoffroy. Als derselbe am 14. Februar 1870 starb, schrieb er:

„Der liebe Gott hat uns soeben das Liebste weggenommen, was wir im Hause hatten. Der gute P. Geoffroy hat uns verlassen, um vom lieben Gott den Lohn für seine vielen Verdienste zu erhalten. . . Es ist ein ungeheurer Verlust für uns; aber seien wir gerecht und danken wir Gott, daß er uns ihn so lange gelassen hat. Er hat diesem Hause unendlich viel Gutes gethan während der vier Jahre und der etlichen Monate, die er hier weilte."

Zwei Monate später wurde P. Anderledy selbst aus Laach abberufen, um das Amt eines deutschen Assistenten in Rom anzutreten, das durch den Tod des P. Pierling erledigt war. Zu seiner neuen Amtssphäre gehörten die fünf blühenden Ordensprovinzen: Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Belgien, Holland und Galizien. Es war eine ernste und schwierige Zeit. Die päpstliche Unfehlbarkeit war bereits von den Feinden der Kirche zum Vorwand ausersehen, um einen neuen, unerbittlichen Kampf gegen sie zu beginnen. Schon im Herbst brach derselbe wirklich los.

Die Amtsdauer des neuen deutschen Assistenten von 1870—1883 war mit einer ganzen Reihe der schwersten Prüfungen und Verfolgungen bezeichnet, welche die Gesellschaft Jesu in diesem Jahrhundert getroffen haben. Der General selbst wurde mit seinen Assistenten aus dem ehrwürdigen Profeßhaus al Gesù verdrängt und genöthigt, fern dem päpst-

lichen Stuhle, in Fiesole, einen vorläufigen Zufluchtsort zu suchen. Sämmtliche italienischen Provinzen kamen in die schmerzlichste Bedrängniß; die meisten Unterrichtsanstalten des Ordens wurden geschlossen, die Patres gezwungen, wie Weltpriester zu zwei oder drei in Privathäusern zu leben; fast die gesammte Ordensthätigkeit wurde gehemmt und durchkreuzt, und die Verfolgung wirkte so stark auf die öffentliche Meinung ein, daß die meisten italienischen Provinzen nur geringen Nachwuchs erhielten. Nicht minder schmerzlich war es für P. Anderledy, im Jahre 1872 die Ausweisung des Ordens aus dem neuen Deutschen Reiche zu erleben, all die Niederlassungen zerstört zu sehen, die er so oft besucht, gefördert und gehoben, zum Theil selbst gegründet hatte, die Häuser in Münster, Paderborn, Aachen, Köln, Bonn, Coblenz, Mainz, Gorheim, Regensburg, Essen. Auch Maria-Laach mußte im December aufgelöst werden; ein Theil seiner Bewohner wurde nach England, die anderen nach Holland und Belgien verschlagen. Dann kam Frankreich an die Reihe mit seinen vier blühenden Provinzen. Auch hier alles vernichtet, was der Fleiß von zwei Jahrzehnten geschaffen hatte, nahezu alle Thätigkeit unterbunden, zahlreiche Mitglieder des Ordens zur Verbannung genöthigt, wenn sie ihrer Aufgabe weiter entsprechen wollten.

In einer solchen Zeit die Stütze, der Berather und Helfer des greisen Ordensgenerals zu sein, war keine leichte Aufgabe. Sie erheischte jenes volle, unerschütterliche Gottvertrauen, mit welchem P. Anderledy schon als junger Mann die Stürme der Jahre 1847 und 1848 bestanden hatte. Er wankte und zagte nicht. In der Verfolgung sah er nur das Ehrenzeichen desjenigen, dem die Gesellschaft diente und der von der Krippe bis zum Kreuze Armuth, Schmach und Verfolgung ausgestanden, den Heiden eine Thorheit und den Juden ein Aergerniß. Nur heldenmüthiger und inniger schloß er sich an das Kreuz seines Erlösers an. Seine einzige Sorge war, in der Gesellschaft, besonders in den verbannten und verstreuten Ordensprovinzen, den Geist des Instituts und die Ordenszucht unversehrt zu erhalten und die Verbannten in anderen Ländern nützlich zum Heile der Seelen zu verwenden. In diesem Sinne und Geiste stand er seinem von Alter und Sorgen niedergebeugten Ordensgeneral, den er wie ein Sohn verehrte und liebte, in unwandelbarer Treue zur Seite. Er erleichterte ihm sein Amt, wo und wie er konnte. Die schwierigste und lästigste Arbeit nahm er bereitwillig auf sich. Er gönnte sich kaum Rast und Ruhe. Es war eine Seltenheit, daß man ihn einmal einen Spaziergang machen sah. Das liebliche Fiesole, das herrliche Florenz

hatten für ihn keinen Reiz, als den, in fast ununterbrochener Arbeit seinem verantwortungsvollen Amt zu entsprechen. Lange bevor auf den September 1883 die General-Congregation einberufen wurde, war es allgemeines Geheimniß, daß er die rechte Hand des Generals sei.

Er war hierzu wie wenige befähigt. Das Lateinische, Deutsche, Französische, Englische, Italienische und Spanische sprach und schrieb er mit großer Gewandtheit. Als langjähriger Professor der Moral war er auch mit dem canonischen Recht trefflich vertraut. Früher Erzieher, Lehrer, Missionär, Beichtvater, Prediger, Exercitienmeister, war er mit aller Hauptthätigkeit der Gesellschaft aus eigener Erfahrung bekannt. Er kannte Europa und Amerika, und von Europa wieder Deutschland und Frankreich, Belgien, England und Italien aus eigener Anschauung. Er hatte kleine und größere Ordenshäuser und eine sehr umfangreiche Provinz jahrelang regiert, eines der größten Collegien selbst gegründet. Sein Eifer für die Studien, die alten wie die modernen, seine Liebe zum Orden und seine Treue in den verschiedensten Wechselfällen waren allgemein bekannt. Bei allem Ernste seines Wesens war er liebenswürdig im Umgang, streng gegen sich selbst, barmherzig gegen andere, klar, fest, bestimmt, ein ganzer Mann. Sein Aeußeres flößte Ehrfurcht ein, obwohl er seine Ueberlegenheit nie geltend zu machen suchte, sondern in ungekünstelter Demuth anderen mit Beweisen der Ehre zuvorkam.

So begreift es sich, daß sich aller Augen auf den deutschen Assistenten richteten, als an die Congregation die Aufgabe herantrat, dem Orden einen Generalvikar mit dem Recht der Nachfolge zu geben. Was verlangt wurde, hatte er zu großem Theile bereits geleistet. Die meisten Stimmen fielen ihm zu, und schon vom 11. Mai 1884 an übernahm er selbst die Gesammtleitung des Ordens, während sein hochverdienter Vorgänger, P. Beckx, sich nach Rom zurückzog, um sich dort in stiller Einsamkeit zum Tode vorzubereiten. Dort starb derselbe am 4. März 1887, nachdem er seit Juli 1853, also fast 34 Jahre, der Gesellschaft Jesu vorgestanden hatte. P. Anderledy sollte keine so lange Regierungszeit beschieden sein, nicht volle fünf Jahre. Was er in dieser Zeit geleistet, ist noch in frischem Andenken. Sein Programm blieb im wesentlichen dasselbe: Aufrechterhaltung der Ordenszucht mitten unter den Schwierigkeiten, welche stete Verfolgung und der irreligiöse, ungebundene Zeitgeist derselben bereitete; Hebung der echten kirchlichen Wissenschaft und vorab der scholastischen Studien im Geiste des hl. Thomas; gründliche Heranbildung der jüngeren Ordensmitglieder; Concentration der Ordensthätigkeit in

größeren Niederlassungen; Erweiterung des Missionswerkes durch wohlvorbereitete Arbeiter. Die schwergeprüften italienischen und französischen Ordensprovinzen erholten sich zu seinem Troste vielfach von den Heimsuchungen, die sie getroffen hatten, und gewannen neue Kreise der Thätigkeit. Die deutsche Ordensprovinz erhielt in der Verbannung solchen Zuwachs, wie sie ihn in den Tagen des Friedens nie gefunden. In Nord- und Südamerika, Aegypten, Armenien, Syrien, Indien, China, Central- und Südafrika wurden theils neue Missionen errichtet, theils schon bestehende erweitert.

Manche Ursachen wirkten unzweifelhaft zusammen, daß gerade in der Zeit, in welcher P. Anderledy als Assistent, Generalvikar und General an der Centralleitung des Ordens betheiligt war (von 1870—1892), die wissenschaftliche und schriftstellerische Thätigkeit seiner Mitglieder sich stärker als bisher entwickelte und dieser Verfolgungszeit einigermaßen ihr charakteristisches Gepräge gab. Er selbst aber hat nicht wenig dazu beigetragen, indem er die Gelehrten und Schriftsteller des Ordens ermuthigte, förderte und unterstützte, wo er nur konnte. Wie er als Provinzial die naturwissenschaftlichen Studien so sehr hob, daß das Colleg von Maria-Laach im Stande war, dem Präsidenten Garcia Moreno von Ecuador die nöthigen Lehrkräfte zur Errichtung eines Polytechnicums zur Verfügung zu stellen, so nahm er sich als Assistent aufs liebevollste der kunstgeschichtlichen Studien des P. Raf. Garrucci an und begrüßte mit Dank und Freude jedes neue Werk, das ihm von Mitgliedern der Gesellschaft Jesu eingesandt wurde. Als Gönner und Förderer der scholastischen Studien im Geiste des hl. Thomas erwarb er sich das vollste Vertrauen und die innigste Sympathie des Papstes Leo XIII.

Was aber Leo XIII. an ihm noch höher schätzte, das war der demüthige Gehorsam, welchen er, den Satzungen und Regeln seines Ordens gemäß, dem Statthalter Christi als seinem Obern zollte, jene glaubensvolle und hingebende Unterwerfung unter das Princip der Autorität, wie sie der Orden den einzelnen Mitgliedern gegen ihren Lokalobern, den Rectoren und Superioren gegen ihren Provinzial, den Provinzialoberen gegen ihren General, dem General endlich gegen denjenigen vorschreibt, den Christus selbst ihm zum Obern gegeben, nämlich seinen Stellvertreter hienieden. Diesen vollkommenen Gehorsam in Gesinnung, Wort und That hat P. Anderledy mit unverbrüchlicher Treue geübt. So väterlich er seinen Untergebenen gegenüber die von Gott ihm anvertraute Autorität zur Geltung brachte, so kindlich unterwarf er sich dem Papste als der letzte seiner

Diener. Ihren schönsten Ausdruck fand diese Gesinnung in einem Zustimmungsschreiben, das er im Jahre 1885 an den Heiligen Vater richtete, als dieser sich durch Ausschreitungen der Tagespresse genöthigt gesehen hatte, in einem Briefe an den Cardinal-Erzbischof Guibert von Paris der katholischen Journalistik ihre Pflichten gegen das Oberhaupt der Kirche ins Gedächtniß zurückzurufen. Erzbischöfe und Bischöfe, der Episkopat ganzer Provinzen und Reiche stimmten damals in begeisterten Worten der päpstlichen Mahnung zu. Die Kundgebung der katholischen Welt gestaltete sich zu einer nahezu allgemeinen. Da fühlte sich auch der neue Generalvikar der Gesellschaft Jesu gedrungen, den Papst im Namen derselben feierlich des vollsten Gehorsams, der rückhaltlosesten Ergebenheit und Treue zu versichern.

„Wir alle glauben und bekennen," so sagt er in diesem Schreiben, „,daß es unter den Hirten in der heiligen Kirche einen gibt, der ihr Haupt und höchster Hirt ist; daß es den Hirten allein verliehen ist, zu richten, zu regieren und zu lehren; daß den Gläubigen ihrerseits zukommt, ihrer Lehre zu folgen, ihren Urtheilen sich gelehrig zu unterwerfen und sich durch sie regieren, zurechtweisen und auf dem Pfade des Heiles leiten zu lassen'. Ein bitterer Schmerz ist es deshalb für uns, daß es Katholiken gibt, ,welche, nicht zufrieden mit der untergeordneten Stellung, die ihnen in der Kirche zukömmt, an deren Regierung theilnehmen wollen und sich dazu berechtigt glauben, die Beschlüsse der Autoritäten nach ihrem eigenen Gesichtspunkte zu untersuchen und zu kritisiren'. Wir versprechen Dir, Heiligster Vater, all unsern Einfluß aufzubieten, um jene Ursachen der Zwietracht auszurotten, welche sich in der Presse zu zeigen begonnen haben, dank der unbeschränkten Freiheit, die ihr zugestanden ist, und den mißleiteten Bestrebungen der modernen Wissenschaft.

„Verlasse Dich deshalb, Heiligster Vater, auf unsere Gesellschaft als auf eine geschlossene Körperschaft, die zwar im Vergleich mit dem gesammten Welt- und Regularclerus klein und schwach erscheinen mag, aber immer treu und fest beharren wird in ihrem Gehorsam und in ihrer Anhänglichkeit an Deine geheiligte Person, unter deren Führung wir die Ehre Gottes, das Heil der Seelen, das Wohl der Kirche und die Ehre des obersten Hohenpriesters allzeit anstreben werden. Ich sage: unter Deiner Führung, Heiligster Vater, weil Du die Quelle der Regierungsgewalt bist, welche unsere Gesellschaft zusammenhält und leitet, weil jeder in Dir wirklich unser höchstes Haupt und unsern höchsten Obern anerkennt. Unter Deinem Banner sind wir zu allem bereit, ,auch Blut und Leben zu opfern'. Diese Vereinigung mit Dir, Heiligster Vater, ist unser Leben und unsere Kraft, obschon sie allzeit die Hauptursache war und noch ist, weshalb uns die Welt haßt und verfolgt. Aber diese Verfolgung wird für uns ein neues Verdienst vor Gott sein; sie wird unsere Kraft und unser Trost sein, und wir danken Gott aus ganzem Herzen dafür. Das Meer, über welches das mystische Schiff der Kirche dahinsegelt, und dessen Steuer-

mann nach Christi Willen Du bist, ist jetzt mehr als je vom Sturm bewegt, und Dein Muth, Heiligster Vater, wird ernst auf die Probe gestellt. Aber Du hast von Petrus die Macht ererbt, welche diesem von unserm Herrn selber übertragen wurde."

Der Papst war über diese Kundgebung der Liebe und Treue hoch erfreut. Als er im Spätjahr 1885 alle jene Kundgebungen mitsammt seinem Briefe an den Cardinal-Erzbischof von Paris gesammelt in einem Bande herausgeben ließ, verordnete er aus eigenem Antrieb, daß mit denselben auch das Schreiben des P. Anderledy veröffentlicht werden sollte. Und so gehört es denn den kirchengeschichtlichen Documenten unserer Zeit an.

Während kirchenfeindliche Diplomaten, Zeitungsschreiber und Politiker unaufhörlich dahin bemüht waren, zwischen dem von ihnen vielbelobten Papst und der von ihnen beständig mißhandelten Gesellschaft Jesu einen tiefgehenden Riß, eine unausfüllbare Kluft, einen unüberbrückbaren politischen wie wissenschaftlichen Gegensatz herauszubüfteln, ergriff Leo XIII. selbst aus freien Stücken die erste sich darbietende Gelegenheit, um dem verfolgten Orden nicht nur alle seine früheren Privilegien zu bestätigen, sondern auch offen vor aller Welt die gegen denselben erhobene Anklage zurückzuweisen und ihn in liebreichster Weise seiner vollen väterlichen Huld zu versichern. Als er nämlich von dem Generalvikar P. Anderledy angegangen wurde, sich bei Anlaß einer Neuausgabe des Instituts über die früheren Vollmachten und Privilegien der Gesellschaft zu äußern, erwiederte der Heilige Vater das Bittgesuch mit dem folgenden Breve[1]:

„Papst Leo XIII.

„Unter anderen Dingen, welche Unser Herz in den großen Wirren der Zeit bedrängen, berühren Uns schmerzlich die Unbilden und Schädigungen, welche jenen religiösen Familien der Regularorden zugefügt werden, die, von den heiligmäßigsten Männern gegründet, der katholischen Kirche zu großem Nutzen und Schmuck, zugleich aber auch der bürgerlichen Gesellschaft zum Vortheil und zur Förderung gereichen, und die sich allzeit um Religion, Wissenschaft und Kunst, wie um das Heil der Seelen die größten Verdienste erworben haben. Es gereicht Uns deshalb zur Befriedigung, da sich die Ge-

---

[1] Leo Papa XIII.
Ad futuram rei memoriam.

Dolemus inter alia, quibus cor nostrum in tanta rerum perturbatione angitur, injurias et damna illata religiosis Regularium Ordinum familiis, quae a sanctissimis institutae viris, magno usui et ornamento tum catholicae Ecclesiae, tum civili etiam societati commodo et utilitati sunt, quaeque omni tempore de religione ac bonis artibus deque animarum salute optime meruerunt. Propterea Nobis est gratum, oblata occasione, laudem quae iisdem religiosis familiis

legenheit bietet, jenen Ordensfamilien das wohlverdiente Lob zu spenden, und das Wohlwollen, das Wir gleich Unseren Vorgängern für sie hegen, öffentlich vor aller Welt zu bezeugen.

„Wie Wir nun vernommen, ist schon vor mehreren Jahren eine neue Ausgabe des Werkes begonnen worden, mit dem Titel: ‚Institut der Gesellschaft Jesu', hat Unser geliebter Sohn Antonius Anderledy, Generalvikar der genannten Gesellschaft Jesu, allen Fleiß aufgeboten, um dieselbe zum Abschluß zu bringen, und fehlt nur noch derjenige Band dieses Werkes, welcher die Apostolischen Erlasse an die erwähnte Gesellschaft, an ihren Gründer, den hl. Ignatius von Loyola, und die anderen Generalvorsteher umfassen soll; Wir glaubten deshalb diese Gelegenheit benützen zu sollen, der um Kirche und Staat hochverdienten Gesellschaft Jesu ein Zeugniß Unseres Wohlwollens zu geben. Wir billigen und loben darum die begonnene Neuausgabe des vorgenannten Werkes, welche der Gesellschaft Jesu zur Zierde und zum Nutzen gereichen wird, und wünschen sehr dessen Fortsetzung und glückliche Vollendung. Und damit Unsere Geneigtheit gegen die Gesellschaft Jesu noch klarer hervortrete, bestätigen Wir, billigen Wir kraft Apostolischer Vollmacht und erneuern Wir durch gegenwärtiges Schreiben alle und jede Apostolischen Schreiben, welche Unsere Vorgänger, die Römischen Päpste, von Paul III. seligen Andenkens an bis auf diese Zeit, in Bezug auf Gründung, Einrichtung und Bestätigung der Gesellschaft Jesu, sowohl in der Form von Bullen, als in derjenigen von Breven erlassen haben, sowie alle Privilegien, Immunitäten, Exemptionen und Indulte, die darin enthalten sind und daraus folgen, ebenso alle und jede, welche der Gesellschaft entweder direct oder durch Communication mit anderen Regularorden ertheilt wurden, soweit dieselben jedoch nicht der genannten Gesellschaft entgegen sind, und soweit sie nicht durch das Concil

---

jure meritoque debetur, tribuere, et benevolentiam qua eas, uti et praedecessores Nostri, complectimur, publice et palam testari.

Jamvero, quum noverimus pluribus abhinc annis novam inchoatam esse editionem operis, cui titulus „Institutum Societatis Jesu", eamque a dilecto filio Antonio Maria Anderledy Vicario Generali ejusdem Societatis Jesu assiduo studio absolvendam curari, ejusdemque operis adhuc desiderari librum, in quo Apostolicae litterae praefatae Societati ejusque Institutori sancto Ignatio de Loyola aliisque Praepositis Generalibus datae habentur, hanc arripiendam censuimus occasionem exhibendi Nostrae erga Societatem Jesu, egregie de re catholica et civili meritam, voluntatis testimonium. Quare incoeptam operis praedicti editionem in decus utilitatemque ejusdem Societatis cessuram probamus, laudamus, eamque continuari et ad finem perduci cupimus. Utque vel magis Nostra in Societatem Jesu voluntas perspecta sit, omnes et singulas litteras Apostolicas, quae respiciunt erectionem, institutionem et confirmationem Societatis Jesu, per praedecessores Nostros Romanos Pontifices a felicis recordationis Paulo III ad haec usque tempora datas, tam sub plumbo quam in forma brevis confectas, et in iis contenta atque inde secuta quaecumque, necnon omnia et singula vel directe vel per communicationem cum aliis Ordinibus Regularibus eidem Societati impertita, quae tamen dictae Societati non adver-

von Trient oder durch andere Constitutionen des Apostolischen Stuhles ganz oder theilweise abgeschafft und widerrufen sind.

„Deshalb verordnen Wir, daß dieses Unser Schreiben unanfechtbar, giltig und wirksam sein und bleiben, daß es seine Wirkungen ganz und voll haben und erreichen, und daß es denjenigen, die es betrifft und noch wird betreffen können, in vollständigster Weise zu gute kommen soll. Es soll ihm nicht entgegenstehen das in Form eines Breve unter dem 21. Juli 1773 erlassene Apostolische Schreiben des Papstes Clemens XIV., das mit den Worten beginnt: ‚Dominus ac Redemptor', noch irgendwelche andere gegentheilig lautenden Bestimmungen, wenn auch specielle und namentliche Erwähnung zu ihrer Entkräftigung nöthig sein sollte; denn Wir heben sie alle und einzeln, doch nur soweit die Wirksamkeit des vorliegenden Schreibens es erheischt, speciell und ausdrücklich auf.

„Es sei dieses Unser Schreiben ein Zeugniß der Liebe, mit welcher Wir stets die ruhmreiche Gesellschaft Jesu umfangen haben und noch umfangen, sie, die Unseren Vorgängern und Uns selbst so viel Hingebung bewiesen, sie, die so viele durch Heiligkeit und Weisheit hervorragende Männer hervorgebracht, eine gründliche und gesunde Doctrin gepflegt und, obwohl um der Gerechtigkeit willen schwer verfolgt, niemals aufgehört hat, frohen und ungebeugten Muthes im Weinberge des Herrn weiter zu arbeiten. So möge denn die so hochverdiente Gesellschaft Jesu, vom Trienter Concil selbst empfohlen und von Unseren Vorgängern mit Lob überhäuft, fortfahren, gegenüber der hochgehenden Feindseligkeit der Menschen wider die Kirche Jesu Christi, ihr Institut zur größern Ehre Gottes und zum ewigen Heile der

---

sentur, neque a Tridentina Synodo aut ab aliis Apostolicae Sedis Constitutionibus in parte vel in toto abrogata sint et revocata, privilegia, immunitates, exemptiones, indulta hisce litteris confirmamus et Apostolicae auctoritatis robore munimus, iterumque concedimus.

Idcirco decernimus has litteras Nostras firmas, validas et efficaces exsistere et fore, suosque plenarios et integros effectus sortiri atque obtinere, et iis ad quos spectat et spectare poterit plenissime suffragari. Non obstantibus Apostolicis litteris Clementis PP. XIV, incipientibus „Dominus ac Redemptor" in forma brevis die XXI Julii anno MDCCLXXIII expeditis, aliisque quibuscumque, licet speciali et individua mentione ac derogatione dignis, in contrarium facientibus; quibus omnibus ac singulis ad praemissorum effectum tantum specialiter et expresse derogamus.

Sint hae litterae Nostrae testes amoris, quo jugiter prosecuti sumus et prosequimur inclytam Societatem Jesu, praedecessoribus Nostris ac Nobis ipsis devotissimam, fecundam tum sanctimoniae tum sapientiae laude praestantium virorum nutricem, solidae sanaeque altricem doctrinae; quae graves licet propter justitiam persecutiones perpessa, nunquam in excolenda vinea Domini alacri invictoque animo adlaborare desistit. Pergat igitur bene merita Societas Jesu, ab ipso Concilio Tridentino commendata et a praedecessoribus Nostris praeconio laudum cumulata; pergat, in tanta hominum perversitate contra Jesu Christi Ecclesiam, suum persequi institutum ad majorem Dei gloriam sempiter-

Seelen zu verwirklichen; sie möge fortfahren, durch ihre Missionsthätigkeit die Ungläubigen und Irrgläubigen zum Lichte der Wahrheit hinzulenken und zurückzurufen, die Jugend zu christlicher Tugend und wahrer Bildung heranzuziehen, Philosophie und Theologie im Sinne des Englischen Lehrers vorzutragen! In inniger Liebe inzwischen die Uns theure Gesellschaft Jesu umfangend, ertheilen wir dem General-Vorsteher derselben Gesellschaft und dessen Vikar und allen einzelnen Mitgliedern den Apostolischen Segen.

„Gegeben zu Rom, bei St. Peter, unter dem Fischerring, am 13. Juli 1886, im neunten Jahre Unseres Pontificats.

M. Card. Ledóchowski.“

Wie P. Anderledy bald nach Antritt seines Provinzialats die Freude hatte, die Heiligsprechung der japanischen Martyrer in Deutschland feiern zu können und den ersten seiner Vorgänger, den deutschen Ordensprovinzial P. Petrus Canisius, unter die Zahl der Seligen versetzt zu sehen, so war es ihm noch beschieden, beim Papstjubiläum 1888 persönlich der Heiligsprechungsfeier seiner Ordensgenossen Petrus Claver, Johannes Berchmans und Alphons Rodriguez beizuwohnen. Alle Ideale seines Lebens, das ganze Ziel seines Ringens und Strebens erhielten in dieser Freudenfeier wieder eine neue glorreiche Bestätigung. In dem Laienbruder Alphons Rodriguez war die Demuth und Abtödtung canonisirt, die er selbst zeitlebens heldenmüthig geübt hatte, in dem Scholastiker Johannes Berchmans die Bemühungen und Sorgen, welche er der Erziehung der jüngeren Ordensmitglieder zugewandt, in dem Negerapostel Petrus Claver jener apostolische Heldengeist, den er unter den Priestern des Ordens neu zu beleben stets bemüht war.

In einem herrlichen Rundschreiben erklärte er der gesammten Gesellschaft die Bedeutung und Tragweite dieser dreifachen Canonisation. Der Inhalt, würdig der ersten Ordensgeneräle selbst, strömt aus vollem, tiefbewegtem Herzen; die Meisterhand des einstigen wortgewaltigen Predigers hat ihm eine für immer anziehende, monumentale Form gegeben. Die

---

namque animarum salutem; pergat suo ministerio in sacris expeditionibus infideles et haereticos ad veritatis lucem traducere et revocare, juventutem christianis virtutibus bonisque artibus imbuere, philosophicas ac theologicas disciplinas ad mentem Angelici Doctoris tradere. Interea dilectissimam Nobis Societatem Jesu peramanter complectentes, Societatis ejusdem Praeposito Generali et ejus Vicario singulisque alumnis Apostolicam impertimus benedictionem.

Datum Romae, apud S. Petrum, sub annulo Piscatoris, die XIII Julii MDCCCLXXXVI, Pontificatus Nostri anno nono.

M. Card. Ledóchowski.

lateinische Sprache war für ihn keine fremdartige, veraltete Waffenrüstung; in seinem Charakter selbst war etwas vom Metall eines alten Römers.

Der kraftvolle Geist hatte einst in einem ebenso kraftvollen Körper geweilt. Doch die schonungslose Strenge gegen sich selbst, unermüdliche Arbeit, häufige Krankheiten hatten früh die rüstige Gesundheit untergraben, und nur eine seltene Willenskraft hielt den gebrechlichen Greis in den letzten Jahren aufrecht. Aus Krankheit wie Gesundheit, Leben wie Tod machte er sich aber nicht viel. Denn in seinen Augen war nichts groß und wichtig, außer Gott und seine Interessen. Vor diesen mußte alles andere verschwinden. So gab er auch nicht viel auf den Anfall von Influenza, der ihn im Laufe des Januars aufs Lager streckte. Solange er konnte, wehrte er sich dagegen und fuhr in seinen Arbeiten fort. Als es nicht mehr ging, wich er dem Entscheid des Arztes. Drei Tage vor seinem Tode wurde er über den Ernst und die drohende Gefahr der Krankheit verständigt, empfing sofort mit rührender Andacht die heiligen Sacramente, bat alle um Verzeihung, betheuerte seine Liebe zur Gesellschaft und rief, während die Communität von Fiesole sein Lager umkniete, den Segen der heiligsten Dreifaltigkeit über den ganzen Orden herab.

Ingenita animi fortitudo, quam semper prae se tulerat, nunquam ei ne cum morte colluctanti, deesse visa fuit, sed ad extremum usque spiritum idem, qui semper fuerat, esse perrexit. Tandem post duos reliquos dies, viribus destitutus et morbo confectus, placide obiit in osculo Domini, mercedemque laborum suorum a Deo impetraturus, in coelum, ut speramus, evolavit.

So zeichnet P. Luis Martin, jetzt Generalvikar des Ordens, seinen Tod. Die angeborene Seelenstärke verließ den tapfern Streiter Christi auch im letzten Kampfe nicht. Bis zum letzten Augenblicke blieb er sich gleich. In zwei Tagen zehrte die Krankheit rasch den Rest seiner Kräfte auf. Dann entschlummerte er sanft im Kusse des Herrn, gegen 11 Uhr nachts am 18. Januar, am Feste Petri Stuhlfeier dieses Jahres.

A. Baumgartner S. J.

Zur Buddhismus-Schwärmerei.

Unter den Werken, welche die neueste Literatur über Buddhismus aufzuweisen hat, dürfte die Schrift eines gewissen Dr. Karl Eugen Neumann über „Die innere Verwandtschaft buddhistischer und christlicher Lehren"[1] eine eigenartige Stellung einnehmen. Das Eigenthümliche der Schrift liegt nicht so sehr in dem Bestreben, verwandtschaftliche Züge zwischen Christenthum und Buddhismus aufzudecken — dieses Bestreben ist längst bei zahlreichen Buddha-Schwärmern zu Tage getreten —, als vielmehr in der kühnen Gegenüberstellung zweier so weit entlegenen Namen wie Buddha und Eckhart, und in den Absichten, welche sich unverkennbar damit verbinden. Die Arbeiten auf dem Gebiete der vergleichenden Religionswissenschaft haben uns nun allerdings schon längst auf manche überraschende „Thatsache" vorbereitet. Aber „Gotama Buddha, der Ascet aus dem Sakyastamme", und „Meister Eckhart, der deutsche Mönch des Mittelalters" — es gehörte wohl mehr als Mannesmuth dazu, um die Kluft zu überbrücken, welche zeitlich und räumlich zwischen diesen beiden Namen liegt.

Nicht ohne Grund hat daher auch Dr. Neumann seiner Uebersetzung des „Sutta über die Frucht des Ascetenthums" den Goethe'schen Spruch als Motto beigegeben:

„Säume nicht, dich zu erdreisten,
Wenn die Menge zaudernd schweift;
Alles kann der Edle leisten,
Der versteht und rasch ergreift."

Zwar ist es ihm nicht vergönnt, zwischen Buddha und Meister Eckhart historische Beziehungen ausfindig zu machen; wohl aber ist ihm die „edle" That gelungen, eine „unverkennbare Herzensverwandtschaft" (S. 107) in beiden Männern uns zu erschließen. Doch bei diesem Ergebniß ist Neumann keineswegs stehen geblieben. „Die tiefe Uebereinstimmung" (S. 106) bei Gotama und Eckhart bildet ihm nur eine Vorstufe, um

[1] Der vollständige Titel lautet: Die innere Verwandtschaft buddhistischer und christlicher Lehren. Zwei buddhistische Suttas und ein Tractat Meister Eckharts, aus den Originaltexten übersetzt und mit einer Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Dr. Karl Eugen Neumann. Leipzig, Max Spohr, 1891.

„die innere Verwandtschaft indischer und christlicher Anschauungen“ zu beweisen (S. 8). Lassen wir Herrn Dr. Neumann selbst seine Absicht aussprechen: „Um dem Leser ein klares Bild von der völligen Uebereinstimmung der indischen, insbesondere der buddhistischen, und christlichen Lehren vor Augen zu führen, habe ich den buddhistischen Suttas eine Abhandlung Meister Eckharts in neuhochdeutscher Uebersetzung angeschlossen. Diese Abhandlung ist allerdings geeignet, die Identität (man darf sich so ausdrücken) beider Lehren in ihrem Gipfelpunkte überzeugend darzulegen“ (S. 14 f.). „Den reinsten und vollkommensten Ausdruck indisch-religiöser Lehren“, wie er sich in jenen zwei authentischen, dem fünften Jahrhundert vor Christus entstammenden buddhistischen Schriften vorfinde, wolle er der christlichen Lehre in „vollkommener Reinheit“ gegenüberstellen. Wer irgend fähig sei, über die zufälligen äußeren Verhältnisse und Ausdrucksweisen eines indischen und eines christlichen Autors hinwegzusehen, werde „ohne Mühe erkennen, daß es ein Gedanke ist, den beide zum Ausdruck bringen wollen“. „Freilich (!) spricht ihn der Inder, in unserm Falle, unendlich klarer und philosophischer aus, als der Deutsche, der Mönch des Mittelalters, dessen Sprache, so herrlich und wunderbar sie auch ist, sich gewisser überkommenen Mythologeme bedienen muß“ (S. 16). Man mag staunend fragen: Aus welchem Grunde fällt Meister Eckhart die beneidenswerthe Ehre zu, Buddha gegenübergestellt zu werden? Und gar erst „Eckhart, der authentische Repräsentant des christlichen Glaubens, mit welchem Recht?“ ruft Feer bei Besprechung des Werkes in der Revue critique (1891, p. 362) aus. „Einige Worte“, bemerkt Neumann, „mögen mir zur Rechtfertigung gestattet sein, warum ich den Meister Eckhart jeder anderen christlichen Autorität vorgezogen habe. Der Grund hierfür ist, daß erst seine Schriften den wahren Charakter der christlichen Lehre in vollkommener Reinheit zeigen. Wenn auch zwischen der Abfassungszeit der Evangelien und der Briefe des Apostels Paulus einerseits und der der Schriften Meister Eckharts andererseits etwa zwölfhundert Jahre liegen: so hat doch niemand vor ihm den Geist des Christenthums in deutliche Begriffe so klar fixirt, wie er“ (S. 16).

Gegenüber den spöttelnden Bemerkungen rationalistischer oder supranaturalistischer Denker trösten schon im voraus unsern Forscher „die Urtheile zweier bergehoch hervorragender Männer“. Der erste ist „kein Geringerer als Dr. Martin Luther“. „In seiner Vorrede zu Meister Eckharts ‚Theologia deutsch‘ versichert er nämlich, daß er aus keinem

Buche, mit Ausnahme der Bibel und der Werke des Augustinus, mehr gelernt habe, was Gott, Christus, der Mensch und alle Dinge seien, als eben aus dieser Schrift" (S. 16 f.). Als zweiter Gewährsmann gilt ihm Schopenhauer. Neumann beruft sich dabei auf folgende Stelle aus dessen „Welt als Wille und Vorstellung", die nicht weniger für den Philosophen als für den Verfasser unserer Schrift charakteristisch sein dürfte: „Meines Erachtens verhalten die Lehren dieser echten christlichen Mystiker sich zu denen des Neuen Testaments wie zum Wein der Weingeist. Oder: Was im Neuen Testament uns wie durch *Schleier und Nebel* sichtbar wird, tritt in den Werken der Mystiker *ohne Hülle* in *voller Klarheit und Deutlichkeit* uns entgegen."

Hoch sind nun allerdings die Forderungen nicht, welche Neumann stellt, um sich „von der völligen Uebereinstimmung der indischen, insbesondere der buddhistischen, und der christlichen Lehren" zu überzeugen. Ein Beispiel möge genügen. Neumann findet „tiefe Uebereinstimmung im Dogma vom Leiden bei Meister Eckhart und dem Asceten aus dem Sakya-Stamme". Beweis: Buddha sagt in der sogenannten Predigt von Benares: „Dies, ihr Mönche, ist die heilige Wahrheit vom Leiden: Geburt ist Leiden, Alter ist Leiden, Krankheit ist Leiden, Tod ist Leiden, mit Unliebem vereint sein ist Leiden, von Liebem getrennt sein ist Leiden, nicht erlangen, was man begehrt, ist Leiden, kurz das fünffache Haften (am Irdischen) ist Leiden." Meister Eckhart aber lehrt: „Nû merket alle vernünftige Geiste! Daz snelleste tier, daz iuch treit ze vollekomenheit, daz ist lîdn." Für Neumann ist „die Herzensverwandtschaft unverkennbar"; dabei entgeht ihm zwar nicht der feine psychologische Unterschied, daß „Meister Eckhart mehr das selbst *erfahrene* und *ertragene* Leiden als das selbst *erkannte* und *empfundene* betont". Aber „der Geist der Ascese, der aus einer andern Ordnung der Dinge stammt, spricht hier und in der wahren Lebensgeschichte Gotama Buddha's . . . in *räthselhafter Gleichheit der Gesinnung* bei gänzlich verschiedener Ausdrucksweise (!) zu uns, den Fernen, die ihn verstehen, wie die Musik die Taube. — Die innere Uebereinstimmung des echten Christenthums mit dem echten Buddhismus zeigt sich an solchen Stellen in *vollster Klarheit*" (S. 166 ff.).

Erörterungen wie die vorliegende, welche in der That an die Grenze des Lächerlichen streift, könnten jede weitere Besprechung überflüssig erscheinen lassen. Die Schrift verfolgt indessen noch andere Ziele, die nicht so klar und deutlich auf der Oberfläche liegen, Ziele, die eine sehr betrübende Erscheinung zu Tage treten lassen. Neumann gehört jenen enthu-

siastischen Bewunderern des Buddhismus an, welche Sir Monier Williams in seinem jüngsten Werke über Buddhismus so treffend gezeichnet. „Es ist eine befremdende Erscheinung unserer Tage," schreibt der berühmte Sanskritist, „daß selbst Gebildete der Gegenwart, die sich Christen nennen, nur allzu leicht geneigt sind, in staunendes Entzücken über die Lehrvorschriften des Buddhismus zu gerathen. Man fühlt sich angezogen von den funkelnden Perlen, welche die Bewunderer des Buddhismus mit Sorgfalt aus den Gesetzesvorschriften auslesen. In auffälliger Weise werden solche Sätze zur Schau gestellt; wohlweislich aber hält man mit allen dunklen Punkten, allen Gemeinheiten, widersinnigen Wiederholungen zurück, gar nicht zu reden von den Zeugnissen tiefster Verderbniß, die unter einer übertünchten Oberfläche hervortreten, den bezeichnenden Geboten und Verboten in den Disciplinärabhandlungen, mit denen kein Christ seine Lippen beflecken möchte." [1]

Neumann steht staunend vor einer Lehre, „die am Anfang vortrefflich, in der Mitte vortrefflich, am Ende vortrefflich", vor einem Lehrgebäude, „von dessen innerer Vollkommenheit und Harmonie man vorher nichts geahnt hatte". „Oldenberg zeigte uns zuerst an der Hand der Pāli-Texte die beispiellose Reinheit und Erhabenheit der echten buddhistischen Lehre." Glücklich ist Ceylon, „wo weise und gelehrte Mönche noch einen Strahl seines alten Glanzes in ungetrübter Reinheit bewahrt haben" (S. 5 f.). Indessen hat es bei Neumann mit bloßer Bewunderung für jene ostasiatische Religionsform nicht sein Bewenden gehabt. Zwar verzichtet er auf eingehende Erörterungen und ausgedehnte Vergleiche. „Aber", schreiben die „Göttinger Gelehrten Anzeigen" (1891, S. 285 f.), „das ist der Punkt, der den Leser recht eindringlich zu der erstaunten Frage treibt, was denn eigentlich die ganze Schrift soll. Sie soll aber in der That noch etwas, wenn das auch nicht in offenen Deductionen ausgeführt wird, sondern nur aus gewissen hämischen Seitenhieben auf das Christenthum hervorgeht. Dr. Neumann scheint überzeugungstreuer Buddhist zu sein. Ich sage vorsichtig ‚scheint', weil der Verfasser sich wohlweislich hinter dem Zaune versteckt hält, während er mit Steinen wirft." In der That, wie so manchen seiner Gesinnungsgenossen gewährt ihm die vergleichende Religionswissenschaft den Vortheil einer gedeckten Stellung, von welcher aus das Christenthum unter dem Scheine der Wissenschaftlichkeit

---

[1] Monier Williams, Buddhism in its connection with Brahmanism and Hinduism and in its contrast with Christianity. London 1889. p. 541.

angegriffen werden kann. Es kommen hier insbesondere die kurzen Andeutungen in Betracht, mit welchen Neumann seine beiden Uebersetzungen einführt.

Bei erster Betrachtung, meint Neumann, könne man sich kaum einen größern Gegensatz denken als den zwischen indischen Religionslehren und dem Christenthum: „dort innige Vertrautheit mit einer sich in unbeschreiblich reichen Formen und Farben darbietenden Natur, daher Pantheismus" — „hier ein absichtliches Sichfernhalten von der Natur, um die ganze Andacht ihrem Schöpfer und seinen Hypostasen zuzuwenden". „Man möchte glauben, daß diese beiden Weltanschauungen gleichsam die Pole des menschlichen Empfindens darstellen: im Norden strengster Monotheismus, im Süden weitester Pantheismus, resp. Atheismus." Dieser diametrale Gegensatz verschwindet jedoch bei genauerer Prüfung immer mehr, wenn man nämlich mit Dr. Neumann in Monotheismus und Atheismus nur *secundäre* Gegensätze erblickt und seine Aufmerksamkeit den wahren Momenten innerer Verwandtschaft zuwendet. Zu diesen primären Berührungspunkten wird nun an erster Stelle „der Gedanke der Erlösung" gerechnet. „Trotz diesseitigem felsenfesten Monotheismus und jenseitigem schrankenlosen Pantheismus und sogar Atheismus finden wir sowohl den religiösen Inder als auch den religiösen Christen nur von einem Gedanken durchdrungen: dem Gedanken an die Erlösung." „*Schon* in den Evangelien" trete dieser Gedanke klar wie ein Sonnenstrahl hervor, wenn der Heiland von der Heilslosigkeit dieser Welt so oft spreche und wiederholt versichere, sein Reich sei nicht von dieser Welt. Die Lehre des Weltheilandes deckt sich nach Neumann vollständig mit der buddhistischen Lehre „der Erlösung von Samsâra, dem Orte beständigen Geborenwerdens und Sterbens" (S. 7 ff.). Wie den Lesern dieser Zeitschrift bekannt, ist diese buddhistische Erlösungslehre in Wirklichkeit nur eine Gestalt des crassesten Nihilismus [1]. Unserem Buddha-Forscher hingegen erscheint es selbstverständlich, daß das Christenthum in der Lehre von der Erlösung hinter dem Buddhismus zurückgeblieben sei. Während in Indien der Gedanke an die Erlösung geradezu ein populärer und seit etwa drei Jahrtausenden ganz und gar in Fleisch und Blut aller Volksschichten von den tiefstehenden Aboriginern bis zu den reinsten und höchsten Brahmanen übergegangen sei, habe bei uns dieser Gedanke nicht so breite Volksschichten ergriffen und sei nichts weniger als das A und Ω alles Denkens geworden.

„Eine andere, gleichfalls aus *innerster Herzensgesinnung* hervorgehende Verwandtschaft ist die unbegrenzte Liebe, das schrankenlose

---

[1] Vgl. *diese* Zeitschrift Bd. XXXII, S. 28 ff.

Mitleid." Von Nächstenliebe hatten wir kühle Abendländer keine Ahnung. „Der erhabene Stifter des Christenthums hat uns Abendländern zum erstenmal das neue Gesetz gepredigt, unsern Nächsten zu lieben." Doch erheben wir uns nur nicht über unsern indischen Bruder! Denn „der mit der ganzen Natur sich eins fühlende Inder hat diese grenzenlose Liebe auf alles Lebende ausgedehnt". Wollten wir aber darauf hinweisen, daß wir „schon" im Evangelium ermahnt werden, die größte Geduld an den Tag zu legen, z. B. wenn uns jemand den Rock nimmt, ihm noch den Mantel dazu zu geben, so betont Neumann die Thatsache: „In Indien sind alle diese Tugenden seit uralten Zeiten wohlbekannt und werden heute noch in zahllosen Erzählungen der Purânas und Itihâsas gefeiert."

„Derjenige Punkt aber, welcher bei weitem die größte Beachtung verdient, ist die in der That überraschende und höchst merkwürdige Uebereinstimmung in der Lehre von der Ascese, d. h. von der Verläugnung seines eigenen Selbstes." Neumann findet, daß „dieser neue, d. h. vor Jesus im Abendlande ganz unerhörte Gedanke bereits in den Evangelien vollkommen deutlich hervortritt"; „durch die ganze christliche Lehre weht dieser Geist der Ascese hindurch, bald klar und offen, bald gleichnißweise ausgedrückt". „Auch in diesem letzten wichtigsten Punkte zeigt die indische und die christliche Denkweise dasselbe Princip." Doch wohlgemerkt, „in Indien ist jene Lehre seit den Zeiten der älteren Upanischaden, als wir Nordländer noch Troglodyten waren, heimisch. . . . Tausende und Abertausende von Erzählungen, Legenden, Märchen preisen dem Volke in unendlichen Variationen immer dasselbe Thema, jene höchste Tugend, vor welcher selbst die obersten Götter sich beugen und vor welcher sie zittern, und das Volk lauscht andächtig diesen Erzählungen, die ihm den uralten Gehalt in neuer Form bieten" (S. 10 f.). Sichtlich erwärmt sich Neumann für die Lehre vom Leiden und den Geist der Entsagung, wie derselbe beispielsweise in der „überaus schönen", in der „unvergleichlichen" Vessantara-Sage hervortritt. „Es kommen darin Beispiele von Aufopferung und Selbstverläugnung vor, von denen wir in Europa uns nicht einmal eine schwache Vorstellung machen können. Dergleichen Beispiele sind aber nicht etwa leere Fictionen, sondern sie sind mitten aus dem Leben gegriffen, haben sich unzähligemal ereignet und kommen auch heute noch vor." [1]

[1] Von dieser „unvergleichlichen" Sage sagt der Kritiker der „Götting. Gel. Anz." mit Recht: „Meiner Meinung nach kommen darin Züge vor, die auf europäischen Geschmack geradezu widerwärtig wirken" (S. 287).

In diesen Ausführungen begegnet der deutsche Buddha-Enthusiast der Auffassung eines englischen Schwärmers für Buddhismus, der sich zu dem Beweise erbot, „daß das Christenthum nur der geringere Abdruck eines größern Originals sei". Allein während andere mit etwas mehr Vorsicht noch auf den Beweis harren, um „sich zu neigen und das größere Original anzunehmen" [1], scheint für Herrn Neumann dieser Beweis vollkommen erbracht zu sein. Kann es uns da wunder nehmen, wenn er sein möglichstes thut, um dem alternden Europa die Segnungen des Buddhismus „in vollen Strömen" zuzuwenden, um uns „kalte Nordländer" für die erwärmende Sonne des Asceten Gotama empfänglich zu machen. Der Hindernisse ist er sich zwar bewußt; allein „so oft etwas Neues, Großes, Ursprüngliches auftritt, mangelt es niemals an Leuten, welche demselben entgegentreten, es bekämpfen und wo möglich unterdrücken möchten, weil sie es nicht verstehen oder nicht verstehen wollen. . . . Ist aber das in die Erscheinung tretende Neue wirklich groß und wahr, dann ist es auch lebenskräftig und erhält sich trotz aller Verfolgungen; es widersteht sogar dem Feuer und Schwert, weil es stärker als diese ist. Das ist das wahre moralische Recht des Stärkern." So verhält es sich mit dem Buddhismus. Neumann erinnert daran, wie demselben ein ähnliches Loos zu theil geworden sei, sowohl in seiner Heimat als auch in der Fremde. „Dennoch aber hat der Buddhismus Wurzel gefaßt und sich so tief in die Herzen seiner Anhänger eingesenkt, daß er heute diejenige Religion ist, welche bei weitem die größte Anzahl von Bekennern zählt. In China gerade, wo er in einigen Kaisern seine bittersten Feinde traf, hat er sich heute etwa 400 Millionen Anhänger erworben" (S. 2 f.). Neumann beruft sich auf Hübners statistische Tabellen für 1888, nach welchen es an Katholiken, Protestanten, Griechen und anderen Christen 456 Millionen gebe, während die Anzahl der Buddhisten 486 Millionen betrage.

Zahlenangaben, welche dem Buddhismus das numerische Uebergewicht zugestehen, haben auch an anderen Stellen Eingang gefunden. Darum sei es uns gestattet, auf das Zeugniß eines der gründlichsten Kenner des Buddhismus hinzuweisen. Sir Monier Williams sah sich veranlaßt, jenen Irrthum in einer Nachschrift zu seinem jüngsten Werke über Buddhismus eingehend zu widerlegen [2]. „Mit großem Bedauern", schreibt er,

[1] Vgl.: Indien in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung, von Max Müller, übersetzt von C. Cappeller. Leipzig. S. 243.

[2] Monier Williams, Buddhism. p. XIV f.

„muß ich die Wahrnehmung machen, daß ein herrschender Irrthum über den Buddhismus noch stets hartnäckig verbreitet wird. In dem Zeitungsbericht eines jüngst abgehaltenen Vortrages wird mit voller Zuversicht behauptet, daß von den 1500 Millionen Bewohnern der Erde wenigstens 500 Millionen Buddhisten seien, und daß der Buddhismus mehr Anhänger zähle, als jedes andere Bekenntniß auf der Erdoberfläche. Fast jeder Schriftsteller über Buddhismus hat in den letzten Jahren diese durchaus irrthümliche Berechnung unterstützt. Und so scheint es denn hohe Zeit zu sein, den Versuch zu machen, ein so bedenkliches Mißverständniß zu zerstreuen. Man läßt gänzlich außer Acht, daß bloße Freunde oder Gönner des Buddhismus, welche *gelegentlich* sich zu einer buddhistischen Ceremonie verstehen, noch keine echten Buddhisten sind. In China huldigt die überwiegende Mehrzahl der Bewohner der Religion des Confutse; die übrigen sind entweder Taoïsten oder Buddhisten. In Japan bestehen Confucianismus und Schintoismus neben Buddhismus. In einigen anderen Gegenden herrscht praktisch eine Art von Schamanismus vor. Die besten Autoritäten, unter ihnen der Oxforder Professor des Chinesischen in der Einleitung zu seinem ausgezeichneten Werke The Travels of Fā-hien, sind der Meinung, daß es in Wirklichkeit höchstens 100 Millionen eigentliche Buddhisten gibt, und daß das Christenthum mit seinen 430—450 Millionen Bekennern das numerische Uebergewicht über alle Religionen der Erde hat. Ich hege dieselbe Ueberzeugung. . . . Müßte ich in Wirklichkeit eine vergleichende Darstellung der sechs vorzüglichsten Religionssysteme der Welt mit Bezug auf die numerische Stärke geben, so wäre ich geneigt, dem Systeme des Confutse den nächsten Platz nach dem Christenthum anzuweisen. Wir dürfen eben die gewaltige Bevölkerung nicht aus dem Auge verlieren, welche sowohl in China als in Japan dem Confutse huldigt." Monier Williams kann sich für diese Ansicht nicht bloß auf die Worte des Professors Legge berufen, der lange Jahre in China zugebracht hat, sondern auch auf das Zeugniß des chinesischen Gesandten Liu, der die numerische Gleichstellung von Confucianismus und Buddhismus als eine geradezu lächerliche bezeichnete. Der presbyterianische Missionär Dr. Happer, welcher lange Jahre sorgfältige statistische Forschungen über die Verbreitung des Buddhismus angestellt hat, zählt bloß 20 Millionen Buddhisten in China und nur $72^1/_2$ Millionen in ganz Asien. Er stellt ferner die Behauptung auf, wenn die Chinesen aufgefordert würden, sich als Bekenner des Confutse, oder des Buddha, oder des Tao-tse anzugeben, so würden $^{19}/_{20}$, wenn nicht $^{99}/_{100}$ darauf Anspruch erheben, der Religion

des Confutse zugeschrieben zu werden. Dem Buddhismus gebührt nach Monier Williams nur der vierte Platz unter den sechs Weltreligionen.

Ungünstig steht es um das numerische Uebergewicht, welches Neumann mit so hohem Nachdruck für „das moralische Recht des Stärkern" geltend macht. Noch schlimmer ist es mit der innern siegreichen Kraft des Buddhismus bestellt, der nach Neumanns Auffassung schon eine europäische Zukunft gesichert erscheint. „Natürlich fehlte auch bei uns nicht das Widerspiel von Leuten, die am Buddhismus kein gutes Haar ließen und von vornherein alles unzweifelhaft sicher und gewiß wußten — hielten sie doch ihren Katechismus fest in der Hand." Aber längst ist auch „in Europa für den Buddhismus ein neuer Tag angebrochen". „Die Gegner mögen sich nun geberden, wie sie wollen: mögen sie spotten, mögen sie vornehm thun, mögen sie sich auf was immer berufen: ihr Angriff kehrt sich jetzt nur mehr gegen sie selbst, nothgedrungen müssen sie allmählich weichen. Das ist das moralische Recht des Stärkern, welches durch keine Macht aufgehoben werden und welches nicht, wie das physische, durch List besiegt werden kann" (S. 5 f.). Diesem Siegesbewußtsein erlauben wir uns bloß das Zeugniß eines Gelehrten gegenüberzustellen, der viermal Indien bereist und auch das „classische Land des Buddhismus", die Insel Ceylon, aus nächster Nähe kennen gelernt hat. „Ich behaupte, daß der Buddhismus in sich selbst von den frühesten Zeiten an den Keim der Fäulniß, des Zerfalls, des Todes in sich trug, und daß sein gegenwärtiger Zustand nur als der Zustand eines beschleunigten Zersetzungsprocesses bezeichnet werden darf." „Selbst in der Gestalt einer volksthümlichen Religion verliert der Buddhismus mehr und mehr seine Lebensfähigkeit, verliert mit zunehmender Schnelligkeit den Halt unter den Völkermassen, die einst vor seinem Scepter sich beugten; ja die Zeit rückt näher und näher, da seine Widerstandsfähigkeit den mächtigen Einflüssen weichen muß, welche bestimmt sind, ihn vom Antlitz der Erde hinwegzufegen." [1] Neumann hingegen schaut mit prophetisch verklärtem Blick in die nahe Zukunft: „Gleichwie einst vom alten Bodhi-Baume ein kleiner Zweig nach Ceylon gebracht und eingepflanzt wurde; dort aber wuchs und gedieh er und entwickelte sich durch zwei Jahrtausende hindurch zum herrlichsten Baum der Erde, der heute noch lebt und blüht: so ist das Samenkorn, welches uns Ceylon geschenkt, auch bei uns auf fruchtbaren Boden gefallen; es keimt und der Baum wird einst seine schattenspendenden und Erholung

---

[1] Monier Williams, Buddhism. p. XIV, cf. p. 557; p. XVIII.

gewährenden Zweige über manchen ausbreiten, der heute im Sonnenbrand verschmachtet" (S. 6 f.).

Nach solchen Ausführungen dürfte des Verfassers Motto in seiner vollen Bedeutung verständlich werden:

„Säume nicht, dich zu erdreisten u. s. w."

Das Heil soll uns aus dem Buddhismus kommen. Die Person des historischen Christus werden wir Christenthum-Müden über kurz oder lang mit der in undurchdringliches Dunkel gehüllten sagenhaften Persönlichkeit eines gewissen Gotama vertauschen. Die erhabene Einfachheit und Majestät der Wahrheit unserer Evangelien wird einer Lebensbeschreibung Platz machen, „die sich in ein Gemisch monströser Legendenbildungen, widersinniger Dichtungen, zahlreicher alles Maß und Würde verletzenden Fabeleien auflöst". Die Klarheit und Bestimmtheit unserer evangelischen Berichte wird einem Dunkel weichen, „wo es eitles Bemühen wäre, auch nur den Versuch zu machen, eine einzige historisch beglaubigte Thatsache herauszufinden" [1].

Betrübend mag es sein, solche Hoffnungen und Einladungen inmitten eines christlichen Volkes ausgesprochen zu hören.

Wir kennen nur eine Antwort: „Jesus Christus gestern und heute, derselbe auch in Ewigkeit" (Hebr. 13, 8).

J. Dahlmann S. J.

Blasius Pascal.

Ein Charakterbild. — (Fortsetzung.)

II. Rouen.

1639—1647.

Die Kriege des Königs kosteten Geld und wieder Geld. Wie man in Paris die Renten des Stadthauses herabsetzte, so führte man anderwärts das Princip der Solidité oder Solidarité ein, d. h. die Wohlhabenden einer Gemeinde hatten dafür zu haften, daß die hohen Steuern auf jeden Fall eingingen. Hatten sie auch noch so gut ihren persönlichen

[1] Monier Williams, Buddhism. p. 553.

Theil bezahlt, so waren sie darum nicht sicher, bald wieder belästigt zu werden. Es brauchte bloß in der Gemeinde ein Armer zu sein, der seine Steuer unmöglich aufbringen konnte, so kam man zu den Reichen und ließ sie den Ausfall zahlen. Gaben sie sich nicht gleich, so wurden sie gefangen und eingesperrt, bis das Geld da war. Die so Gedrückten und Bedrohten wendeten sich an das Parlament von Rouen und an die Cour des Aides um eine rechtliche Entscheidung, und beide Gerichtshöfe sprachen sich zu Gunsten der klagenden Bürger aus. Das veranlaßte diese dann, ihr Recht auch geltend zu machen. Sie bildeten eine Vereinigung, an deren Spitze ein Anführer mit dem ironisch-aufreizenden Namen „Hans der Barfüßer" (Jean va-nu-pied) stand; sobald nun die Steuereinnehmer ihre ungerechte Schraube wieder irgendwo ansetzen wollten, zeigte sich das Heer der Barfüßer und hinderte sie, wenn nothwendig, durch körperliche Mittel. Wie oft bei derlei Volksselbsthilfe, wurde auch hier die gerechte Nothwehr überschritten: man wollte nun gar keine Steuer mehr zahlen, und um dies zu erreichen, wurden einfach, wo dies nur möglich war, Kataster und Register zerstört. Das war schon eine viel ernstere Erhebung als die der vierhundert Rentner von Paris, und Richelieu dachte an eine entschiedene Abhilfe.

Zuerst galt es eine gründliche Niederwerfung des Barfüßeraufstandes, der besonders in der westlichen Normandie seinen Mittelpunkt hatte. Für diese Aufgabe wurde der furchtbare Haudegen Gassion, ein Reformirter, ausersehen. Ohne Schwierigkeiten nahm er mit seiner Truppe Caën; die Hauptstütze des Aufstandes aber war die damalige kleine Festung Avranches. Die Einnahme dieses Städtchens machte ihm denn auch mehr Arbeit. Vier ganze Stunden wurde er von einer Handvoll Verzweifelter in einer der Vorstädte aufgehalten, die sich alle bis auf zehn niederhauen ließen [1]. Nicht besser erging es den Leuten in der Stadt; sie wurden niedergesäbelt oder gehängt, und so „wurde diese Canaille ausgerottet", wie die Memoiren sagen.

Da die Regierung die ordentlichen Gerichtshöfe der Provinz wegen ihres ersten Urtheils in der so wichtigen Steuerfrage für nicht ganz zuverlässig hielt, mußten Beamte mit außerordentlichen, unmittelbaren Voll-

---

[1] Nur einer von diesen sollte Gnade finden, wenn er die neun anderen aufknüpfte. Er verstand sich dazu. Als er mit dem Hängen bis zu seinem leiblichen Vetter gekommen war, sagte dieser: „Hé, cousin, ne me pends pas." Das Wort ist trotz der furchtbaren Tragik ein heiteres Sprichwort geworden. Der begnadigte Henker wurde Einsiedler.

machten nach Rouen geschickt werden, um die Dinge wieder in das rechte Geleise zu bringen. Zu diesem Posten ersahen nun Richelieu und der Kanzler den Rädelsführer der Rentner, Stephan Pascal, der als Intendant das Steuerwesen neu ordnen sollte. Solange die Unruhen andauerten, ging er allein auf seinen Posten; bald genug aber, Anfang 1640, holte er seine Familie ebenfalls nach Rouen und nahm auch die Hilfe seines 16jährigen Sohnes sofort in Anspruch.

Die Arbeit auf der Rechnungskammer war keine so leichte. Es galt vor allem, die zerstörten Heberollen und Kataster wiederherzustellen, und das gab Rechnungen über Rechnungen, die wegen ihrer Einfachheit und Eintönigkeit auf die Dauer sehr langweilig wurden und nebenbei auch viel Zeit erforderten. Die Noth ist aber meistens noch die Mutter der Erfindungen gewesen, und so sollte sie es auch hier werden, indem Blasius sich in den Kopf setzte, es müsse eine Maschine geben, welche diese Rechnerei schneller und sicherer zu stande bringe als ein Mensch. Er gab sich ans Nachdenken, und der Erfolg war, daß er wirklich seine Rechenmaschine erfand. Mit dem Erdenken des Planes war aber erst die kleinste Arbeit gethan; es mußte nun auch ein Modell verfertigt werden, und das hatte seine Schwierigkeiten. Er besaß die Geduld, mehr als 50 Modelle herzustellen, alle verschieden, die einen aus Holz, die anderen aus Elfenbein und Ebenholz, wieder andere aus Kupfer, bis er endlich ein solches zu stande brachte, mit dem er selbst zufrieden war, das nicht bloß richtig, schnell und leicht functionirte, sondern auch widerstandsfähig gegen den Transport und den Gebrauch war. Aber wie viel Zeit und Mühe ihn das gekostet, bis er die einfachen Arbeiter in seinen Plan eingeweiht, sie befähigt, nach der Zeichnung zu arbeiten! Und doch wäre gerade ein geschickter Arbeiter nahezu der Grund geworden, daß Pascal den ganzen Plan hätte fallen lassen.

„Ich habe mit eigenen Augen“, so schreibt Blasius, „eine falsche Ausführung meiner Idee durch einen Uhrmacher dieser Stadt Rouen gesehen, der auf die bloße Beschreibung meines ersten Modells hin eine ähnliche Maschine und zwar nach einem andern Plane machen wollte. Da aber der gute Mann kein anderes Talent hat, als die geschickte Handhabung seiner Werkzeuge, und nicht einmal weiß, ob es eine Geometrie und Mechanik auf dieser Welt gibt, so brachte er bei aller Geschicklichkeit in seiner Kunst und in manchen anderen Dingen doch nur ein unnützes Stück Arbeit vor sich, das zwar sehr sauber gearbeitet, gut poliert und gefeilt nach außen war, innerlich aber so viele Unvollkommenheiten aufwies, daß es nicht zu brauchen war. Wegen seiner Neuheit aber wurde es von allen, die nicht urtheilsfähig sind, angestaunt, und

obwohl die ersten Proben gleich die größten Mängel aufwiesen, fand es doch bald einen Ehrenplatz in der Sammlung eines hiesigen Liebhabers. Der Anblick dieser Mißgeburt mißfiel mir aber im höchsten Grade und kühlte so sehr meinen Eifer ab, daß ich im selben Augenblick noch alle meine Arbeiter entließ und mein ganzes Unternehmen aufgeben wollte, aus gerechter Furcht, es könne eine solche Vermessenheit noch in den Kopf mehrerer bringen, und die falschen Ausführungen meines Grundgedankens würden diesen selbst in Mißcredit bringen und so den Nutzen vereiteln, den ich mir davon für die Gesammtheit versprochen. Als aber einige Zeit darauf der Herr Kanzler sich gewürdigt, mein erstes Modell in Augenschein zu nehmen und seine Werthschätzung dieser Erfindung auszusprechen, so befahl er mir auch, den Plan vollkommen auszuführen. Um meine Furcht zu zerstreuen, wollte er das Uebel mit der Wurzel ausrotten, das meinen Ruf schädigen und den Nutzen des Publikums verhindern könnte, indem er mir ein außerordentliches Privilegium erwirkte, das alle falschen Nachahmungen schon vor ihrem Inslebentreten vernichtete."

Dies „außerordentliche" Privileg gab in der That dem Sieur Pascal die ausschließliche Erlaubniß, Rechenmaschinen zu machen oder machen zu lassen und zu verkaufen, und zwar auf unbestimmte Frist, da nicht abzusehen, wieviel Zeit der Erfinder brauche, alle jene Vervollkommnungen und Vereinfachungen herzustellen, die noch nöthig wären, um die Maschine billig liefern zu können. Dieses Privileg ist datirt vom 22. Mai 1649. Es dauerte in der That noch mehrere Jahre, bis endlich ein ganz befriedigendes, „höchst vollkommenes" Modell hergestellt wurde, das sich heute noch in dem Museum der Künste und Handwerke (Conservatoire des arts et métiers) findet und die Aufschrift trägt: „Esto probati instrumenti signaculum hoc, Blasius Pascal Arvernus. 1652." Zwölf ganze Jahre also begleitete die Idee dieser Rechenmaschine den jungen Mathematiker; mit eiserner Kraft hielt sie ihn fest und ließ ihn nicht eher los, als bis sie in einer vorläufig vollkommenen Weise ausgeführt war. Es ist nicht ohne Wichtigkeit, die Dauer dieser Rechenmaschinen-Epoche im Auge zu behalten, wenn es sich später um ganz andere Dinge handeln wird [1].

[1] Eine Beschreibung nebst Gebrauchsanweisung der Maschine gab Diderot im ersten Bande der Encyklopädie; der Artikel nebst Zeichnungen wurde abgedruckt in den Oeuvres compl. de Bl. Pascal. Paris, Hachette, 1880. III, 196 ss. Zu einer praktischen Anwendung in größerem Maßstab ist die Rechenmaschine niemals gelangt. Nach Pascal haben sich andere mit der Lösung der Aufgabe beschäftigt, besonders Leibniz, der auch in der That ein viel einfacheres Modell als das Pascal'sche erfand. Fast alle Maschinen derart waren aber kostspielig, schwer zu transportiren und sehr leicht beschädigt. Die vollkommenste Rechenmaschine ist das Arithmometer von Thomas aus Kolmar. Dieselbe ist leicht zu handhaben, dauerhaft und von ge-

Zu den Bekannten des Pascal'schen Hauses in Rouen gehörte bald der große Corneille, der damals in der schönsten Blüte seiner Dichtkunst stand. Während uns auch nicht die mindeste Anspielung auf ein besonderes Verhältniß des Bruders Blasius zu dem berühmten Tragiker oder seiner Kunst aufbewahrt ist, muß sich nach allem wohl ein innigerer Verkehr zwischen dem bewährten Meister und „dem Kinde" entwickelt haben.

„Herr Corneille", so berichtet Gilberte, „verfehlte nicht, uns zu besuchen. Er war entzückt, die Sachen zu sehen, welche meine Schwester machte, und er bat sie, Verse auf die Unbefleckte Empfängniß der Jungfrau zu schreiben, die an dem Tage gefeiert wird, wo man die Preise vertheilt. Sie schrieb die Stanzen, und man brachte ihr den Preis in großem, feierlichem Aufzug mit Trommeln und Trompeten. Sie nahm das alles mit einer wunderbaren Gleichgiltigkeit hin. Sie war trotz ihrer fünfzehn Jahre noch so einfach, daß sie immer mit ihren Puppen zu thun hatte, sie an- und auskleidete mit eben demselben Eifer, als zähle sie erst zehn Jahre. Wir warfen ihr diese Kinderei tadelnd vor und thaten dies so oft, daß sie sich endlich genöthigt sah, davon abzulassen. Es kostete ihr trotz allem viel Mühe; denn sie liebte dieses Spiel mehr als die größten Gesellschaften in der Stadt, wo man sie doch allgemein mit Lob überschüttete. Sie hatte eben gar keine Anhänglichkeit an Ehre und Hochschätzung, und ich habe nie eine Person gesehen, welche weniger davon berührt wurde.

„Der Ruf, den sie sich durch die Liebenswürdigkeiten ihrer Kindheit erworben, nahm nicht im geringsten ab; im Gegentheil, er nahm immer zu, weil sie alle guten und großen Eigenschaften jeden Alters besaß, so daß man sie überall zu haben wünschte, und jene, welche keinen vertrautern Umgang mit ihr pflegen konnten, wenigstens mit großer Sorgfalt ihre Bekanntschaft suchten. Trat sie in eine Gesellschaft, wo man sie nicht erwartete, so sah man, wie alle Welt sich freute und ihr Kommen ein leises freudiges Gemurmel erregte. Sie befriedigte übrigens stets auch alle, die etwas Schönes von ihr zu hören erwarteten. Was aber vor allem zu bewundern, das ist, daß dies alles sie nicht stolz machte, sondern daß sie das Lob mit einer Gleichmüthigkeit entgegennahm, die sie in den Augen aller noch liebenswürdiger erscheinen ließ. Auch ihre Gespielinnen, mit denen sie jeden Tag verkehrte, haben niemals den mindesten Neid gegen sie empfunden; im Gegentheil, sie trugen ihrerseits aus ganzem Herzen zur Mehrung ihres guten Rufes bei, indem sie ihre guten Eigenschaften im persönlichen Umgang priesen, z. B. ihre Sanftmuth, ihre Güte, die angenehme Gleichmäßigkeit ihrer Stimmung, die unvergleichlich war.

„Während dieser Zeit eröffneten sich mehrere Gelegenheiten, sie zu verheiraten; allein Gott ließ zu, daß immer etwas dazwischen trat, was die Eheschließung verhinderte. Sie selbst zeigte in all diesen Fällen weder An-

---

ringem Umfange. Sie dient nicht nur zum Rechnen der vier Species und zum Wurzelausziehen, sondern ist auch bei trigonometrischen Rechnungen und zur Herstellung der verschiedensten Tabellen verwendbar.

hänglichkeit noch Abneigung, da sie dem Willen meines Vaters sehr untergeben war und niemals irgend welche Klostergedanken gehabt; im Gegentheil, sie fühlte eine große Abneigung, ja sogar Verachtung für die Klöster, weil sie der Ansicht war, man beschäftige sich dort mit Dingen, die unmöglich einen vernünftigen Geist befriedigen konnten." [1]

Gilberte, die uns dieses alles erzählt, war seit 1641 nicht mehr Augenzeuge; in diesem Jahre war sie nämlich als die Gattin des Steueraths beim Hof von Clermont, Florin Périer, dem Gatten in die Hauptstadt der Auvergne gefolgt. Dieser Umstand macht es erklärlich, daß ihre Berichterstattung nicht in allen Punkten genau ist und den Stempel der durch die Entfernung ermöglichten rückhaltlosesten Bewunderung trägt. Die Unbestimmtheit und Unzuverlässigkeit ihres Berichtes hat denn auch den Geschichtschreibern viel Kopfzerbrechens über das wichtige Ereigniß bereitet, das wir jetzt zu erzählen haben und das als „erste Bekehrung Pascals" bekannt ist.

Im Januar 1646 that Stephan Pascal auf der Straße einen Sturz und zog sich infolge dessen eine Verrenkung oder noch wahrscheinlicher einen Beinbruch zu. Er mußte in seine Wohnung zurückgetragen und ärztlicher Hilfe übergeben werden. Zwei Brüder, De la Bouteillerie und Des Landes, waren um jene Zeit ebenso berühmt wegen ihrer Chirurgie als wegen des menschenfreundlichen Gebrauches, den sie davon machten. Obgleich dieselben zehn Meilen von Rouen entfernt wohnten, und das Uebel des Patienten bis zu ihrer Ankunft sich bedeutend verschlimmerte, wollte Stephan Pascal doch von keinem andern Arzte berührt werden. Endlich kamen die Brüder, übten ihre Kunst und fanden das Uebel so schlimm, daß es eine längere ärztliche Behandlung erforderte. Diese dauerte denn auch in der That drei volle Monate, welche ganze Zeit die Aerzte im Hause des Steuerintendanten selbst zubrachten. Und dieser Aufenthalt ist für die Geschichte Pascals entscheidend.

Durch die beiden Brüder kamen nämlich die Glieder der Pascal'schen Familie nachweislich zum erstenmal in Berührung mit der jansenistischen Secte, deren eifrigster Vorkämpfer Blasius und dessen begeistertste Anhängerin Jacqueline in der Folge werden sollten. Ohne diese Brüder hätten wir wahrscheinlich weder die Pensées noch die Lettres provinciales.

---

[1] Mém. de Me Périer sur Jacqueline.

Nach Rouen und der Normandie war die Irrlehre hauptsächlich durch einen Pfarrer Guillebert gekommen, der in wenigen Jahren sich einen bedeutenden Anhang zu verschaffen wußte [1].

Herr Guillebert, eine Zeitlang Lehrer der Philosophie am Collège des Grassins in Paris, war ein Schüler und Beichtkind St. Cyrans. Als er zum Pfarrer von Rouville, einem Dorfe in der Nähe von Rouen, ernannt wurde, schob er den Antritt dieses Amtes hinaus, um vorher die Doctorwürde an der Sorbonne zu erwerben. St. Cyran, der damals Gefangener in Vincennes war, machte ihm Vorwürfe darüber, und Guillebert beeilte sich, sofort nach der Promotion seine Pfarrei zu übernehmen (1642). Bald begann er in seiner Gemeinde die Grundsätze der „neuen Gnade“ zu verbreiten und bewirkte dadurch eine „Erweckung“ um die andere, bis sich die religiöse Bewegung auch über die Grenzen der Pfarrei im Lande ausbreitete und von nah und fern Anhänger gewann, die sich unter die Leitung des Pfarrers von Rouville stellten und ihrerseits wieder Apostel der neuen Heiligung wurden. Man nannte diese Erweckten daher einfach „Rouvillisten“. Von allen Seiten kam man, Guillebert predigen zu hören, und selbst Beamte des Parlamentes von Rouen mietheten zu diesem Ende Zimmer im Dorfe, worin sie Samstags übernachteten. Auch die beiden Brüder De la Bouteillerie und Des Landes aus der weitverbreiteten normännischen Familie der Bailleul schlossen sich an Guillebert an und wurden seine eifrigsten Beichtkinder. Die Geschicklichkeit, welche sie von Jugend auf für die Einrichtung verrenkter oder gebrochener Glieder bewiesen, hatte sie zum Studium der Chirurgie veranlaßt, das sie anfangs aus Liebhaberei, später aus Nächstenliebe übten. Jeder von ihnen hatte am Ende seines Parkes ein kleines Spital errichten lassen: Des Landes, der selbst zehn Kinder hatte, ein solches mit zehn Betten; das des kinderlosen De la Bouteillerie zählte zwanzig Betten für arme Kranke.

Während der drei Monate nun, welche diese Aerzte in der Familie Pascal verweilten, mußte nothwendig die Sprache auch auf die religiöse Bewegung in Rouville und anderswo kommen. Was die Brüder durch ihr Gespräch nicht wagten, das versuchten sie durch Bücher und liehen den Familiengliedern die Schriften St. Cyrans, „Die häufige Communion“

[1] Wir müssen hier die Entwicklung des Jansenismus bis zu 1640 als bekannt voraussetzen, und theilen nur soviel über Personen und Dinge mit, als zum Verständniß der Geschichte Pascals nothwendig ist.

Arnaulds, besonders aber ein kleines Werkchen von Jansenius „Ueber die Erneuerung des innern Menschen“ [1].

Es scheint nun nach den Aufzeichnungen der Jansenisten, daß Blasius zuerst von den Seinigen durch diese Gespräche und Lesungen ergriffen wurde. Hören wir seine Schwester Gilberte:

„Unmittelbar nach dem Experiment (über das Vacuum [2]) und als er noch nicht 24 Jahre zählte, führte die Vorsehung eine Gelegenheit herbei, die ihn zwang, fromme Bücher zu lesen, und Gott erleuchtete ihn durch diese Lesung in einer solchen Weise, daß er vollkommen begriff, die christliche Religion verpflichte uns, nur für Gott zu leben, keinen andern Gegenstand [unserer Gedanken] (objet) zu haben als ihn. Diese Wahrheit schien ihm so einleuchtend, so nothwendig und nützlich, daß sie allen seinen Forschungen ein Ende machte (termina toutes ses recherches), und er seit jener Zeit allen anderen Kenntnissen entsagte, um einzig dem Einzigen zu leben, das Jesus Christus das Nothwendige nennt.

„Durch eine besondere Vorsehung Gottes war er bis dahin vor allen Lastern der Jugend bewahrt geblieben; ja, was für einen Geist von dieser Art und von diesem Charakter noch seltsamer ist, er hatte niemals der Freigeisterei in Sachen der Religion gehuldigt, sondern seine Wißbegier auf die natürlichen Dinge beschränkt. Er hat mir mehrmals gesagt, er verdanke dies nebst allem andern meinem Vater, der, selbst voll größter Ehrfurcht für die Religion, auch ihm eine solche von frühester Kindheit eingeflößt und ihm als Grundsatz beigebracht habe, daß alles, was Gegenstand des Glaubens ist, nicht Gegenstand des Verstandes und noch viel weniger dem Verstand unterworfen sein könne. Diese Lehren aus dem Munde eines Vaters, den er so hoch achtete und den er als mit großem Wissen und mächtigem wie klarem Verstand ausgerüstet sah, machten auf seinen Geist einen so gewaltigen Eindruck, daß ihn die Reden und Spöttereien der Freigeister nicht im mindesten aufregten. Obwohl noch sehr jung, betrachtete er solche Spötter als Leute, die auf dem falschen Standpunkt ständen, als ob die menschliche Vernunft in allen Dingen den letzten Entscheid geben müsse, und die die Natur des Glaubens überhaupt nicht kännten. So kam es, daß dieser so große, so weite Geist, der so viel Wißbegierde hatte und mit solchem Eifer den Grund und die Ursache von allem suchte, zu gleicher Zeit in allen Dingen, welche die Religion betreffen, unterwürfig war wie ein Kind. Diese Einfalt beherrschte auch sein ganzes späteres Leben. Selbst als er sich entschloß, nur mehr religiösen Studien zu leben, beschäftigte er sich niemals mit den neugierigen Fragen der Theologie [questions curieuses kann auch „curiose Fragen“ heißen, worunter die Schwester eben alle speculativen Fragen der Dogmatik im Gegensatz zur Moral

---

[1] Es enthält die Hauptgedanken des 8. Kapitels des II. Buches De statu naturae lapsae des Augustinus.

[2] Wir werden später beweisen, daß hier ein Irrthum der Schwester über die Zeit vorliegt.

versteht], sondern verwandte alle Kraft seines Geistes, die Vollkommenheit der christlichen Sittenlehre zu erkennen und zu üben. Dieser hat er alle Talente gewidmet, die Gott ihm gegeben, indem er während seines ganzen übrigen Lebens nichts anderes mehr that, als das Gesetz des Herrn betrachten, Tag und Nacht.

„Obwohl er zwar niemals ein besonderes Studium der Scholastik [hier wohl soviel als dogmatische Theologie] durchgemacht, so waren ihm doch die Entscheidungen der Kirche gegen die Häresien nicht unbekannt, welche die Spitzfindigkeit des Geistes erfunden hatte (la subtilité de l'esprit), und es waren besonders diese Arten der Forschung, gegen welche er am meisten sich ereiferte.“ [1]

Wir müssen hier nothwendig einen Augenblick verweilen, um gleich zu Anfang uns nicht verwirren zu lassen. Wollte man die Ausdrücke der Schwester einfach hinnehmen, so würde man gewiß darüber staunen, daß es der Dazwischenkunft der beiden Aerzte und ihrer jansenistischen Bücher bedurft habe, um den jungen Pascal „vollkommen begreifen zu lassen, daß die christliche Religion uns verpflichtet, nur für Gott zu leben“. Indes müssen wir bedenken, daß diese Worte von jansenistischem Standpunkte geschrieben sind und deshalb einen ganz genau bestimmten Sinn haben, der nicht der gewöhnliche christliche ist. Man wird bemerkt haben, mit welchem Nachdruck Gilberte zwei- oder dreimal hervorhebt, wie ihr Bruder nach dieser „Erweckung“ allen übrigen Studien entsagt, um sich dem einen Nothwendigen zu widmen. Wenn es also heißt, „nur für Gott dürfe der Mensch leben, keinen andern Gegenstand (objet) haben als ihn“, so versteht Gilberte dies im Sinne des strengsten Port-Royal dahin, daß der Mensch überhaupt sich nur mit Gott und Göttlichem beschäftigen dürfe; sogar die Beschäftigung mit der Creatur um Gottes willen und im Hinblick auf Gott ist ausgeschlossen, wenigstens ist alles, was nicht unmittelbar auf Gott Bezug hat, einfach sündhafte Eitelkeit — besonders eine gewisse Kategorie von Wissenschaften. Hören wir in dieser Beziehung eines der Bücher, die der junge Pascal aus den Händen der Aerzte empfing, die oben genannte Abhandlung von Jansenius:

„. . . Wen die Gnade Gottes über die Fleischeslust hat siegen lassen, der wird von einer andern angefeindet, die um so gefährlicher ist, je mehr sie ehrbar scheint. Es ist dies jene Neugier [2], die immer unruhig ist, und die diesen Namen empfing wegen des *eitlen Verlangens*, welches sie hat, zu wissen und immer zu wissen, die man dann aber mit dem Namen Wissenschaft beschönigt hat.

[1] Mémoire de Gilberte sur Blaise Pascal.

[2] Man bemerke, wie oft das Wort curieux etc. in der Erzählung Gilberte's gebraucht wird.

„Sie hat den Thron ihrer Herrschaft im Geist aufgeschlagen, wo sie dann eine große Anzahl verschiedener Bilder zusammenrafft und ihn durch tausenderlei Täuschungen verwirrt. . .

„Die Welt ist um so mehr durchseucht von dieser Krankheit der Seele, als sie sich unter dem Schleier der Gesundheit, d. h. der Wissenschaft, einschleicht.

„Aus diesem Grunde kommt das Verlangen, das Auge zu weiden an dem Anblick der verschiedensten Schauspiele; dorther kommt der Circus und das Amphitheater, die ganze Eitelkeit der Tragödien und Komödien; von dorther ist gekommen die Forschung nach den Geheimnissen der Natur, die uns nichts angehen, die zu wissen unnütz ist, die die Menschen nur wissen wollen, um sie zu wissen; von dorther ist gekommen diese schändliche Neugier der magischen Kunst . . .

„Aber wer könnte überhaupt ausdrücken, in wie vielerlei oft niedrigen und verächtlichen Dingen unsere Neugier beständig versucht ist, und wie oft wir fehlen, wenn unsere Ohren und unsere Augen von der Neuheit eines Gegenstandes gefesselt werden, z. B. eines Hasen, der läuft, einer Spinne, die in ihrem Netze Fliegen fängt, u. a. dgl.“ [1]

Derselben Ansicht waren St. Cyran und andere Führer der Partei [2].

Es wird keinem gläubigen und nachdenkenden Christen oder Katholiken auch nur einen Augenblick einfallen, den Grundsatz gutzuheißen: die Wissenschaft und Kunst seien sich selbst letzter Zweck; es sei moralisch: wissen zu wollen, bloß um zu wissen. Das wäre die Läugnung des ersten und obersten Grundsatzes der Sittenlehre, nach welchem der Mensch, der ganz von Gott ist, auch ganz und mit allen seinen Fähigkeiten und zu jeder Stunde für Gott ist, daß er seine Fähigkeiten nur nach dem Willen und zur Ehre seines Schöpfers brauchen darf, wenn er sich nicht eines Ungehorsams, eines Diebstahls an dem Gute Gottes, das der Mensch selbst ist, schuldig machen will. Also katholischer Grundsatz ist: Was der Mensch auch thue, Großes oder Kleines, Geistiges oder Körperliches, er muß es thun in Abhängigkeit und im Hinblick auf Gott, seinen absoluten Herrn.

Ein zweiter katholischer Grundsatz lautet: Im Hinblick auf die gefallene und in Folge dessen so sehr verderbte Natur liegt es nahe, daß der Mensch wie seinen Leib, so auch seinen Geist dem Dienste Gottes entfremde, seinen Leib wie seinen Geist nicht für Gott und nach Gottes Willen, sondern für sich, seine Launen und Vergnügen gebrauche, sich selbst und seinen Genuß zum letzten Ziel seiner Handlungen setze, nicht

---

[1] Vgl. die betreffenden Stellen bei St. Beuve, Port-Royal II, 479.

[2] Vgl. ebendas. S. 83 ff. 160 ff.

mehr in Gott, sondern in den Geschöpfen und ihrem Gebrauch seine Ruhe und Befriedigung suche. Diese Gefahr liegt für die geistigen Fähigkeiten ebenso nahe, ja in gewissem Sinne noch näher als für die körperlichen. Um diese Gefahr zu meiden, hat also der Mensch auf sich zu achten, Vorsorge zu treffen, daß er immer und überall „in dem sei, was seines Vaters", d. h. Gottes ist. Er hat die Absichten und Zwecke seiner Handlungen, ihre Beweggründe und Triebfedern nicht weniger zu untersuchen und zu läutern als seine Handlungen selbst.

Ein dritter katholischer Grundsatz lautet dann aber: Ist die Handlung des Menschen in sich gut oder wenigstens „indifferent", d. h. streitet sie weder unmittelbar noch mittelbar mit einem göttlichen Gesetz; — ist ferner die Absicht, aus welcher ich die Handlung unternehme, der Zweck, den ich mit ihr erreichen will, ein sittlicher, d. h. reiht er sich in die große, von Gott gewollte Ordnung ein, nach welcher alles Geschaffene zur Erkenntniß, zur Ehre und zum Dienst des Schöpfers und zum Wohl der Mitgeschöpfe im Hinblick auf den Dienst des Schöpfers da ist: so ist meine Handlung, welches auch sonst ihre Natur sei, erlaubt und gut, wenn diese Güte auch verschiedene Grade zuläßt, je nach der mehr oder minder innigen Beziehung, welche sie zum letzten Ziele, d. h. zu Gott hat. Diese innige Beziehung kann sowohl in der Handlung selbst als in der Absicht und dem Beweggrund liegen.

Diese drei Grundsätze sind in der katholischen Kirche von jeher die ausschließlich leitenden für alle menschliche Bethätigung gewesen. Was die Jesuiten insbesondere betrifft, so stehen diese Sätze mit Lapidarschrift auf der allerersten Seite des Büchleins verzeichnet, welches der Gesellschaft Jesu Geist und Grundsätze, ja ihre ganze Daseinsberechtigung und Form enthält — in dem sogen. Fundament der Exercitien des hl. Ignatius.

Trotz dieser Grundsätze oder vielmehr kraft derselben ist aber die katholische Kirche und in ihr die Gesellschaft Jesu von jeher die Beförderin, Schützerin und Pflegerin der Wissenschaften gewesen. Theologie wie Philosophie im weitesten Sinne hat sie gehegt und gepflegt; was dem Menschen zu finden erlaubt war, hat sie ihm suchen helfen in ihren Klöstern und Universitäten. Als treue Mutter hat sie der jungen Christenheit die Schätze der Kunst und des Wissens verwahrt, die das Alterthum überliefert hatte, und die das eindringende Barbarenthum zu vernichten im Stande gewesen wäre. Nichts, was nicht schlecht in sich gewesen, hat sie von ihrer Sorgfalt ausgeschlossen. Sie weiß, daß Gott den Menschen die ganze Welt als Gegenstand der Forschung und des

Studiums dahingegeben hat mit der einen großen und allgemeinen Warnung, über der Schöpfung nicht des Schöpfers zu vergessen, sondern im Gegentheil den Schöpfer in allen seinen Wunderwerken erkennen und lieben zu lernen. Mag die Wissenschaft Mathematik oder Geographie heißen, im Vatican haben sie ihre Berechtigung und ihren Ehrenplatz, je nach ihrem Range; die Musik hat ihre Stimme im Heiligthum wie die Poesie; Pinsel und Meißel zieren selbst den christlichen Altar. Wie sehr die Kirche bei der einmal bestehenden, von niemand wie von ihr gewürdigten Gefahr auch vor dem Mißbrauch warnt, niemals ist es ihr in den Sinn gekommen, wegen des möglichen Mißbrauches nun die Sache selbst zu verbieten oder als schlecht zu verdammen. Sie geht weiter: sie erlaubt nicht bloß als nicht schlecht an sich die weltlichen Wissenschaften, sondern sie empfiehlt dieselben als durchaus im Plane Gottes in der menschlichen unverdorbenen Natur begründet und, wenn recht geübt, außerordentlich zu Gottes Ehre beitragend. Wie sollte Gott, der dem Menschen die Erzeugnisse der Erde zur Nahrung und Hülle seines Körpers gegeben, ihm nicht auch die Gesetze dieser Dinge zur Nahrung des Geistes bestimmt haben? Soll der Mensch denn Gott nur preisen dürfen wegen der Halmfrüchte und des Wassers, die er uns schenkt, und nicht auch wegen der Weise und der Gesetze, nach denen er sie schenkt? Gott soll uns die Fähigkeit solchen Forschens gegeben und uns ihre Bethätigung untersagt haben? Ein solches Verbot müßte doch nachgewiesen werden, da es vernünftigerweise nicht vorausgesetzt werden kann.

Anders urtheilt der Irrthum. Wie die Kirche gegen die Irrlehre bald den jungfräulichen Stand, bald die Ehe zu vertheidigen hatte, so sieht sie sich auch bald genöthigt, jetzt der Ueberschätzung, jetzt der Verachtung menschlicher Wissenschaften entgegenzutreten und die Wahrheit vor jeder Uebertreibung nach rechts und links in Schutz zu nehmen. Ein Mensch kann noch so „erweckt“ sein, er darf deshalb doch Mathematiker, Physiker, Geologe bleiben, sobald er diese Wissenschaften mit der nöthigen Abhängigkeit von Gott und dem nöthigen Bezug auf Gott betreibt. Es ist also nicht einzusehen, warum Pascal bei seiner „Erweckung“ alle weltliche Wissenschaft aufgeben mußte, um „nur für Gott zu leben“, es sei denn, diese Wissenschaft sei für ihn ein Hinderniß im Streben nach Vollkommenheit gewesen, was sie nicht nothwendig an sich ist. Wir werden zwar sehen, daß es mit dem Aufgeben der Wissenschaft noch gute Wege hat, wenigstens für manche Jahre; aber später, bei dem vollständigen Anschluß Pascals an Port-Royal, kam es doch wirklich

dazu, und darum war es nothwendig, uns jetzt schon über diesen Punkt auszusprechen, um die Erzählung der Schwester ganz zu verstehen.

In dieser Erzählung muß uns übrigens noch ein anderes wundernehmen, das aber ebenso echt jansenistisch gedacht ist und manches andere erklärt. Selbst als Pascal „sich entschlossen hatte, ausschließlich religiösen Studien sich zu widmen, beschäftigte er sich doch niemals mit neugierigen, curiosen Fragen der Theologie", „er hat nie die Scholastik studirt" und „hatte einen besondern Eifer gegen die Irrthümer, welche durch die Spitzfindigkeit des Geistes erfunden werden". Scholastische, speculative Theologie ist den frommen Leuten von Port-Royal eben ziemlich gleichbedeutend mit curiosen, neugierigen Fragen der Theologie; sie bringt in Gefahr, durch Spitzfindigkeit des Geistes Häresien zu erfinden. Die Hauptsache ist die Moral-Wissenschaft. Der katholische Theologe wird in dieser Ansicht einen der Hauptgründe erkennen, warum es mit der Partei so weit kam; es fehlte ihr eben die gründliche theologische Durchbildung. Die christliche Moral ist unzertrennlich vom christlichen Dogma, und um Punkte der Sittenlehre richtig zu entscheiden, wird eine Berücksichtigung aller in Frage kommenden Umstände erfordert. Die Scholastik hat ja ihre Zeit des Verfalles, ihre krankhaften Ausläufer gehabt; aber sie ist in sich und ihren großen Vertretern eine Wissenschaft oder, wenn man will, wissenschaftliche Methode, die kein Katholik geringschätzen wird, wenn er sie überhaupt kennt. Für Pascal den Laien wäre aber ein gründliches Studium der Dogmatik nöthig gewesen, als er von der Mathematik zur christlichen Moralwissenschaft überging und sich zum Kritiker einer Wissenschaft aufwarf, die voll und ganz auf der mittelalterlichen Scholastik beruhte. Mit dem, was Pascal von Theologie verstand, mochte er ja sich selbst subjectiv leiten und vorkommenden Falles über Erlaubt und Nicht-Erlaubt urtheilen; es genügte aber nicht, um die wissenschaftlich ausgebildete Moral der Kirche in ihren besten Vertretern zu controliren. Um ein juristisches Handbuch zu kritisiren, wird mehr als der gesunde Menschenverstand und das gesunde Gewissen eines ehrlichen Mannes erfordert. Doch darüber ausführlicher später; hier war es nur nothwendig, auf die Absichten aufmerksam zu machen, die in der Erzählung der Schwester zu Tage treten. Diese Erzählung berichtet weiter:

„Gott gab dem Bruder um jene Zeit eine Gelegenheit, seinen Eifer für die Religion zu bethätigen. Er war damals zu Rouen. Es gab zur selben Zeit eben dort einen Menschen, der eine neue Philosophie lehrte, welche alle

Neugierigen anzog. Mein Bruder wurde von zwei jungen Leuten, die seine Freunde waren, gedrängt, ebenfalls hinzugehen, und ging auch wirklich mit ihnen. Sie wurden sehr überrascht durch das Gespräch, das sie mit ihm hatten; indem er ihnen die Grundsätze seiner Philosophie auseinandersetzte, zog er daraus Schlußfolgerungen über Glaubenspunkte, die durchaus gegen die Lehre der Kirche verstießen. Er bewies durch seine Schlüsse, daß der Leib Jesu Christi nicht aus dem Blute der seligsten Jungfrau, sondern aus einer eigens dazu geschaffenen Materie gebildet sei, und andere ähnliche Dinge. Sie wollten ihm widersprechen; aber er blieb fest bei seiner Meinung. Als die drei nun unter sich die Gefahr erwogen, die darin lag, daß ein solcher Mann mit solchen irrthümlichen Ideen die Jugend frei unterrichten könne, so entschlossen sie sich, zuerst ihn selbst zu ermahnen, dann aber, wenn er dieser Mahnung widerstehe, ihn bei der Obrigkeit anzuzeigen. Er verachtete wirklich den persönlichen Rath der drei, und so hielten sie sich denn für verpflichtet, ihn beim Bischof von Belley[1] zu verklagen, der damals im Auftrage des Erzbischofes die bischöflichen Functionen in der Diöcese Rouen versah. Der Bischof ließ den Menschen vor sich rufen, verhörte ihn und ward von ihm durch ein zweideutiges, von ihm geschriebenes und unterzeichnetes Glaubensbekenntniß getäuscht, zumal er von vornherein auf eine Anzeige der Art, die von drei jungen Leuten ausging, nicht viel Gewicht gelegt hatte.

„Sobald sie dieses Glaubensbekenntniß [des Angeklagten] sahen, erkannten sie den Fehler, was sie bewog, den Herrn Erzbischof in Gaillon aufzusuchen. Dieser hörte sie an, untersuchte alles und fand die Angelegenheit so wichtig, daß er einen offenen Brief an seinen Rath schrieb und dem Herrn von Belley ausdrücklichen Befehl ertheilte, jenen Mann zum Widerruf in allen beklagten Punkten zu bringen, außerdem aber nichts von ihm anzunehmen als durch Vermittlung oder unter Vorwissen jener, die ihn angeklagt hatten. Die Sache wurde so auch ausgeführt; der Pater erschien im erzbischöflichen Rath und entsagte seinen Meinungen und zwar, wie man sagen kann, ganz ehrlich; denn er hat niemals denen, die ihm diese Unannehmlichkeit zugezogen, irgend einen Groll nachgetragen. Man muß also annehmen, daß er selbst getäuscht war durch die falschen Folgerungen, die er aus seinen falschen Principien gezogen hatte. Auch ist sicher, daß man in dieser ganzen Angelegenheit keinerlei Absicht hatte, ihm zu schaden, sondern sich nur bemühte, ihn durch sich selbst eines Bessern zu belehren und ihn zu verhindern, junge Leute, die nicht fähig gewesen, in diesen schwierigen Fragen das Wahre vom Falschen zu sondern, weiterhin zu verführen.“[2]

Seit Condorcet sind bis in die neueste Zeit sehr harte Worte über Pascal wegen dieser Geschichte gesagt und geschrieben worden. Fanatiker und Ketzerriecher unter den empörendsten Umständen der Heuchelei und

---

[1] Msgr. Camus, Schüler des hl. Franz von Sales, ehemaligen Bischofs von Belley. Gilberte nennt ihn irrthümlich M. du Bellay.

[2] Gilberte, Vie de Bl. Pascal.

falschen Freundschaft, so nennen ihn die einen; die anderen glauben am besten zu thun, von dieser traurigen Geschichte zu schweigen. Nachdem lange Zeit nur die Erzählung der Schwester als einzige Quelle für diese Episode vorhanden war, entdeckte V. Cousin eine neue ausführlichere Darstellung derselben in den Papieren des P. Guerrier und veröffentlichte dieselbe mit scharfen Randglossen in der Bibliothèque de l'École des Chartes (Nov. und Dec. 1842).

Geben wir also auch nach dieser zweiten Quelle einen kurzen Ueberblick über den Verlauf der Angelegenheit, um dem Leser ein freies Urtheil zu ermöglichen.

F. St.-Ange war zwar nicht Professor der Theologie oder Philosophie; aber er hatte doch einen ausgedehnten Bekanntenkreis und einen gewissen Einfluß als Gelehrter und Schriftsteller. An der Sorbonne hatten es seiner Aussage nach bedeutende Doctoren für der Mühe werth erachtet, gegen ihn zu disputiren. Man suchte von fern und nah ihn kennen zu lernen „wegen der außerordentlichen Dinge, die man von ihm hörte, und des Lobes, das einzelne ihm ertheilten". Er hatte auch ein Buch geschrieben: De l'alliance de la foi et du raisonnement, in welchem er, wie später in seinen Unterhaltungen, der Vernunft auch in Erkenntniß von Glaubenssachen eine unvernünftige Kraft zuschreibt, also das gerade Gegentheil von Pascal, der später, wenigstens anscheinend, der Vernunft zu wenig zutraut. Diesem folgte 1645 ein anderes aus derselben Feder, das weniger anstößig gewesen sein muß: Méditations théologiques [1].

Am 1. Februar 1647 besuchte nun F. St.-Ange mit einem befreundeten Edelmann den Sohn des königlichen Rathes, H. de Montflavier, der den Wunsch ausgesprochen hatte, den seltsamen Kapuziner kennen zu lernen. Ein Freund des jungen de Montflavier, der Sieur Auzoult, war gleich von Beginn der Unterhaltung zugegen. Diese bewegte sich anfangs in unverfänglichen Geleisen, bis man zufällig auf die Gewißheit der Wissenschaften und der Grundlagen unserer Kenntnisse zu reden kam. Nun entwickelte F. St.-Ange *sein* System. Bei ihm hing alles, Theologie und Physik, vom Dogma der heiligsten Dreifaltigkeit ab, diese aber bewies er wie alle anderen Dinge aus der bloßen Vernunft. In seinem System war der Glaube als Glaube nicht unbedingt nothwendig, sondern nur als Ergänzung des Verstandes für die weniger Begabten und Stu-

---

[1] Wir konnten die Bücher selbst, auf die es übrigens auch wenig ankommt, nicht einsehen.

dirten. Die Consequenzmacherei trieb ihn zur Läugnung der absoluten Freiheit Gottes. Gott sei gezwungen gewesen durch die Convenienzen seiner Weisheit, das zu thun, was er gethan, und die Kenntniß dieser Convenienzen sei der menschlichen Vernunft zugänglich, so daß schließlich der Philosoph erkenne, was Gott habe thun müssen. Bei diesem Punkte war die Unterhaltung angelangt, als Blasius Pascal dazukam, um seinen Freund zu besuchen. Die Discussion nahm ihren Fortgang. Falsche und lächerliche Propositionen drängten sich. Neben der Behauptung, Christus sei nicht derselben Natur wie wir, hieß es, St.-Ange könne nach seinen Principien ganz genau bestimmen, wieviel Menschen jemals auf der Erde leben würden, bis die ganze körperliche Masse erschöpft, d. h. einmal mit einer Seele vereinigt gewesen sein würde, und dergleichen Albernheiten mehr. Daß bei solchen Behauptungen den jungen Leuten das Lachen heimlich ankam, ist nur zu sehr begreiflich. Auch darf man es ihnen nicht als „Spitzelthum" auslegen, wenn sie dem Pater versprachen, ihn bald zu besuchen, um den Rest seines Systems zu erfahren. Daß es ihnen mehr um Belehrung des Irrenden als um Sammlung heterodoxer Meinungen zu thun war, geht schon daraus hervor, daß sie bei diesem Gegenbesuch den Doctor der Sorbonne Le Cornier, also einen Fachmann, mit sich nahmen. Man griff das Gespräch dort auf, wo es stehen geblieben war, und verhandelte über die Gnadenlehre, für die St.-Ange sich ebenfalls sein eigenes System zurechtgelegt hatte. Es regnete wieder tolle Behauptungen. Wir wachsen z. B. nur scheinbar, ein Kind hat ebensoviel Masse als ein Mann, Christus ist nicht der Sohn Maria's wie jeder andere Mensch das Kind seiner Mutter, Christi Leib bestand aus einer ganz neugeschaffenen Materie u. s. w. F. St.-Ange sah wohl bald genug ein, daß seine Thesen wenig Beifall fanden, und schloß denn auch etwas ängstlich, er gebe das alles nicht als Dogmen, sondern als Thesen und Behauptungen, die sich aus seinen Principien ergäben. Das konnte nun freilich für die Zuhörer kein Grund sein, den abstrusen und glaubenswidrigen Ansichten freien Lauf zu gestatten. Wir erfahren freilich aus den Papieren Guerriers nicht ausdrücklich, daß die jungen Leute oder Le Cornier das Mittel eines geheimen Widerrufs vor ihnen von seiten des F. St.-Ange versucht hätten; allein es ist nach der ausdrücklichen Behauptung der Frau Périer anzunehmen, daß sie diesen Weg zuerst, aber vergebens einschlugen. Es blieb daher als einziges Mittel, Uebles zu verhüten und den Irrenden zu belehren, nur die gesetzmäßige kirchliche Autorität. Es wurde ein Protokoll über die Unterhaltungen aufgenommen,

das zwölf der stärksten Irrthümer namhaft machte, und von Le Cornier ebensowohl als den übrigen Theilnehmern unterschrieben und der erzbischöflichen Behörde überreicht ward. Wenn später, als F. St.-Ange sich aufs Läugnen verlegte, Le Cornier von Paris aus seine Unterschrift noch einmal ausdrücklich bestätigte, dann aber beifügte, sechs von den zwölf angeklagten Stellen seien wirklich von F. St.-Ange behauptet worden, so heißt das nur, daß Le Cornier mit eigenen Ohren in der zweiten Unterhaltung sechs der falschen Sätze habe aussprechen hören, während für die weiteren sechs aus der ersten Unterhaltung sein Zeugniß nur ein mittelbares sein konnte. Im übrigen lobt er in diesem Briefe die Reinheit der Meinung von seiten der jungen Leute, die, wie er sagt, einzig zum Wohl der Religion handelten. Was ihn selbst angehe, so sei er nicht, wie man ihm dies nachsage, nach Paris zurückgekehrt, um sich den Folgen seiner Anklageschrift zu entziehen, sondern weil er in Paris sein mußte. Ihrerseits gaben die jungen Leute das Protokoll nicht als eine Klage gegen den Ordensmann ab, sondern als die Feststellung einer Thatsache, über die zu befinden Sache der kirchlichen Obrigkeit sei: „Dies alles erklären wir, nicht um als Partei und Kläger aufzutreten, da derlei nicht zu unseren Pflichten gehört und in keines Interesse liegt, sondern als einfache Zeugen, um Gott die Ehre und der Wahrheit Zeugniß zu geben, wie ihr dies von allen Menschen gebührt." Der Bischof von Belley zeigte sich auch hier wieder als nicht auf der Höhe eines Freundes des heiligen Bischofs von Genf; er betrieb die Angelegenheit sehr lässig, und man fand es gerathen, sich unmittelbar an den Erzbischof zu wenden [1]. Nun versuchte der Erzbischof selbst, den Irrenden auf gütlichem Wege eines Bessern zu belehren und zu einem Widerruf zu bewegen. Da dies nicht erreicht wurde, überantwortete der Prälat den Beklagten seinem geistlichen Gericht. Der Mönch gab nun nacheinander verschiedene mehr oder weniger klare und unzureichende Erklärungen ab, bis endlich die dritte genügte. In der ersten schrieb er ausweichend, er könne sich nicht mehr erinnern, was er gesagt u. s. w. Die zweite war zweispaltig: es fanden sich da die angeklagten Stellen, denen dann gegentheilige Sätze aus den Méditations théologiques gegenüberstanden. Da das Buch zwei Jahre vorher geschrieben war, so bewies diese Erklärung nichts gegen seine späteren Behauptungen, die er schließlich gar als nicht geschehen ausgab. Trotzdem

[1] Die Lässigkeit auf Seiten Le Camus' wird denjenigen nicht wundernehmen, der den halb jansenistischen, halb weltlichen Prälaten, den frommen Romanschreiber und Schöngeist aus seinen Schriften näher kennt.

wollte sich Le Camus mit dieser zweiten Erklärung begnügen, und man kann den jungen Leuten nur Recht geben, wenn sie sich ihrerseits gerade gegen diese, sie selbst als Lügner hinstellende Berichtigung auflehnten und wieder an den Erzbischof wandten. Endlich erfolgte denn auch ein klarer Widerruf des F. St.-Ange, sowie eine volle Versöhnung desselben mit den jungen Männern. Man kam überein, daß der Vater Pascals sich beim Erzbischof verwenden solle, um dem F. St.-Ange ein Beneficium zu erlangen, für das er vorgeschlagen war. Das geschah denn auch, und die Freundschaft war besiegelt.

Nach Darlegung dieser Thatsachen wollen wir nur noch die Worte eines Heiligen anführen, der niemals in den Ruf eines Fanatikers gekommen ist; sie wurden eben um jene Zeit geschrieben, wo sich der vielgestaltige Irrthum an allen Ecken Frankreichs regte und einzuschleichen suchte. Selbst jene, meinte der hl. Vincenz von Paul, „deren Stand es eigentlich nicht ist, den Irrthum zu entlarven, sind dazu verpflichtet durch das Naturgesetz. In einem solchen Falle schweigen, heißt dem Uebel zustimmen, und wir wären schuldig, wenn wir durch unser Stillschweigen dem Irrthum freie Bahn ließen" [1].

Wir meinen, dieser Ausspruch genüge, um Blasius Pascal hinreichend zu rechtfertigen.

Aber auch im eigenen Hause suchte Blasius sich Gegenstände, an denen er seinen neuen religiösen Eifer bethätigen konnte. Die Schwester erzählt:

„Indem mein Bruder immer mehr das Mittel suchte, Gott zu gefallen, entflammte ihn seit dem 24. Jahre die Liebe zur christlichen Vollkommenheit so sehr, daß sie sich über das ganze Haus verbreitete. Selbst mein Vater, der es nicht für eine Schande hielt, den Lehren seines Sohnes zu folgen, ergriff seit jener Zeit eine strammere (plus exacte) Lebensweise, indem er bis an seinen überaus christlichen Tod in beständiger Uebung der Tugend verharrte [2]. Auch meine Schwester . . . war so von den Reden meines Bruders gerührt, daß sie sich entschloß, allen Vortheilen, die sie bis dahin so geliebt, zu entsagen, um sich ganz Gott zu weihen, was sie seitdem auch gethan hat." [3]

---

[1] Brief des hl. Vincenz an d'Horgni, 25. Juni 1648.

[2] Wenn hier Gilberte den Sohn zum Lehrer des Vaters zu machen scheint, so kann damit nicht gesagt sein, der Vater habe sich erst nach dem Sohn bekehrt. Gilberte war eben nicht zugegen, als das alles geschah. Jacqueline dagegen sagt uns als Augenzeugin, daß der Vater den Kindern auch auf dem Wege der Gnade voranging und sie auch hier wieder zeugte. „Mon père nous a tous prévenus et comme conçus dans ce dessein." Vgl. unten.

[3] Mém. sur Blaise Pascal.

„Gegen Ende des Jahres 1646 theilte der Bischof von Belley die heilige Firmung in Rouen aus, und da meine Schwester dieses Sacrament noch nicht empfangen hatte, so wollte sie dies jetzt thun. Sie bereitete sich darauf vor aus den kleinen Abhandlungen des Herrn de Saint-Cyran, und man kann annehmen, daß sie wirklich den Heiligen Geist empfing; denn seit jener Stunde war sie ganz geändert. Alle Lesungen und frommen Gespräche übten einen solchen Eindruck auf ihr Herz, daß sie sich gegen Ende des Jahres 1647 vollkommen entschloß, der Welt zu entsagen." [1]

Alle drei, Vater, Sohn und Tochter, pilgerten unterdessen fleißig nach Rouville und übergaben sich der Leitung des Pfarrers, der das von den beiden Aerzten begonnene Werk fortsetzte und durch jansenistische Bücher zu vollenden suchte, indes nicht so vollendete, wie Gilberte uns glauben machen will. Blasius mag ja andere „ganz erweckt" haben, er selbst blieb vor wie nach seiner weltlichen „Neugier", der Mathematik und Physik, noch treu.

Neben den langwierigen, zwölfjährigen Arbeiten für die Rechenmaschine mit ihren oft wiederholten, lange Zeit nicht ganz befriedigenden Versuchen liefen gerade in jenem Jahre die berühmten Forschungen über das Vacuum, die nicht bloß wissenschaftliche Arbeiten, sondern auch wissenschaftliche Kämpfe im Gefolge hatten.

(Fortsetzung folgt.)

W. Kreiten S. J.

Der elektrische Strom im Bunde mit Wasser und die Lauffener Kraftübertragung.

(Schluß.)

Hie Wechselstrom! Hie Gleichstrom! So ertönte vor etwa 15 Jahren das Feldgeschrei der beiden Heerlager, in welche die Elektrotechniker sich geschieden hatten. Erst schien es, als neige sich der Sieg dem Wechselstrom zu. In Frankreich und England wurden immer zahlreichere und leistungsfähigere Wechselstromerzeuger für die elektrische Beleuchtung verwendet. Die Maschinentypen von Holmes, Weston, Lontin, Gramme entsprachen auch den damals gestellten Anforderungen ganz vortrefflich.

[1] Mém. sur Jacqueline Pascal.

Doch schon im Jahre 1882 hatte sich das Blatt vollständig zu Gunsten des Gleichstromes gewendet, nachdem es Edison gelungen war, durch seine kräftigen Gleichstromdynamos alle damaligen Wechselstrommaschinen in Schatten zu stellen. Es eilten von da an die ersteren den letzteren mit Riesenschritten voraus, sowohl in theoretischer und technischer Durchbildung, als auch in allseitiger Brauchbarkeit und Anwendung. 1883 war auf der elektrischen Ausstellung zu Wien nur die eine Wechselstrommaschine von Ganz zu sehen, und in ganz Nordamerika arbeitete im gleichen Jahre nicht eine einzige Wechselstrommaschine mehr. Wir sehen hierbei natürlich ab von den kleinen mit Wechselstrom gespeisten Apparaten, z. B. von magnetelektrischen Klingelwerken. Das große fünfbändige Werk Wiedemanns: „Die Lehre von der Elektricität", das in den Jahren 1882—1884 erschien, hält die Wechselstrommaschinen gar keiner besondern Besprechung mehr werth und widmet ihnen auch nicht eine einzige bildliche Darstellung, während die Gleichstromdynamos des längern erklärt und durch zahlreiche Holzschnitte veranschaulicht werden.

Eine vollständige Niederlage hatte der Wechselstrom so allerdings erlitten, todt war er noch keineswegs. Im Gegentheil, von ebenso zäher Lebenskraft und wohl von noch reicherer Entwicklungsfähigkeit als der Gleichstrom, wartete er nur auf den günstigen Moment, welcher der in ihm schlummernden Lebensfülle den Anstoß zum abermaligen Aufkeimen und Wachsen geben sollte. Dieser Moment ließ auch nicht lange auf sich warten: um das Jahr 1885 kam er mit der Einführung der „Transformatoren" (vgl. diese Zeitschr. Bd. XLI. S. 73), welche einerseits zu ihrem Betriebe des Wechselstromes bedurften und andererseits die Leistungsfähigkeit des Wechselstromes erhöhten und erweiterten. Schnell raffte sich dieser jetzt wieder zum Wettstreit mit seinem Rivalen auf und eroberte in kürzester Frist ansehnliche eigene Arbeitsgebiete in den Centralen für elektrische Beleuchtung und Kraftübertragung. Auf der Ausstellung zu Frankfurt stand er wieder ebenbürtig dem Gleichstrom gegenüber (siehe Bd. XLI. S. 546). Ja, wenn die Anzeichen nicht trügen, dürfte der Wechselstrom in nicht ferner Zukunft abermals die Oberhand über den Gleichstrom gewinnen. Die ganz neue Form des Wechselstromes, der „Drehstrom", welcher auf der Frankfurter Ausstellung zum erstenmal öffentlich arbeitete, lieferte den Beweis, daß die Ausbildungsfähigkeit des Wechselstromes noch lange nicht erschöpft ist, während der Gleichstrom vom Ende seiner Entwicklung jedenfalls nicht mehr weit entfernt sein kann. Ebenso lassen die höchst auffallenden Ergebnisse, welche der geistreiche

Amerikaner Tesla im verflossenen Jahre mit Wechselströmen erhielt, die in einer Sekunde 10 000mal und noch öfter ihre Richtung umkehrten, noch eine Reihe bisher ungeahnter Wirkungen und Anwendungen vom Wechselstrome erwarten.

Eine ansehnliche Zahl bedeutender Städte, wie London, Wien, Rom, Turin, Livorno, Amsterdam, Toulouse, Temesvár, Innsbruck, Karlsbad, Köln, Marienbad, Luzern, Melbourne, Montevideo, haben für ihre städtischen Beleuchtungsanlagen das Wechselstrom-Transformatoren-System gewählt. Der Wechselstromerzeuger, welcher in der elektrischen Centralstation Londons gegen Ende des abgelaufenen Jahres aufgestellt worden, ist ein wahrer Riese in seiner Art und steht zu der Ausdehnung der Metropole, welche er mit elektrischer Energie versorgen soll, ganz im richtigen Verhältniß. Die Maschinenachse wiegt für sich allein 1000 Centner, der Anker 4400, die Feldmagnete 10 000 Centner. Der Ankerring hat einen Durchmesser von 3,715 m. Die Leistungsfähigkeit der Maschine beläuft sich auf 3 680 000 V. A. (Volt-Ampère) oder 5000 P. S. (Pferdestärken). Dieser Koloß übertrifft alle Gleichstromdynamos um ein bedeutendes in Größe und in Leistung. Einfacher in der Zusammensetzung und im Bau, erlauben die Wechselstrommaschinen viel eher als die Gleichstromgeneratoren so riesige Größenverhältnisse und können eben deshalb auch erstaunlich hohe Beträge von elektrischer Arbeit liefern.

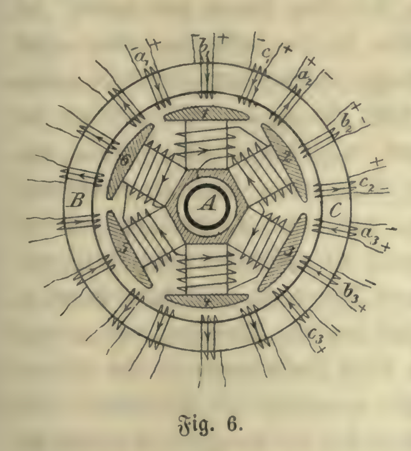


Fig. 6.

Zur Veranschaulichung der Einrichtung von Wechselstrommaschinen führen wir dem Leser drei schematische Bilder der einfachsten Typen vor Augen. Fig. 6 stellt die wesentlichen Theile einer Gramme'schen Maschine vor. Auf der Achse A sitzt zunächst eine fest mit ihr verbundene eiserne Nabe, und auf dieser sitzen 6 sternartig angeordnete Elektromagnete, die mit etwas verbreiterten Polschuhen aus weichem Eisen endigen. Um die Schenkel aller Magnete zieht sich eine zusammenhängende Drahtwicklung; sie ist jedoch abwechselnd nach rechts und nach links gewunden. Wenn daher von einer äußern Quelle her ein Gleichstrom in die Drahtleitung sich ergießt, so bilden sich an den Polschuhen abwechselnd entgegengesetzte Magnetpole aus. 1, 3, 5 wird zum Südpol, 2, 4, 6 zum

Nordpol. Die Zuleitung des Stromes zum Magnet 1 vermittelt ein metallischer Schleifring, der vor der Nabe isolirt auf der Achse befestigt ist, indem dieser einerseits mit dem Anfang der Wicklung in beständiger Verbindung steht, andererseits aber während der Drehung an eine metallische Contactfeder drückt, welche leitend mit einer äußern Stromquelle zusammenhängt. Die Ableitung vom Magnet 6 geschieht gerade so vermittelst eines Schleifringes auf der entgegengesetzten Seite. — Den drehbaren Magnetstern umschließt der unbewegliche Ankerring BC. Sein Kern ist aus Eisenlamellen zusammengefügt und mit 3 × 6 Drahtspulen umwickelt.

Sobald der Strom die Drahtbahn des Magnetsternes durchfließt, wird ein dreifaches Magnetfeld um letztern erzeugt. Von den Polen 2, 4, 6 treten drei Kraftlinien-Bündel aus, ziehen sich in die gegenüberstehenden Theile des Eisenkernes im Ankerring hinein und spalten sich dabei sofort in zwei Hälften, von denen die eine links, die andere rechts abbiegt, um vom Ringe aus in die beiden nächsten unpaaren Pole hineinzulaufen. Dreht sich die Achse, so dreht sie alle drei Magnetfelder mit sich herum und zieht deren Kraftlinien durch alle einzelnen Spulen hindurch. Während einer Drehung der Achse treten somit die Kraftlinien in jeder einzelnen Spule dreimal ein und aus. Dreimal vollzieht sich dabei folgende Reihe von Aenderungen: die elektromotorische Kraft hebt sich erst vom Werth Null zum positiven Maximum, sinkt dann hinab zu Null, ändert die Richtung, erreicht das negative Maximum und gelangt wieder zu Null. Das Ergebniß jeder dieser Aenderungen ist eine Stromwelle oder zwei steigende und fallende entgegengesetzte Stromstöße oder zwei „Stromwechsel". In jeder Spule werden also durch eine Drehung der Achse 3 Stromwellen oder 6 Stromwechsel hervorgerufen.

Ihrer Intensität nach, bezüglich des periodischen Auf- und Niederschwankens der Stromstärke, sowie der Zeit, während welcher dasselbe geschieht, sind die entstehenden Wechselströme in allen 18 Spulen einander vollständig gleich. Dennoch herrscht zwischen denselben Verschiedenheit betreffs der Richtung und der Wellenphase. Nur je 3 Ströme, nämlich diejenigen in a_1, a_3, a_5 — in a_2, a_4, a_6 — in b_1, b_3, b_5 — in b_2, b_4, b_6 u. s. w., stimmen in allem miteinander überein. Die Ströme in den paaren und unpaaren gleichbezeichneten Spulen unterscheiden sich nur in der Richtung, verlaufen aber völlig synchron, d. h. sie beginnen und beenden zu gleicher Zeit den Stromwechsel. Sie haben also in jedem Moment gleiche, aber entgegengesetzte Stromphasen. Hieraus folgt, daß, wenn man die Enden dieser paaren und unpaaren Spulen gleichartig

leitend aneinanderfügt — d. h. je die nächstliegenden Enden —, die entgegengesetzten Ströme sich gegenseitig aufheben. Schaltet man sie aber umgekehrt zusammen, verbindet man das + Ende der einen mit dem weiter abliegenden — Ende der anderen, so vervielfacht sich die wirksame elektromotorische Kraft, man erzielt eine sechsmal größere Stromspannung. Man nennt diese Verbindung „Hintereinanderschaltung“. Auch in der Weise können je sechs gleichbezeichnete Spulen vortheilhaft verbunden werden, daß man alle + Enden unter sich und ebenso alle — Enden miteinander verbindet, man hat dann die „Nebeneinanderschaltung“. Die elektromotorische Kraft bleibt dann gleich groß, sie setzt aber bei kleinem Widerstande im Arbeitskreise eine größere Elektricitätsmenge in Bewegung, erzeugt eine größere Stromstärke.

In gleicher Weise lassen sich die Ströme in den 6 Spulen b oder c zusammenschalten. Dagegen ist eine solche Zusammenschaltung der ungleich bezeichneten Spulen nicht thunlich, da sie untereinander nicht synchron sind und sich gegenseitig stören. Die kurz skizzirte Maschine kann also zum mindesten 3 verschiedene Wechselströme abgeben, die entweder durch Hintereinander- oder Nebeneinanderschaltung gewonnen werden. Sie kann aber auch gleichzeitig 18 einzelne Ströme liefern und beliebig viele zwischen 3 und 18, je nachdem mehr oder weniger der einzelnen Spulen zusammengezogen werden. Nehmen wir nun an, die Achse mache in der Minute 100 Umdrehungen, so kommen auf die Sekunde 10 Stromwechsel, eine Zahl, die für Beleuchtungszwecke viel zu niedrig ist. Aus diesem Grunde wird die Zahl der Feldmagnete vermehrt, bei kleineren Maschinen zudem auch die Umdrehungsgeschwindigkeit gesteigert, so daß man wenigstens gegen 100 Stromwechsel in der Sekunde erzielt. Die zu Frankfurt ausgestellte Siemens'sche Wechselstrommaschine besaß 60 Feldmagnete und machte 100 Umdrehungen in der Minute, während die Wechselstrommaschine der Gesellschaft „Helios“ mit 48 Feldmagneten 125 Touren ausführte. Aus dem Gesagten wird der Leser schon entnommen haben, eine wie mannigfaltige Stromabgabe eine Wechselstrommaschine von obiger Einrichtung gestattet. Selbstverständlich kann innerhalb weiter Grenzen auch durch Aenderung der Windungszahl und der Drahtdicke die Stromstärke oder die Stromspannung höher und niedriger gestellt werden. Schließlich läßt die Stromerzeugung durch solche Maschinen eine sehr verschiedengradige Abstufung noch dadurch zu, daß man es ganz in der Hand hat, in die Wicklung der Feldmagnete schwächere und stärkere Erregerströme zu schicken und so den magnetischen Feldern jede beliebige Intensität zu geben.

Nur wenig verschieden ist der Maschinentypus, welchen die Fig. 7 verdeutlichen soll. Er weist gleichfalls 6 radial gestellte, sammt der Achse drehbare Elektromagnete auf. Abgesehen vom Mangel der Polschuhe ist an diesem innern Theile auch alles andere wie beim vorigen Typus. Der Ankerring dagegen ist insofern bedeutend verschieden, als die Spulen nicht auf den Ring geschoben sind, sondern über 12 Kerne aus Eisenblech, welche radial auf der Innenseite des eisernen Ringes angebracht sind. Je 6 dieser Spulen, nämlich a_1—a_6 und b_1—b_6, sind durch dieselbe Drahtleitung zu einem Stromkreise verbunden, die Windungen verlaufen aber in den aufeinanderfolgenden Spulen im entgegengesetzten Sinn. Mit solcher Bewicklung liefert die Maschine beim Drehen des stromumflossenen Ankersternes 2 Wechselströme, deren Phasen gegeneinander verschoben sind. Die Pfeile geben die Stromrichtungen in den einzelnen Spulen an, die gerade vorhanden sind, wenn der Ankerstern in die gezeichnete Stellung eintritt. In dem Momente, wo er aus ihr austritt, ändert sich in allen Spulen die Stromrichtung. Während einer Umdrehung erfolgt sechsmal eine Richtungsumkehr oder entstehen 3 Stromwellen.

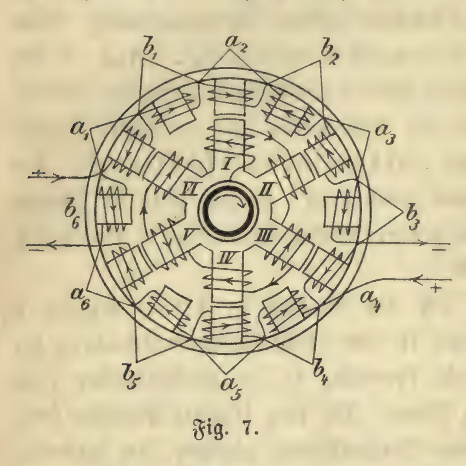


Fig. 7.

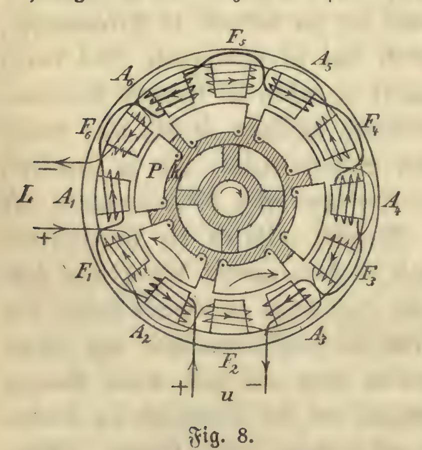


Fig. 8.

Ganz eigenartig in Bau wie Wirkungsweise ist die neue Wechselstrommaschine von Kingdon, die auf deutschem Boden zum erstenmal im letzten Jahre bei Gelegenheit der elektrischen Ausstellung zu sehen war. Fig. 8 läßt ihr Constructionsprincip erkennen. Es stehen sowohl ihre Ankerspulen A_1—A_6 als auch ihre Feldmagnete still und sitzen an der Innenwand eines Eisencylinders. Um die Schenkel sämmtlicher Feldmagnete und ebenso um alle 6 Ankerkerne schlingt

sich eine und dieselbe Drahtleitung, die abwechselnd links und rechts gewunden ist. Schleifcontacte kommen nicht vor. Links bei L wird Gleichstrom der Schenkelwicklung zugeleitet; er erzeugt in den aufeinanderfolgenden Feldmagneten entgegengesetzte Pole. Unten bei U fließt der in den Ankerspulen auf- und niederwogende Wechselstrom in den Arbeitskreis hinaus. Dieser Strom kommt in dieser Maschine einfach dadurch zu stande, daß vor den Spulen ein Cylinder K aus Kanonenmetall gedreht wird, welcher 6 durch Lücken voneinander getrennte, nach außen vorspringende Eisenmassen P trägt. Wenn sich nämlich diese Ansätze vor den Spulen im Kreise vorbeischieben, werden in den Ankerspulen im raschen Wechsel Kraftlinien ein- und ausgeführt und so entgegengesetzt gerichtete elektromotorische Kräfte geweckt. Denn es leiten diese Eisenbesätze, wenn sie gerade die Stellung in der Figur einnehmen, die Bündel der von den Feldmagneten aus- und einstrahlenden Kraftlinien in der Richtung der Pfeile von den Feldpolen in die Kerne der Ankerspulen über; sie ziehen dieselben aber, wenn sie bis mitten vor die Ankerspulen kommen, vollständig von diesen weg. Während der innere Ring einmal die Runde macht, erfolgt dieser Ein- und Austritt sämmtlicher Kraftlinien eines Magnetpoles bei jeder der Ankerspulen zwölfmal in genau synchronem Tempo. Es entstehen somit 6 Stromwellen oder 12 Stromwechsel. Macht ferner die Achse jede Minute 100 Umdrehungen, so kommen auf die Sekunde 10 Stromwellen, 20 Stromwechsel. Das in der Maschinenhalle zu Frankfurt mit einer Leistungsfähigkeit von 50 000 V. A. (ca. 70 P.S.) arbeitende Modell hatte 16 Feldmagnete und 16 Ankerspulen. Bei einer Drehgeschwindigkeit von etwa 260 Touren per Minute erzeugte es in der Sekunde 70 Wellen oder 140 Wechsel, doppelt so viel als eine der beiden vorher besprochenen Maschinentypen mit gleicher Zahl von Ankerspulen und gleicher Umdrehungsgeschwindigkeit.

Alle Maschinen, welche nach einem dieser drei oder einem der vielen ähnlichen Constructionsprincipien gebaut sind, liefern den sogen. „gleichphasigen oder einphasigen“ Wechselstrom, d. h. einen Strom, der aus vielen Drahtspulen so hervorsprudelt, daß er in jeder Spule stets dieselbe Wellenphase hat. Die Vortheile, welche diese Maschinen den Gleichstromdynamos gegenüber darbieten, sind: größere Einfachheit im Bau, höhere Dauerhaftigkeit, leichtere Regulirbarkeit der Stromerzeugung, stärkere Stromspannungen, welche sich mit einer einzelnen Maschine erreichen lassen, ohne Isolationsschwierigkeiten zu begegnen. Diesen Vortheilen stehen leider auch erhebliche Nachtheile gegenüber. Während der

Gleichstrom zu allen Verrichtungen, zu welchen die Elektricität überhaupt zu gebrauchen ist, ziemlich gleich gut sich anschickt, bewährt sich der einphasige Wechselstrom fast nur für die Beleuchtung, und auch dieses nur bei hoher Wechselzahl. Er kann allerdings auch zur Arbeitsübertragung herbeigezogen werden, bereitet dann aber dem Techniker viel mehr Schwierigkeiten und Sorgen als der Gleichstrom. Für elektrolytische Arbeiten, für Galvanoplastik, für die Füllung von Accumulatoren-Batterien ist er seiner Natur nach ganz unbrauchbar. Zu alledem kommt dann noch der Umstand, daß die einphasige Wechselstrommaschine nur im Vereine mit einer Gleichstrommaschine zu verwenden ist, da sie ihre Feldmagnete mit Gleichstrom erregt. Man baut wohl auch „selbsterregende" Wechselstrommaschinen, welche einige ihrer Spulen zur Erzeugung des nöthigen Gleichstromes nach dem Dynamoprincip benützen, während die Mehrzahl der Ankerspulen den Wechselstrom hervorbringen. Solchen selbsterregenden Maschinen geht aber gerade der Hauptvortheil der Wechselstrommaschinen ab, Einfachheit und Dauerhaftigkeit.

Hätten daher nicht die Transformatoren dem Wechselstrom nach einer andern Seite hin ein Uebergewicht über den Gleichstrom verschafft, so würde er in seiner alten Form, als einphasiger Strom, wohl nie wieder aus dem Grabe zu neuem frischen Leben erstanden sein. So anstellig der Gleichstrom für Kleinbetrieb sich erwiesen hatte, so wenig wollte er sich in die Einrichtung von elektrischen Centralen einfügen lassen, die über ein ausgedehntes Arbeitsnetz an weit voneinander abliegende Verbrauchsstellen elektrische Energie zu vertheilen hatten. Der Gleichstrom bereitete hier zu große Energieverluste. Die Erfindung der Transformatoren erschien deshalb wie eine Erlösung aus einem beengenden Banne, in welchen die Elektrotechnik gerathen war. Im Bunde mit den Transformatoren konnten jetzt die Wechselströme ihre hohen Spannungen zur Geltung bringen. Weite Entfernungen, große Verzweigung bildeten für sie kein Hinderniß. Die hochgespannten Maschinenströme ließen sich auch in den längsten Leitungen ohne irgend einen erheblichen Verlust an die verschiedenen Verbrauchsmittelpunkte überführen; dort aber übernahmen es die Transformatoren — einfache, selbstthätige, keiner Wartung bedürftige Apparate —, ihre hohe Spannung in niedere, betriebsfähige Spannung ökonomisch umzuwandeln und den ringsum liegenden Stromabnehmern richtig zugemessen zuzustellen.

Diesem verlockenden, vortheilhaften Umschwunge ist es zuzuschreiben, wenn in letzter Zeit viele Städte zur Annahme des Wechselstrom-Transformatoren-Systems für ihre elektrischen Centralen sich entschlossen haben.

Andere traten auch jetzt noch nicht aus ihrer abwartenden Stellung heraus, darunter z. B. Frankfurt a. M. Diese bedächtige Vorsicht ist ihnen gewiß nicht zu verdenken. Bei den in ungesundem Wettlauf sich überstürzenden Neuerungen auf dem Gebiete der Elektrotechnik könnte es ja nur allzu leicht sich ereignen, daß elektrische Anlagen, die bei ihrer Inangriffnahme für die neuesten und besten galten, noch ehe sie beendigt sind, schon als veraltet und durch anderes weit überholt anzusehen sind. Manche der eben vollendeten elektrischen Centralen, welche nach dem früher gefeierten System Edisons ausgeführt sind, stehen bereits nicht mehr auf der Höhe der Zeit und werden heute für unpraktisch erklärt. Bezüglich des einphasigen Wechselstromes ist so etwas um so mehr zu befürchten, als ihm seit der Frankfurter Ausstellung der mehrphasige Wechselstrom oder der „Drehstrom" den Rang abzulaufen begonnen hat. Ohne Zweifel sind die auf diesen jungen Sprößling gesetzten Hoffnungen, von denen jemand behauptete, sie seien noch höher gespannt als der 30 000voltige Lauffener Drehstrom selbst, übertrieben. Nichtsdestoweniger ist bei der Neuheit dieser Art von Strömen noch gar nicht abzusehen, ob und welche Umwälzungen in der Elektrotechnik durch sie demnächst hervorgerufen werden.

Der Drehstrom wetterleuchtet seit 10 Jahren. Von dem Bestreben getrieben, dem Wechselstrom seine leidigen Unarten bei der Kraftübertragung zu benehmen, kamen mehrere Gelehrte und Praktiker auf die Idee, den einphasigen Wechselstrom durch einen mehrphasigen zu ersetzen, und suchten diese Idee durch zweckmäßige Maschinenconstructionen zu verwirklichen. Männer fast aller Länder erheben heute Anspruch darauf, zu den Erfindern der Drehstrommaschine gezählt zu werden. Lontin und de Fonvielle wollen die Grundidee derselben, das drehende Feld, bereits 1881 angewandt haben. Mit fertigen Constructionen traten dann im Jahre 1888 fast gleichzeitig der Professor Ferraris, die Techniker Tesla, Schallenberger, Bradley und etwas später v. Dolivo-Dobrowolsky, Haselwander, Wenström, Hutin und Leblanc an die Oeffentlichkeit. Das Probestadium vollendete die neue Maschine indessen erst bei Gelegenheit der letztjährigen Ausstellung. Nicht nur wetteiferten fünf der größten deutschen Firmen in Vorführung verschiedener, völlig durchgebildeter und betriebssicherer Drehstrommodelle, nämlich die „Allgemeine Elektricitätsgesellschaft" zu Berlin, die Maschinenfabrik Oerlikon, die Firma W. Lahmeyer & Co., Siemens & Halske, Schuckert; sondern es bestand auch der Drehstrom in der Lauffener Kraftübertragung in Gegenwart der competentesten Richter mit Glanz sein Meisterstück. Er konnte jetzt seinen

beiden älteren Genossen, dem einphasigen Wechselstrom und dem Gleichstrom, ebenbürtig und gleichberechtigt gegenübertreten. Alsbald machte er sich denn auch daran, sich um eigene, selbständige Arbeitsgebiete zu bewerben. Schon am 16. Januar, also kurz nach der Ausstellung, wurden die ersten größeren auf das Drehstromsystem gegründeten Anlagen für elektrische Beleuchtung und Kraftübertragung zu Heilbronn, welche der stellvertretende Vorsitzende der Ausstellung, O. v. Miller, ausgeführt hat, dem Betriebe übergeben. Am Bodensee hat sich eine Gesellschaft zur elektrischen Ausnützung der Wasserkräfte der Argen gebildet, welche vorhat, mittels des Drehstromes 4000 P. S. der Beleuchtung und dem Maschinenbetrieb dienstbar zu machen. Eine kleinere Kraftübertragung wurde schon vor einem halben Jahre in Luisenthal bei Gmund am Tegernsee dem Drehstrom anvertraut.

Treten wir der Einrichtung und Wirkungsart der Drehstrommaschinen etwas näher. Dieselben lassen eine sehr mannigfaltige Bauart zu. Jede Gleichstrommaschine mit Gramme'schem Ring (vgl. S. 181 ff.) kann mit Leichtigkeit in eine Drehstrommaschine verwandelt werden, wenn man, nach Ausschaltung des Collectors oder Commutators, die Wicklung des Ankerringes in 3 oder 6 gleiche Spulen theilt und deren Enden einerseits in geeigneter Weise unter sich, andererseits mit 3 oder 4 Schleifringen verbindet.

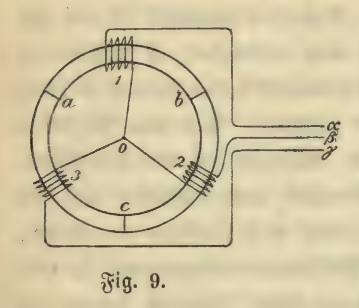


Fig. 9.

Das nähere „Wie" und „Warum" soll uns folgende Betrachtung lehren. Wir legen uns dabei den wesentlichen Vorgang so einfach wie möglich zurecht.

Auf dem Ring in Fig. 9 seien 3 gleichgroße und gleichsinnig gewickelte Spulen aus isolirtem Kupferdraht, welche die Theile des Ringes von a bis b, von b bis c, von c bis a bedecken. Mit dem einen Ende werden dieselben so, wie es die in der Figur gezeichneten Spulenstücke zeigen, in o zusammengeschaltet; ihr anderes Ende (α, β, γ) führt in den äußern Arbeitskreis hinaus. Nehmen wir nun an, es werde einer der 3 Doppelmagnete in Fig. 6, etwa 1, 4, im Innern des Ringes einmal um seine Achse gedreht, so entsteht in jeder der 3 Spulen eine Stromwelle. Als Ganzes genommen ist dieselbe in jeder Spule vollkommen gleich; vergleichen wir aber die Wellenstadien, welche in jeder der 3 Spulen in demselben Moment durchlaufen werden, so finden wir, daß sie

alle ungleich sind; die 3 entstehenden Wellen sind, wie man zu sagen pflegt, von „verschiedener Phase". In dem Moment, wo die Welle in Spule 1 gerade von Null zum Maximum des positiven Stromes sich zu erheben beginnt, befindet sich die Welle der Spule 3 in demjenigen Stadium, das um $^1/_3$ Wellenperiode später eintritt, und in Spule 2 in der noch weiter abliegenden Phase, welche nach Verlauf von $^2/_3$ einer Wellenperiode vorhanden ist. Was bei einer Umdrehung geschieht, das wiederholt sich selbstverständlich ebenso bei allen aufeinanderfolgenden Touren während des anhaltenden Drehens. Es entstehen dann in den 3 Spulen 3 getrennte Wellenströme, deren Phasen, wie man technisch sich ausdrückt, um 120° gegeneinander verschoben sind. — Zu ganz demselben Ergebniß gelangt man, wenn man den dreispuligen Ring zwischen zwei festliegenden, gegenüberstehenden Magnetpolen einer gewöhnlichen Gleichstrommaschine sich drehen läßt. In diesem Falle müssen aber die drei Enden α, β, γ an 3 Schleifringe angelegt werden, welche isolirt auf der Achse sitzen und von welchen 3 schleifende Metallcontacte die Wellenströme in den Arbeitskreis überleiten. — Statt in 3 Spulen vertheilt man die Wicklung des Ringes besser in 2 × 3 oder 4 × 3 Spulen, von denen dann im ersteren Falle je 2, im letzteren je 4 zusammengeschaltet werden. Fig. 10 zeigt die Einrichtung eines Drehstromankers mit 6 Spulen.

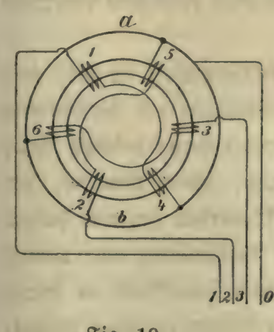


Fig. 10.

Spule 1 ist mit 4, 2 mit 5, 3 mit 6 verkoppelt. Mit einem Ende sind die 3 Doppelspulen durch die Drahtleitung a b unter sich verbunden, ihr anderes Ende (1, 2, 3) führt zum Arbeitskreis. Eine solche Vervielfachung der Spulen gestattet einerseits, das magnetische Feld besser auszunützen und liefert andererseits Ströme von einer gleichmäßigeren Wirkung, ohne deshalb eine Vervielfachung der Fernleitungsdrähte nach sich zu ziehen.

Dieses Trio von Wellenströmen ist nichts anderes als der Drehstrom. In der eigenartigen Nebeneinanderstellung seiner Stromwellen besitzt er sehr merkwürdige, für die Praxis überaus vortheilhafte Eigenschaften, welche den Uebelstand, daß es zu seiner Fortleitung eines Drahtes mehr als bei den anderen Strömen bedarf, weit aufwiegen[1].

[1] v. Dolivo-Dobrowolsky findet übrigens durch Rechnung, daß das Gewicht der drei für Drehstrom nöthigen Kupferleitungen nicht so groß zu nehmen ist, wie für eine zweifache Leitung eines Gleich- und Wechselstromes für gleichgroße Energiebeförderung.

Zunächst ist die Summe der Stromintensitäten aller drei Ströme in jedem Momente gleich Null, oder, was auf dasselbe hinausläuft, die Summe zweier der Ströme ist stets gleich der Stromintensität des dritten, hat aber entgegengesetztes Vorzeichen. Wenn somit die drei Strombahnen an einer Stelle miteinander leitend verbunden werden, so heben sich dort, aber auch nur dort und von dort an, alle 3 Ströme gegenseitig vollständig auf. Man kann deshalb in O (Fig. 9) alle 3 Spulen aneinanderlegen, ohne dadurch den Stromlauf in den Spulen selbst oder im Arbeitskreis zu beeinträchtigen, und es bedürfen die 3 Wechselströme keiner besonderen Rück- oder Erdleitung, wie andere Ströme. Wenn man nichtsdestoweniger in gewissen Fällen es dennoch vorzieht, den Vereinigungspunkt O leitend mit der Erde zu verbinden oder, wo der Arbeitskreis sehr klein ist, für alle 3 Ströme eine gemeinsame Rückleitung zur Maschine anzuwenden, so sind hierfür besondere praktische Rücksichten maßgebend.

Eine andere gute Folge der obenerwähnten Eigenschaft ist die, daß der Drehstrom nicht jene störenden Inductionswirkungen auf benachbarte Stromleitungen, auf Telegraphen- und Telephondrähte hervorbringen kann, durch welche der einphasige Wechselstrom und auch, jedoch weniger, der Gleichstrom Anlaß zu so vielen Klagen und Beschwerden gegeben haben. Die Firma Lahmeyer & Co. hat während der Ausstellung eine Kraftübertragung durch Drehstrom von Offenbach nach Frankfurt in Gang gesetzt. An denselben Stangen, welche die 3 Drehstromleitungen trugen, hat sie auch in 1 m Abstand eine Telephonleitung anbringen lassen und festgestellt, daß der Drehstrombetrieb eine Verständigung durch das Telephon zwischen den beiden Endstationen nicht hinderte.

Der Drehstrom hat ferner die Eigenschaft, die Vortheile des einfachen Wechselstromes sowie des Gleichstromes bis zu einem gewissen Grade in sich zu vereinigen und in den einen oder andern sich leicht verwandeln zu lassen. Wie man unschwer zeigen kann, ist die Summe der Stromenergie, welche jeden Augenblick an allen Stellen der dreifachen Leitung weiterbefördert wird, eine gleichbleibende Größe. Es bewirkt deshalb der Drehstrom, wenn er durch eine jener Glühlampen mit 3 Kohlenbügeln fließt, wie sie heute für diesen Zweck hergestellt werden, ein nicht weniger gleichmäßiges Leuchten als der Gleichstrom. — Der in jeder einzelnen Leitung vorhandene Strom ist ein regelrechter Wechselstrom, und es steht nichts im Wege, jeden Einzelstrom für sich zur Arbeit zu verwenden. — Es lassen sich aber auch die 3 Theilströme zu einem har-

monischen gleichgerichteten Wechselstrom umformen. Man hat zu dem Zwecke nur einen derselben in umgekehrter Richtung fließen zu lassen: eine Aufgabe, die in einfachster Weise durch die Art der Verbindung der Spulenenden gelöst werden kann. Läßt man die 3 Ströme, nachdem einer derselben umgekehrt worden ist, in 3 parallelen Leitungen nebeneinander weiterfließen, so bezeichnet man diesen Tripelstrom als einen „verketteten Drehstrom". Er ist gleichfalls ein Mittelding zwischen einfachem Wechselstrom und Gleichstrom, nähert sich aber doch schon etwas mehr dem ersteren. Es fließt der Strom in dreifacher Bahn überall in gleicher Richtung, schwankt in allen 3 Drähten ziemlich gleichzeitig auf und ab; es ist aber nie und nirgendwo die Bahn stromlos, was beim einfachen Wechselstrom am Anfang jeder Wellenperiode sich ereignet. Im Gegentheil bleibt auch in diesem verketteten Drehstrom die Energiesumme immer und überall nahezu constant. — Leitet man schließlich den verketteten Drehstrom in einen einzigen Draht, so wird er zu einem gewöhnlichen einphasigen Wechselstrom, welcher sich nur durch seine größere Intensität von den Wechselströmen in den Einzelleitungen des Drehstromes unterscheidet.

Was den Drehstrom am meisten auszeichnet, ist seine hohe Verwendbarkeit zur Uebertragung mechanischer Arbeit. Zu diesem Zwecke ist er ja auch ausgedacht worden. Er übertrifft in dieser Beziehung nicht bloß den einfachen Wechselstrom, sondern auch den Gleichstrom. Wie bekannt, hat die Dynamo, welcher Art sie sein mag, das Eigenthümliche, sich beliebig „umkehren" zu lassen. Wird in ihr der Anker im magnetischen Felde unter Aufwand mechanischer Arbeit gedreht, so fließt, wie wir gesehen, immer aus dem Anker ein elektrischer Strom; wenn man dagegen einen elektrischen Strom in den ruhenden Anker fließen läßt, so fängt der Anker an, sich zu drehen, und kann bei der Drehung mechanische Arbeit leisten. Etwas Aehnliches haben wir bei jedem Luftventilator. Wird diese allbekannte Einrichtung aus einem Flügelrad, das in ein cylindrisches Gehäuse eingeschlossen ist, durch eine mechanische Kraft in Drehung versetzt, so wird die Luft auf der einen Seite des Flügelrades verdichtet, auf der andern verdünnt: es entsteht ein Luftstrom. Wenn aber umgekehrt ein Luftstrom durch das Gehäuse geblasen wird, so dreht sich das Flügelrad und wird dadurch zur Arbeitsleistung befähigt. Bei den Gleichstrom- und Drehstrommaschinen stellt sich diese Umkehr der Verrichtung sofort von selbst ein, wenn ihnen Strom zugeführt wird, und sie halten fest bei der Arbeit aus, auch wenn sie überlastet werden. Nicht so bei der gewöhn-

lichen Wechselstromdynamo. Ihr muß zum richtigen Anlaufen geholfen werden, indem man die Arbeitsmaschine durch künstliche Regulirung allmählich in synchronen Gang mit dem Stromerzeuger zu bringen sucht. Zudem fällt eine solche Arbeitsmaschine wieder aus dem synchronen Gang heraus und bleibt stehen, sobald sie stärker belastet wird. Vor der Gleichstromdynamo aber hat die Drehstromdynamo als Arbeitsmaschine gar manches voraus. Abgesehen davon, daß sie einfacher und solider im Bau ist, gestattet sie höhere Wirkungsgrade, bietet höhere Betriebssicherheit, verträgt leichter Ueberlastungen und Schwankungen im Arbeitskreis, läßt ihren Gang leichter ändern und sogar schnell und sicher in die entgegengesetzte Drehung umsteuern; endlich verträgt sie wie alle Wechselstrommaschinen höhere Stromspannungen und erlaubt, wie das Lauffener Experiment außer Zweifel gesetzt hat, Kraftübertragungen in die weitesten Fernen. Sehen wir uns die Lauffener Versuche nun etwas näher an, nach den vorausgeschickten Erklärungen bietet ihr Verständniß keine Schwierigkeit mehr und können wir uns dabei kurz fassen.

Eine sogenannte Combinations-Turbine der Maschinenfabrik Geislingen in Geislingen entnahm dem Neckar, wenn sie voll ging[1], 304 P. S. und übertrug diese mittels Winkelräder unmittelbar auf eine vom Ingenieur Brown construirte Drehstromdynamo, so daß diese während 35 minutlichen Umdrehungen der Turbine 155 Touren machte. Wenn die Dynamo bei 150 Touren 300 P.S. aufnahm, so erzeugte sie einen Drehstrom, welcher in jedem seiner drei Zweige einen Wechselstrom von 1400 A. Stromstärke und einer Spannung von ca. 50 V. vorantrieb. Es betrug also die fortzuleitende Gesammtenergie 210000 V.A. Die 3 Zweigströme ergossen sich, nachdem sie die Meßapparate am Schaltbrett, wo ihre Spannung und Stromstärke fortwährend controlirt werden konnte, durchlaufen hatten, in die ölgetränkten und ölumflossenen Transformatoren, um in gleichwerthige, d. h. ebenso arbeitsfähige Ströme von 600mal höherer Spannung und entsprechend niedrigerer Stromstärke umgewandelt zu werden.

Zur bessern Verdeutlichung dieses Vorganges der Stromumformung möge als Schema Fig. 11 dienen. Sie stellt einen ganz einfachen Drehstrom-Transformator dar, wie ihn v. Dolivo-Dobrowolsky vorgeschlagen

---

[1] Wie wir schon S. 40 anführten, wagte man anfangs nicht, die Turbinen mit voller Kraft auf die Dynamo einwirken zu lassen. Erst bei den Versuchen nach der Aufstellung, wo nicht viel mehr zu riskiren war, geschah dieses, worüber wir unten mehr mittheilen werden.

hat. Dieser Umformer besteht aus einem sechsseitigen Eisengestell, dessen gegenüberliegende Seiten durch eiserne Querprismen verbunden sind. Letztere tragen auf jeder Seite 2 gut isolirte Drahtspulen: je eine, die Primärspule, mit wenig Windungen aus recht dickem Draht, und je eine, die Sekundärspule, mit vielen Windungen aus sehr dünnem Draht. Nehmen wir nun an, Fig. 10 sei das Bild des von der Turbine in Lauffen angetriebenen Drehstromgenerators und Fig. 11 dasjenige des zugehörigen mit ihm verbundenen Transformators. In diesem Falle werden die 6 im Anker des Generators erzeugten Wechselströme durch 4 Drähte bis zu dem Transformator geleitet, unmittelbar vor demselben aber so auf 6 gesonderte Leitungen vertheilt, wie es die Zeichnung erkennen läßt. Die 6 abgezweigten Ströme durchkreisen dann die Primärspulen und kehren alle zur Rückleitung 0 zurück [1]. Eine jede Stromwelle in jeder der Primärspulen erzeugt eine ebensolche in allen Windungen der zugehörigen Sekundärspule. Weil nun die Spulen auf demselben Prisma im umgekehrten Sinn gewickelt sind, so zeigen nothwendig die in all den einzelnen Sekundärspulen gleichzeitig vorhandenen Wellenphasen genau denselben Phasenunterschied, wie auch die 6 Spulen auf dem Ankerring des Generators.

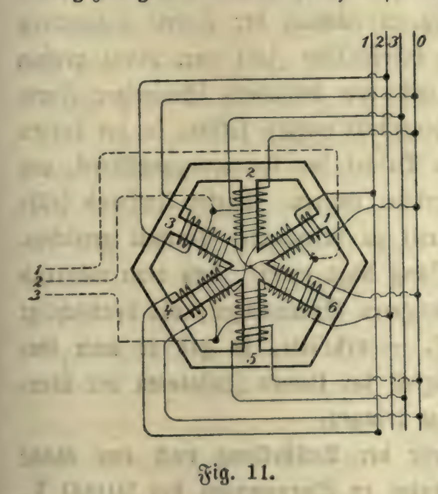


Fig. 11.

Gleichwie hier der dreifache, vom Generator kommende Drehstrom mit Hilfe des Transformators in sechsfachen niedergespannten Strom mit dem Phasenunterschied von nur 60° zurückverwandelt und dann in einen hochgespannten dreifachen Inductionsstrom mit dem Phasenunterschied von 120° umgeformt wird, so gestattet überhaupt ein derartiger Transformator, dessen bewickelte Prismen sich ja auch verdoppeln und verdreifachen lassen, neben der Spannungsänderung auch eine mannigfaltige Spaltung und Verkettung des zugeführten sowohl wie des in ihm erzeugten Stromes vorzunehmen.

[1] Wie schon oben bemerkt, ist die Leitung 0 nicht unumgänglich nothwendig. Wenn man sie fortläßt, kann man entweder die sechs Enden der Transformatorspulen unter sich verbinden, oder man kann ihre Verbindungsstelle, wie auch den Draht 0 des Generators, zur Erde ableiten.

Vom Transformator aus tritt der hochgespannte Drehstrom in die Fernleitung über, um mit der Schnelligkeit des Blitzes die 175 km lange Bahn zwischen Lauffen und Frankfurt zu durchwogen. Diese Bahn bestand aus 3 blanken Kupferdrähten von nur 4 mm Dicke, die ganz nach Art der Telegraphendrähte an 3000 Holzstangen von 8 m Höhe befestigt waren. Das gesammte Kupfergewicht dieser Fernleitungsdrähte belief sich auf 60 000 kg. Die ausnehmend hohe Stromspannung gebot, auf die Isolirung der Drähte eine besondere Sorgfalt zu verwenden. Man wand dieselben um Oel-Isolatoren, Porzellanglocken, welche ringsum im Innern eine oder mehrere vorspringende, mit Oel gefüllte Rinnen hatten. Das Gewicht aller zur Uebertragung gebrauchten Isolatoren betrug 520 000 kg. Es mußten zweierlei Oel-Isolatoren benützt werden, kleinere mit einer Rinne und größere mit drei Rinnen. Da es nämlich der Fabrik Schomberg & Söhne nicht möglich war, die beträchtliche Zahl von 9000 großen Isolatoren, welche 5 kg schwer und von besonders schwieriger Form eigens für diese Kraftübertragung hergestellt werden sollten, in der kurzen Frist zu liefern, so konnte nur ein Drittel der Uebertragungsstrecke mit den großen Porzellangefäßen ausgerüstet werden. Dieser Umstand sollte dem Uebertragungsversuche unerwartet zu besonderem Vortheil gereichen. Denn wenn er auch die Veranlassung dazu wurde, daß man während der Ausstellung selbst nur mit niedrigeren Spannungen, als beabsichtigt war — im Mittel mit 16 000 V. — arbeitete, so gab er auch Gelegenheit, die hohe Widerstandsfähigkeit der kleinen Isolatoren mit überraschend gutem Erfolge ans Licht zu bringen.

Als man nämlich am Schlusse der Ausstellung noch eine Reihe wichtiger Versuche vornahm und dabei zu Spannungen bis 30 000 V. und darüber hinaufging, ereignete es sich, daß alle kleinen Isolatoren trefflich standhielten, während ein großer Isolator vom Strom durchschlagen und zwei andere zerbrochen wurden. Wenn nun auch dieser Unfall keineswegs gegen die Anwendung großer Isolatoren sprechen kann, da, wie genauere Prüfung der beschädigten Isolatoren lehrte, derselbe in zufälligen Herstellungsfehlern seinen Grund hatte, die ja bei der Eile, mit welcher verfahren werden mußte, nicht wohl ausbleiben konnten, so wurde durch dieses Ereigniß in drastischer Form ein Beweis dafür erbracht, daß die Isolirung so hochgespannter Ströme lange nicht so schwierig zu erreichen ist, wie man dieses bislang gefürchtet und geglaubt hatte. Einen ähnlichen Beweis hatten übrigens kurze Zeit vorher auch die interessanten Experimente der Firma Siemens & Halske bei Gelegenheit des Elektro-

techniker-Tages zu Frankfurt geliefert, indem sie zeigten, wie Ströme von 40000, ja sogar 48000 V. durch 3 mm dicke Kupferdrähte, die nur mit einer Gummihülle von 12 mm Stärke und direct ohne jeden weiteren Schutz in die Erde verlegt worden waren, fortgeleitet werden können.

In Frankfurt auf dem Ausstellungsplatze angelangt, mußte sich der Drehstrom, sollte er zum Betriebe sich eignen, einer abermaligen Umformung unterziehen. Die dünnen Fernleitungsdrähte wurden zu dem Zwecke in die dünnen Bewicklungen dreier verschiedenen Oeltransformatoren geführt, aus deren dickdrahtigen Spulen mittels dreier starken Kabel niedrig gespannter Strom von erheblicher Stärke den Arbeitsplätzen zufloß. Der eine Transformator war von der Maschinenfabrik Oerlikon gebaut und lieferte den auf 100 V. herabgesetzten Strom zur Speisung der 1000 Glühlampen an dem großen Schilde vor der Vertheilungshalle. Die beiden anderen von der Allgemeinen Elektricitäts-Gesellschaft construirten Transformatoren nahmen etwas mehr als die Hälfte des von Lauffen kommenden Drehstromes auf und führten gleichfalls 100voltige Inductionsströme einem Motor nach dem System von Dolivo-Dobrowolsky, sowie anderen kleineren Motoren zu. Der große Motor erhielt durch 6 Zuleitungsdrähte einen sechsfachen Strom, dessen Phasen um 60° gegeneinander verschoben waren, und machte 600 Touren in der Minute. Direct mit einer Centrifugalpumpe gekoppelt, hob er Wasser in eine Höhe von 10 m zur Unterhaltung des rechts von der Halle eingerichteten Wasserfalls. Die ganze Anlage endet also, womit sie begonnen; der Lauffener Wasserfall ersteht in Frankfurt durch seine eigene Kraft von neuem, eine schöne Nachahmung des Kreislaufs und Wandels der Energie im Weltall.

Bevor wir zur Besprechung des bei dem eben geschilderten großartigen Kraftübertragungsversuche erzielten Erfolges übergehen, müssen wir noch dem Drehstrommotor einige Worte besonders widmen; denn in ihm gipfelt der Werth des Drehstromes. Denken wir uns, der in Fig. 11 skizzirte Transformator liefere durch seine 3 Leitungsdrähte 1, 2, 3 elektrische Energie in Form eines dreifachen Drehstromes an einen Motor, dessen Anker die Fig. 9 darstellen mag. Sobald in die 3 Spulen die Stromwellen sich ergießen, entsteht im Raume innerhalb des Ringes ein kräftiges magnetisches Feld. Wegen des steten Fortwanderns der Wellenphasen von Spule zu Spule ändert sich auch das Feld, und zwar so, daß die Mittellinie oder „Achse“ der das Feld durchfurchenden Kraftlinien wie der Zeiger einer Uhr fortwährend im Kreise sich herumbewegt.

Gerade dieser Wirkung wegen wurde dem mehrphasigen Wechselstrom der Name „Drehstrom" gegeben. Befindet sich ein um eine centrale Achse drehbarer Eisenstab im Felde, so wird dieser vom drehenden Felde mitgeführt mit einer Kraft, welche der Intensität des Feldes proportional ist. Ersetzt man den Eisenstab durch einen drehbaren Eisencylinder, so geschieht genau dasselbe. Noch kräftiger wird der Drehungsantrieb, wenn man den Stab oder Cylinder in passender Weise mit einer Drahtwicklung versieht und ihnen durch zugeleiteten Strom eigenen Magnetismus verleiht. Hierauf beruht die ganze Einrichtung der Drehstrommotoren, denen die obenerwähnten Vorzüge bezüglich der Kraftübertragung zukommen. Wie beim Generator, so werden auch beim Motor nicht 3, sondern mehr Ankerspulen angebracht. Die Versuche von Görges haben ergeben, daß man schon mit 12 Spulen eine ganz gleichmäßige Drehung erreicht. Fürwahr an Einfachheit lassen sich diese Motoren nicht übertreffen. Wenige Tage vor Schluß der Ausstellung brachte die Maschinenfabrik Oerlikon noch einen 25pferdigen Drehstrommotor nach Frankfurt, der nur einen einfachen Eisencylinder im Innern hatte, ohne alle Stromzuführung und Schleifringe, und durch überraschend hohen Nutzeffect sich auszeichnete.

Welches war nun der Erfolg dieser Lauffener Kraftübertragung? Ein vorzüglicher; darüber kann, wie wir bereits eingangs hervorgehoben haben, kein Zweifel mehr obwalten, wenn auch die Prüfungscommission leider die Ergebnisse ihrer Untersuchungen immer noch nicht veröffentlicht hat. Die beiden Hauptfragen, um die sich alles drehte, waren: 1. Lassen sich hochgespannte Ströme durch blanke Kupferdrähte in freier Luft gefahrlos und ohne zu große Energieverluste auf sehr weite Entfernungen überhaupt überleiten? 2. Kann diese Ueberleitung mit einfachen Mitteln und mäßigen Kosten ausgeführt werden? Beide Fragen wurden, wenn wir nur das, was zuverlässig bekannt geworden ist, berücksichtigen, in unerwartet günstigem Sinne durch den Versuch beantwortet.

Die Uebertragungsanlage arbeitete bei der schließlichen Steigerung der Stromspannung auf 30000 V. ebenso sicher und gefahrlos, wie bei der vorher eingehaltenen Spannung von 15—17000 V. Der obenerwähnte Unfall mit den 3 Oel-Isolatoren, sowie derjenige eines Drahtbruches, veranlaßten, dank der guten Wirkung der in die Strombahn eingeschalteten Sicherheitsapparate, keine Störung; sie waren an und für sich betrachtet belanglos und etwas, was bei jeder elektrischen Leitung vor-

kommen kann. Was dann den sehr traurigen Verlust eines Menschenlebens anbelangt, so darf dieser nicht dem Unternehmen zur Last gelegt werden. Er rührte vielmehr daher, daß übermäßiger Diensteifer den Unglücklichen veranlaßte, über die Sicherheitsvorschriften des Reglements sich hinwegzusetzen und ohne Noth in die augenscheinlichste Lebensgefahr sich zu stürzen. Denn daß 20000- und 30000voltige Ströme immer lebensgefährlich sind, das ist ja allgemein bekannt und nicht zu ändern; es handelte sich nur darum, ihre Gefahr aus dem Bereich des menschlichen Verkehres hinauszurücken, und dieses ist bei der Lauffen-Frankfurter Anlage in sehr vollkommener Weise erreicht worden.

Ueber die Energieverluste während der Uebertragung gibt uns ein Bericht des Ingenieurs E. Huber, eines der Leiter der Maschinenfabrik Oerlikon, Aufschluß. Während des Betriebes wurden in Lauffen und Frankfurt gleichzeitig regelmäßige Beobachtungen gemacht. Am Schaltbrett in Lauffen wurde für die drei Stromzweige eine Stromstärke von 500 A. bei 54 V. Spannung abgelesen. Dieses gibt als Product 80500 V.A. Da nun wegen der Phasenverschiebung die wirkliche aufgenommene Energie nicht wie beim Gleichstrom einfach durch das Product aus Spannung und Stromstärke gegeben wird, sondern etwas kleiner ist als dieses Product, so liegt der Werth der in Lauffen aufgenommenen Energie thatsächlich unter 80500 V. A. Zu gleicher Zeit brannten in Frankfurt 1060 sechzehnkerzige Glühlampen auf Kosten der von Lauffen kommenden Elektricität und verzehrten 80500 V.A. Setzen wir nun die aufgenommene Energie gleich 80500 V.A., so berechnet sich ein Wirkungsgrad von 72%. Der thatsächliche war aus dem eben besagten Grunde höher. Huber schließt aus anderen Daten, daß er um 5% höher liege. Hätte man auch nur einen Wirkungsgrad von 60% erzielt, so würde das Ergebniß schon als ein günstiges angesehen werden müssen. Nebliges, feuchtes Wetter war ohne Einfluß auf den Betrieb, ein Abfluß des Stromes zur Erde war auch nicht unmittelbar bemerklich. Die Meßinstrumente zeigten vollständig gleich bei nassem und trockenem Wetter[1].

---

[1] Mit diesen Angaben stimmen diejenigen überein, welche vor kurzem Professor Silvanus Thompson in einer an die „Times" gerichteten Zuschrift veröffentlicht hat. Letztere verdienen um so mehr unser Vertrauen, als dieser sachkundige Gelehrte und Forscher an dem Uebertragungsversuche völlig unbetheiligt war und seine Angaben ohne Zweifel auf Mittheilungen von seiten der Prüfungscommission sich stützen.

Eine Anlage von der großen Ausdehnung wie die besprochene muß immer große Kosten verursachen; vergleicht man aber diese Kosten mit denjenigen anderer ähnlicher Anlagen und berücksichtigt man dabei die verschiedene Entfernung zwischen Generatoren und Arbeitsmaschinen, so stellen sich die Anlagekosten der Lauffener Uebertragung als niedrig heraus. Unter der Voraussetzung, daß 300 P.S. in Lauffen aufgegeben und in Frankfurt zur Erzeugung von Licht verbraucht werden, betragen die Herstelstellungskosten für eine wirksame Pferdestärke nur 1200 Mark, wovon 1050 allein auf die Fernleitung kommen. Wie ganz anders würden die Kosten ausfallen, müßte man 100voltigen Strom unmittelbar ohne Umformung durch gewöhnliche Lichtleitungen von Lauffen nach Frankfurt führen! Man müßte dann zur Erreichung eines ähnlichen Erfolges Kupferleitungen von mehr als 1 qm Querschnitt anwenden und statt 60000 kg mehr als 20000000 kg Kupfer für etwa 40000000 Mark kaufen. Kommt nun wie hier der Umstand hinzu, daß die ursprüngliche Wasserkraft nichts oder doch nur unbedeutend wenig kostet, so wird die elektrische Kraftübertragung durch die Drehstrommaschine im Vereine mit Transformatoren in hohem Grade lohnend.

Der glückliche Anfang ist gemacht. Voraussichtlich wird es nicht lange Zeit dauern, bis das Experiment vielerorts sich wiederholt, um verlorene Wasserkräfte einzufangen und zum Dienste des Menschen heranzuziehen. Derselbe Draht, der schon durch geraume Zeit im Telegraphen unsere Gedanken und Wünsche über Land und Meer getragen, der seit etwas später im Telephon die zarten Schwingungen der von uns gesprochenen Laute meilenweit übermittelt, wird von nun an auch die bewegende Kraft des abstürzenden Wassers in Form unsichtbarer elektrischer Wellen mit gleicher Leichtigkeit weithin über Berg und Thal durch die Lüfte führen.

L. Dressel S. J.

Von Bombay nach Kandy.

Eine Eisenbahnfahrt von Bombay bis zur Südspitze von Indien bietet des Interessanten so viel, daß man nur aus zwingenden Gründen auf dieselbe zu Gunsten einer Seereise verzichten sollte. Der landschaftlichen Reize findet man zwar wenige; aber Land und Leute sieht man, wenn auch nur im Fluge, in unmittelbarer Nähe, und schon die flüchtigen Eindrücke entbehren nicht des Interessanten und Belehrenden.

Letztes Jahr am 23. Juni, um 10 Uhr abends, verließ ich Bombay, welches schon fast einen Monat lang auf den Ausbruch der sich verzögernden Monsune wartete. Statt des ersehnten Regens war eine große Schwüle unser Antheil für den ganzen Juni. In der kühleren Nacht erstiegen wir die Ghats und kamen über Poona nach Dhond, wo ich um 4 Uhr morgens meinen Begleiter von Calcutta traf. Der erste Regen hatte gerade alles überflutet. Durch das wellige und fruchtbare Plateau des Dekhan fahrend, berührten wir unter anderem Barsiroad und Sholapur, zwei bedeutende Centren des Baumwollen- und Getreidehandels, bis wir bei Kulburga in die Nizamsstaaten gelangten. Wenn man den steinigen Ackerboden der Strecke von Hyderabad-Dekhan, welche von der Bahn durchschnitten wird, betrachtet, so muß man sich wundern, woher die fabelhaften Summen stammen, die dem Nizam zur Verfügung stehen. Gerade um diese Zeit war, wie ein soeben beendeter Proceß herausstellt, derselbe mit dem Ankauf eines Diamanten für die Kleinigkeit von 4500000 Rupien beschäftigt; einer Verschleuderung, von der er bloß durch die Vorstellungen des britischen Residenten abgehalten wurde. Raichur ist die Verbindungsstation der Bahnlinie zwischen Bombay und Madras. Wie so viele andere, verdankt auch diese Station es dem Verkehrsleben der Bahn, daß sie aus dem eintönigen Leben eines indischen Dorfes mitten ins bunte Leben hineingezogen wurde. Uebrigens hatten Raichur sowohl wie Kulburga unter der Herrschaft des Großmoguls residirende Jesuitenmissionäre. Heute wird nur Raichur noch hin und wieder im Jahre von einem katholischen Priester besucht. Etwa 10 Meilen vor Raichur fährt der Zug über den Kistna-Fluß und ebensoweit hinter dieser Station über den Tungabhadra. Beide Flüsse zeigten jetzt nur inmitten eines breiten, mit Geröll überfüllten Bettes einen schmalen Wasserstreifen; einen Monat später wälzten sie ungeheuere gelbliche Wassermassen dem bengalischen Busen zu.

Die zweite Nacht brachte uns über die östlichen Ghats nach Arconum, wo wir um 6 Uhr morgens eintrafen. Hier hatten wir auf die südindische Bahnlinie überzugehen. Dieselbe ist schmalspurig und verzweigt sich über den ganzen Süden Indiens. Die Sicherheit des Verkehres ist in Indien dank der guten Organisation der Eisenbahnpolizei recht überraschend in Anbetracht der manchen öden Strecken, welche von den Postzügen bei Nacht durchfahren werden. Bezeichnend ist es jedoch, daß auf dieser Bahn innerhalb zweier Monate der

Eilzug zweimal angefallen wurde. Im letzteren dieser Fälle waren mehrere Schienen entfernt, was die Locomotive zum Stehen brachte und den Bremserwagen umstürzte. In diesem befanden sich 10 000 Rupien, und während Passagiere und Zugbeamte durch einen wahren Steinhagel in der dunkeln Nacht terrorisirt wurden, entkamen die Räuber mit ihren Rupien.

Die Gegend südlich von Madras ist durchgehends sehr fruchtbar, besonders bis Tanjur, bis wohin sich die Bahn in der Nähe des Meeres hält. Vor allem charakteristisch sind hier die großen Tempel, deren gewaltige, pyramidenförmige Thorthürme hoch aus den Palmen emporragen. An Kanälen ist kein Mangel; außerdem bringen der Colerun und Cavery die Niederschläge von den Nilgiri-Bergen.

In Trichinopoly, wo wir in der dritten Nacht um 12 Uhr anlangten, machten wir 24 Stunden Rast. Trichinopoly erinnert in Indien zunächst an die sog. „Cheroots", d. h. die Cigarren, die hier gemacht werden. Das Kraut wächst meistens in den Pulney-Bergen bei Dindigal. Für uns jedoch hatte Trichinopoly eine ganz andere Bedeutung. Es ist der Centralsitz der ältesten jetzt bestehenden Jesuitenmissionen in Indien. Im Gegensatz zu Bombay leben die Christen hier im Süden ganz und gar in ihren Gebräuchen und Gewohnheiten als Eingeborene. Nirgends ist das Kastensystem schärfer ausgebildet als hier. Besonders eingefriedete Räume sind in allen Kirchen und Kapellen den verschiedenen Kasten zugewiesen. Außer einer älteren Kathedrale neben der Residenz des hochwürdigsten Bischofs haben die Patres zwei herrliche gotische Kirchen gebaut. Die Studienanstalt der Patres, das St. Josephs-Colleg, umfaßt ein Pensionat für Eingeborene, ein Gymnasium und eine Hochschule zur Vorbereitung auf Grade an der Universität von Madras. Dieses Colleg wurde im Jahre 1883 von Negapatam nach Trichinopoly verlegt. Das Gymnasium hat nicht nur eine malerische Lage an einem der den Hindu heiligen ausgedehnten Wasserteiche und unterhalb eines mächtigen Felsens, es umschließt auch ein Gebäude von historischer Bedeutung. Das Centrum desselben bildet nämlich das Wohnhaus des Lord Clive, des Begründers der englischen Herrschaft in Indien.

Von Trichinopoly fahren wir nachts über Madura der Südspitze Indiens zu. Mit Tagesanbruch sehen wir fern im Westen mächtige Bergketten. Der Boden selbst ist unter guter Pflege. Ringsum wird Baumwolle gezogen; die zerstreuten Gehöfte oder Dörfer sind von Mangobäumen beschattet, und überall sieht man rege Hände auf den Feldern. Eine der interessantesten Feldarbeiten ist und bleibt in Indien die Art des Wasserschöpfens zur Bewässerung der Felder. Während man sich im Guzerat der echten westfälischen Hebelstange mit Stein bedient, in Bombay das sog. persische Rad (persian wheel) mit Eimern nach Art einer Paternoster-Pumpe gebraucht wird, im Dekhan Ochsen das Wasser in einer Thierhaut aus der Cisterne in die Höhe ziehen, wird im Süden die westfälische Hebelstange von zwei Männern auf- und abgetreten, und zwar im schnellsten Laufschritt. Das Dreschen des Weizens geschieht überall noch auf offenem Felde durch Ochsen, deren 5—6, oft mehr, zusammengekoppelt im langsamsten Schritt die mit den Halmen bedeckte Kreisfläche rund

um einen Pfahl abschreiten; und auch heute noch wird zum Reinigen des Kornes die Spreu dem Wind überlassen, der dieselbe fortträgt, während das Korn aus dem flachen Korbe von der Höhe zu Boden fällt.

Gegen Tuticorin hin wird die Gegend äußerst sandig. Die Stadt selbst ist wie im Sand begraben. Wir langten dort am Sonntag Mittag den 28. Juni an, nach 62stündiger Fahrt.

Tuticorin ist der Hauptplatz der sog. Fischerküste, und die Kaste der Parava, so bekannt aus dem Leben des hl. Franz Xaver, ist seit jener Zeit ihrem großen heiligen Apostel und dem von ihm verkündeten Glauben treu geblieben. Die Angehörigen derselben stehen unter einem Kastenoberhaupt, dem Nachkommen der früheren Paraver-Könige, dessen Einkünfte noch heute in dem zehnten Theil des Ertrages der Perlfischerei bestehen. Uebrigens sind die Paraver (25000 Seelen) arm, und Tausende derselben ziehen alljährlich nach Ceylon, um für einige Monate ihren Lebensunterhalt in den Plantagen zu gewinnen.

Die Rhede von Tuticorin ist im Vergleich zu den großen Handelsplätzen öde. Abgesehen von den allerdings zahlreichen Fischer- und Handelsbooten der Eingeborenen, wird dieselbe nur zweimal wöchentlich von Dampfern der British-India-Company besucht, um den Postdienst von Süd-Indien mit Ceylon zu vervollständigen. Unser Dampfer lag etwa vier Meilen weit hinaus in der See, und eine kleine Dampfbarcasse brachte uns, als es bereits dunkelte, um eine kleine flache Insel herum an die „Satara". Dieselbe war bereits mit auswandernden Paravern besetzt, und bald nach unserer Ankunft segelten wir ab. Die dunkle Nacht bot nichts Auffallendes mit Ausnahme der Monsun-strömung, in die wir alsbald hineingeriethen. Am nächsten Morgen fuhren wir schon in Sicht der Küste von Ceylon oder Lanka, d. i. „die glänzende". Schon aus weiter Ferne ließ sich deutlich erkennen, wie sehr dieselbe sich durch ihre Bewaldung von dem nördlichen Theil der Westküste Indiens auszeichnet. Der Golf von Manaar ist dem Monsun bei weitem nicht so ausgesetzt wie die offene See, und so sahen wir allenthalben Fischerkähne ihren heimatlichen Dörfern zusteuern. Die singhalesischen Fischer bedienen sich des sog. malayischen Doppelkahnes. Die gewöhnlichste Form desselben besteht aus einem ausgehöhlten Baumstamm, etwa 6—10 m lang und weniger als 1 m breit und tief. Die Seiten werden durch Bretter noch um etwa einen Fuß erhöht. Charakteristisch aber ist das Balancierboot, ein bootartig zugeschnittener Holzstamm von 6—7 m Länge, aus sehr leichtem Holz, der am äußersten Ende von zwei elastischen Auslegern getragen wird. Diese Vorrichtung macht den Fischerkahn nicht nur sicher, sondern Mast, Segel und Boot werden dadurch fest zu einem Ganzen verbunden. Auf Booten dieser Art wagen sich die singhalesischen Fischer 20 Meilen weit in die See hinaus, selbst bei starkem Wind, und die Schnelligkeit der Fahrzeuge soll 10 Meilen die Stunde übertreffen. Es war in der That ein herrlicher Anblick, mehrere dieser Boote mit vollen Segeln gleichsam in einer Wettfahrt heimwärts segeln zu sehen, bald vollständig verschwindend, bald auf der Höhe der Wogen tanzend. Um Mittag zogen verschiedene Regenschauer über uns her, welche die schon nähere Küste zeitweilig verdeckten, bis

wir endlich um 3 Uhr in der Nähe Colombo's waren. Die Fahrt durch den Golf von Manaar hatte 18 Stunden gedauert.

Colombo verdankt seine jetzige Stellung als Hauptstadt von Ceylon und als einer der besuchtesten Anlaufhäfen der Welt nicht seiner Lage, sondern der Zimmetcultur in seiner Umgebung. Diese veranlaßte die Portugiesen im 16. Jahrhundert, mit dem Könige von Cotta einen Handelsvertrag zu schließen und befestigte Factoreien in Colombo anzulegen. Ihnen folgten 140 Jahre später die Holländer, und nichts blieb übrig, als den einmal gewählten Platz fester zu machen. Nachdem 1795 Trincomali, Jaffnapatam und Calpentyn sich den Engländern ergeben hatten, fiel auch Colombo am 16. Februar 1796 diesen in die Hände. Lange blieb dann noch Point de Galle der Anlaufhafen für die verschiedenen Fahrzeuge nach dem Osten, bis es gelang, durch Verweigerung einer Eisenbahn von Colombo nach Point de Galle und durch Anlegen des jetzigen Hafens Point de Galle fallen zu lassen und Colombo zu heben. Die Aus- und Einfuhr allein wäre nicht im Stande, von der jetzigen Bedeutung Colombo's das rechte Bild zu geben. Es ist vielmehr die enorme Entfernung von Aden bis nach Australien, China oder dem Malayischen Archipel, welche eine Zwischenstation zum Kohleneinnehmen für die Postdampfer nöthig macht. Uebrigens ist für die sichere Ankerung der Dampfer erst gesorgt seit der Vollendung des großen Steindammes, an welchem die Wogen zur Zeit der Monsune sich brechen. Unter den Linien, deren Dampfer hier anlaufen, zeichnen sich besonders aus die P. & O. (Peninsular & Oriental Co.), die Messagerie maritime und der Norddeutsche Lloyd. Die erstere ist bekannt für die Seetüchtigkeit ihrer Schiffe und Mannschaften; die zweite wird überall hochgeschätzt wegen des reichlichen Verdienstes, welcher für die Hafenbevölkerung abfällt; die Dampfer des Norddeutschen Lloyd fallen auf durch ihre große Aehnlichkeit mit britischen Kriegsschiffen. Der Dampfer „Preußen" lag zufällig neben dem „Marathon", dem damaligen Flaggschiff des indischen Geschwaders; aber jeder Laie hätte beide für Kriegsschiffe gehalten.

Kaum hatten wir die Werft mit ihrem bunten Leben hinter uns, als uns auf dem Weg zur Eisenbahnstation die üppigste Vegetation und echt internationales Leben überraschte. Ausgedehnte Süßwasserseen entlang, in den reichsten Gartenanlagen, liegen die Bungalows der Europäer zerstreut, überragt von Kokospalmen. Neben den Schifffahrtsagenturen, gutbesetzten Kaufläden finden sich die ärmsten Handwerker- und Fischerhütten. Auf den Straßen ist als Fuhrwerk die japanische Jinrickshaw sehr stark im Gebrauch.

Wir erreichten den letzten Zug, der uns von Colombo nach Kandy brachte. Eine schönere Fahrt kann man sich kaum vorstellen. Etwa zwei Stunden lang geht die Bahn über die Ebene, durch imposante Wälder hindurch, über Flüsse oder Kanäle, überflutete Wiesen oder Reisfelder entlang. Später jedoch steigt sie höher und höher, und es entfaltet sich zur Rechten ein großartiges Panorama. Bis zu den höchsten Gipfeln der Berge klimmt die Vegetation empor, keinen Stein unbekleidet zurücklassend. Von der Höhe verschiedener Pässe sieht man in die Thäler hinab, bedeckt mit dem frischen Grün der Reisfelder oder dem dichtesten Urwald. Die Tunneleingänge sind wahre Treibhäuser der üppigsten Farrenkrautvegetation.

Längst war es Abend geworden, als wir um 10 Uhr in Kandy anlangten und von Msgr. Zaleski, Geheimkämmerer Seiner Heiligkeit, mit der liebenswürdigsten Zuvorkommenheit empfangen wurden.

Wohl wenige Plätze der Erde können sich in Lage, Klima und Landschaftsscenerie mit Kandy messen. Kandy, die frühere Residenz der kandischen Könige, der eigentlichen Machthaber auf Ceylon, ist jetzt die zweite Stadt der Kolonie. Kandy liegt inmitten der Berge der Centralprovinz von Ceylon. Selbst 530 m über dem Meere, ist es eingebettet in einem Thal gerade dort, wo dasselbe in zwei Ausläufern zu dem Flusse Mahavelliganga ausmündet. In einem großen Bogen schmiegt sich dieser größte Fluß Ceylons um die Berge Kandy's, nach den singhalesischen Beschreibern „wie der Halsschmuck um den Nacken der Königin von Ceylon". In der Mitte des Hauptthales ließ 1805 der letzte der Könige von Kandy den herrlichen See anlegen, die Perle von Kandy. Gegen die Stadt und den Ausgang des Thales hin ist der See von einer künstlichen Balustrade eingeschlossen, während in den obern Theil desselben Palmen und Bambusse hineinragen. Auf einer kleinen Insel in der Mitte stehen nur mehr die Ruinen eines ehemaligen Pavillons. Der ganze See mit seinen zahlreichen Buchten ist hart am Fuße der ihn umkrönenden Gipfel von einer herrlichen Promenade umgeben, in welcher Palmen der mannigfachsten Art mit Bambussen und den dunkelgrünen Mangobäumen wetteifern, das herrliche Landschaftsbild schöner zu gestalten. Gleich hinter dem See und der Stadt erheben sich die Hügel und Berge. Ihr tropischer Baumbestand ist unberührt; doch durchschnitten von künstlichen Fahrstraßen, überbieten sie sich in der Fülle und in dem Zauber der Ausblicke in die Landschaft. Die Ueppigkeit dieser Waldungen ist unübertroffen. Zwischen den Brodfruchtbäumen (Artocarpus incisa) und den dunkler grünen Jakbäumen (Artocarpus integrifolia), den indischen Eichen (Tectonia grandis) und Wollbäumen (Bombax conyza) erheben sich die schlanken Arecapalmen, Palmyren und Caryoten, während die Rotangpalme ihren schwanken Stamm auf jegliche Weise zu stützen sucht. Ipomäen, Bignonien und Bauhinien bedecken mit ihrem Blatt- und Blütenflor hier Gruppen von Bäumen, dort das Gehänge eines steilen Abfalles, oder sie füllen die engeren Schluchten mit einem undurchdringlichen Flechtwerk ihrer Ranken. Ueppige Gruppen von Pandanen, von Strelitzien wechseln mit Farren mannigfachster Art als Unterholz; wilder Zimmet steht hart am Wege, und an lichten Stellen windet sich der wilde Pfeffer denselben Baum hinauf, der in seinem Geäste schon zahlreiche Baumorchideen beherbergt. An schattigen Stellen des Wegabhanges begegnen wir einer ganzen Auswahl herrlichster Farrenkräuter, während die sonnigen Abhänge von einem kleinen, grasartigen Bambus bedeckt sind. Der ganze Hügelkranz rings um Kandy mit dieser Fülle tropischer Fruchtbarkeit ist in zwei bis drei verschiedenen Höhen von Fahrstraßen durchschnitten. Bald geht die Aussicht auf die Stadt und den länglichen See in der Mitte des Thales, bald auf die waldige Schlucht, in welcher der stürmische Mahavelliganga fließt. Allüberall trifft man in ausgesuchtester Lage vereinzelt die Hütten der Armen oder die Villen der Reichen; aber auch der singhalesische Burgher

mit portugiesischem Familiennamen in holländischer Schreibweise (wie D. Goyza, D. Zylva, D. Croos) zieht oft die einsame Waldwohnung der Stadt vor.

Die Stadt Kandy hat nichts Alterthümliches an sich. Zweimal wurde dieselbe von den Portugiesen eingeäschert, und kurz vor der englischen Occupation (1815) von den Machthabern in Kandy selbst. Fast sämmtliche Häuser haben europäische Bauart, und selbst der sog. indische Bazar erstreckt sich nur auf wenige Straßen. Der Palast des englischen Gouverneurs, der sog. Pavillon, ist ganz modern, von herrlichen Gartenanlagen umgeben, die in den tropischen Wald aufsteigen. Der Sitz des katholischen Bischofs von Kandy ist in dem Silvestriner Kloster, dessen zugehörige Kirche als Kathedrale dient. Anglikaner, Methodisten, Baptisten sind mit vielen Kirchen und Kapellen vertreten, und auch die Heilsarmee hat in Kandy ihre Adepten. So sehr aber auch die Spuren der portugiesischen Occupation die der folgenden Hollands und der jetzigen Englands übertreffen — Katholiken gibt es in ganz Ceylon über 208 000, Protestanten an 59 000 —, der Hauptcharakter Ceylons bleibt: es ist eine der ersten Stätten des Buddhismus, und das Nationalheiligthum ist in Kandy, „der heilige Zahn Buddha's", die Dalada.

An der Westseite des Sees, hart am Fuß des Berges, welcher hier die Stadtfläche gegen den See abschließt, steht der Malagava-Tempel, jetzt eines der ältesten Bauwerke Kandy's. Eine gemeinsame Mauer trennt ihn und den alten Königspalast von der Straße. Der Palast ist jedoch jüngern Ursprungs, und die Engländer haben ihn durch Umbauten im Innern zu Regierungskanzleien hergerichtet; aber auch selbst in seinem unberührten äußern Bau ist er ohne besonderes Interesse. Der Malagava-Tempel stammt aus der Zeit von 1267—1301 n. Chr. Er besteht aus einem länglich viereckigen Gebäude von zwei Stockwerken, umgeben von einer Veranda und überdeckt von einem Ziegeldach nach chinesischem Muster. Zwei vergoldete Knäufe auf dem First des Daches machen den Tempel weithin kenntlich. Dieser Bau von etwa 7 m Breite und 14 m Länge ist in regelmäßigem Abstand von Bonzenwohnungen umgeben; nur die Front nach Westen hin ist von einem höheren Octogon ausgefüllt. Den Besucher des Tempels erwarten Bettler aller Art, die auf den vielwinkeligen Steintreppen ihre Herberge aufschlagen. In der ersten Veranda vor dem Eingang sind die Höllenstrafen der Buddhisten auf der Wand in drastischer Weise dargestellt. Grüne Teufel treiben einen Pfahl durch den Leib des Frevlers am heiligen Baum Buddha's (Ficus religiosa), hier Bo-tru genannt; glühendes Metall gießen sie in den Mund des Lügners; Diebe werden gespalten u. s. w. Der gewandte Erklärer leitet jedes Bild ein mit den Worten: „Buddha hat gesagt: Du sollst nicht stehlen" u. s. w. Ueber dem Thüreingang sind Skulpturen der Sonne und des Mondes. Man führte uns zuerst in das Octogon, wo sich eine merkwürdige Bibliothek alter Palihandschriften befindet. Dieselben stammen jedoch aus Birma. Sämmtliche Stücke bestehen aus Palmblättern, welche ungefähr 1 m lang und 1 cm breit sind. Jedes Blatt ist mit Goldlack übermalt und geglättet, und auf diesem ist die Palihandschrift in dicken schwarzen Zügen kunstvoll hergestellt. Braune Arabesken umgeben die Initialen. An beiden Enden sind

die Palmblätter durchbohrt, und eine durchgehende Schnur vereinigt an 100 so beschriebener Blätter zu einem Band. Die schmalen Seitenflächen eines solchen Bandes werden beiderseits von Holztafeln, die außen mit einer feingetriebenen Silberplatte belegt sind, umschlossen und mit den durchgehenden Schnüren zusammengebunden. Solcher Bände enthält diese Bibliothek eine bedeutende Anzahl. In dem untern Stockwerk des Octogons ist die Zelle des Oberbonzen, dem die Tempelwache anvertraut ist. Die buddhistischen Bonzen — man nimmt ihre Zahl an zu 2500 in einer buddhistischen Bevölkerung von 1 698 000 — wohnen in Wiharas (Klöstern), deren man z. B. in der nächsten Umgebung von Kandy nicht weniger als sieben antrifft. Die Bonzen tragen eine gelbe Toga; der Kopf ist unbedeckt und rasirt. Stets trifft man sie mit aufgespanntem Schirm und Palmenfächer in der Hand. Ihrer Regel entsprechend müssen die Bonzen ihren Lebensunterhalt erbetteln; daher begegnet man ihnen überall, und sie dürfen nicht eher zurückkehren, bis der tägliche Bedarf erbettelt ist. Thatsächlich leben sie aber nicht von diesem Almosen, sondern von Reisgerichten, welche an der Wihara abzugeben wohlhabende Buddhisten sich zur Ehre rechnen.

In einer Nische neben dem Octogon sind hinter Schloß und Riegel kleine goldene und silberne Buddhastatuen, ein silberner Bo-baum; alles Gegenstände, denen von den Buddhisten Blumenopfer, Weihrauch und Anbetung dargebracht wird. Bei unserem Rundgang begann um 6½ Uhr abends in der Veranda eine entsetzliche Musik. Die Tamtams wurden geschlagen, und die kleinen Clarinetten ließen ihre schrillen Töne vernehmen, gerade so wie in Indien. Die Lichter wurden angezündet, und ein Oberbonze öffnete die großen eisernen Thore, die mit Elfenbeinbildwerken eingelegt sind. Nach geraumer Zeit wurden wir eine dunkle, schwerfällige hölzerne Treppe hinaufgeführt, und wir standen vor der „Caranbua“, d. i. einem vergoldeten Silbergefäß, etwas über 1 m hoch, in Form einer Glocke. Die Außenfläche ist schwach ciselirt und mit Goldgeschmeiden überhangen, welche einige der werthvollsten Edelsteine, die jemals in Ceylon gefunden wurden, tragen, z. B. ein Katzenauge von der Größe einer Muskatnuß. Mehr als dieses kann der gewöhnliche Besucher nicht sehen. Die äußere Glocke umschließt der Reihe nach noch vier von stets kleinerer Form, bis endlich aus einer goldenen Lotusblume der berühmte Zahn herabhängt. Der jetzige Zahn stammt aus dem Jahre 1566 und wurde hier vom kandischen König Wikrama Bahu aufgestellt. Sir James Tennent beschreibt ihn in seinem Werke über Ceylon „als ein Stück entfärbten Elfenbeins, etwa 2 Zoll lang und weniger als 1 Zoll im Durchmesser, mehr einem Krokodil- als Menschenzahn ähnlich“. Der frühere „Zahn Buddha's“ wurde 1560 vom portugiesischen Vicekönig Constantin de Braganza in Jaffnapatam erbeutet, nach Goa gebracht und dort vom Erzbischof Dom Gaspar in Gegenwart der gesammten Geistlichkeit und alles Volkes zerstampft und verbrannt. Dieser Zahn sollte der Sage nach bei der Verbrennung der Leiche Gotama's, des letzten Buddha, übrig geblieben sein. Sechs Jahre nach dieser Execution in Goa stellten die Buddhisten zwei neue Zähne auf, einen in Pegu, einen in Kandy. Obwohl Buddha in der Lehre des Buddhismus nur das Muster eines vollkommenen Menschen

darstellt, so werden ihm doch thatsächlich göttliche Ehren erwiesen. Dreimal täglich werden im Tempel Blumen- und Reisopfer dargebracht, und einmal alljährlich wird die Carandua in feierlichem Zuge auf Elephantenrücken durch Kandy geführt. Der Buddhismus ist atheistisch, hat sich aber um so mehr auf den Teufelscult verlegt. Der Buddhist schützt seine Pflanzungen gegen Diebe dadurch, daß er sie dem Teufel weiht; ein fratzenhaft bemalter irdener Topf auf einem Stock im Felde ist das Zeichen; ein mit Palmblättern umwundener Fruchtstamm zeigt an, daß dieser Fruchtbaum dem Teufel übergeben ist.

Die Bevölkerung Kandy's besteht, wie überhaupt die von Ceylon, theils aus Singhalesen, theils aus Indiern, meist Tamilleuten. Bei den singhalesischen Männern herrscht die merkwürdige Sitte, einen hufeisenförmigen Hornkamm als Zierde oben auf dem Kopf zu tragen und das lange Haar am Hinterkopf in einen Zopf aufzuflechten. Von diesem Kopfputz haben sich nur jene emancipirt, welche europäische Kleidung tragen. Doch lieben die Ceylonesen, auch dem modernsten Anzug noch einen Theil ihrer alten Nationalkleidung hinzuzufügen, nämlich ein Stück Tuch, welches vom Gürtel bis zu den Knieen reicht, den linken Fuß jedoch frei läßt.

Mit Ausnahme von einigen wenigen sehr begüterten Familien leben die Eingeborenen in bescheidenen Verhältnissen. An dem modernen Betrieb der Thee- und Kaffeepflanzungen betheiligen sie sich wenig, es sei denn als Aufseher; für die Feldarbeit in denselben ist auch der ärmste Singhalese nicht zu haben; dieselbe wird von den Tamils Südindiens geleistet. Der Eingeborene liebt sein armes Palmdach nahe an einem Waldwege, umrahmt von Bananen, Kokospalmen und Brodfruchtbäumen, und ist nur darauf bedacht, seinem anstoßenden, terrassenförmig aufgebauten Reisfeld den nöthigen Wasserbedarf zu sichern. Die Stelle unserer heimischen Stachel- und Himbeersträucher vertreten in diesem Anwesen ein paar Kaffee- und Kokosstauden.

Bis in die vierziger Jahre dieses Jahrhunderts wurde die Kaffeestaude auf Ceylon nur sporadisch in den Gärten der Eingeborenen gezogen; dem entsprechend war auch die Ausfuhr gering. Um diese Zeit jedoch entstanden die ersten Pflanzungen, die bis zum Jahre 1873 die Zahl 1000 erreichten und die Ausfuhr auf nahezu eine Million Centner steigerten. Mit dem Jahre 1874 jedoch hatte ein verheerender Blattpilz (Hemileia vastatrix) in Ceylon um sich gegriffen, und heute ist die Ausfuhr der Bohne kaum mehr ein Zehntel der frühern. Das infolge hiervon gewaltig ruinirte Kapital erholte sich in anderen Händen allmählich wieder, und die zerstörten Kaffeepflanzungen verwandelten sich in Theeanlagen. Heute ist Thee die Hauptausfuhr Ceylons. Ueber 230 000 Acres Land sind mit Thee bepflanzt, und der jährliche Export beträgt fünf Millionen Pfund. Rings um Kandy sind die Höhen der entfernteren Berge mit der Theestaude besetzt, und an den Ufern des Mahavelliganga besonders zeichnen sich dieselben durch das Wachsthum der jüngst in London so hoch im Preise gestiegenen golden Lips aus.

Das älteste Culturgewürz Ceylons ist Zimmet. Portugal, Holland und auch England betrieben bis 1833 dessen Cultur als Staatsmonopol. Heute ist der

Gesammtexport etwas über zwei Millionen Pfund, von ungefähr 47 000 Acres. Pflanzungen von Cacao (Theobroma Cacao) und Cinchona (C. officinalis und C. succirubra) werden allerdings mit gutem Erfolg betrieben, aber da Thee augenblicklich die ganze Aufmerksamkeit auf sich zieht, mit geringerem Interesse. Alle diese Culturen nehmen noch nicht ganz 400 000 Acres in Anspruch gegenüber 1 200 000 Acres, welche mit Reis bebaut oder mit Kokospalmen besetzt sind. Von den übrigen 15 Millionen Acres sind viele mit dem herrlichsten Wald bestanden, besonders in dem gebirgigen Centrum der Insel; viele liegen brach, so zunächst die verlassenen Kaffeepflanzungen. Diese letzteren sind vollständig einer in den zwanziger Jahren von Mexiko eingeführten Verbenacea (Lantana mixta) zum Opfer gefallen. Dieselbe kommt auch als gemeines Heckenunkraut bei Bombay vor; ihre Verbreitung jedoch und ihr Vorkommen in den verlassenen Culturstätten um Kandy ist geradezu fabelhaft.

Eine besondere wissenschaftliche Zierde Kandy's ist der königliche botanische Garten von Peradenia, vier engl. Meilen von Kandy. Derselbe wurde 1821 angelegt, liegt 1540 Fuß hoch und umfaßt 150 Acres. Die mittlere Jahrestemperatur ist 25° C., die Regenmenge beträgt 87 Zoll, auf ungefähr 150 Tage im Jahre gleichmäßig vertheilt. Hieraus ist leicht ersichtlich, in welch unübertroffener Frische und Ueppigkeit dieser botanische Garten alle seine Namensverwandten in kälteren Zonen übertreffen muß. Gleich links vor dem Eingang steht eine Reihe prächtiger Gummibäume (Ficus elastica), deren Wurzeln sich in schlangenartigen Windungen weit über den Boden hinziehen. Von dem reichen Bestand des Gartens (über 3000 Arten tropischer Pflanzen) können wir nur das besonders Charakteristische hervorheben. Dazu gehören in erster Linie die Palmen mit 150 Arten. Mehrere Abtheilungen des Gartens sind diesen zugewiesen, und allüberall sieht man ihre luftigen Kronen emporragen. Besonderes Interesse gewährt selbst in der Heimat der Palmen die Meerkokospalme (Lodoicea Sechellarum) oder Doppelkokospalme. Das einzige Exemplar des Gartens ist vierzig Jahre alt, treibt jedes Jahr ein gewaltiges Blatt, zeigt aber noch keine Spur von einem Stamm. Eine Allee von Königspalmen (Oreodoxa regia), ebenso eine zweite äußerst schattige von Muskatnußbäumen (Myristica fragrans) sind eine Zierde dieses Gartens. Uebrigens ist derselbe auch reich an landschaftlichen Scenerien. Drei Seiten des Gartens sind vom Mahavelliganga umflossen, in dessen Wasser überall die üppigsten Bambusgruppen hineinragen. Unter diesen treten vor allem die Gruppen von Dendrocalamus giganteus hervor. Die einzelnen Schäfte sind an 100 Fuß hoch und haben 9 Zoll im Durchmesser. Die jungen Schäfte sprossen im Juni und Juli und wachsen um je einen Fuß in 24 Stunden. Eine der herrlichsten Aussichten des Gartens ist jene, welche den Mahavelliganga hinaufzeigt.

Unter der Fülle tropischer Früchte, die theils einheimisch, theils nach Ceylon importirt worden sind, verdient besonders die Mangostane (Garcinia Mangostana) hervorgehoben zu werden. Diese Frucht, vom Malayischen Archipel um 1800 eingeführt, gedeiht vortrefflich; sie gilt mit vollstem Recht als die feinste Frucht aller Zonen. Eine lederartige, durch und durch purpurrothe dicke Schale birgt im Innern eine schneeweiße, fünffächerige Pulpa. Der

Baum wird nicht nur im botanischen Garten, sondern auch hie und da in Privatgärten angetroffen.

Seit dem Jahre 1886 ist auch in Ceylon die kirchliche Hierarchie mit dem Erzbisthum Colombo und den Bisthümern Kandy und Jaffna eingeführt. Glücklicherweise gelang es in Ceylon — was um dieselbe Zeit in Indien unmöglich wurde —, den sogenannten real padroado Portugals zu unterdrücken. Allerdings fehlte es nicht an künstlich heraufbeschworenen Tumulten; auch fand sich ein Laie bereit, das Geld der von ihm Verführten auf einer Reise nach Lissabon und Rom zu vergeuden. In der Stadt am Tajo fand derselbe zwar keine Audienz bei Hofe, um so mehr jubelten ihm aber die Vollblutvorkämpfer des Padroado zu, als er in öffentlicher Rede erklärte, den „Portugiesen" in Indien sei der Padroado lieber als ihre unsterbliche Seele. Als er in Rom noch weniger Gehör fand, kehrte er nach Indien zurück und ließ die portugiesischen Prälaten seine Rache fühlen. Er war es, der den „Mar Julius", einen von den Erzbischöfen von Goa und Colombo excommunicirten Priester, als „Erzbischof von Indien und Ceylon" in Scene setzte, bis er mit ihm im bunten Völkergewirr von Bombay verschwand.

Auf der Rückreise hatte ich das Glück, einen Tag auf Madras verwenden zu können. Madras ist nicht so reich an katholischen Instituten, besonders für die Erziehung der Jugend, wie andere Hauptstädte Indiens; es ist aber um so reicher an katholischen Traditionen. Ist ja hier der Ort, den man unter „Calaminae in India" versteht, wohin das römische Martyrologium den Martertod des heiligen Apostels Thomas verlegt. St. Thomé oder Meliapur ist einer der südlichen Stadtbezirke von Madras. Die Kathedrale des jetzigen Bisthums Meliapur liegt hart am Meere. In einer Kapelle, welche sich an die Epistelseite der Kathedrale anlehnt, zeigt man eine Gruft, in der die heiligen Gebeine des ersten Apostels von Indien geruht haben. Wie lange, ist allerdings eine Streitfrage der Geschichte. Hier war es, wo im Jahre 1544 der hl. Franz Xaver für die Bekehrung Indiens betete, als er auf der Seereise nach Negapatam durch widrige Winde aufgehalten wurde. Hier sind, wie berichtet wird, nach der Zeit des hl. Franz Xaver auf die Fürbitte des heiligen Apostels Thomas zahlreiche Wunder geschehen. Den Ort des Martertodes des heiligen Apostels sieht man in der Ferne am Horizont etwa zehn Meilen entfernt: das heutige Mount St. Thomas = Calamina, d. h. auf dem Berge.

Hermann Jürgens S. J.

Recensionen.

Natural Theology. By **Bernard Boedder** S. J., Professor of Natural Theology at St. Mary's Hall, Stonyhurst. IX and 480 p. 8°. London, Longmans, Green & Co., 1891. Preis geb. *M.* 6.50.

Seit mehreren Jahren besteht in dem großen Jesuitencolleg Stonyhurst in England neben dem dreijährigen lateinischen Cursus der Philosophie für die Theologiestudirenden ein kürzerer Cursus der Philosophie in englischer Sprache für Laien. Da für diese Vorlesungen ein geeignetes Handbuch nicht vorhanden war, so entschlossen sich die Professoren, eine Reihe von „Manuals of Catholic Philosophy" herauszugeben, welche in gründlicher und doch leicht faßlicher Weise die Grundsätze der scholastischen Philosophie darlegen sollten. Das aus sechs Bändchen bestehende Werk liegt jetzt als Stonyhurst Series vollendet vor.

Das Werk hat unter den Katholiken Englands großen Beifall gefunden, so daß der Bischof von Salford darüber dem Heiligen Vater berichtete. Der Heilige Vater antwortete in einem sehr anerkennenden Schreiben, in welchem er seiner hohen Genugthuung über das Werk und über das eifrige Studium der Philosophie in Stonyhurst Ausdruck verlieh.

Das vorliegende Bändchen hat einen Deutschen zum Verfasser, der seit zwölf Jahren in Stonyhurst Vorlesungen über specielle Metaphysik gehalten hat. Jede Seite des Werkes zeigt, daß dasselbe von einem Meister geschrieben ist, der den Gegenstand allseitig beherrscht und gründlich durchdrungen hat. Die modernen Anschauungen und Schwierigkeiten werden gebührend berücksichtigt. In erster Linie kommen natürlich englische Schriftsteller in Betracht, und gerade in dieser Beziehung ist das Buch für deutsche Leser sehr interessant. Aber auch deutsche Philosophen begegnen uns häufig genug; so Kant, Hegel, Fichte, Schopenhauer, Jacobi, Strauß, Hartmann u. s. w. Besonders sind die Schwierigkeiten Kants gegen die Gottesbeweise eingehend besprochen. Da der Verfasser für Laien schreibt, welche die Philosophie nicht als Specialfach betreiben, so konnte er natürlich weder die Schwierigkeiten noch die Antworten in strenge Schulform zwängen, sondern mußte sich etwas weitläufigerer Auseinandersetzungen bedienen. Das wird ihm von den meisten Lesern eher zum Vorzug als zum Fehler angerechnet werden; ja, zuweilen hätte der Verfasser sogar wohl etwas weniger wortkarg sein dürfen.

Die Eintheilung ist durch die Natur der Sache gegeben: das erste Buch behandelt das Dasein Gottes, das zweite die Eigenschaften Gottes, das dritte das Wirken Gottes. Doch ist die Lehre von der Schöpfung in das erste Buch gezogen.

Die Sprache ist klar und durchsichtig und in den Auseinandersetzungen mit den Gegnern sehr maßvoll, aber weniger lebendig und frisch als in den übrigen Bändchen der Stonyhurst Series. Ausgezeichnet sind die Begriffsbestimmungen und Auseinandersetzungen des Fragepunktes zu Anfang jedes Abschnittes (vgl. z. B. eternity S. 243 und immensity S. 249), sowie die Auswahl und Widerlegung der Schwierigkeiten (z. B. aus Spinoza S. 203 ff. und aus Aristoteles S. 209 ff.). Doch scheint der Einwurf gegen die Erkennbarkeit des Wunders (S. 497) etwas zu dürftig behandelt.

Um einen Begriff von der Darstellungsweise des Verfassers zu geben, mögen hier einige Auszüge aus der Abhandlung über das Böse in der Welt folgen:

„These 38. Weder aus den Uebeln, die sich in dieser Welt vorfinden, noch aus jenen, welche nach der göttlichen Offenbarung die Bösen in dem zukünftigen Leben erwarten, läßt sich mit Fug eine Folgerung gegen die göttliche Vorsehung ziehen.

„Eine der heikelsten Fragen, welche je das Nachdenken der Philosophen in Anspruch genommen und den Eifer der christlichen Apologeten angespornt haben, ist die nach der Möglichkeit einer solchen Unsumme von Bösem in einer Welt, die doch von einem unendlich guten Gott geschaffen ist und beständig unter der Leitung seiner Vorsehung steht.

„An und für sich wird diese Schwierigkeit gegen die sittlichen Eigenschaften Gottes genügend gelöst durch den Hinweis auf die Gründe, mit welchen das Dasein eines persönlichen, unendlich vollkommenen und unendlich weisen Gottes bewiesen worden ist. . . Ein Mann, der eines Verbrechens beschuldigt wird, braucht bloß sein Alibi klar nachzuweisen, und er kann sofort nicht mehr als der Thäter angesehen werden, mochten auch aus zufälligen Umständen schwere Verdachtsgründe sich gegen ihn erhoben haben. Aehnlich in unserm Falle. Wenn einmal bewiesen ist, daß Gott existirt und daß er unendlich gut ist, so kann das Böse in der Welt nicht mehr aus dem Mangel einer weisen und gütigen Vorsehung hergeleitet werden, mag auch das Vorhandensein des Uebels zum großen Theil ein Räthsel für uns bleiben. Ein Mensch, der sich vor seinem Schöpfer nicht demüthigen wollte, bevor er mit der Lösung aller Probleme, die ihm in den Kopf kommen, fertig wäre, handelte viel thörichter, als ein Kind, das seinen Eltern Ehrerbietung und Gehorsam versagen wollte, bis sie seinem Köpfchen alle Einzelheiten ihrer Haushaltung klargelegt hätten. Der Abstand der Einsicht eines Kindes von der seiner Eltern ist doch nur endlich; Gottes Geist aber ist unendlich über uns erhaben.

„Indessen obschon diese Antwort im wesentlichen vollkommen genügt, ist es doch offenbar wünschenswerth, durch etwas genaueres Eingehen auf die Beziehung des Bösen zum unendlich guten Willen Gottes dieselbe zu vervollständigen."

Hierauf wird der Begriff „Bös“ genau zergliedert und das metaphysische, physische und moralische Böse unterschieden. Dann fährt der Verfasser fort: „Was man metaphysisch schlecht nennt, kann offenbar nicht gegen die unendliche Güte des Schöpfers ins Feld geführt werden; denn dasselbe beseitigen hieße alle Geschöpfe vernichten. Ein geschaffenes Wesen von unendlicher Vollkommenheit, oder wenigstens von so großer Vollkommenheit, daß keine größere geschaffen werden könnte, ist ein Widerspruch... Gott kann nicht beabsichtigen, daß irgend ein Geschöpf oder eine Menge von Geschöpfen seine Vollkommenheit adäquat darstelle... Wenn wir aber einen bestimmten Grad der äußern Offenbarung Gottes mit dem adäquaten Ausdruck der Gottheit vergleichen, so können wir sagen, daß der Unterschied zwischen einem, hundert und Millionen Graden verschwindet [weil der Abstand von Gott immer unendlich ist]. Welchen Grad soll nun Gott in der Schöpfung beabsichtigen? Offenbar den, der ihm beliebt. Die Wahl hängt ganz von seinem freien Willen ab. Er bedarf keines Geschöpfes. Er kann daher unter der unendlichen Menge aller möglichen Dinge beliebig auswählen, ohne irgend eine seiner Vollkommenheiten zu verletzen... Schafft aber Gott eine Welt, deren Geschöpfe in mancher Beziehung ihrer Natur nach sehr unvollkommen sind [das metaphysische Uebel], so ist die Möglichkeit des sittlich Schlechten und die natürliche Nothwendigkeit des physischen Uebels selbstverständlich. Der Mensch besitzt freien Willen. Mit seiner Natur ist also die Möglichkeit zu sündigen gegeben. Und wiederum müssen der Mensch und die übrigen auf dieser Welt lebenden Geschöpfe infolge ihrer unvollkommenen Natur manchen physischen Leiden ausgesetzt sein, es sei denn, daß Gott fortwährend Wunder wirkte, um sie davor zu bewahren. Fordert aber die unendliche Güte Gottes, daß er durch übernatürliches Eingreifen alles physisch und moralisch Böse verhindere? Die Antwort muß offenbar verneinend ausfallen.“ Dies wird nachgewiesen erst in Bezug auf die physischen Uebel, dann in Bezug auf das sittlich Schlechte. Dies eine Beispiel mag genügen.

Als ein schwacher Punkt erscheint uns die eigenthümliche Ansicht des Verfassers, daß die Unendlichkeit Gottes nicht unmittelbar aus dem Begriff der Aseität hergeleitet werden könne, sondern die Einheit Gottes voraussetze. Er sagt: Das Dasein eines schlechthin unendlichen Wesens schließt ein, daß alle Vollkommenheit sich in diesem *einen* Wesen vereint findet. Ganz gut! Aber eingeschlossen sein kann etwas auf doppelte Weise: als nothwendige Voraussetzung oder als logische Folgerung. Daß das erstere hier der Fall sei, behauptet der Verfasser zwar, aber ohne es zu beweisen. Er ist durch diese seine Ansicht genöthigt, aus der Aseität die Einheit Gottes zu beweisen, ein Beweisgang, den der Verfasser selbst als somewhat subtle und very abstract bezeichnet. In der That macht die ganze Beweisführung keinen sehr vertrauenerweckenden Eindruck (vgl. S. 88 ff.). Der umgekehrte Weg, zuerst aus der Aseität die Unendlichkeit zu erschließen, wird doch wohl vorzuziehen sein. Dies dürfte das Hauptbedenken gegen die Methode des Verfassers sein.

Einige Fragen, die im Texte zu viel Raum beansprucht haben würden, sind in sechs appendices verwiesen. So die Frage, ob der hl. Thomas die

praedeterminatio physica gelehrt habe (die Antwort lautet verneinend in Bezug auf die praedeterminatio ad unum, welche die Bannesianer behaupten, bejahend in Bezug auf die praemotio non praedeterminans), die genauere Untersuchung über die Lehre Spinoza's, die Abhandlung über den Optimismus. In der Lehre von dem göttlichen Vorherwissen der frei zukünftigen Handlungen ist der Unterschied zwischen der Lehre Molina's und Suarez' in einer Weise betont, die objectiv nicht begründet ist. Im übrigen ist diese Abhandlung wie auch die über die göttliche Vorherbestimmung vorzüglich.

Wir können den Verfasser zu seiner Leistung nur beglückwünschen und hoffen, ihm in Zukunft noch oft auf schriftstellerischem Gebiete zu begegnen.

Christian Pesch S. J.

Philosophia Lacensis sive Series institutionum Philosophiae Scholasticae edita a Presbyteris Societatis Jesu in collegio quondam B. Mariae ad Lacum disciplinas philosophicas professis.

Institutiones logicales secundum principia S. Thomae Aquinatis ad usum scholasticum accommodavit **Tilmannus Pesch** S. J. Friburgi, Herder, 1888 sq. Pars I: Summa praeceptorum logicae. XXII et 588 p. 8°. Preis *M.* 6. Pars II: Logica maior. Volumen I, complectens logicam criticam et formalem. XXII et 644 p. 8°. Preis *M.* 6.50. Volumen II, complectens logicam realem et conclusionem polemicam. XVI et 555 p. 8°. Preis *M.* 5.50.

Wie Titel und Umfang des Werkes sofort zeigen, haben wir es nicht mit einem bloßen kurzen Schulcompendium der Logik zu thun. Die logischen und erkenntnißtheoretischen Fragen werden zwar in streng scholastischer Form erörtert, zugleich aber in ihrem lebendigen Zusammenhang mit den anderen Theilen der Philosophie und den übrigen Wissenschaften dargestellt. Es ist die Logik verbunden mit der Erklärung ihrer nöthigen Voraussetzung und der Anleitung zu ihrer richtigen und sichern Anwendung in den anderen höheren Wissenszweigen.

Der erste Band ist in zwei Bücher eingetheilt: Propädeutik und Dialektik. Die Propädeutik bietet nach den allgemeinen Vorbegriffen über Natur, Zweck und Eintheilung der Philosophie zunächst in inhaltreicher Kürze einen Ueberblick über die Geschichte der Logik, darauf die Erklärung der für das Verständniß der Logik nöthigen psychologischen Begriffe. Das vierte Kapitel der Propädeutik, die Methodik, handelt von Definition, Eintheilung, Beweisführung und deren Verfälschungen und bietet endlich in einer werthvollen praktischen Anleitung zum Studium der Philosophie die wichtigsten Grundsätze und Winke, die auch bei allen anderen Studien, zumal bei der Erlernung und Mittheilung der höheren Wissenschaften, ernstlich beachtet zu werden verdienen.

Der Inhalt dieses vierten Kapitels ist allerdings zumeist der Dialektik vorausentnommen und erhält auch erst dort seine eingehende Begründung. Doch praktische Rücksichten rechtfertigen diese Anordnung; denn es ist für das

Studium der Philosophie von der größten Wichtigkeit, daß der Geist möglichst früh zur Uebung streng methodischen Denkens und logischer genauer Disputation angeleitet werde.

Den Haupttheil des ersten Bandes bildet die eigentliche Dialektik oder die Lehre von der Denkrichtigkeit. Die Eintheilung ist die herkömmliche und einzig mögliche. Die drei Denkthätigkeiten, einfache Wahrnehmung (Begriff), Urtheil und Schluß, und ihre äußeren Zeichen (Wort, Satz und Beweis) müssen zuerst im einzelnen erklärt nnd die allgemein giltigen Regeln ihrer Richtigkeit entwickelt werden. Ebenso wenig aber wie die Dinge, um deren Erkenntniß es sich handelt, einen ordnungslosen Atomhaufen bilden, ebenso wenig sollen die einzelnen Gedanken, Urtheile und Schlüsse in unserem Wissen atomistisch zusammenhangslos neben und nacheinander herlaufen. Darum folgt die Lehre von der richtigen Methode oder von den Gesetzen, welche die Erlangung eines systematisch geordneten Wissens regeln. Das fünfte Kapitel von der Erlangung der Wahrheit durch Gewißheit und Evidenz bildet zugleich den Abschluß der Dialektik und die naturgemäße Ueberleitung zur angewandten Logik.

Unstreitig zeichnet sich bereits dieser erste Band des Werkes durch große Reichhaltigkeit des gebotenen Stoffes aus; besonders freut es uns, die Lehre von den verschiedenen Beweisführungen und ihren Quellen so genau dargestellt zu finden. Die Sprache ist klar, die Vorarbeiten sind fleißig berücksichtigt; Aristoteles und seine besten Commentatoren aus allen Perioden und Schulen kommen so viel als thunlich selbst zu Wort. Dieselben Vorzüge zeichnen auch die beiden folgenden Bände aus.

Während der erste Band uns das darbietet, was die Alten als logica minor bezeichneten, haben wir im zweiten und dritten Band die logica maior vor uns. Die gesammte Logik zielt auf die Bildung der Erkenntnißkräfte zur Auffassung der Wahrheit ab und ist insofern wesentlich formell. Die auf die Kritik der Erkenntnißquellen und auf die Erkenntnißtheorie bezüglichen Lehren pflegten die älteren Aristoteliker gelegentlich im Verlaufe der Logik anzubringen. Die späteren Aristoteliker sahen sich im Hinblick auf die vielen neu auftauchenden Irrthümer genöthigt, darüber eingehender zu handeln; dies veranlaßte sie, der alten logica formalis (maior) die logica critica als eigenen Theil vorauszuschicken.

Der Verfasser geht nun noch einen Schritt weiter. Er trennt, ebenfalls mit Rücksicht auf moderne Irrthümer, alles was sich auf die Klarstellung der Begriffe bezieht und was die Alten (de antepraedicamentis, de praedicamentis, de postpraedicamentis) der Logik eingliederten, von der logica formalis, um es unter dem Namen logica realis (conceptualis) als dritten Theil folgen zu lassen. So haben wir für die logica maior die Dreitheilung in logica critica, logica formalis, logica realis. Den wesentlichen Unterschied der Bedeutung des Wortes „formale Logik" in der Scholastik und in den idealistischen Schulen betont und erklärt der Verfasser genau in der Einleitung zur logica maior. In der Kritik wird vor allem der Skepticismus in seiner Unhaltbarkeit und Widersinnigkeit gezeigt, sowie die Berechtigung der natürlichen Gewißheit vertheidigt. Wenn es von Wichtigkeit ist, festzustellen,

daß die wissenschaftliche Forschung nicht vom allgemeinen Zweifel, sondern von unmittelbarer, nicht erst durch Beweis erhaltener Gewißheit aus ihre Arbeit beginnen muß, so ist es eine Forderung richtigen Denkens, daß auch die Frage beantwortet werde, welche Wahrheit oder welche Wahrheiten mit solcher unmittelbarer Gewißheit vor jeder weitern Untersuchung feststehen müssen. Als solche Wahrheiten stellt der Verfasser in Uebereinstimmung mit der allgemeinen Ansicht die drei Wahrheiten vom Satz des Widerspruchs, von der eigenen Existenz und von der menschlichen Erkenntnißfähigkeit auf. Selbstverständlich werden sie nicht Grundwahrheiten in dem Sinne genannt, als wären sie die Quellen, aus denen alles Wissen hergeleitet würde. Diesem Mißverständniß hat der Verfasser vorgebeugt, indem er anderswo eigens nachweist, daß es eine einheitliche Quelle für alle natürliche menschliche Erkenntniß gar nicht gibt. Die genannten drei Wahrheiten werden aber auch nicht als Kriterium oder Beweggrund der Gewißheit dargestellt. Wohl aber ist die volle Sicherheit über dieselben nothwendige Vorbedingung für jedes weitere sichere Urtheilen und Fürwahrhalten; somit bilden diese Wahrheiten an sich die nothwendige Grundlage für jede weitere Gewißheit und sind im wahren Sinne des Wortes Fundamentalwahrheiten (Grundwahrheiten). Das letzte Kriterium und der letzte Beweggrund der Gewißheit bleibt sowohl für diese Grundwahrheiten selbst wie für jede andere die Evidenz.

In den folgenden Disputationen werden die verschiedenen Quellen der menschlichen Erkenntniß als zuverlässig vertheidigt und die Bedingungen und Normen derselben im einzelnen untersucht. Bei der Widerlegung des akosmistischen Idealismus stützt sich die Beweisführung nicht ausschließlich, ja nicht einmal vorherrschend auf den Causalitätsschluß aus der subjectiven Thatsache der Wahrnehmung auf die Objecte als Ursache, sondern auf die allgemeine Natur und Wesenheit der Erkenntniß überhaupt. Und gewiß mit Recht. Ist nämlich auch nur eine einzige Erkenntnißfähigkeit denkbar, die ihr eigentliches und ausschließliches Object beständig und naturnothwendig anders wahrnimmt, als dasselbe sich in Wirklichkeit verhält, dann ist dem allgemeinen Zweifel kein Vorwurf mehr zu machen, und es tritt mit der Verzweiflung an jeglicher objectiven Gewißheit die Willkür des Subjectivismus in ihr Recht ein.

Bei der zweiten Erkenntnißquelle ist besonders interessant die These S. 256 (n. 758 sq.). Nur hätten wir eine noch eingehendere Erörterung der Sache gewünscht. Ebenso interessant sind die Thesen über das Verhältniß der Wahrscheinlichkeit zur Gewißheit. Die Möglichkeit eines Uebergangsschlusses von einer Menge von Probabilitätsgründen zu einem gewissen Urtheil (n. 766) stützt sich, wie aus der unmittelbar vorhergehenden kurzen These einleuchtet, nicht einzig auf jene Probabilitätsgründe, sondern zugleich auf den allgemein giltigen Satz vom zureichenden Grunde. Es kann nämlich sein, daß die einzelnen Gründe nicht durchschlagend sind, daß aber das Zusammenstimmen so vieler und solcher Wahrscheinlichkeitsgründe einen die denkende Vernunft befriedigenden Grund nur in der objectiven Wahrheit der Sache haben kann.

Das zweite Buch (logica formalis) behandelt die schwierigen und tieferen Fragen der Logik. Wir müssen dafür auf das reiche Inhaltsverzeichniß des

Bandes selbst verweisen und begnügen uns, auf die besonders werthvollen Abschnitte von der Wissenschaft, ihren Grundlagen und Eintheilungen hinzuweisen. Den Naturwissenschaften sowie der Geschichtswissenschaft wird ihr volles Recht auf den Charakter der Wissenschaft gewahrt, freilich innerhalb ihrer naturgemäßen Schranken. Der letzte Blick richtet sich nach oben; den Schlußabschnitt des zweiten Bandes bildet nämlich die Darstellung des Verhältnisses der natürlichen menschlichen Erkenntniß zur übernatürlichen göttlichen Offenbarung.

Der dritte und Schlußband des großen Werkes zerfällt in zwei getrennte Abtheilungen. In der ersten (S. 1—396) kommen unter dem Titel logica realis und vom logischen Gesichtspunkte aus betrachtet alle Hauptbegriffe der allgemeinen Metaphysik zur Erklärung. Die schwierigeren Fragen, welche einerseits für das Studium der Specialmetaphysik nicht unerläßlich sind und andererseits erst nach dem Studium derselben völlig erfaßt werden können, sind der Metaphysik zur Behandlung überlassen. Die zweite Abtheilung des Bandes bildet ein polemischer Abschluß des ganzen Werkes (S. 397—534). In elf Gruppen werden die verschiedenen Vertreter moderner Philosophien vorgeführt, ihre Systeme erklärt und kritisch besprochen. Kant ist dabei nur deswegen nicht mehr eigens behandelt worden, weil sein System der Kritik der reinen Vernunft schon im zweiten Bande eingehend dargestellt und widerlegt worden ist.

Ein reiches alphabetisches Register erhöht die Brauchbarkeit des inhaltreichen Werkes. Gewiß hat der Verfasser es nicht an genauer Berücksichtigung der verschiedenen Ansichten mangeln lassen und zeichnet er sich durch Allseitigkeit und Unparteilichkeit aus. Wer nicht in jeder Vertheidigung der alten Wahrheit eine Mißkennung der neueren Leistungen sieht, wird sicher gegen den Verfasser einen solchen Vorwurf nicht wagen, sondern wird anerkennen müssen, daß derselbe jederzeit bereit ist, alles Richtige auch beim Gegner anzuerkennen. Wenn dann freilich, zumal auf dem Gebiete der Logik und des speculativen Denkens überhaupt, das Wahre meist schon sehr alt ist, so gereicht das den Alten zur wohlverdienten Ehre. Da ferner auch innerhalb der Scholastik in manchen Fragen verschiedene Ansichten vertreten werden, so ist es unmöglich, sofort allgemeine Anerkennung bis ins Detail zu erlangen. Das Bestreben, auch in den falschen Systemen mancher neueren Philosophen die versteckten Kerne von Wahrheiten hervorzuheben, ist sicher berechtigt. Daß die neueren kritisch-idealistischen Richtungen zu noch eingehenderem Studium der subjectiven Seite der Erkenntnißthätigkeiten angetrieben, läßt sich nicht läugnen. Daß der Verfasser in Bezug auf „Raum" und „specifische Energien" irgendwie zu viel Zugeständnisse gemacht, kann nur durch Mißverständniß geglaubt werden. Thatsächlich hat er gar kein Zugeständniß gemacht, sondern bloß angedeutet, welche richtigen Gedanken in den von ihm in voller Uebereinstimmung mit der ganzen Scholastik verworfenen Irrthümern mitunterlaufen. Gewiß thäte man ferner dem Verfasser großes Unrecht, wollte man ihn nicht voll und ganz zu den treuen Schülern des englischen Lehrers rechnen. Dadurch allein, daß man in manchen Fragen dem unter anderem von Päpsten wie Paul V. und später auch von Benedikt XIV. selbst mit dem Ehrentitel eines Doctor eximius ausgezeichneten Suarez näher tritt als anderen Verehrern des hl. Thomas, scheidet

man noch nicht aus den Reihen der Schüler des englischen Lehrers aus. Stellt doch auch Cardinal Gonzalez aus dem Orden des hl. Dominikus in seiner Geschichte der Philosophie (III. Bd. § 34, § 145) der Philosophie des P. Suarez das Zeugniß aus, daß sie im wesentlichen die Philosophie des hl. Thomas sei. Man braucht übrigens nicht viel Suarez gelesen zu haben, um zu wissen, mit welchem Ernst dieser große Denker die Gedanken des englischen Lehrers nachzudenken pflegte. So wünschen wir dem Werke den besten Erfolg, der Philosophia Lacensis aber, von der es einen bedeutenden Abschnitt bildet, recht baldige Vollendung. **Karl Frick** S. J.

Geschichte der Katholischen Kirche im Großherzogthum Baden. Mit besonderer Berücksichtigung der Regierungszeit des Erzbischofs Hermann v. Vicari. Von Dr. **Heinrich Maas.** Mit dem Bildniß des Erzbischofs Hermann v. Vicari. XXIV u. 692 S. 8°. Freiburg, Herder, 1891. Preis *M.* 10; geb. *M.* 12.

Der Kirchenhistoriker der Gegenwart, und noch mehr der Geschichtsforscher der Zukunft, hat Ursache, dieses bedeutende Werk mit Dank und Anerkennung entgegenzunehmen. Mit voller Beherrschung der Sache und umfassender Benutzung authentischen Quellenmaterials behandelt es die Lage der Kirche in demjenigen deutschen Staate und in dem Abschnitte unserer Geschichte, in denen am grellsten die Merkmale und Gegensätze hervortreten, welche der gegenwärtigen an Kämpfen und Stürmen so reichen Uebergangsperiode eigen sind.

Es ist ein merkwürdiges Schauspiel, das sich hier enthüllt. Aus dem Zusammenbruch alter deutscher Fürstenherrlichkeit geht ein Staatswesen hervor, das unter einem protestantischen Fürstenhaus zum weitaus größern Theile aus katholischen Territorien sich zusammensetzt. Diese haben das durch die feierlichsten Staatsverträge garantirte Recht freier Religionsübung, ihr reiches Familienerbe an kirchlichen Stiftungen und Anstalten und ihre Liebe zum angestammten Glauben in das neue Vaterland mit hinübergebracht. Leider sind die Männer, deren Händen das geistliche Wohl dieser Katholiken anvertraut ist, die Lehrer der Hochschule, wie die Leiter der Kirchenregierung, von demselben Geiste beherrscht, der im damaligen Europa bereits Ruinen auf Ruinen gehäuft hat.

Als am 20. Juli 1819 durch den Frankfurter Territorialreceß der Besitzstand des Großherzogthums Baden als untheilbarer souveräner Staat anerkannt wurde, war das katholische Leben innerhalb seiner Grenzen bis zu den Grundtiefen vergiftet. Doch fehlte es keineswegs ganz an gesunden Elementen und vereinzelten Ansätzen zur Wiederherstellung von Innen heraus. Blieb die kranke Kirche nur von weiteren schädlichen Einflüssen frei, oder erfuhr sie gar ein auch nur geringes Maß von Verständniß und Wohlwollen, so mußte sie in kurzem wieder erstarken.

Es lag in der Hand der Staatsregierung, durch Förderung des kirchlichen Lebens und Kräftigung der kirchlichen Autorität sich selbst zu kräftigen, die gesegneten Gauen des Landes mit Glück, Friede und Vertrauen zu erfüllen, dem für viele noch fremden Fürstenhaus die begeisterte und unauslöschliche Liebe des Volkes zu sichern.

Indeß die Staatsregierung schien ihre Hauptaufgabe darin zu sehen, die katholische Kirche ihres Landes nach protestantischem Schnitt zur Staatskirche umzuwandeln, sie nach einem ihrem innersten Wesen widerstrebenden Kirchensystem zu behandeln, das nicht einmal von den Protestanten selbst allgemein anerkannt wurde. Die wahre Parität war versprochen; aber was man zu gewähren sich bewogen fand, war im höchsten Falle die „arithmetische Parität", wonach die katholische Kirche derselben Staatsbevormundung, nur in minder wohlwollender, weit kleinlicherer Weise, unterworfen sein sollte, wie die „Landeskirche".

Das hat ein von Gott und der Natur reich gesegnetes Land mit einem braven, fleißigen, begabten Volk über ein halbes Jahrhundert lang mit bitterem Zank und Streit, mit Groll und Unzufriedenheit erfüllt. Und schlimmeres als das! Der klarblickende Bischof Weis in der Nachbardiöcese Speier, durch die Verhältnisse im eigenen Lande wahrlich nicht verwöhnt, konnte 1842 bezeugen, es „gebe kaum ein Bisthum, in welchem so viel Schlimmes zu beseitigen wäre", wie in dem Erzbisthum Freiburg. „In dem kleinen Lande", klagt Alban Stolz 1854, „sind seit 30 Jahren mehr Geistliche vom katholischen Glauben abgefallen, als im übrigen Deutschland miteinander. Nirgends in Deutschland haben sich so viele Geistliche und Lehrer bei der Revolution betheiligt, als in Baden. In der revolutionären Kammer waren der Präsident und der Vicepräsident katholische Priester." Es wurde, wie schon 1846 Freiherr v. Andlaw der Regierung entgegenhielt, „die jüngere Generation planmäßig zur Revolution großgezogen".

Die Lehre von 1848/49 hat der Badischen Staatsregierung wenig genutzt: sie hat „nichts gelernt und nichts vergessen". Im Jahre 1860 kam man mit vieler Mühe und nach langem Streit zu einem nothdürftigen Ausgleich; aber wenige Jahre später hat sie selbst wieder den Männern des Umsturzes die Hand gereicht, um das sicherste und mächtigste der staatserhaltenden Elemente, die katholische Kirche, zu knechten, die katholischen Unterthanen stets aufs neue zu kränken.

Trotz all dieser Schwierigkeiten ist die katholische Kirche in Baden langsam wieder erstarkt; es ist außerordentlich vieles besser geworden. Auch ist nach dem Scheitern des Culturkampfes von seiten der Staatsbehörde ein modus vivendi wiederhergestellt worden, wenn auch vielleicht die Frage, wie viel die „Grundsätze des polizeistaatlichen Präventivsystems" für einzelne Seiten des kirchlichen Lebens selbst jetzt noch nachzuwirken im Stande sind, eine rückhaltlose Beantwortung noch nicht vertragen kann.

Alles das zusammen macht es überaus schwer, die Zustände und Verhältnisse der Kirche in Baden richtig zu erkennen. Um so lieber folgt man daher der Führung eines Mannes, der die hauptsächlichsten der handelnden Persönlichkeiten selbst gekannt hat, bei vielen der wichtigsten Verhandlungen und Ereignisse, die hier in Betracht kommen, in einflußreicher Vertrauensstellung mitthätig war, und es auch verstanden hat, in knapper Form eine gründliche Belehrung niederzulegen.

Die Darstellung gliedert sich in eine Reihe kurzer, für sich selbst dastehender Essays, welche die einzelnen Momente meist bis zur Erschöpfung

behandeln. Sie sind nach sachlichen Gesichtspunkten so aneinandergefügt, daß die chronologische Ordnung nicht die durchweg maßgebende ist, wenn sie auch im großen Ganzen vorherrscht. Bewundernswerth ist das Geschick, mit welchem aus der Masse weitschichtiger Acten, Gesetze, Reden, Broschüren, Zeitungsartikel und Briefe, wie sie das „papierene Zeitalter" nun einmal kennzeichnet, mit Beiseitelassung aller Phrase und alles Formelkrams gerade die Kernstellen herausgehoben werden.

Daraus ist nun freilich ein Werk geworden, das beim Leser Kopf und Studium voraussetzt. Der Verfasser hat darauf verzichten müssen, die Geschichte der Kirche Badens, wenigstens für den größern Theil seines Werkes, zu einer angenehmen Unterhaltungslectüre zu machen. Hätte er dies gewollt, so ließe sich der Vorwurf erheben, daß der chronologischen Ordnung, der Gleichzeitigkeit oder Aufeinanderfolge der verschiedenen Verwicklungen zu wenig Rechnung getragen sei; man könnte ihm zürnen, daß er nicht diese oder jene Abschweifung sich gestattet habe. Bei hervorragenden, für die Kirche wichtigen Erscheinungen im Priesterstand wie in der Laienwelt, bei Männern wie dem edlen Heinrich von Andlaw, Dr. Buß, Mone, Alban Stolz, Hirscher und manchem anderen, und deren Bedeutung und Einfluß auch für die Katholiken Deutschlands überhaupt, hätte man ihn gern ein wenig eingehender verweilen sehen. Er hat es sich versagt; aber dafür ist es ihm gelungen, in einem mäßigen Bande alles zusammenzufassen, was zum wirklichen Verständniß der kirchlichen Zustände Badens erforderlich ist. Sein Werk bietet nur die Quintessenz; aber so weit ist es ein vollendetes und feststehendes, das Ergänzungen oder Berichtigungen in wichtigen Punkten nicht zu erwarten hat, sondern für immer seinen ganzen Werth behält.

Eine Eigenschaft verdient besonders hervorgehoben zu werden. Es ist die, oft zur christlichen Milde verklärte, vornehme Ruhe, mit der Personen und Verhältnisse jeder Art zur Darstellung gebracht werden, und die sich mit der vollen Klarheit und Treue der Principien wohlthuend paart. Nirgends Leidenschaft oder Maßlosigkeit, nirgends Verdächtigung oder Anklage, nicht einmal — wozu doch so reiche Veranlassung geboten war [1] — ein Zeichen der Entrüstung. Wo Uebles berichtet werden muß, beschränkt sich der Verfasser auf das Nothwendigste, ohne das Bereich des Sachlichen je zu verlassen; wo Gutes anerkannt zu werden vermag, auch bei Personen, über welche das Gesammturtheil ein günstiges nicht sein kann, verfehlt er nicht, Gerechtigkeit und Liebe zu üben. Die Schilderung z. B. von kirchlichen Personen wie Dalberg, Wessenberg, Demeter ist eine geradezu musterhafte. Ganz in derselben noblen und

---

[1] Der Bischof und das Kapitel von Fulda schreiben z. B. in ihrem Protest an die kurhessischen Landstände am 4. Februar 1851: „Das sittliche und rechtliche Gefühl empört sich, wenn der Staat die Religion wie die mautbaren Gegenstände behandelt, wenn es den Anschein gewinnt, als sei man der weltlichen Autorität Rechenschaft über Glauben, Cultus und Kirchendisciplin schuldig, wenn Bestimmungen getroffen werden gegen . . . die rechtmäßige Jurisdiction des Bischofs . . . ungeachtet des . . . Schreies um rechtliche Freiheit." (S. 60.)

christlichen Weise verfährt der Verfasser in Bezug auf die im Kampf gegen die Kirche engagirten Staatsbeamten, auf die allerhöchsten Personen, wie auf manche günstig in den Vordergrund tretende Andersgläubige, z. B. Freiherr v. Türkheim, Minister v. Meysenburg, Pastor Sehringer u. a. Die trostlosen Verhältnisse bei einem großen Theil des badischen Clerus in vergangenen Jahrzehnten mußten die Versuchung nahelegen, durch krasse Schilderungen dieser Uebelstände die Schwierigkeiten und die Verdienste des Erzbischofs v. Vicari und den erzielten glücklichen Umschwung in helleres Licht treten zu lassen. Aber auch hier galt dem Verfasser das „sapienti sat". Ohne etwas Wesentliches zu verschweigen, hat er mit so viel Schonung und Milde, mit so viel Maß und Tact auch das Trübste zu berühren vermocht, daß der Leser alles kennen lernt, aber, soweit es sich nicht um Fragen des Rechtes handelt, Eindrücke des Gemüthes nur vom Guten und Erhebenden empfängt.

Indes nicht nur für den Historiker ist das Werk von Belang, das der Verfasser selbst ganz richtig eine „Rechts- und Culturgeschichte" nennt. Es bietet reichen Stoff auch für den politischen Denker. Die „gefährliche Zeitkrankheit" der „politischen Herrschsucht über die Kirche" liegt hier mit all ihren Auswüchsen von Kleinlichkeit, Gehässigkeit und Thorheit in einem zu wohlentwickelten Falle vor, um nicht zum Studium einzuladen und Betrachtungen anzustellen über die — Verblendung von Staatsregierungen des 19. Jahrhunderts.

Weit mehr noch ist das Werk eine Vorrathskammer reicher Erfahrungsschätze für den Katholiken, eine Warnungstafel für die kirchenfeindliche Bureaukratie. Dadurch ist es nicht blos eine Leistung für die Wissenschaft, sondern eine große That für die Kirche. Die niedergelegten Erfahrungen sind, soweit sie das badische Land betreffen, wenn nicht immer so glorreich wie die der stets nur mit Ehren genannten Diöcese Fulda, so doch vorwiegend ermuthigende. Noch liegt ein gewaltiges Kapital von Glaubenskraft und edlem Willen im katholischen Volke Badens; die bestandenen Kämpfe haben klärend und stählend gewirkt; noch stehen in großer Zahl charaktervolle und fähige Männer im katholischen Lager; auch selbst an hervorragenden Größen hat es bisher nicht gefehlt. Es bedarf nur der steten Einigung, Leitung und Verwerthung der vorhandenen Kräfte, und keine Ungunst der Zeit wird die katholische Kirche Badens in einen ähnlichen Zustand der Auflösung zurückwerfen, aus dem sie sich im Laufe dieses Jahrhunderts mühsam emporgearbeitet hat.

Doch das ernsteste und fruchtbarste Moment dieses Werkes ist die klare Scheidung zwischen katholischem Priesterthum und Staatsgeistlichkeit, dem Mann nach dem Herzen der aufgeklärten Bureaukratie und dem Mann nach dem Herzen Gottes, zwischen dem Staatsbischof und dem wahren Hohenpriester. Lebendig und greifbar tritt es aus düsterem Hintergrund in der Lichtgestalt Hermanns von Vicari dem Auge entgegen, was e i n Mann vermag auf dem bischöflichen Throne, der sich der Größe seiner Stellung und der Schwere seiner Verantwortung ganz bewußt ist. Mit gutem Recht hat der Verfasser selbst an jene Worte erinnert, mit denen einst der große Basilius den Vertreter der staatskirchlichen Bureaukratie niedergeschmettert hat: in Episcopum incidisti.

Der „Theologe“ von Nazianz hat es erzählt, wie jener große Fürst der Kirche als Angeklagter ruhig hintrat vor den Präfecten, der vor Wuth schäumte, wie ein wildes Thier, und wie er ihn zum Schweigen brachte und ihm den Ruf abpreßte: „So hat zu mir noch niemand gesprochen.“ — „Vielleicht“, antwortete Basilius voll unnachahmlicher Würde, „bist Du noch nie mit einem Bischof zusammengetroffen. Er würde in derselben Sache ganz ebenso gesprochen haben. Denn wohl sind wir im übrigen milde und friedfertig und die anspruchslosesten aller Menschen, wie dies für uns die Pflicht unseres Standes ist, und gegen niemanden überheben wir uns, um nichts zu sagen von des Kaisers Majestät, nicht einmal gegenüber dem Geringsten aus dem Volke. Aber wenn es sich um Gott und Gottes Sache handelt, dann kümmert uns nichts anderes, dann blicken wir auf Gott allein.“

Das war die Schule von Bischöfen, aus welcher der Held dieses Buches, Hermann von Vicari, stammte, und welcher er während seines langen Episkopates nur Ehre gemacht hat. Es hat ihm an Gelegenheit nicht gefehlt, solch großer Beispiele sich würdig zu zeigen.

Nach dem Gesagten bedarf es des Beifügens kaum, daß ein so verdienstvolles und gehaltreiches Werk Freund und Feind, Badensern und Nichtbadensern, Priestern und Laien aufs nachdrücklichste zu empfehlen ist.

Otto Pfülf S. J.

Bergblumen. Gedichte von **Franz Ehegasser.** 422 S. 8°. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1891. Eleg. geb. *M.* 5.50.

Die poetische Ausbeute des verflossenen Jahres war keine sehr nennenswerthe. Von den uns bekannt gewordenen katholischen Neuheiten steht jedenfalls das vorliegende Büchlein am höchsten. Es verdient auch um seiner selbst willen eine gewisse Achtung und stellt der Kritik eine recht anziehende, wenn auch schwierige Aufgabe. Ehegasser ist ein Dichter, ein ursprünglicher und selbständiger Dichter von nicht gewöhnlicher Begabung; aber er ist keineswegs fertig und ausgeklärt. Er wandelt mit lobenswerthem Selbstbewußtsein seine eigenen Pfade, und zwar steile, oft gefährliche Felspfade, auf denen er seine wilden Bergblumen pflückt; aber er wandelt oft auch nur statt zu fliegen, stolpert dabei mehr als einmal, und beim Pflücken bleibt manche Blume, die zu hoch stand, halb gestreift am Strauch hängen. Die widerstrebendsten Eigenschaften, die ein Dichter aufweisen kann, vereinigen sich in dieser Sammlung, die uns noch kein scharfumrissenes Dichterprofil bietet, und die, um ein gutes Drittel gekürzt, an Werth um das Doppelte gewonnen hätte. Neben wirklich großen Fehlern stehen hohe und reine Kunstleistungen; ja in einem und demselben Gedichte stoßen oft die Gegensätze merkwürdig aufeinander. Suchen wir Schwächen und Schönheiten gegeneinander abzuwägen.

Da fällt — um mit dem Tadel zu beginnen — an erster Stelle gar manche Versündigung gegen die Sprache auf. „Umfloren“ für „umflort“ (S. 332), „geborgt“ für „geborgen“ (346), „Scholare“ für „Scholar“ (347), „lebensüberdrossen“ (71), wo das Wort außerdem, selbst wenn es richtig wäre, nicht hinpaßt; „Spricht der Pfarrer: ‚Erst dem welchen von mir Pfarrern

schenkst du ein?‘“ (347) für: „Welchem schenkst du zuerst ein?“ „Sich schiefe zieht der Weg ums steile Joch“ (349), „In Thränen schwimmt des Auges Sinter“ (559), wo wir uns bei dem Wort „Sinter“ in seiner gewöhnlichen Bedeutung nichts denken können; „von Balsam und Orchid“ (405), was wir nur von Orchideen zu verstehen vermögen; „Genistern“ statt „Genisten“ (175), „nehmen braucht“ statt „zu nehmen“ (179), „fleucht“ im Sinne von „fliegt“ (194), wie es ein anderesmal (13) „fleugt“ heißt; „Eichhörnchen, das in Nüssen knackte“ (12), „Blaspheme“ für „Blasphemie (371) u. s. w. Das sind Dinge, die sich nicht finden dürften, wenn sie auch nur die Folgen von Dialektfehlern, Unachtsamkeit, Eile, Reim- und Versnoth sind. Wir legen ihnen indes keine große Wichtigkeit bei und erwähnen sie nur, um dem Dichter einen Wink für die Zukunft zu geben.

Unangenehmer aufgefallen ist uns eine andere Eigenthümlichkeit, die schon mehr eine bewußte ist. In einem Gedicht „Entschuldigung“ sagt Ehegasser:

> . . . Ihr viel gestrengen Richter, Ich schlag an meine Brust;
> Ich steh' wie mancher Dichter Vor euch nur schuldbewußt.
> Nicht g'nug hab' ich geschliffen, Nicht eifrig auch gefeilt;
> Nach manchem Wort gegriffen, Das euer Bann ereilt.
> Zum Beispiel: Herzen — Schmerzen, Das bracht' ich nimmer an;
> Auch konnt' ich aus nicht merzen Das Bild vom Pilgersmann.
>
> Ihr Herrn! was abgedroschen, Glaubt, gerne bracht ich's nicht,
> Doch war mir wie erloschen Des Geistes Forscherlicht.
> Ich fand im Wörterschatze, Wie ich mich mühte ab,
> Kein Wort, das sich am Platze Von Herz und Schmerz gehab'.
> Und wie ich nahm das Leben Vom Greise bis zum Kind,
> Stets hat sich nur ergeben, Daß wir hier Pilger sind (243 f.).

Bekanntlich gilt in der Kunst keine „Entschuldigung“. Keiner braucht zu dichten; will er es aber, nun, so gilt die eine Frage: Sind die Hervorbringungen wirklich Poesie oder sind sie es nicht? In letzterem Falle werden sie einfach als unzulänglich zurückgewiesen; der schlechte Musikant bleibt darum nach wie vor ein guter Christ. Ob ein Sonett in einer Viertelstunde oder in vierzehn Tagen zu stande kam, kümmert nicht bloß den Misanthropen, sondern auch einen vernünftigen Kritiker nicht, das thut einfach der innere Werth der Dichtung. Wenn also des Dichters „Forscherlicht wie erloschen war“, so hätte er einfach nicht dichten oder wenigstens die in diesen dunkeln Stunden entstandenen Verse nicht drucken lassen sollen. Aber das will ja auch Ehegasser nicht sagen. Soviel wir die „Entschuldigung“ verstehen (klar ist nämlich nicht alles, ja es werden Dinge gesagt, die das Gegentheil bedeuten von dem, was der Dichter will; z. B. er behauptet, er habe „Herz und Schmerz nimmer angebracht“, und will sagen, „das bracht' ich manchmal an“ u. s. w.), richtet sie sich in der Form gegen die „modernen“ Kritiker, welche überhaupt alles zu den ausgelebten, abgedroschenen Stoffen rechnen, was schon in irgend einer Weise behandelt worden ist, die jedes schon irgendwie gebrauchte Bild zum alten Eisen werfen und nur nach Niedagewesenem in Gegenstand und

Form ausschauen. Indem der Dichter sich mit Recht gegen dieses Extrem wendet, läßt er aber doch durchblicken, daß er in die verpönten Wörter und Gedanken nur aus reinster Noth gerathen sei, daß jedoch im übrigen sein künstlerisches Streben nach dem Neuen, Originellen, Ungewöhnlichen ging. Die „Entschuldigung" ist daher ein geschickt angebrachtes, im übrigen voll und ganz verdientes Lob: Ehegasser geht wirklich keine ausgetretenen Geleise; die natürlichsten und daher verbrauchtesten Reime sind nicht die seinigen, und nur sehr selten trifft es sich, daß er die Gegenstände mit den Augen seiner Vorgänger ansieht. Dabei ist er andererseits doch auch wieder frei von jener unangenehmen Originalitätshascherei, jener gemachten Neuheitssucht, die sich wie akrobatische Gliederverrenkung ausnimmt. Außerdem merkt der Leser gleich, daß Ehegasser sich nur äußerst selten ans Dichten gab, ohne irgend einen innersten Drang, d. h. ohne einen eigenen mehr oder minder fertigen Gedanken, der nach dem Ausdruck verlangte. Allein nicht immer hat der neue Gedanke die richtige neue Form gefunden. Aus Furcht vor alten oder aus Liebe zu neuen Reimen läßt sich der Dichter oft zu recht prosaischen Wendungen herab, z. B.:

. . Der Sitz von Stein,
Den tief hinein
Geschlechter höhlten aus . .

. . Da Stamm um Stamm
Der Hausherrn kam,
Zu ruhen aus darauf . .

Denkt mit des Stein's
Der Menschen kein's
Und ihres Leid's und Glück's? (70.)

Wer überreichen Schatz in Händen hält,
Kann nicht verhindern Perlen auszustreuen,
Wer kommt von einem würz'gen Thymianfeld,
Kann nicht die Düfte aus den Kleidern scheuen" (179).

Oder zu räthselhaften, z. B.:

Was träumet am Morgen
Des Lebens das Herz,
Da in Blüten verborgen
Befreit es den Schmerz;
Und für ihn möcht', der säumet,
Auf Alles verzichten? — (176.)

Wie, du lebst noch, kleine Blume,
Drum der Sturm so eisig strich;
Nur in meinem Eigenthume
Todt im Grabe sucht' ich dich (188).

Was ist der Schmerz? Der harte Stein im Wege,
Daran der Fuß sich wund und müde tritt,
Der sich verwöhnt in blumigem Gehege,
Und scheut den Stein und scheut des Umwegs Schritt?

Was ist der Schmerz? Der Sturm auf einem Meere
In leichtem Kahn, der Kampf um's letzte Brett?
Doch welcher Ferge traut in schwacher Fähre,
Gewarnt durch Zeichen, wohl der Fluten Bett? (181.)

Bisweilen ist ein ganzes Gedicht nur der mißlungene Griff nach etwas Neuem. Der Gedanke ist entweder nicht poetisch oder nicht genug geläutert, geklärt und von prosaischen Schlacken befreit. Ein treffendes Beispiel der Art bildet „die Brücke":

Drei Stämme quer der Flut gelegt,
Die braust im Felsenbett,
Die auf den wilden Wogen trägt
Nicht eines Kahnes Brett;

Drei Stämme nur von Rand zu Rand,
Und wo des Weges Lauf
In abgrundtiefer Kluft verschwand,
Taucht ein Ersatz ihm auf.

Nun brauch' ich nicht zu gehn zum Quell,
Zur Mündung nicht zurück;
Am andern Ufer bin ich schnell,
Wie ärmlich sei die Brück'! (65.)

Ebenso das spätere: „Giftbeeren":

Wenn wir uns jetzt behüten
Vor mancher Beere Saft,
Drin unter holden Blüten
Der Tod schläft grauenhaft;

Wenn wir die Kinder mahnen:
„Laßt ab von solcher Frucht!"
Doch haben uns're Ahnen
Gewiß sie einst versucht.

Und der und jener haben
Bezahlt mit bitterm Tod,
Daß sie den Enkeln gaben
Der Todesfrucht Verbot —

Längst hat die Welt vergessen
Den Tod, der ihr genützt;
Sie glaubt, sie hätt' vom Essen
Des Gift's sich selbst geschützt.

Sie kennt die schönen Beeren
Ja lang als giftig schon;
Wohl könnte sie belehren,
Die starben nicht davon! (85.)

So ganz und gar poesieverlassen sind freilich nicht manche Stücke der Sammlung; allein in recht vielen herrscht doch ein ähnlicher Mangel, nur etwas verdeckter und von Strahlen echter Dichtung durchbrochen. Was ist es anders als öde Prosa, wenn das Gedicht „Immaculata" anhebt:

„Ich kann mich starken Zweifels nicht erwehren,
Daß dem die Gotteslieb' im Herzen fehlt,
Der Seiner Mutter zuerkannte Ehren
Für Schmälerung der Ehre Gottes hält" (370).

Wenn man solche Dinge liest, möchte man lieber das Buch schließen und über dasselbe stillschweigend hinweggehen. Man sollte es für unmöglich halten, daß jemand, welcher solche sogen. Verse drucken läßt, auch nur ein Fünkchen Dichtung und Kunstgefühl im Herzen trüge. Und doch wird das Unmögliche hier Ereigniß. Reichlich ein Drittel des Bandes enthält wahre Perlen der Kunst, Dichtungen voll hoher Schönheit in Form und Gedanken. Wer sich davon überzeugen will, lese z. B. das Gedicht „Der Saumweg", welches beginnt:

Den Saumpfad geh' ich gern, den wo ich weiß,
Den Menschenhand dem Felsen abgerungen;
In rauhen Rippen starrt der spröde Gneis,
Dem in das Herz des Eisens Wucht gedrungen.

In reichen Formen läuft des Wegs Spalier;
Hier eine Bucht, ein Vorsprung, scharfe Ecken;
Dort eine Höhle, schutzreich dem Gethier,
Da eines Bergquells flutgeöffnet Becken.

In dem umfangreichen Gedicht einigen sich drastische Naturbeschreibung und Gemüthsschilderungen in selten glücklicher Weise. Eine ähnliche Verbindung von Natur- und Stimmungsbild bietet das „Nachtbild" (259) und „Der Bergsee" (149). Wie schön die Idee von „Das Steinkreuz" (227), dessen Sprache freilich nicht durchweg auf der Höhe steht; wie originell das Gespräch der Pflanzen auf dem „Kirchhof im Mondschein" (224), die Schilderung des „Nachtbesuches im Mausoleum" (222), obwohl auch hier die Sprache noch die Feile vermissen läßt. „So früh!" (148), „Holde Blume, die ich meine" (143), „Der dürre Baum" (97), „Die Schul' ist aus" (80), „Waldfriede" (48), „Wanderrast" (47), „Im Wildkirchlein" (296), manche der „Hirtenlieder" (391—418), obwohl dieselben, als Ganzes betrachtet, nicht zu entsprechen scheinen; das vielleicht etwas zu lange „Das ewige Licht" (376—387); manche Partieen aus dem Cyklus „Frater Bruno's Bergkollecte" (335—356); das eigenthümliche, nicht einwandsfreie „Das Armen-Seelentäfelchen (356—362), die meisten der „Zigeunerlieder" (112—134) — alle diese Stücke zeigen uns den selbständigen, tieffühlenden, genau beobachtenden, aus innerem Drange herausdichtenden Künstler, dem wohl noch eine gewisse Schulung, ein feineres Gefühl für Rhythmus und Melodie, besonders ein strenges Maßhalten und ein richtiger Tact für das zeitige Abschließen einzelner Gedanken und ganzer Gedichte abgehen mögen, der aber haushoch über viele seiner correcten und geleckten Brüder in Apollo hervorragt.

Wie wir des Fehlerhaften mehrere Beispiele gebracht, so seien zum Schluß auch zwei der besseren Stücke hier angeführt, die den Leser veranlassen mögen, zu dem Büchlein selbst zu greifen. Zuerst geben wir das letzte der „Zigeunerlieder". Der alte Vater hat vor Jahren seinen einzigen Sohn verloren, der

sich aus Liebe zu einem Mägdlein einem andern Stamm angeschlossen hat und seitdem für den Greis, dessen ganzes Herz an dem Knaben hing, verschollen ist. Nun singt er:

Und hör' ich die Leute wo reden,
Daß Einer was Großes gethan,
So möcht' ich fragen jeden:
„War nicht mein Sohn der Mann?"

Und hör' ich erzählen sie wieder
Von einem Bubenstück,
So schlag' ich die Augen nieder,
Als ob mich ihr Wort erdrück'.

Ertönt wo die Fiedel zum Tanze,
So lausch' ich nach seinem Strich,
Und seh' ich ein Haar im Glanze
Des Goldes, betäubt es mich.

Und zog ich über die Pußten,
Am Galgen für Räuber vorbei,
Meine Augen forschen mußten,
Und mein Herz war bereit zum Schrei (131).

Eine letzte Probe voll echt Ehegasser'scher Hochlandspoesie biete uns „Tannenbaum im Topfe":

„Im Topf des Waldes freier Sohn?
Das will mir nicht gefallen!
Zum Leichenduft wird das Ozon
In dumpfen Mauerhallen.

O pflegt ihn nur, den grünen Baum,
Ihr seht ihn bald verfärben!
In Sehnsucht nach dem weiten Raum
Wird er im engen sterben.

Ihr künstelt Moos um seinen Stamm,
Und glaubt ihn so zu täuschen; —
Gebt ihm den Wald, aus dem er kam,
Den Aetherhauch, den keuschen!

Seht! grüne Nadeln überstreu'n,
Verwelkte, schon den Boden.
Bald wird euch alle Sorge reu'n,
Verschenkt an einen Todten! —

Du stolzer Baum! so gern ich dich
Im Wald mag grünen sehen,
So freu' ich deines Sterbens mich,
Der Knechtschaft zu entgehen!" (66.)

W. Kreiten S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Francisci Josephi Rudigier, Episcopi p. m. Linciensis, **Vita beati Petri,** Principis Apostolorum, XXXVI Lectionibus Sacerdotibus maxime proposita. Edita a Francisco Maria Doppelbauer, U. J. Dre, Ejusdem sedis Episcopo et Praelato Domestico Suae Sanctitatis. VI et 501 p. 8°. Lincii, 1890. Venit apud administrationem editionis in Seminario Episcopali. Preis *fl.* 2.60.

Diese auch selbständig erscheinende Schrift bildet den sechsten Band der Werke des hochseligen Bischofs Rudigier; für deren Werth spricht, abgesehen von den verdienten und hochangesehenen Persönlichkeiten des Verfassers und des Herausgebers, die Thatsache, daß der erste Band schon in zwei Auflagen zu je 3000 Exemplaren, der zweite, welcher gleich dem ersten Predigten enthält, in erster, ebenso großer Auflage vergriffen ist. Das vorliegende Buch behandelt das Leben des Apostelfürsten in 26 Vorträgen. Enger Anschluß an die Heilige Schrift mit praktischen Anwendungen auf das Leben des katholischen Priesters unserer Zeit geben demselben einen besondern Werth und empfehlen es dem hochwürdigen Clerus als nützliche geistliche Lesung zur eigenen Vervollkommnung. Es bietet aber auch den trefflichsten und zeitgemäßesten Stoff zu einer Reihe von Predigten, worin durch Betrachtung des Lebens des vornehmsten Apostels die einzelnen Christen vor Fehlern gewarnt, zur Tugend ermuntert, zur Liebe dieses ehemals in Deutschland so hoch und allgemein verehrten Heiligen angeregt und dadurch in treuer und kindlicher Anhänglichkeit an Petri Nachfolger und die heilige Kirche gefördert werden.

Gottesbeweise. Eine Ergänzung zu „Edgar, oder Vom Atheismus zur vollen Wahrheit" von L. von Hammerstein, Priester der Gesellschaft Jesu. VIII u. 253 S. 8°. Trier, Paulinus-Druckerei, 1891. Preis *M.* 2.50.

Je mehr in der Gegenwart der Atheismus auch weitere Volkskreise zu ergreifen droht, um so wichtiger ist es, daß die wissenschaftlichen Gottesbeweise in ihrer ganzen Schärfe und zugleich in möglichst allgemein verständlicher und anziehender Form allen geboten werden. Der Verfasser greift die Sache ernst und geschickt an. Die einzelnen Gottesbeweise werden nicht bloß genau geprüft, sondern auch alle Einwendungen, mögen sie noch so sehr im Gewande strenger Wissenschaftlichkeit auftreten, werden ungescheut vorgeführt, aber auch in klarer, packender Weise in ihrer ganzen Hohlheit und Haltlosigkeit bloßgestellt. Gleich bei der Darstellung der einzelnen Beweise werden die nächstliegenden Einwendungen beantwortet; später treten die Koryphäen der ungläubigen Wissenschaft noch einmal der Reihe nach mit ihren besten Waffen auf, werden aber siegreich abgefertigt. Große Belesenheit und fleißige Benutzung fachmännischer Schriften ermöglichen es dem Verfasser, die ungläubigen Vertreter der verschiedenen Wissenschaften mit ihren eigenen Waffen zu besiegen. Trotz der philosophischen Schärfe bietet sich uns jedoch nicht eine trockene, dürre Abhandlung dar; nein, wir machen einen anmuthigen Gang durch Gottes Schöpfung, bei dem alle Ordnungen der Dinge im Weltall mit lauter Stimme das Dasein ihres Schöpfers verkünden und jene in Schande verstummen machen, die „den Meister aus seinen Werken nicht erkennen". Dem unschuldig Irrenden bietet die Schrift klare

Belehrung; dem durch die stolze Anmaßung der ungläubigen modernen Wissenschaft ins Schwanken gerathenen Geiste feste Beruhigung; allen aber, die den Glauben an ihren Gott und Schöpfer bewahrt haben, reichlichen Trost.

1. Des ehrw. P. Leonardus Goffine, aus dem Prämonstratenser-Orden, Canonicus in Steinfeld, **Hand-Postille** oder **christkatholisches Unterrichts- und Erbauungsbuch** für alle Sonn- und Festtage des Jahres, den Text und die Auslegung aller sonn- und festtäglichen Episteln und Evangelien mit daraus gezogenen Glaubens- und Sittenlehren enthaltend, nebst einem vollständigen Gebetbuche. Volksausgabe mit einem farbigen Titelbilde und 100 Holzschnitten (darunter 32 Vollbilder). Fünfundzwanzigste Auflage, nach dem römischen Meßbuche eingerichtet von einem Priester der rheinisch-westfälischen Kapuzinerprovinz. XVI u. 688 S. 8°. Münster, Aschendorff'sche Buchhandlung, 1891. Preis geb. *M.* 2.30.

2. R. P. Leonhard Goffine, Ord. Praem., **Unterrichts- und Erbauungsbuch** oder **Katholische Handpostille.** Eine kurze Auslegung aller sonn- und festtäglichen Episteln und Evangelien, Darlegung der daraus folgenden Glaubens- und Sittenlehren, Unterricht auf die Feste der lieben Heiligen, eine Erklärung der heiligen Messe und der wichtigsten Kirchengebräuche, zahlreiche schöne Hausandachten und eine Beschreibung des Heiligen Landes. 47. Ausgabe der Bearbeitung von P. Theodosius Florentini, O. M. Cap., Generalvikar des Hochwürdigsten Bischofs von Chur, an Handen der Originalausgabe neu revidirt und mit zeitgemäßen Lehrstücken vermehrt. Bevorwortet von Sr. Gnaden dem Hochw. Herrn Dr. Friedrich Fiala, Bischof von Basel. Mit bischöflichen Approbationen. III. Wohlfeile Ausgabe. Mit Chromobild, zweifarbigem Titel nebst Familien-Chronik und 8 Einschaltbildern. XVI u. 741 S. IV. 4°. Einsiedeln, Benziger & Co., 1891. Preis geb. *M.* 3.

Die zwei hier angezeigten Ausgaben des beliebtesten aller religiösen Volksbücher haben ihre Vortrefflichkeit schon durch die große Zahl ihrer Auflagen bewährt. Beide sind von Vätern des Kapuzinerordens bearbeitet; beide nähern sich mehr als manche der anderen Ausgaben wieder dem alten, ursprünglichen „Goffine“; beide erscheinen in vortrefflicher Ausstattung mit einem gefälligen Bilderschmucke, und doch ist der Preis beider ein ungemein niedriger. Das ist gewiß ein hohes Lob!

Das Haus des Herrn. Beleuchtungen und Schilderungen für das katholische Volk. Von A. David S. J. Zweiter, verbesserter Abdruck. 200 S. 12°. Paderborn, Bonifacius-Druckerei, 1891. Preis 80 *Pf.*

Was lehrt das katholische Gotteshaus mit seinen einzelnen Theilen und seiner Ausschmückung? Diese Frage beantwortet das vorliegende Büchlein in durchaus volksthümlicher Weise. Der Verfasser hat es verstanden, auch dem einfachsten Leser die Bedeutung alles dessen, was das Auge im Innern und Aeußern des Gotteshauses wahrnimmt, faßlich und deutlich zu erklären und im Anschlusse daran ihm eine Reihe der wichtigsten Lehren mit auf den Weg zu geben. Die klare und eindringliche Sprache entbehrt keineswegs des bildlichen Schmuckes, schreitet aber nie über die Anschauungsweise des Mannes aus dem Volke hinaus.

Officium Hebdomadae sanctae et Octavae Paschae. Die Feier der heiligen Char- und Osterwoche. Lateinisch und deutsch für Gebet und Gesang. Aus den officiellen römischen Choralbüchern zusammengestellt und mit den Noten im Violinschlüssel redigirt von Dr. Fr. X. Haberl. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. VII u. 652 S. 12°. Regensburg, Pustet, 1892. Preis: ungebunden *M.* 3; in Leinwand gebunden *M.* 3.70.

Es gereicht uns zur Freude, daß das sehr brauchbare und verdienstreiche Buch (vgl. diese Zeitschrift Bd. XXXIV. S. 365) bereits in neuer Auflage vorliegt.

Das päpstliche Decret „Quemadmodum omnium“, die Aufhebung der Gewissensrechenschaft u. a. betreffend, erklärt und begründet von Secondo Franco S. J. Aus dem Italienischen übersetzt und mit einem Anhange und Anmerkungen versehen von Max Huber S. J. Für Oberinnen, Obere, die nicht Priester sind, und Klosterbeichtväter. Mit Erlaubniß der Oberen. IV u. 126 S. 8°. Regensburg, Pustet, 1892. Preis *M.* 1.20.

Das berührte Decret hat manche Zweifel und Besorgnisse wachgerufen. Eine gründliche und ausführliche Besprechung desselben war daher sehr am Platze. Diese ist in vorliegendem Werkchen geboten. Dem italienischen Originale ist eine sehr rühmende Anerkennung und günstige Aufnahme zu theil geworden. Darum hat sich der Uebersetzer durch die deutsche Herausgabe für die betheiligten Kreise sehr verdient gemacht. Wir fügen aber aus voller Ueberzeugung bei, daß die Anmerkungen, welche die deutsche Uebersetzung begleiten, von nicht geringerer Bedeutung sind; für deutsche Verhältnisse waren sie unentbehrlich.

Das kirchliche Vermögensrecht und die Vermögensverwaltung in den katholischen Kirchengemeinden der gesammten preußischen Monarchie. Von Friedr. von Schilgen, Amtsgerichtsrath in Siegen. Erster Band: Die Rheinprovinz im Geltungsbereiche des bürgerlichen Gesetzbuches Napoleons. Zweite, völlig umgearbeitete Auflage. VIII u. 304 S. 8°. Paderborn, Bonifacius-Druckerei, 1891. Preis *M.* 3.20.

Welchen Wald von Gesetzesparagraphen der staatliche Eingriff in kirchliche Rechte zu schaffen pflegt, davon ist der hier vorliegende Band ein deutlicher Beweis. Der Kritik jener Gesetzgebung enthält sich der Verfasser; wir mit ihm. Eine kleine Bemerkung über das im „zweiten Abschnitt — Der Erwerb von Kirchenvermögen“ Gesagte (S. 21 ff.) wird uns jedoch der Herr Verfasser erlauben. Wenn er nämlich sagt, der Erwerb von Kirchenvermögen richte sich überall nach den Bestimmungen des bürgerlichen Rechts, so muß das eigentlich nur von der Thatsächlichkeit verstanden werden, nicht vom Recht zum Erwerbe; dieses hat die Kirche aus sich, und die Regelung desselben untersteht der kirchlichen Befugniß und dem kirchlichen Gesetz. Allein die bürgerlichen Gesetzesparagraphen können beim Erwerb und bei Verwaltung einmal nicht unberücksichtigt bleiben. Wir halten es daher für eine große Wohlthat, welche der Herr Verfasser den einzelnen bei Verwaltung des Kirchenguts Betheiligten, besonders dem Geistlichen, dadurch erweist, daß er in so gründlicher und übersichtlicher Weise alles zusammenstellt, was in dieser Beziehung der Staatscodex verfügt und aufrecht erhalten hat. Wie oft kann der Pfarrer in Schwierigkeiten kommen, wenn er wissen muß, wie weit er für sich und die ihm anvertraute Kirche ein klagbares Recht hat, wie und wann er mit dem weltlichen Gericht in Conflict zu kommen

Gefahr läuft! Gegenwärtiges Werk ist ihm ein zuverlässiger Berather und ein geeignetes Nachschlagebuch in zweifelhaften Fällen. Hoffentlich werden die rückständigen Bände auch bald erscheinen.

La Doctrine des douze Apôtres et ses enseignements, par E. Jacquier. 271 p. 8⁰. Lyon (Freiburg, Herder), 1891. Preis *Frcs.* 5.

Eine sehr willkommene, weil gründliche und umfassende Arbeit über die urchristliche Schrift „Die Lehre der zwölf Apostel" (Διδαχὴ τῶν δώδεκα ἀποστόλων). In drei logisch gegliederten Abschnitten bietet der Verfasser 1. die kritisch-historischen Untersuchungen über Geschichte, Echtheit, Verfasser und Entstehungszeit der „Didache"; 2. deren griechischen Text mit Uebersetzung und Anmerkungen; 3. eine sorgfältige Darlegung ihres Inhalts, nach dogmatischen, moralischen und kirchendisciplinären Gesichtspunkten. Den Schluß bildet eine kurze Zusammenfassung des Ganzen mit vollständiger Uebersicht der die „Didache" behandelnden, sehr umfangreichen Literatur. Folgendes sind die Ergebnisse: 1. Die „Didache", von einem Judenchristen aus der letzten Hälfte des ersten Jahrhunderts verfaßt, ist ein kurzer Inbegriff der apostolischen Katechesen. 2. Dem entsprechend werden die Grundwahrheiten des Christenthums in ihr behandelt: Dreifaltigkeit, Christus der Erlöser, Kirche, Taufe, Eucharistie, Wiederkunft des Heilands. Die sittlichen Vorschriften zeigen den Weg der Pflicht und des Rathes. 3. Die „Didache" baut sich auf auf den heiligen Schriften des Alten und vorzüglich des Neuen Testamentes, für dessen Apostolicität sie die schlagendsten Beweise liefert. 4. So bildet die „Didache" das werthvolle Verbindungsglied zwischen der apostolischen und der ersten nachapostolischen Literatur (die sogen. Apostolischen Väter). Eine besonnene Kritik wird im wesentlichen diese Aufstellungen billigen können. Besonders dankenswerth ist der Nachweis, daß die „Didache" nicht, wie Krawutzcky und Hilgenfeld behaupten, ebionitische, montanistische, kurz häretische Ansichten enthält. Für seine Annahme, daß der Inhalt der „Didache" die apostolischen Katechesen (wenigstens in der Hauptsache) wiedergebe, hätte der Verfasser sehr gut auch die Thatsache verwerthen können, daß Clemens von Alexandrien die „Didache" ohne weiteres als „heilige Schrift" anführt (Strom. I, 20, 100); das thut der Alexandriner in dieser absoluten Form bei keiner andern außerbiblischen Schrift. Ein nicht unbedeutender Mangel an der trefflichen Arbeit ist das Fehlen von Indices; jedenfalls hätte ein Index verborum und ein anderer locorum s. Scripturae beigegeben werden müssen. In einem französisch geschriebenen Buch berührt die Freiheit von Druckfehlern bei Angabe der reichen deutschen Literatur sehr wohlthuend; nur ein einziger ist mit untergelaufen („im" statt „in", S. 262). Die christliche Apologetik ist dem hochw. Verfasser für sein schönes Werk zu wahrem Dank verpflichtet.

Der Socialismus und die Arbeitgeber mit Bezugnahme auf das Rundschreiben Sr. Heiligkeit Leo XIII. über die Arbeiterfrage von Aug. Andelfinger S. J. IV u. 136 S. 8⁰. Regensburg, Pustet, 1892. Preis *M.* 1.

Der zum geflügelten Wort gewordene Ausspruch: „Dem Volke muß die Religion erhalten werden" ist nur zu richtig und wahr. Aber er bedarf der Ergänzung. „Den leitenden Kreisen muß die Religion erhalten oder zurückgegeben werden", ist von nicht minder einschneidender Wahrheit. Vorliegende in Vorträgen oder Ansprachen abgefaßte Broschüre ist gewissermaßen ein Commentar dieses letzten Satzes. Bei Abfassung des Büchleins hat sich der Verfasser augenscheinlich ein in religiöser Beziehung sehr gemischtes Publikum vorgestellt: gläubige, katholische Christen, aber auch religiös schwankende, mit der Religion zerfallene Männer. Auch diese, wenn

sie ehrlich und ernst das Werk lesen, werden aus demselben Nutzen ziehen; den ersteren dient es zur Warnung und Belehrung. Der Verfasser zeigt bald mit launigem Witz, bald mit überwältigender Beweiskraft die Verlogenheit und Unhaltbarkeit des Atheismus und Materialismus unserer Tage, weist aber zugleich schlagend nach, daß gerade dieser die eigentliche Wurzel des immer drohlicher werdenden Socialismus ist. Das Christenthum allein kann dem Umsturz des Socialismus Halt gebieten; aber nur, wenn die leitenden Klassen und die Arbeitgeber in Gesinnung und That, wenigstens ihrer großen Mehrzahl nach, wieder wahrhaft christlich werden, wenn der Seelenvergiftung durch die Lehrer des Unglaubens wirksam gesteuert wird; nur wenn dies ohne Verzug und mit Thatkraft geschieht, — nur dann gibt es für die bestehende Gesellschaft noch Rettung und Heil.

Wolfenbüttler Fragmente. Analecten zur Kirchengeschichte des Mittelalters aus Wolfenbüttler Handschriften von Max Sdralek. Kirchengeschichtliche Studien, herausgegeben von Dr. Knöpfler, Dr. Schrörs, Dr. Sdralek, o. ö. Professoren der Kirchengeschichte zu München, Bonn und Münster i. W. I. Bd. 2. H. X u. 192 S. 8°. Münster, H. Schöningh, 1891. Preis *M.* 4.60.

Eine Vermehrung des Quellenmaterials für eine wichtige Periode der Geschichte ist immer willkommen, dies um so mehr, wenn sie noch den Reiz der Ueberraschung an sich trägt, wie hier durch die Veröffentlichung unbekannter Papstbriefe aus dem 12. Jahrhundert, nachdem kaum die zweite Auflage der Jaffé'schen Regesten mit so riesigen Arbeiten und Nachforschungen zur Vollendung gebracht ist. Nicht wenige Punkte der Kirchengeschichte erhalten durch diese Veröffentlichung neues Licht: zunächst vorwiegend, doch keineswegs ausschließlich Ereignisse in der Kirchenprovinz Reims, die Entwicklungsgeschichte des kirchlichen Rechts, die in neuerer Zeit mehrfach erörterte Frage über die „römischen Bußbücher", die Geschichte des Investiturstreites und der ihn begleitenden dogmatischen Controversen, die des Gottesfriedens und noch manches andere, was Forschern verschiedener Gebiete und Angehörigen verschiedener Nationen der Beachtung werth erscheinen wird. Unter den unedirten Papstbriefen beansprucht der an Poncius von Cluny, wie die durch Cardinaldiakon Johannes im Auftrag des Papstes — eigentlich doch als päpstliche Antwort — ertheilte Entscheidung ein allgemeines Interesse. Erhöhten Werth verleiht der Herausgabe die Fülle von Gelehrsamkeit und das Aufgebot von Sorgfalt, mit welcher der Herr Verfasser den neuen Fund gleich bei der ersten Vorführung umgeben hat — ein Zuwachs zu dem bereits früher um die Geschichte des Investiturstreites erworbenen Verdienst.

1. **Kurzer Abriß der Kirchengeschichte** für höhere Volks- und Mittelschulen, Lehrerseminare und ähnliche Anstalten von Dr. A. Thiel, Bischof von Ermland. Sechste Auflage. X u. 148 S. kl. 8°. Braunsberg, Huyes' Buchhandlung, 1890. Preis geb. *M.* 1.25.
2. **Grundriß der Kirchengeschichte** für den katholischen Religionsunterricht in den oberen Klassen höherer Lehranstalten von Dr. theol. Hermann Wedewer, ordentl. Gymnasial- und katholischer Religionslehrer an dem Königl. Gymnasium zu Wiesbaden. Vierte Auflage. Mit acht Abbildungen. XVI u. 108 u. XX S. 8°. Freiburg, Herder, 1891. Preis *M.* 1.50; geb. *M.* 1.75.

1. Das Büchlein hat in zehn Jahren sechs Auflagen erlebt; es hat diesen, und einen noch viel größern Erfolg vollauf verdient. Zur Empfehlung bedarf es nicht

des Hinweises, daß der Verfasser ein um die Geschichtswissenschaft verdienter Gelehrter und noch mehr durch sein Wirken in einer hohen kirchlichen Würde verehrungswürdig ist. Das Wichtigste bleibt, daß das Büchlein selbst den wahren Pädagogen verräth, der seinen Stoff glücklich auswählt, richtig vertheilt, klar verarbeitet, dabei stets kurz bleibt, anmuthig erzählt und angenehm belehrt. In der Darstellung immer schlicht und leicht faßlich, in der Auffassung trotz wissenschaftlicher Grundlage den volksthümlichen Anschauungen möglichst sich nähernd, wird das Schriftchen mit seinen vielen hübschen Erzählungen und anschaulichen Schilderungen auf Herz und Geist der Jugend den günstigsten Einfluß ausüben.

2. Nicht ein Lesebuch, noch auch ein Lehrbuch im gewöhnlichen Sinne, sondern ein Lernbuch wollte der Verfasser bieten, das bei reichem und zuverlässigem Inhalt in der Form möglichst knapp und übersichtlich sei, so daß es sich mehr der Tabelle, als der geschichtlichen Schilderung nähere. Die Absicht, dadurch für den Unterricht der Kirchengeschichte an höheren Lehranstalten einen kurzen Leitfaden zu schaffen, der für Schüler und Lehrer praktisch nutzbar sei, darf als wohlgelungen bezeichnet werden. Die Uebersichtlichkeit ist in hohem Grade erreicht, die Stoffsammlung fleißig, doch mit richtigem Maß, Geist und Richtung des Buches vortrefflich. Ueber einzelne Punkte der Eintheilung ließe sich streiten, aber Gründe der Praxis sprechen für den Verfasser. S. 51 scheint seine Stellung nicht in allen Punkten glücklich gewählt, stützt sich aber auf angesehene Autoritäten. Besonderes Lob verdient die kurze und klare Darstellung der dogmatischen Streitigkeiten der zweiten Periode, die sonst dem Lehrer manche Schwierigkeiten bieten kann. Die vortrefflichen Tabellen und hübschen Abbildungen erhöhen Nutzen und Brauchbarkeit.

Constantin der Große als erster christlicher Kaiser, von Dr. F. M. Flasch. 160 S. 8°. Würzburg, Bucher, 1891. Preis *M.* 1.60.

Nicht ein zusammenfassendes Bild des großen Regenten, noch eine vollständige Charakterzeichnung des ungewöhnlich begabten Menschen Constantin wird hier versucht. Nur seine Stellung zur christlichen Religion, die in manchen neueren Werken tendenziös verzerrt worden, soll klar gelegt werden, sowohl mit Bezug auf das Heidenthum wie auf die arianische Irrlehre. Mit Fleiß ist aus den Quellen, wie aus trefflichen Vorarbeiten das Nothwendige zusammengetragen und mit Selbständigkeit verarbeitet. Die Mühe des Verfassers war keine überflüssige; die Schrift ist sehr dankenswerth, sie liest sich gut und ist in allen Hauptpunkten überzeugend. Auch manche Nebenfrage, wie das Verhältniß Papst Silvesters zur Berufung des Nicaenums, ist recht hübsch behandelt. Vielleicht wäre passender von Constantins „religiösen Anschauungen“ als von seiner „Theologie“ die Rede, zumal bei der Charakterisirung, wie sie S. 125 und 127 seinen religiösen Erörterungen zu theil wird. Die ganze Arbeit berührt wohlthuend als Gegensatz zu dem Gebahren „jener Geschichtsdichter, die alle großen christlichen Charaktere aus den Blättern der Geschichte reißen oder sie bemakeln möchten“.

Lebensbild des ehrwürdigen P. Gabriel Malagrida S. J., im 18. Jahrhundert Apostel Brasiliens, von Paul Mury S. J. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen. 216 S. 12°. Salzburg, Pustet, 1890. Preis *M.* 1.80.

Das außergewöhnlich bewegte, thatenreiche Leben des frommen Ordenspriesters hat durch sein tragisches Ende besondern Anspruch auf das allgemeine Interesse. Obgleich es hier zur Darstellung kommt in der schlichten Art gewöhnlicher Erbauungs-

schriften, aus dem Ideenkreis der Zeitgenossen heraus, mit einfacher chronologischer Aneinanderreihung, in klarer Sprache und kurzen Kapiteln, so ist doch Sorge getragen, daß nur zuverlässige Berichte benutzt und diese dem Leser namhaft gemacht werden. Das wenigstens theilweise gebotene Bild von dem Wirken der Jesuitenmissionäre in Südamerika um die Mitte des 18. Jahrhunderts, wie der Schreckenstage unter Pombals gewissenloser Despotie gibt, abgesehen von dem erstrebten Zweck der Erbauung, mit Rücksicht auf manche neuere Literaturerscheinung der Schrift noch besondern Werth.

Erinnerungen an Augustin Link, Priester der Gesellschaft Jesu, für des Verstorbenen Freunde und Schüler gesammelt von Alois Urban Piscalar, Priester derselben Gesellschaft. 322 S. 8°. Schwäb. Gmünd, Roth, 1892. Preis *M.* 3.50.

Die zahlreichen Freunde und Schüler des P. Augustin Link, für welche dieses Buch geschrieben ist, werden dasselbe als eine hochwillkommene Gabe begrüßen. Einige der eingeflochtenen Belehrungen und Reflexionen sind freilich wohl mehr auf andere Leser berechnet; aber auch an diesen wird es ja dem Buche voraussichtlich nicht fehlen. Die „Erinnerungen", zu denen Verwandte und Bekannte des P. Link fleißig beigesteuert haben, erweitern sich fast zu einem vollständigen Lebensbilde des Verstorbenen. Wir begleiten denselben zunächst vom Vaterhause aus an die Studienanstalten, wo er mit musterhaftem Eifer sich seiner Ausbildung widmete, an die Orte, wo er als Seelsorger kurze Zeit thätig war, sodann an das Schullehrerseminar in Gmünd, wo er als Lehrer und Rector eine ungemein gesegnete Wirksamkeit entfaltete. Weit eingehender jedoch wird sein Leben im Orden geschildert, namentlich seine Thätigkeit in Feldkirch, welche das letzte Drittel seines Lebens ausfüllte; der Leser gewinnt dabei einen vollen Einblick in die hohen Verdienste, welche P. Link sich hier sowohl als Musikdirigent, wie auch als Congregationspräses erworben hat. Uebrigens war das Leben und Wirken des erfahrenen und als Rathgeber vielgesuchten Jugendbildners so sehr mit dem ganzen Pensionatsleben verwachsen, daß auch letzteres in ziemlicher Vollständigkeit zur Darstellung gelangt.

Ludwig Windthorst in seinem Leben und Wirken, insbesondere in seiner politischen Thätigkeit. Von Johann Menzenbach, Pfarrer in Lützkampen. Mit vielen in den Text gedruckten Illustrationen und zwei Lichtdruckbildern. IV u. 624 S. 8°. Trier, Paulinus-Druckerei, 1892. Preis *M.* 3.50.

Die günstige Aufnahme, welche des Verfassers kürzere Schrift über den verewigten Centrumsführer (vgl. diese Zeitschr. Bd. XLI. S. 234) beim katholischen Volke gefunden, hat ihn bestimmt, dieselbe alsbald zu einem umfangreichen Volksbuche zu erweitern. Manche interessante kleine Züge konnten hinzugefügt werden; die Werke Oppermanns über das Königreich Hannover und Hartmanns über die Geschichte der Residenzstadt Hannover boten gute Ausbeute für die frühere Periode von Windthorsts politischer Thätigkeit. Auch die Charakteristik der kleinen Excellenz konnte noch ausführlicher gezeichnet werden, so daß das Liebenswürdige ebenso wie das Großartige seiner Persönlichkeit vollauf zur Geltung kommt. Den größern Theil des Werkes füllt der aus Windthorsts bedeutsamsten Reden zusammengestellte „politische Katechismus" für die Katholiken Deutschlands. Die zahlreichen hübschen Abbildungen und die frische, oft sehr blütenreiche Sprache kennzeichnen das Werk durchaus als Buch für das Volk, und als solches will es betrachtet sein, um richtig

beurtheilt zu werden. Sonst könnte vielleicht die summarische Behandlung der hannoverischen Verhältnisse, namentlich die Beurtheilung König Georgs V., wohl auch das eine oder andere in der übrigen Darstellung und Anordnung zu mancher kleinen Einsprache Veranlassung bieten. So aber kann man nur anerkennen, daß sowohl Verfasser wie Verleger alles gethan haben, was in so kurzer Zeit nur erhofft werden konnte. Es ist gewiß ein Verdienst um die gute Sache, wenn dem katholischen Volk das Beispiel seiner großen Männer recht lebendig vor Augen geführt und tief ins Herz eingeprägt, und wenn es durch Schriften, wie die vorliegende, immer wieder hingewiesen wird auf den „unbesiegten Thurm" des Centrums mit seiner heldenhaften, glorreichen, bald schon ein Vierteljahrhundert zählenden Vergangenheit.

Gestalten und Bilder aus Tirols Drang- und Sturmperiode. Größtentheils nach ungedruckten Quellen bearbeitet von Joh. Adolf Heyl. VIII u. 203 S. kl. 8⁰. Innsbruck, Wagner'sche Buchhandlung, 1890. Preis *M.* 2.

Buntgemischte historische Notizen, in verschiedenen Archiven und Büchereien Tirols gesammelt, aus den letzten Jahrzehnten des vorigen und dem Beginn dieses Jahrhunderts werden hier ziemlich lose angereiht an den Lebenslauf eines merkwürdigen Mannes, des 1811 als Pfarrer von Lüsen verstorbenen einstigen Schuldirectors, dann Seminar-Regens in Brixen, Anton Kuen. Die Darstellung ist leider nicht nach jeder Hinsicht eine abgerundete; auch der Ausdruck leidet zuweilen etwas an Ueberschwänglichkeit. Trotz dieser äußeren Mängel enthält jedoch das Büchlein werthvolles Material besonders von culturgeschichtlichem Interesse, ist aber auch zur Beleuchtung der Napoleonischen Kämpfe in Tirol bedeutsam. Vor allem für die Schulgeschichte Tirols, ja Deutschösterreichs ist manche brauchbare Mittheilung gegeben.

Zehn Jahre unter der rothen Flagge. Ein Beitrag zur Geschichte der Volksschule in Tirol und Vorarlberg. Separat-Abdruck aus den „Neuen Tiroler Stimmen". IV u. 284 S. 8⁰. Innsbruck, Vereinsbuchhandlung, 1891.

Ein wohlgesinnter, principienfester und intelligenter Kenner der Tiroler Schulverhältnisse übt hier an dem Treiben der aufgehetzten, antikirchlichen Lehrerschaft seines Landes einschneidende Kritik. Namentlich die Geisteserzeugnisse des in Innsbruck erscheinenden „Schulfreund", des Organs des tirolischen Landes-Lehrervereins, sind es, die ihn beschäftigen. Die umfangreiche Blütenlese aus diesem geistig und sittlich ebenso wie formell auffallend tiefstehenden Organe irregeleiteter Halbbildung bietet nicht eben eine anziehende Lesung. Sie zeigt überall denselben wohlbekannten Typus, den man als „bummliberal" oder „rohliberal" bezeichnen möchte. Wohlthuend ist es, an dem Beispiel des Verfassers selbst sich zu überzeugen, daß dem gegenüber auch gesunder Sinn und klare Erkenntniß im Tiroler Lehrerstande noch nicht abhanden gekommen, und die Zeit noch nicht hoffnungslos dahingeschwunden ist, da „ein durchaus christlich fühlender Lehrerstand . . . bescheiden und anspruchslos im Einklang mit Gemeinde und Haus ohne Selbstüberhebung und Streitsucht seiner Arbeit nach bestem Können oblag". Das Buch bietet einen nicht uninteressanten Beitrag zur Culturgeschichte Tirols in der liberalen Aera.

Vom heiligen Christ. Von W. Weeningh. 132 S. 8⁰. Paderborn, Bonifacius-Druckerei, 1892. Preis brosch. *M.* 1.50.

Das Büchlein umfaßt nur Gedichte, die auf Weihnachten Bezug haben, und zwar neben einigen mehr erzählenden Stücken und Idyllen vorwiegend eigentliche

Weihnachtslieder, die freilich keine Kirchenlieder sein sollen. Der Verfasser ist bereits als ein sehr begabter, wenn auch nicht in allweg einwandsfreier Dichter, voll sinniger Originalität und reicher Phantasie, durch sein in zweiter Auflage erschienenes Epos „Wittekind" in weiten Kreisen bekannt und als solcher auch von uns nach der guten wie schwachen Seite besprochen worden. Nach diesen beiden Seiten tritt er uns auch in dem vorliegenden Büchlein wieder entgegen. Sehr viele tiefpoetische originelle Gedanken, eine oft hochkünstlerische Sprache einerseits, daneben bisweilen sehr unschöne Längen, prosaische Wendungen, Wiederholungen und Alltägliches. Dabei hat der Dichter nicht genug Sorge getragen, durch einen epischen Faden das Interesse wachzuhalten, das bei den vielen Liedern über denselben bekannten Gegenstand zu ermüden droht. Er hätte in dieser Beziehung vielleicht wohlgethan, sich dem Beispiel des Provençalen Lambert in dessen „Bethlehem" enger anzuschließen. Am besten gelingen Weeningh die Naturschilderungen. In diesen ist er oft außerordentlich glücklich; man fühlt es jeder Zeile an, daß ein mit dem Klein- und Großleben der Natur aus täglichem Umgang, feiner Beobachtung und sinniger Betrachtung wohlvertrauter Dichter zu uns redet. Eine Prachtleistung in ihrer Art ist die „Reise Maria's und Josephs nach Bethlehem". Sodann tritt uns in diesen Gedichten auch wieder das kindlich fromme, von den Glaubensgeheimnissen durchdrungene, von ihnen warm durchglühte Priesterherz entgegen. Das ist echte, ungemachte Andacht, Liebe, Demuth, Reue und Bitte. Sie ergreift auch den Leser. Am besten haben uns gefallen S. 53: „Christ Kyrie", S. 60 Nr. 16, S. 84: „Sing mein Lied" — ein Hoheslied auf die Armuth; S. 109: „Maria mit dem Jesuskinde im Freien". Am schönsten finden wir die ganze Eigenart Weeninghs in einer Strophe der sonst nicht besonders werthvollen „Cantate" ausgeprägt, die wir deshalb mittheilen.

„. . . Wie weiten Weg ist doch der Herr gegangen!
Viertausend Jahre mußten nach ihm bangen,
Eh' ihn der reinsten Jungfrau Schoß empfing!
So weit das Lieben ist entfernt vom Hassen,
So weit den Schöpfer hat der Mensch verlassen,
So weit der Weg, den Gottes Liebe ging!"

Miscellen.

„Die Freuden des Lebens." Sir John Lubbock ist ein merkwürdiger Mann. Von seinem Vater, dem 1865 verstorbenen Sir John William Lubbock, hat er mit dem Bankgeschäft, dem Vermögen und dem Titel eines Baronet auch die geistige Begabung und den unermüdlichen Eifer für die Naturwissenschaft geerbt. In demselben Jahre 1834, da die Londoner Royal Society den Vater für eine seiner wissenschaftlichen Arbeiten mit der goldenen Medaille auszeichnete, ist Sir John geboren worden. War der Vater tüchtiger Bankier und tüchtiger Astronom zugleich, so vereinigt der Sohn in sich der hervor-

ragenden Eigenschaften noch mehr. Er blieb Bankier; es gelang ihm, vielfache Verbesserungen im englischen Bankwesen durch seinen Einfluß durchzuführen; er ist Präsident der Londoner Handelskammer und Vorsitzender des Londoner County-Council. Seit 1870 war er (liberales) Parlamentsmitglied, seit 1880 parlamentarischer Vertreter der Universität London, deren Vicekanzler er, wie früher sein Vater, für einige Zeit gewesen. Nebenbei war er der Reihe nach Vorsitzender verschiedener wissenschaftlicher Gesellschaften, der Entomologischen, der Ethnologischen, der Linnean Society, des Anthropologischen Instituts, Vicepräsident der British Association u. s. w. Er ist, abgesehen von seinem Charakter als Geschäftsmann, Politiker und Verwaltungscapacität, zugleich angesehener Zoologe, Biologe, Geologe, Anthropologe, Culturhistoriker und Botaniker. In all diesen Wissenschaften hat er bald große, bald kleine Arbeiten veröffentlicht; die meisten seiner größeren Werke haben 5—6 Auflagen erlebt und sind alsbald in fremde Sprachen, vorzüglich ins Deutsche, übersetzt worden. Das Studium des Insektenlebens steht unter seinen wissenschaftlichen Liebhabereien obenan. Sein Werk (1883) über „Ameisen, Bienen und Wespen" hatte 1890 in England allein bereits 10 Auflagen. Ueberdies ist er Philanthrop, der gern bei gemeinnützigen Unternehmungen sich betheiligt und zu ihrer Förderung auch persönlich auftritt. Er hat weit ausgedehnte Reisen gemacht und mehrere Erdtheile besucht. Er ist ein großer Kenner der schönen Literatur, Liebhaber der Musik, passionirt für die zeichnende wie die bildende Kunst.

Und doch sollte sein größter Erfolg auf anderem Gebiete liegen. Als junger Mann, so erzählt er, hat er manche Stunde der Niedergeschlagenheit gehabt. Bei gefeierten Geistern fand er damals Gedanken und Anschauungen, die ihn aufrichteten; er hat sie gesammelt und später bei Gelegenheit auch anderen jungen Männern vorgetragen; 1887 entschloß er sich, diese Gelegenheitsvorträge zu einem Büchlein zu vereinigen und als Trostbuch für die Menschheit in die Welt zu senden. Es war betitelt: „Die Freuden des Lebens". Im Juni war es gedruckt; — als das Jahr zu Ende ging, war die 6. vermehrte Auflage schon fast vergriffen. Die deutsche Uebersetzung (von M. zur Megede, Berlin, Pfeilstücker, 1889) schloß sich an die 7. Auflage an; doch inzwischen hatte fast Monat für Monat deren eine neue gebracht; um November 1890 lag die 21. vor, 74 000 Exemplare waren verbreitet. Dieser große Erfolg hatte Lubbock veranlaßt, dem Büchlein noch einen zweiten Theil hinzuzufügen, der im April 1889 erschien. Schon im November 1890 hatte er die 8. Auflage und das 34. Tausend erreicht — so sehr bedarf unsere Welt des Trostes! Ein so unerhörter Erfolg wie ein so distinguirter Name sind in der That geeignet, große Erwartungen von diesem Trostbuche zu wecken — ein modernes „Trostbuch" von einem modernen Boëthius! Kann man doch sagen, daß in diesem Manne die moderne Bildung, Wissenschaft und Weltkenntniß gleichsam verkörpert ist, und rühmt er sich selbst, daß seine gefühlvolle Theilnahme weit über die Menschheit hinaus auf jedes Lebewesen bis zu Baum und Strauch und bis zum kleinsten Insekt sich erstrecke. Er ist vollendeter Gentleman und trägt alles zur Schau, was an einem Menschen gut und schön und edel ist — nur verwahrt er sich gegen jedes Glaubensbekenntniß, gegen die demüthige

Unterwerfung unter den persönlichen Gott. Er ist also geradezu der vorbildliche, mustergiltige Apostel der Humanität, der noch das Höchste und Beste in sich trägt, wozu die moderne Bildung sich erschwingen kann ohne Gott. Was ist nun der Trost, den er der Menschheit zu bieten vermag?

Der Apostel Christi hat einst gesagt, daß die gesammte Creatur unter der Knechtschaft des Verderbens liegt, daß „die ganze Schöpfung seufzet und in Wehen ist bis nun" (Röm. 8, 22); aber Sir John Lubbock findet, daß die Welt außerordentlich vergnüglich, das Leben mit Freuden ganz angefüllt sei, daß man nur verstehen müsse, sich selbe zu gönnen: Wer unglücklich ist auf Erden, ist es stets durch eigene Schuld. Es handelt sich also darum, „am Feuer des Lebens recht tüchtig sich beide Hände zu wärmen", damit man ein vergnügtes Alter habe und zuletzt fröhlich eingehen könne, sei es ins Nichts, sei es in die Seligkeit ewigen Erkennens — der Natur.

Merkwürdig! Die Menschheit fühlt sich so elend, daß ein aus Citaten bunt zusammengefügtes Büchlein, nur weil es Trost verspricht, innerhalb weniger Jahre in 100 000 Exemplaren sich über ein Land verbreitet; und in demselben Lande, wo die Noth der Massen am krassesten in die Augen fällt, wo die Straßen der Großstädte angefüllt sind mit den Schreckgestalten wandernden Elendes, in einer Zeit, welche die Philosophie des Pessimismus, die Weisheit der Verzweiflung zur Reife gebracht hat: da wird der Menschheit entgegengehalten, daß es eigentlich gar kein Elend gebe, daß man nur das Leben recht zu nehmen und zu genießen brauche!

Sir John Lubbock predigt indes nicht Immoralität. Im Gegentheil, er warnt vor Laster und Verirrung, vor allem vor Trunksucht und Trägheit; er predigt Selbstbeherrschung; er schildert das Hochgefühl des Mannes, der sich selbst zu überwinden weiß; er vergleicht ihn mit dem geübten Reiter, der, getragen von kraftschnaubendem, feurigem Roß, in stolzer Sicherheit es lenkt, wohin er will. Ohne ernste und vielfache Ueberwindung gibt es nach Lubbock „Freuden des Lebens" nicht.

„Um für uns selbst gute Gesellschaft zu sein, müssen wir unsern Geist gut ausrüsten, ihn füllen mit reinen, friedfertigen Gedanken, mit angenehmen Erinnerungen der Vergangenheit und vernünftigen Hoffnungen für die Zukunft. Wir müssen soviel als möglich uns bewahren vor Selbstvorwurf, Sorge und Beängstigung. Wir können unser Leben rein und friedlich machen, indem wir dem Bösen widerstehen, unserem sinnlichen Begehren Zügel anlegen, und vielleicht mehr noch, indem wir unsere Anlage zum Guten stärken und entfalten. Wir müssen daher wohl achten auf das, wobei wir unsern Geist verweilen lassen. Die Seele erhält ihre Farbe durch ihre Gedanken; wir können unsere Seele nicht rein erhalten, wenn wir sie schmutzig werden lassen dadurch, daß die Vorstellung von Verbrechen und Sünde in sie eingeht. ‚Der Seelenfriede', wie Ruskin schön bemerkt, ‚muß kommen zu seiner Zeit, wie die Wasser sich selbst zur Reinheit klären ebenso wie zur Ruhe. Du kannst ebenso wenig Reinheit in deinen Geist plötzlich hineinzwingen, als ihn gewaltsam zur Ruhe pressen; willst du, daß er rein sei, so mußt du ihn rein erhalten; willst du, daß er in Ruhe sei, so darfst du nicht Steine hineinwerfen.'"

Was Lubbock auf Erden erreicht sehen möchte, ist „das größtmögliche Wohlbehagen der größtmöglichen Anzahl“. Jeder kann und soll zu diesem Ziele beitragen, indem er vor allem sorgt, daß er selbst recht glücklich und behaglich sei.

„Ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß die Welt besser und froher wäre, wenn unsere Lehrer ebenso großes Gewicht legten auf die Pflicht, glücklich zu sein, als auf das Glück der Pflichterfüllung. Denn wir sollten so fröhlich sein, als nur immer möglich, wenn auch nur, weil unser eigenes Glück ein höchst wirksamer Beitrag zum Glücke anderer ist. Das hat gewiß jeder schon erfahren, daß ein lustiger Freund gleich ist einem sonnigen Tag, der rings um sich her Fröhlichkeit verbreitet, und die meisten von uns können, je nachdem sie wollen, aus dieser Welt einen Palast machen oder einen Kerker.“

An Gelegenheit für jeden, glücklich zu sein, fehle es nicht. Das Glück erfüllter Pflicht, der Ueberwindung seiner selbst, kann jeder sich verschaffen, und das ist die Voraussetzung zu allen anderen Freuden. Unter diese Freuden selbst rechnet Lubbock vor allem den Genuß der Lectüre, heute auch dem ärmsten nicht versagt, den Trost guter Freunde, das Feenland der Wissenschaft, kräftige Gesundheit und was zu ihrer Erhaltung dient (die Bewegung im Freien und der stärkende Imbiß nach gethaner Arbeit), das Interesse des Reisens mit der Fülle neuer Eindrücke und Anregungen und dem Schwelgen in den Schönheiten der Natur, endlich das Behagen im gemüthlichen Heim. Schon allein die stets wechselnden Wolkengebilde am Himmel, meint er, könnten das Auge, das Sinn hat für Farbenmischung, den ganzen Tag in Entzücken halten, und der wüsteste Straßenkoth könne den wissenschaftlich gebildeten Geist mit den anmuthigsten Combinationen beschäftigen:

„Wo das ungelehrte Auge nichts sieht als Koth und Schmutz, wird oft die Wissenschaft die herrlichsten Möglichkeiten offenbaren. Der Schlamm, den wir auf der Straße mit unseren Füßen treten, ist eine schmutzige Mischung von Lehm, Sand, Ruß und Wasser. Nimm den Sand davon, laß seine Atome friedlich sich ordnen, wie es ihrer Natur entspricht — und du hast den Opal. Nimm den Lehm, und er wird zur weißen Erde, brauchbar für das feinste Porzellan; oder setzt der Reinigungsproceß sich noch weiter fort, so hast du den Saphir. Nimm den Ruß, und wenn richtig behandelt, wird er dir zum Diamant, während endlich das Wasser gereinigt und verdunstet zum Thautropfen wird oder zum funkelnden Krystall.“ — In der That ein süßer Trost für den armen Bettler, der frierend und hungernd durch den Schlamm der Straßen Londons watet!

Der Kindheit und der Jugend will Lubbock „Freuden des Lebens“ gesichert wissen durch die „Erziehung“. Man soll sie nicht quälen und langweilen mit Schulgelehrsamkeit, nicht sie nöthigen wollen, ein einziges Fach gründlich zu lernen, was nur Ekel und Langeweile erzeuge, überhaupt nicht verlangen, daß sie viel lerne, sondern soll nur Interesse und Liebe für alle Wissenschaft wachrufen, das Verlangen, alles zu lernen, in ihr entfachen. Man soll sie ausdrücklich aufmerksam machen auf das, was die Welt noch nicht weiß; dann wird von selbst in den jugendlichen Geistern Sehnsucht und Trieb sich

regen, die Wissenschaft der Welt weiter zu fördern. Welch ein trefflicher Jugendbildner wäre doch Sir John Lubbock geworden!

Uebrigens nicht alle Freuden des Lebens hat der Verfasser im einzelnen behandeln wollen, und nicht auf alle ist er gleich günstig zu sprechen. Er kennt das Behagen des warmen Zimmers, des flackernden Feuers, des brodelnden Kessels und der Küchenglocke (Tischglocke), „süßer als alle Musik". Auf das Rauchen hingegen ist er nicht gut zu sprechen. Es mag vielleicht beruhigend wirken auf nervöse Personen, meint er, aber im ganzen muß es die Freuden des Lebens schädigen; denn es schwächt die feine Empfindung des Geschmacks- und Geruchssinnes. Auch die Jagd steht bei Sir John nicht gerade hoch angeschrieben.

„Unsere Landsleute verdanken der Thierwelt großes Vergnügen durch Jagen, Schießen und Fischen, wodurch sie frische Luft und Bewegung sich verschaffen und durch mannigfaltige und schöne Landschaftsbilder hindurchgeführt werden. Und doch wird wahrscheinlich in nicht gar ferner Zeit die Erkenntniß sich Bahn brechen, daß, selbst vom Standpunkt der Selbstsucht aus betrachtet, das Tödten von Thieren nicht der Weg ist, sich das größte Vergnügen von ihnen zu verschaffen. Wie viel anziehender würde jeder Spaziergang über Land, wenn der Mensch die anderen Lebewesen (animals) mit Güte behandeln wollte, so daß sie ohne Furcht uns nahen, wir aber das beständige Vergnügen haben könnten, ihr anmuthiges Wesen zu beobachten! Ihr Entstehen (natürlich nach Darwin!) und ihre Geschichte, ihr Bau und ihre Gepflogenheiten, ihre Sinne und ihr Erkenntnißvermögen bieten ein unbeschränktes Feld des Interesses und der Bewunderung. Das Studium der Naturgeschichte scheint in der That bestimmt, den Verlust zu ersetzen von dem, was — nicht sehr glücklich, wie mir dünkt — ‚Sport' genannt wird. . . Das Wild wird immer weniger und immer unscheinbarer. Unsere vorhistorischen Urahnen jagten das Mammut, das wollige Rhinoceros und das irische Elenthier. Die alten Britten hatten den wilden Ochsen, den Hirsch und den Wolf. Wir haben noch den Fasan, das Rebhuhn, den Fuchs und den Hasen. Aber selbst diese werden seltener und müssen vorher geschützt werden, damit man sie nachher schießen könne. Schon jetzt befriedigen einige von uns — und ohne Zweifel wird dies später weit mehr der Fall sein — natürliche Triebe wesentlich derselben Art (wie die Jagdlust der Ahnen) durch das Studium der Vögel, der Insekten oder selbst der Infusionsthiere, Geschöpfe, die durch ihre Mannigfaltigkeit ersetzen, was ihnen abgeht an Größe."

Dagegen hält Lubbock große Stücke auf Witz und Humor. Der Sinn für Witz ist nach ihm der Hauptvorzug des Menschen, vielleicht das einzige, was ihn vom Thiere unterscheide! „Die höher entwickelten Thiere geben uns Beweise einer ganz offenbaren, wenn nicht einer weit fortgeschrittenen Urtheilskraft; aber es ist mehr als zweifelhaft, ob sie fähig sind, einen Witz zu würdigen."

Er erinnert daran, daß manche Schwierigkeiten und Streitigkeiten glücklich beseitigt wurden durch einen Witz, und daß Jakob I. bei der Auswahl der Bischöfe und Staatsräthe Gewicht darauf gelegt habe, daß sie Gewandt-

heit hätten in witzigen Wortspielen. ‚Das ist im schlimmsten Sinn ein verlorener Tag,‘ sagt Chamfort, ‚an dem einer nicht gelacht hat.‘ . . . Man könnte ein bekanntes Wort über den Portwein paraphrasiren und sagen, daß die einen Witze besser sein mögen als die anderen, aber daß alles gut ist, was einen lachen macht. ‚Unter allen Umständen‘, sagt Dryden, ‚ist es ein gutes Ding, zu lachen, und wenn es nur das Kitzeln eines Strohhalms ist, was dich lachen macht, so ist es für dich ein Werkzeug des Glücksgefühls‘ und, ich darf hinzusetzen, der Gesundheit.“

Der später beigefügte zweite Theil des Werkes sticht gegen den ersten gewaltig ab. Der erste enthielt wenigstens neben irrigen Anschauungen auch manches Goldkorn gesunder Lebensweisheit. Man konnte freilich bedauern, daß Lubbock bei Poeten wie Heine und Göthe, bei alt- und neuheidnischen Philosophen sich Fetzen von Gedanken mühsam zusammengesucht hat, die er beim hl. Augustin oder dem Aquinaten in unvergleichlicher Tiefe, Kraft und Schönheit hätte finden können. Es mußte außerdem auffallen, daß die wenigen Male, da neben Spinoza, Luther und Pascal auch Thomas von Kempen oder der hl. Bernhard zu Worte kommen, dies kaum je geschieht ohne Verkennung dessen, was sie in Wirklichkeit haben sagen wollen; oder daß der hl. Chrysostomus scharfen Tadel erfährt wegen einer Stelle über das zarte Geschlecht, die so ungenau übersetzt und aus dem Zusammenhang gerissen allerdings nicht sehr schmeichelhaft zu lauten scheint. Lubbock hat nicht gesehen, daß der Ausspruch des hl. Chrysostomus mit seinem Thema überhaupt gar nichts zu thun hat, und daß der heilige Lehrer eigentlich weit mehr die Schwäche der Männer schildert als Untugenden der Frauen. Die aus den anderen Schriften Lubbocks schon bekannten philosophischen Irrthümer wurden auch in diesem Buche nicht verläugnet. Allein sehen wir hiervon jetzt ab. Jedenfalls enthielt der erste Theil bereits alles, was Lubbock eigentlich zu sagen hatte, so daß für den zweiten fast nur breitere Ausführung und Wiederholung übrig blieb.

Zunächst untersucht hier Lubbock, was etwa Beglückendes liegen könne im Ehrgeiz (Befriedigung, Hoffnung, Gefühl des eigenen Werthes) und im Reichthum (die Freude des Erfolges). Er predigt Sorge für Erhaltung der Gesundheit, spricht vom Glück der Liebe — auch zu den Thieren —, und zwar setzt er diese Art der Liebe mit rührender Zartheit unmittelbar vor die Liebe zur Braut!

„Es ist unmöglich, nicht zu sympathisiren mit dem Wilden, wenn er an die Unsterblichkeit des Thieres glaubt und überzeugt ist, daß nach dem Tod,

„Wenn er beglückt in Himmelsräumen frei,
„Sein treuer Hund an seiner Seite sei“ (Pope).

Er verbreitet sich dann in ziemlich lebhaftem Tone über bildende Kunst, Poesie und Musik. Sie sind eine Huldigung, dargebracht dem Unendlichen, sie fallen zusammen mit Religion. Wieder preist er die Herrlichkeiten der Natur und den angenehmen Wechsel von Arbeit und Ruhe, welch letztere der Mensch sich ja nicht entgehen lassen dürfe. Endlich bleibt noch als Freude des Lebens die Hoffnung auf Fortschritt in Wissenschaft, Cultur und Industrie der Menschheit im ganzen, wie vor allem des eigenen Vaterlandes (England).

Freilich können auch die Leiden des Lebens nicht ganz unerwähnt bleiben. Aber sie werden sehr kategorisch abgewandelt: „Die einen sind Uebel, bestehen aber nur in der Einbildung; die anderen existiren wirklich, sind aber keine Uebel.“ Das haben die Philosophen der alten Stoa schon eingesehen, das hat auch Epiktet gelehrt, und ihre Weisheitssprüche sind es, die Sir John Lubbock allen Leidenden feilbietet. Uebrigens auch die Religion kann nach ihm viel beitragen zum Glücke des Menschen; er muß sich nur hüten vor einem bestimmten Glaubensbekenntniß, einem festabgegrenzten Glaubensbegriff. Der Zweifel muß seine Berechtigung bewahren in der Religion: man muß uns gestatten, „über unsern Ursprung und unser Endziel den mannigfaltigsten Annahmen uns hinzugeben“. Diese Zweifel „entstammen nicht dem Stolz, sondern der Demuth, nicht weil man göttliche Wahrheit nicht schätzt, sondern im Gegentheil, weil man zweifelt, ob man sie genug zu schätzen vermöge, und es nicht recht fassen kann, daß das Unendliche vom Endlichen erfaßt werde“. Man darf ja nicht von der Religion eine Lösung erwarten für das Problem des Daseins, für das große Räthsel der Welten. „Erwarten wir doch auch von der sorgfältigsten wissenschaftlichen Arbeit gegenwärtig noch nicht, daß sie uns den Ursprung der Elektricität oder der Wärme erkläre. Die Naturgeschichte wirft kein Licht auf den Ursprung des Lebens. Und hat etwa die Biologie je behauptet, die Existenz zu erklären?!“ — Mit anderen Worten: was selbst die Naturwissenschaft nicht zu leisten vermag, wie sollte man dies von einer göttlichen Offenbarung erwarten?

Es bleibt zur ungetrübten Lebensfreude nur noch nachzuweisen, daß weder das Alter etwas Trübes, noch der Tod etwas Schmerzliches habe. Für das Alter genügen die Trostgründe aus Cicero's De senectute, mit dem Tod aber hat es keine Schwierigkeit. Im schlimmsten Falle hört mit dem Tode alles auf; man hat seine Ruhe, und das thut gut nach dem Lärm dieses Lebens. Im günstigern Falle aber gibt es wirklich einen Himmel, natürlich für alle ohne Unterschied, und da werden vermuthlich die Freuden erst recht groß. Nur besteht die ernste Schwierigkeit, wie dort Ruhe ohne Langeweile, Thätigkeit ohne Mühe und Kampf (struggle for existence) dem Menschen zu theil werden könne. Aber die Naturwissenschaft hilft auch da:

Auf die Frage nach einer entsprechenden Thätigkeit im Jenseits „scheint die Wissenschaft eine annehmbare Antwort zu geben: die Lösung von Problemen, die hier auf Erden uns verschlossen geblieben, die Gewinnung neuer Ideen, die Entrollung der Geschichte vergangener Zeiten, die Thier- und Pflanzenwelt, die Geheimnisse des Raumes, die Wunder der Sternenwelt und die Regionen jenseits der Sterne. Bekannt zu werden mit jedem schönen und interessanten Fleck unserer eigenen Welt, wäre gleichfalls etwas, was wir uns versprechen dürften — und unsere Welt ist nur eine aus vielen Millionen. Manchmal wenn ich des Nachts zu den Sternen aufblicke, frage ich mich, ob es mir einmal zu theil werden wird, als Geist, vom Leibe befreit, sie zu besuchen und zu erforschen. Wenn wir dann einmal die große Runde gemacht haben werden, würde neues Interesse in uns erwacht sein, und wir könnten sie sehr wohl gleich aufs neue wieder beginnen. Hier ist eine Unendlichkeit von Interesse ohne Besorgniß, so daß der einzige Zweifel sein dürfte:

„Ob eine Ewigkeit genügen mag,
Das Maß zu fassen, Grund und Höh'
Von dem, was uns bereit im Paradies,
Stets neue Seligkeit" (Trench).

Nicht so sehr über die Läugnung des Christenthums oder die Darlegung höchst bedenklicher Anschauungen wundert man sich bei einem Buche, in dem ein so hochangesehener Mann unserer Tage seine Lebenserfahrungen und Maximen niedergelegt hat — doch nicht die seinigen allein, sondern all das Beste, was immer er bei den Denkern und Dichtern des Morgen- und Abendlandes, der Griechen und Römer, der Engländer, Franzosen und Deutschen, dem Talmud, Koran und den Vedas gefunden zu haben glaubt — man wundert sich vorzüglich über die Armuth und Seichtigkeit dessen, was er zu bieten vermag. Um solche Weisheit und solchen Trost zu finden, braucht der Christ an seinem Glauben nicht irre zu werden.

Ein Protestant über den Nutzen der Klöster. Es ist wohlthuend, zu sehen, wie gutgesinnte Protestanten stets wieder zurückkehren zu der Werthschätzung katholischer Einrichtungen, die vom ursprünglichen Protestantismus gründlich verdammt wurden. Dieser Gedanke drängte sich uns auf bei Durchblätterung des jüngst erschienenen Werkes: „Aus der Mappe eines verstorbenen Freundes (Friedrichs von Klinggräff). Von Heinrich Freiherrn Langwerth von Simmern" (Berlin, Behr, 1891). Die mancherlei schiefen Auffassungen und Beurtheilungen katholischer Dinge mögen unerwähnt bleiben. Aber folgende Geständnisse eines welterfahrenen Protestanten beanspruchen wohl ein allgemeineres Interesse. Herr v. Klinggräff schreibt:

„Mich dünkt, keine Zeit unserer Geschichte hat das Bedürfniß der Klöster so lebhaft empfinden lassen, als unsere heutige . . .

„So wichtig, und ich kann wohl sagen, ein so nothwendiges Bedürfniß es in unserer Zeit ist, solche Institute zu schaffen, die den aus dem großen Weltstrome des Schaffens und Treibens Gedrängten die Möglichkeit eines Berufes bieten, so wichtig und nothwendig ist auch der Wirkungskreis, den solche neue Klöster in der Gesellschaft ausfüllen werden und gewiß allein ausfüllen können. . . .

„Es müßten dadurch solche Institute (Organisationen) geschaffen werden, denen man besser und ruhiger als anderen Einrichtungen, die heutzutage zu Hunderten auftauchen, die Ausbildung und Erziehung der Jugend anvertrauen dürfte, wenn einmal besonderer Umstände wegen Familie oder Schule nicht mehr zweckentsprechend erscheinen. . . .

„Leider ist das Familienleben heutzutage in vielen Fällen so erschüttert worden, daß man häufig wünschen müßte, die Jugend behufs ihrer Erziehung der Familie, in der sie dieselbe am besten und am natürlichsten findet, entzogen zu sehen. Die Auskunftsmittel, die man in neuester Zeit für diesen Mißstand gegründet hat — Pensionate, Institute, Rauhe und Rettungshäuser — sind aber doch nur derart, daß es die höchste Zeit ist, Besseres zu suchen.

Noch immer und mit vollem Rechte werden von katholischer Seite Klöster, von protestantischer Seite Anstalten wie die der Herrnhuter vorgezogen. . . .

„Die innere Mission kann gewiß anderweit nicht so gut und zweckentsprechend versehen werden, als aus den Klöstern heraus. Der Reiseprediger wird sich an keinem andern Orte so gut für seinen schwierigen Beruf sammeln, vorbereiten und kräftigen können, als in einem stillen Kloster. Es ist aber auch durchaus wünschenswerth, daß der Reiseprediger mit der Welt abgeschlossen hat, daß sein Herz nicht an Weib und Kind, nicht an Besitz und Lebensgenuß, nicht an dem politischen und socialen Treiben der Welt hängt. Er soll eben ganz ungetheilt seinem Berufe und allen Menschen, die seine Hilfe suchen wollen, angehören."

Nachdem Herr v. Klinggräff eine Reihe anderer socialer Bedürfnisse erwähnt, welche nur durch Klöster Befriedigung fänden, schließt er:

„So, dünkt mich, liegen recht viele und überaus gewichtige Ziele und Aufgaben unerfüllt in unserer heutigen Welt, die eben nur durch richtig organisirte Klöster zu erreichen wären. . . .

„Natürlich möchte ich nicht etwa solche Klöster von Polizei-, Regierungs- oder Landtagswegen gegründet sehen: — unserer heutigen Zeit wären dergleichen Gedanken allerdings zuzutrauen. Sie können gut und heilsam nur dann wirken, wenn fromme Begeisterung tüchtige Männer oder Frauen zum Ergreifen so schöner und edler, so viel Entsagung fordernder Berufe treibt und fromme Opferwilligkeit die Mittel dazu beisteuert.

„Aber freilich in unserer Zeit?! Es sind eben pia desideria!! ‚Klöster gründen im 19. Jahrhundert!' würde jeder ausrufen. Und wenn man fragte: Warum nicht? Wäre es etwa nicht ausführbar? und würden sie nicht die segensreichsten Einwirkungen haben? — ‚Aber Klöster im 19. Jahrhundert!' würde man doch wieder antworten." — — —

So weit der nunmehr verewigte, gewiß edelgesinnte Protestant. Hätte er doch eine Ahnung gehabt von dem, was in der katholischen Kirche täglich geschieht, soweit kirchenfeindliche Mächte sie nicht hindern! Er hätte gesehen, daß seine pia desideria aufs herrlichste längst verwirklicht sind und sich stets aufs neue verwirklichen. Doch nein! Wir müssen ihm bis zu einem gewissen Grade Recht geben. Für Deutschland sind ja vielfach die Klöster, namentlich die der erziehlichen Orden, dank den Culturkampfsgesetzen, noch andauernd in weitem Umfange — pia desideria!

Die „allgemeine Moral" in der französischen Volksschule.

Anläßlich der Berathungen über das neue preußische Volksschulgesetz [1] ist es klar zu Tage getreten, daß auch der deutsche Liberalismus in seinen verschiedenen Schattirungen die Ersetzung der Religion durch die allgemein oder rein menschliche Moral als sein Ideal für die Volksschule erstrebt. Da die neuere französische Volksschule bereits seit zehn Jahren in diesem Sinne umgestaltet ist und wiederholt von Liberalen in Deutschland — so noch jüngst in der Münchener „Allgemeinen Zeitung" (Beil. 50 und 51) von Professor Dr. Jodl — als Muster angerufen wurde [2], so ist ein Blick auf dieselbe im gegenwärtigen Augenblick besonders lehrreich.

[1] Bei dieser Gelegenheit dürfte ein Hinweis auf die zahlreichen und eingehenden Ausführungen über die Schulfrage in dieser Zeitschrift nicht überflüssig sein. Es sei insbesondere an die folgenden Aufsätze erinnert: Die Schulfrage (Bd. II, S. 50 ff., 149 ff., 416 ff.; Bd. III, S. 417 ff.). — Die kirchliche Sendung (Bd. XII, S. 297 ff., 410 ff.). — Das Recht des Staates auf die Volksschulen (Bd. XXI, S. 105 ff.). — Rückblicke auf die Säcularisation der Schule (Bd. XXXII, S. 1 ff.). — Die moderne Staats- und Schulidee (Bd. XXXII, S. 137 ff.). — Die „Parität" in der Schule (Bd. XXXII, S. 267 ff.). — Das preußische Schulwesen und die katholische Religion (Bd. XXXIII, S. 441 ff.). — Die Schule den Kindern (Bd. XXXVII, S. 152 ff.). — Die Schule als Opfer fremdartiger Interessen (Bd. XXXVII, S. 231 ff.). — Die Aufgabe der Volksschule (Bd. XXXVII, S. 397 ff.). — Erzbischof Mac Hale, ein Vorkämpfer für die christliche Schule (Bd. XL, S. 384 ff., S. 518 ff.). — Anm. d. Red.

[2] Auch die Societies for ethical culture in Nordamerika, deren Bestrebungen Dr. Jodl in seinem Artikel ebenfalls warm zur Nachahmung empfiehlt, agitiren für die Einführung der „allgemeinen Moral" in die Volksschule. Der Stifter und das Haupt dieser „sittlichen Gesellschaften", wie man sie im Deutschen gewöhnlich benennt, Prof. Felix Adler, versteht unter dieser „allgemeinen Moral" „den von allen guten Menschen angenommenen Fonds sittlicher Wahrheiten" (vgl. International Journal of Ethics, Oct. 1891, vol. II, n. 1). Mit Recht bemerkt indes hierzu die von Dr. P. Carus herausgegebene Zeitschrift The Monist (Jan. 1892, p. 310): „Wer ist aber der Richter, der dann zu bestimmen hat, welche als gute Menschen zu betrachten seien? Entweder betrachtet Prof. Adler seine eigenen Anschauungen über moralische Güte als autoritative und endgiltig entscheidende, oder seine Beweisführung bewegt sich in einem fehlerhaften Cirkel."

Der entscheidende Schritt zur Verweltlichung der Volksschule in Frankreich geschah bekanntlich durch das Gesetz vom 28. März 1882, welches die Verweltlichung der Schulprogramme aussprach. Das Gesetz vom 30. October 1886 vollendete die Entchristlichung der französischen Volksschule, indem es auch die Verweltlichung des Lehrpersonals an derselben vorschrieb. Als Zweck dieser Reform wurde, gerade wie gegenwärtig von den deutschen und anläßlich des berüchtigten belgischen Schulgesetzes vom 1. Juli 1879 von den belgischen Liberalen, angegeben: Wahrung der Gewissensfreiheit, Befreiung der Schule von der Priesterherrschaft. Diese doppelte Rücksicht fordere, daß man den Religionsunterricht aus den obligatorischen Schulprogrammen streiche und aus der Schule in die Kirche verweise, wo ihn diejenigen Kinder nachsuchen möchten, deren Eltern es wünschten. Da aber die bisher an den Religionsunterricht geknüpfte Moral einerseits für die Erziehung unentbehrlich, andererseits in ihren wesentlichen Vorschriften von den einzelnen Religionsbekenntnissen der Bürger unabhängig sei, so habe an Stelle des Religionsunterrichts der Unterricht in der allgemeinen, von bestimmten religiösen oder metaphysischen Voraussetzungen und Theorien absehenden Moral zu treten, in der alle übereinkämen. Und dieser Moralunterricht, ergänzt durch einen bürgerlichen Unterricht (instruction civique), welcher das Kind sein Vaterland kennen und lieben lehre, habe gemäß seiner grundlegenden Wichtigkeit für die Erziehung auf dem Schulprogramme den ersten Rang einzunehmen und den ganzen übrigen Unterricht zu beherrschen und zu durchdringen. Die stillschweigende Voraussetzung bei diesem ganzen Raisonnement ist, daß der Unterricht Sache des „confessionslosen“ Staates sei.

Die Hauptschwierigkeit, und wir können gleich hinzusetzen, die unüberwindliche Schwierigkeit bei dieser Reform, an welcher die Reform selbst naturnothwendig scheitern mußte, war, die vorgebliche „allgemeine Moral, in der alle übereinkommen“, in der Weise zu bestimmen und zu fixiren, daß ein einheitlicher Unterricht in derselben praktisch möglich wurde. Denn mit der bloßen Phrase „allgemeine Moral, in der alle übereinkommen“, kann man sich wohl noch zur Noth aus der Klemme ziehen, solange man dieselbe und ihre Möglichkeit allgemein theoretisch erörtert. Man reicht aber damit nicht mehr aus, wo es sich unmittelbar praktisch um Ertheilung des Moralunterrichts selbst handelt. Bei den Kammerverhandlungen suchten der Berichterstatter Paul Bert und der Unterrichtsminister Jules Ferry — beides Positivisten — diese Schwierigkeit mehr zu umgehen, als zu lösen. Es handelt sich, versicherte Bert ein ums andere

Mal (so besonders in der Rede vom 4. December 1880), um „die universelle Moral, die inmitten der unzähligen Veränderungen, welche ihr die Zeiten, Orte und Rassen auferlegten, sich immer gleich blieb", um „die ewige Moral, die nicht von diesem oder jenem religiösen Glauben abhängt, sondern ihre Wurzeln tief im menschlichen Gewissen hat"[1]. Ferry seinerseits betonte unablässig (so z. B. am 10. Juni 1881 vor dem Senate), es sei keine andere Moral gemeint, als „die praktische gute alte Moral, in der wir alle übereinkommen"[2]. Als einige Mitglieder der Rechten in unbezähmbarer Neugierde immer wieder zu erforschen suchten, welche Gestalt denn die neue Moral in der Praxis annehmen würde; eine „allgemeine Moral" lasse sich ja gar nicht lehren; man werde doch die nähere Bestimmung der vorzutragenden Morallehre nicht den einzelnen Lehrern überlassen wollen, welche zur Lösung einer so schwierigen und wichtigen Aufgabe weder Befähigung noch Competenz hätten: erwiederte Ferry endlich ärgerlich durch folgende endgiltige Erklärung — nach derselben hüllte er sich nämlich in beharrliches Stillschweigen —:

„Wie, der Moralunterricht, die Moral hat im Jahre des Heiles 1881 [Lachen auf Seite der Rechten] vor einem französischen Parlamente noch nöthig, definirt zu werden! Und Sie wollen die Moral im Texte des Gesetzes nur unter der Bedingung dulden und annehmen, daß sie mit allen möglichen Epitheta escortirt erscheine! Erlauben Sie mir, es Ihnen zu sagen: Die wahre Moral, die große Moral, die ewige Moral ist gerade die Moral ohne näher bestimmenden Zusatz. Die Moral hat es, Gott sei Dank, in unserer französischen Gesellschaft, nach so vielen Jahrhunderten der Civilisation, nicht nöthig, definirt zu werden. Die Moral ist größer, wenn man sie nicht definirt, sie ist größer ohne bestimmenden Zusatz. [Die Moral, von der im Gesetz die Rede ist,] ist die Moral der Pflicht, es ist unsere, Ihre Moral, meine Herren, die Moral Kants und die des Christenthums. Diese Moral wurzelt tief in der Menschheit und im menschlichen Gewissen; und ihre Einheit beweist zugleich die Einheit des menschlichen Gewissens . . . Er [Herr Parieu, Mitglied der Rechten] hat Ihnen gesagt: Es gibt eine evolutionistische und eine Nützlichkeits-, eine positivistische und eine unabhängige Moral . . . Was hierbei aber völlig beruhigen muß, ist, daß alle diese Moraltheorien, welche Sie die evolutionistische, die Nützlichkeits- und die positivistische Moral nennen, immer wieder eine und dieselbe Moral bilden. [Zwischenrufe de Broglie's und Buffons: Und die Pflichten gegen Gott!] Auch das ist dieselbe Moral . . ., das sind dieselben Sittengebote. Das Buch Herbert Spencers, welches die Befriedigung, das Interesse, wenn man will, die Lustmoral zum Ausgangspunkt hat, kommt mittelst bewunderungswürdiger logischer Ableitung zu Schluß-

[1] P. Bert, Discours parlementaires, 1882, p. 376.
[2] Journal Officiel 1881, p. 807.

folgerungen, welche sich mit denen Kants und mit der Moral des verehrten Herrn Jules Simon völlig decken . . . Den Kindern sind einfach Sittenvorschriften vorzutragen, nicht Moraltheorien.“[1]

Wie unklar übrigens J. Ferry sich selber über die „allgemeine Moral“ war, hinsichtlich welcher er mit solchem Wortschwall ausführte, dieselbe hätte es nicht nöthig, näher bestimmt zu werden, zeigte sich recht drastisch nur zwei Tage später. Während er nämlich am 2. Juli noch „die Pflichten gegen Gott“ als „eine und dieselbe Moral“, die sich mit der seinigen decke, bezeichnet hatte, fand er am 4. Juli die von Jules Simon beantragte ausdrückliche Erwähnung der „Pflichten gegen Gott“ bereits wieder höchst bedenklich. „Denn“, so führte er aus, „in ihrem natürlichen Sinne sind diese Worte die Formel einer positiven Religion. Die erste Pflicht gegen Gott ist ja, zu ihm zu beten, und das Gebet ist wesentlich Aeußerung einer positiven Religion.“ Ueberdies trete dann gleich wieder die Frage auf, welcher Gott denn gemeint sei, ob der christliche, der spinozistische oder der Malebranche'sche; denn nach der Verschiedenheit der Gottesbegriffe variirten auch die „Pflichten gegen Gott“.

Noch klarer als in den Kammerverhandlungen trat das Illusorische der vermeintlichen „allgemeinen Moral, in der alle übereinkommen“, in den officiellen Programmen und Instructionen für den Moralunterricht in der Elementarschule hervor. Naturgemäß fiel bei der französischen Organisation des Unterrichtswesens, nach welcher der gesammte Unterricht der Universität untergeordnet ist, die Aufgabe, die Programme auch für den Elementar-Unterricht aufzustellen und letztern selbst zu überwachen, den Akademikern zu. Die Vertreter der Universität aber sind der großen Mehrzahl nach rationalistische, cousinisch-kantianische Spiritualisten. Dies gilt insbesondere von ihrem bekanntesten Vertreter auf dem Gebiete der Moral, von Paul Janet, welcher auch bei der Aufstellung der Programme für den Moralunterricht den maßgebenden Einfluß übte. P. Janet betont nun freilich in seinem Berichte vor der „permanenten Section des obersten Unterrichtsrathes über das Moralprogramm an den Lehrer-Seminaren“ vom Jahre 1881, daß es eine von den verschiedenen Religionen und Philosophien unabhängige Moral gebe. In der nähern Bestimmung dieser Moral aber wendet er sich thatsächlich sofort von der Nützlichkeits- und von der positivistisch-evolutionistischen Lustmoral ab und erklärt nach Art der kantianischen Philosophie die „Moral der Pflicht“

---

[1] Journal Officiel 1881, p. 1003.

ergänzt durch die Moral der Hingebung als die in den Staatsschulen zu lehrende Moral. Denn nur durch diese Moral vermöge die Schule der Erziehungsaufgabe gerecht zu werden[1]. In den Programmen für den Moralunterricht an den Elementarschulen wird sogar ausdrücklich die „Vorstellung von Gott als Urheber der Welt und Vater der Menschen“, mit welcher die Kinder der verschiedenen Confessionen schon von der Familie her vertraut seien, als der Keim der moralischen Begriffe bezeichnet, welchen die Schule weiter zu entwickeln habe[2]. Und in den Programmen für den Unterricht an den Lehrer-Seminarien und höheren Primär-Schulen werden geradezu unter der Rubrik „Höhere Sanction der Moral“ „das künftige Leben und Gott“[3] genannt.

Die ministeriellen Instructionen hingegen, welche vom Unterrichtsminister Jules Ferry stammen, vertreten gemäß den persönlichen Anschauungen dieses Mannes wieder einen komischen, chimärischen, skeptisch-positivistischen Enthaltungs-Standpunkt. In seinem „Circular an die Lehrer, betreffend den Moralunterricht in den Elementarschulen“, vom 17. November 1883[4] schreibt J. Ferry unter anderem:

„Das Gesetz vom 28. März 1882 ist durch zwei Bestimmungen gekennzeichnet, welche sich gegenseitig ergänzen, ohne sich zu widersprechen. Einerseits beseitigt es aus dem Programm jeglichen Unterricht in besonderen Dogmen, andererseits weist es dem Unterricht in der Moral und in den Bürgerpflichten die erste Stelle an. Der Unterricht in der Religion ist Sache der Familien und der Kirche, der Unterricht in der Moral Sache der Schule . . . [Unter dieser Moral selbst] verstehe ich einfach jene gute alte Moral, die wir von unseren Vätern und Müttern überkommen haben und die in unserm Leben zu befolgen, ohne ihre philosophischen Grundlagen weiter zu erörtern, wir[5] uns alle zur Ehre anrechnen. Sie [Lehrer] sind die Helfer und in gewisser Hinsicht die Stellvertreter des Familienvaters. Sprechen Sie darum zu seinem Kinde, wie Sie wünschten, daß man zu dem Ihrigen spräche: mit Kraft und Autorität, in allen Fällen, in welchen es sich um eine unbestreitbare Wahrheit, um ein Gebot der allgemeinen Moral handelt; mit der größten Zurückhaltung, sobald es sich um Besprechung eines religiösen Gefühls handelt, welches Ihrer Competenz nicht unterliegt.

---

[1] Buisson, Dictionnaire de pédagogie. Ière Partie, tome 2^{d} 1888, p. 1969.

[2] Programme d'enseignement des écoles primaires élémentaires, 18 janv. 1887, bei Pichard, Nouveau code de l'instruction primaire, 13ème éd. 1890, p. 429.

[3] Decret vom 10. Jan. 1889 und Programme vom 28. Jan. 1887 bei Pichard l. c., p. 362. 443. [4] Bei Pichard l. c. p. 394 ss.

[5] Wie Ferry diese auch in seinem Namen abgegebene Erklärung mit dem feierlichen positivistischen Glaubensbekenntnisse reimen mag, welches er laut Chaîne d'union (1877, p. 101) in der Loge ablegte, möge der Leser selbst beurtheilen.

„Sollte es Ihnen hie und da schwierig werden, zu unterscheiden, wie weit Sie in Ihrem Moralunterricht gehen dürfen, so kann Ihnen Folgendes zur Richtschnur dienen. Fragen Sie sich, wenn Sie im Begriffe sind, den Schülern irgend eine Vorschrift oder Maxime vorzulegen, zuerst, ob es, soviel Sie wissen, auch nur einen einzigen ehrenwerthen Menschen gebe, der durch das, was Sie sagen wollen, unangenehm berührt würde. Fragen Sie sich, ob auch nur ein einziger Familienvater, falls er Sie hörte, seine Zustimmung zu demjenigen, was Sie vorbringen möchten, verweigern könnte. Wenn ja, so enthalten Sie sich, es zu sagen; wenn nein, so sprechen Sie kühn[1]. Denn was Sie dem Kinde mitzutheilen im Begriffe stehen, ist nicht Ihre eigene Weisheit, das ist die Weisheit des Menschengeschlechtes, das ist eine jener weltgiltigen Ideen, mit welchen mehrere Jahrhunderte der Civilisation das Erbe der Menschheit bereichert haben. So enge Ihnen vielleicht auch Ihr Wirkungskreis innerhalb dieser Grenzen erscheinen mag, machen Sie es sich zur Ehrenpflicht, diese Schranken niemals zu überschreiten. Sie können in der Behandlung einer so heiligen und so zarten Sache, wie es das Gewissen des Kindes ist, nie vorsichtig genug sein."

In demselben Erlasse betont Ferry hinsichtlich der Methode des Moralunterrichts in der Volksschule: „Wenig Formeln, wenig Abstractionen, viele Beispiele und zwar recht aus dem Leben gegriffene Beispiele."

Wie hat sich nun die „allgemeine Moral, in welcher alle übereinkommen", während der zehn Jahre, in welchen sie in Frankreich gesetzliche Geltung hat, bewährt? Darüber sollen uns einerseits die in den Elementarschulen eingeführten Moralhandbücher, andererseits die officiellen Berichte und Kundgebungen Aufschluß ertheilen. Als Ideal für den neuen Moralunterricht war zwar aufgestellt worden, daß der Lehrer aus innerster Ueberzeugung die Moral frei vortrage; zugleich wurde aber anerkannt, daß die meisten Lehrer nicht im Stande seien, dies zu thun. Deshalb wurde der Gebrauch eines oder mehrerer der nun zahlreich erscheinenden, gemäß den neuen Programmen abgefaßten Moralhandbücher gestattet. Ueber die Wahl derselben hatten die Lehrerconferenzen der einzelnen Departemente zu entscheiden. Nach dem officiellen Berichte von 1889[2] waren in diesem Jahre insgesammt 119 Handbücher der Moral und des bürgerlichen Unterrichts in den öffentlichen Volksschulen im Gebrauch. Wir heben unter denselben als besonders

[1] Bei gewissenhafter Anwendung der eben gegebenen Richtschnur dürften wohl nur wenige und überdies sehr abgeblaßte Moral-Grundsätze oder -Vorschriften übrig bleiben, bei welchen der Lehrer den „kühnen Ton" anschlagen dürfte, welcher sich für die Mittheilung der „Weisheit des Menschengeschlechtes" schickt.

[2] Vgl. Mémoires et documents scolaires publiés par le Musée Pédagogique, fasc. 66, p. 1 ss.

charakteristisch drei hervor: L. Liard, Morale et enseignement civique, in 62 Departements eingeführt; P. Bert, L'instruction civique à l'école, in 72 Departements adoptirt; und P. Laloi, La première année d'instruction morale et civique. Notions de droit et d'économie politique, in 79 Departements adoptirt.

Das Handbuch Liards[1], Directors des höhern Unterrichts im Unterrichtsministerium, ist besonders charakteristisch für den Geist der neuen Moral. In demselben wird anstatt jeder andern Sanction in kantianischer Weise an das Bewußtsein von der eigenen Menschenwürde appellirt. „In allen deinen Handlungen", so soll den Schulknaben vom Lehrer eingeschärft werden, „achte die menschliche Person sowohl in dir selbst, als in deinesgleichen" (S. 17). „Vergesset nie, daß ihr Menschen, d. h. freie Wesen seid. Veräußert niemals eure Unabhängigkeit; hütet euch vor jeder Handlung, welche euch erniedrigen würde; habet Achtung vor eurer eigenen Person; aber seid immer höflich gegen andere, jedoch ohne niedrigen, knechtischen Sinn" (S. 53). „Seid muthvoll. Die Furcht ist der menschlichen Person unwürdig" u. s. w. (S. 50).

Das Handbuch P. Berts[2], des Berichterstatters für die meisten neueren Unterrichtsgesetze in der Kammer, welches er als Unterrichtsminister (1881/82) herausgab, kennzeichnet namentlich die Tendenz des neuen Moral- und Bürgerunterrichtes. Dasselbe gipfelt in der Verherrlichung der französischen Revolution von 1789. Zu diesem Zwecke werden in abgeschmackt übertriebener Weise einerseits die Einrichtungen und Zustände vor 1789 herabgesetzt, andererseits die „Wohlthaten" der Revolution, ihre Errungenschaften und Grundsätze verhimmelt. Entsprechende Illustrationen sind beigegeben, um die Wirkung auf die Phantasie der Kinder zu erhöhen. Die letzte Lection schließt mit den Worten: „Und jetzt, meine Kinder, geht, euch zu vergnügen, ihr habt es redlich verdient. Bevor wir uns aber trennen, laßt uns allesammt in den Ruf ausbrechen: Es lebe die Republik!" Die zugehörige Illustration stellt den Moment dar, in welchem der Lehrer mit erhobener Hand das Hoch auf die Republik ausbringt und die ganze Klasse begeistert einstimmt. Im Anhang wird Gambetta den Kindern als Muster eines republikanischen Bürgers vorgestellt und die „Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte" von 1789 mitgetheilt.

---

[1] Wir citiren nach der Nouvelle édition 1886.

[2] Wir citiren nach der 15. Auflage.

Das Handbuch Laloi's[1] erfreut sich bei den Lehrern der öffentlichen Volksschulen in Frankreich der größten Beliebtheit. Aus demselben können wir daher am besten erfahren, wie der Moralunterricht thatsächlich an diesen Schulen ertheilt wird. Bemerkenswerth an diesem Buch ist vor allem, daß dasselbe bei einem Umfange von 180 Seiten nur 18 Seiten (S. 21—39) der eigentlichen „Moral", d. i. den Pflichten des Menschen gegen sich selbst und gegen den Nächsten, widmet, während im übrigen Theile desselben eingehend von Familie, Schule, Gesellschaft, Berufsarten, Sparkassen, Versicherungsanstalten, Handwerk, Landbau, Handel, Arbeitgeber und Arbeiter, Staatsangestellten, Staatseinrichtungen, Staatsverwaltung, Bürger-Rechten und -Pflichten gehandelt wird. Bei den Pflichten des Menschen gegen sich selbst werden in neun Nummern die Pflichten gegen den Körper, die in der Hygieine gipfeln, und nur in drei Nummern die Pflichten gegen die Seele dargelegt. Die betreffenden „Sitten"-Gebote schärfen besonders ein: Reinlichkeit, sorgfältige Lüftung von Bett, Zimmer und Arbeitsräumen, Vermeidung von Zugluft und von zu plötzlichem Uebergang aus dem Warmen ins Kalte; fleißige körperliche Gymnastik, welche den Körper geschmeidig, gesund und kräftig erhalte (Nr. 60—69); ferner beständige Sorge für Fortbildung der Intelligenz und Kampf gegen die Leidenschaften (Nr. 69—72). Die Moral wird in Form von Maximen in trocken vernünftelnder Weise dargelegt. Für die einzelnen Abtheilungen der Moralvorschriften oder bürgerlichen Belehrungen sind zu diesem Zwecke erdichtete matte Erzählungen beigegeben. Als letzte Sanction wird nach den einzelnen Abschnitten anstatt eines Bibeltextes ein bezüglicher Text des Gesetzes, bezw. des Strafgesetzes angeführt. Um nur ein Beispiel anzuführen, schließt der Abschnitt „Pflichten gegen sich selbst", in welchem auch Mäßigkeit empfohlen wurde: „Gesetz: Wer auf der Straße, im Wirthshause oder auf öffentlichen Plätzen im Zustande offenkundiger Trunkenheit betroffen wird, verfällt einer Strafe von 1—5 Francs. — Rückfällige trifft dreitägige Gefängnißstrafe. Solche, welche das dritte Mal in trunkenem Zustande betroffen werden, können zu sechstägiger bis einmonatlicher Gefängnißstrafe und zu einer Geldstrafe von 16—300 Francs verurtheilt werden; sie verlieren überdies für zwei Jahre die bürgerlichen Rechte." Laloi's Moral ist auch in der Hinsicht ausgesprochen realistisch, als sie bereits die Schulkinder anleitet, anstatt höherer Gesichtspunkte bei allem, was sie thun, den materiellen Vortheil und Nachtheil, der ihnen

[1] Uns liegt die 16. Auflage vom Jahre 1887 vor.

daraus erwächst, wohl abzuwägen, z. B.: „Wenn ihr arbeitsam seid, habt ihr Aussicht, ein Stipendium an der Höhern Elementarschule und selbst an einem Colleg oder Lyceum zu erhalten“ (Nr. 26), u. s. w.

Gelegentlich der Pariser Weltausstellung von 1889 erschien auf Anordnung des französischen Unterrichtsministeriums ein officieller Bericht über den Moralunterricht in den Elementarschulen, welcher vom Dekan der Pariser protestantischen Facultät, F. Lichtenberger, auf Grund von 558 Originalberichten aus allen Theilen Frankreichs abgefaßt ist [1]. Dieser Bericht läßt den Moralunterricht an der französischen Volksschule in recht ungünstigem Lichte erscheinen. Nach demselben herrschte hinsichtlich des Moralunterrichts nicht bloß unter den Lehrern, sondern selbst unter den Akademie-Inspectoren die weitgehendste Meinungsverschiedenheit. Manche waren der Ansicht, die Moral müsse weniger direct gelehrt werden, als vielmehr die ganze Schulatmosphäre durchdringen, um von den Kindern unvermerkt in vollen Zügen eingeathmet zu werden. Dieselben ließen daher den besondern Moralunterricht ganz ausfallen (S. 5 f.). Andere fanden, die Kant'sche Moral, welche den Handbüchern meist zu Grunde gelegt sei, sei doch für mittelmäßige Intelligenzen gar zu abstract und unverständlich (S. 6). Durch die meisten Berichte ziehen sich bittere Klagen. Der neue Moralunterricht, heißt es, sei trocken und monoton (S. 7, 9) u. s. w., stoße die Schüler ab (S. 6), errege die Unzufriedenheit und den Unwillen der Eltern (S. 47 ff.); er sei in 60 Schulen auf 100 völlig nichtssagend (S. 24); er beschränke sich auf geistloses Ablesen der Moralhandbücher (S. 26); weder Lehrer noch Schüler fänden an demselben Gefallen (S. 23). Gute Lehrer, welche die Moral mit Ueberzeugung zu lehren und durch ihr Beispiel zu empfehlen vermöchten, seien selten (S. 73 f.). Die neuen Lehrer, welche aus den staatlichen Lehrer-Seminarien kämen, ermangelten selbst einer ernsten moralischen Erziehung (S. 75). Man verfahre nicht streng genug bei der Auswahl der Lehramtscandidaten. Letztere brächten aus dem Lehrerseminar nur sehr unbestimmte Vorstellungen über Moral mit. Die Moral sei bei ihnen mehr angelernte Gedächtnißsache als Sache innerer Ueberzeugung. Viele Lehrer seien skeptisch. Einer habe selbst geäußert, die Moral sei nur ein Vorurtheil (S. 76). Die jungen Lehrer kämen vollgepfropft mit Formeln aller Art aus dem Seminar und hielten sich selbst für sehr tüchtig. Da es ihnen aber selbst

[1] F. Lichtenberger, L'éducation morale dans les écoles primaires. 1889. Imprimerie Nationale. Fascicule No. 28 der Sammlung: Monuments et documents scolaires, publiés par le Musée Pédagogique.

an Unterwürfigkeit und Demuth gebreche, seien sie auch nicht im Stande, auf die ihnen anvertrauten Kinder einen heilsamen Einfluß auszuüben (S. 84). Namentlich nehme unbotmäßiger Sinn bei der Jugend überhand (S. 73). Es werde in der Schule zu viel Politik getrieben (S. 13). Der bürgerliche Unterricht absorbire den Unterricht in der Moral (S. 12). Man meine Moralunterricht zu geben, wenn man die Kinder über die Befugnisse des Gemeinderathes belehre u. s. w. (S. 12). Auch die neuen Lehrer folgten zu wenig dem „Gesetze der Pflicht“ (S. 76). Das neue Lehrpersonal bedeute eine ernste Gefahr für die Zukunft (S. 75).

Einige Berichte lauten freilich auch günstig. Doch beschränken sich dieselben entweder auf allgemeine Phrasen, denen nichts Bestimmtes zu entnehmen ist, oder die in denselben namhaft gemachten Thatsachen betreffen reine Aeußerlichkeiten oder wenigstens Dinge, welche mit der Moral nichts zu thun haben. So wird z. B. hervorgehoben, daß die Kinder mehr Schliff bekundeten, als früher, daß sie anfingen, höflicher zu werden, ihre Kleider besser zu besorgen, sich die Haare schneiden zu lassen (S. 41), die Vogelnester besser zu respectiren, die Hausthiere als nützliche Freunde einer niedern Ordnung zu betrachten u. s. w. (S. 45), daß sie ferner schon toleranter, weniger abergläubisch und patriotischer seien, als früher (S. 59, 45, 46) u. s. w.

Der Hauptberichterstatter Lichtenberger ist trotz des ungünstigen Gesammtbildes, welches aus den Einzelberichten sich ergibt, guter Hoffnung. Die Selbsterkenntniß, so meint er, und die Unzufriedenheit mit sich selbst ist die Quelle des Fortschritts. „Man erkennt die Schwierigkeit der Aufgabe, die Unzulänglichkeit dessen, was bisher geschehen ist, die Aermlichkeit der Ergebnisse. Recht viel, ja beinahe alles ist schon damit gethan, daß man den Willen hat, das Heilmittel zu suchen“ (S. 27).

Indes ist auch seit dem Jahre 1889, in welchem Lichtenberger diese Worte niederschrieb, kein Fortschritt zum Bessern bemerklich geworden. Neuere Berichte von Akademie-Inspectoren bestätigen nur die alten Klagen[1]. Und noch bei der feierlichen Preisvertheilung an der Sorbonne vom 4. August 1890 wurde in Gegenwart des Unterrichtsministers Bourgeois die Nothwendigkeit einer einheitlichen Moral betont und damit das Fehlen einer solchen bis dahin eingestanden — ein Desideratum und ein Geständniß, welche der Unterrichtsminister in seiner eigenen Rede sich ausdrücklich

[1] Bulletin de la Société Génér. d'éducation et d'enseignement, déc. 1890, p. 731 s.

aneignete[1]. Diese einheitliche Moral zu begründen, wird die liberale französische Schulverwaltung auch niemals im Stande sein.

Als Mittel hierzu wurde in den Berichten von 1889 von vielen Schulmännern vorgeschlagen, der Minister möge selbst ein officielles, für alle Lehrer und Schüler obligatorisches „Handbuch der praktischen Moral“ herstellen lassen[2]. Eine solche Aufoctroyirung einer Staatsmoral durch einen ephemeren Unterrichtsminister als Laienpapst enthielte indes doch eine zu starke Herausforderung gegen den gesunden Menschenverstand und wäre auch ein zu gröblicher Verstoß gegen alle liberalen Grundsätze, als daß ein republikanischer französischer Staatsmann den Versuch zu machen wagte. Und würde selbst ein Minister ein solches Handbuch abfassen lassen, so würde das Problem der „einheitlichen Moral“ doch damit kaum einen Schritt der Lösung näher gerückt, indem in der Auslegung dieses Handbuches gemäß den verschiedenen Standpunkten der Lehrer sofort wieder die größte Verschiedenheit hervortreten würde.

Der Professor der Philosophie am Lyceum Condorcet, Darlu, nannte in seiner Rede bei der feierlichen Preisvertheilung an der Sorbonne 1890 als Muster für den an der Universität einzuführenden Moralunterricht den Curs des positivistischen Philosophen P. Laffitte[3]. „Das ist das Beispiel,“ fügte er hinzu, „welches wir befolgen müssen. Die gegenwärtige Zeit verlangt dies.“[4] Der Minister Bourgeois schien in seiner Rede bei demselben Anlaß (1891), welche ganz vom Unterricht in der „allgemeinen“ Moral handelte, wirklich diesen Gedanken weiter entwickeln zu wollen. Er empfahl, wie es früher (1881) schon Gambetta und bereits seit 1867 der Begründer der französischen Unterrichtsliga, Br.·. Macé, ausgesprochen hatte, im Sinne des Comte'schen Positivismus, die Schulmoral ganz auf die Begriffe „Vaterland“ und „Menschheit“ zu gründen. Er bringt demgemäß die moralischen Pflichten eines Franzosen unserer Tage auf folgenden kürzesten Ausdruck: „Bürger eines freien Landes sein und die volle Verantwortlichkeit für seine Handlungen tragen; Kinder eines ruhmreichen, besiegten Vaterlandes sein und daran arbeiten, ihm seine Größe und seine Stellung in der Welt wiederzugeben; Kinder eines Vaterlandes sein, welches Frankreich heißt, und durch Kampf für dasselbe

---

[1] Revue Internationale de l'enseignement. 1890, août, p. 204.

[2] Lichtenberger l. c. p. 67.

[3] Vgl. des Verfassers Schrift: Der Positivismus vom Tode August Comte's bis auf unsere Tage. 1891, S. 41 ff.

[4] Revue Occidentale 1891, II, p. 268.

für die Vernunft und für die Menschheit kämpfen.“[1] Denn, führt Bourgeois weiter aus, die Franzosen haben den Vortheil, ihr Vaterland auch mit „philosophischer Liebe“ lieben zu können, da „Frankreich das Recht repräsentirt“ und seine Sache und sein Ideal Sache und Ideal der Menschheit sind.

Daß man aber aus Mißständen im officiellen Moralunterricht durch die einseitige Betonung des Reinmenschlichen und der Bürgerpflichten nicht herauskommt, welche gerade zu denselben geführt hat, liegt auf der Hand.

Welche Folgen ein solcher Verfall des Moralunterrichts, aus welchem nach und nach selbst der Schatten Gottes, den man bisher noch geduldet hatte, verschwinden zu sollen scheint, an der öffentlichen Volksschule bei der heranwachsenden Jugend haben muß, läßt sich denken. Darüber gibt auch die Verbrecherstatistik traurig beredte Auskunft. So hatten sich z. B. im Jahre 1886 nicht weniger als 23000 Minderjährige vor Gericht zu verantworten. Im Jahre 1887 überstieg die Zahl der Minderjährigen, welche vor dem zuchtpolizeilichen Gerichte zu erscheinen hatten, sogar 28000. Außerdem wurden noch im gleichen Jahre 580 Minderjährige vor dem Geschworenengericht abgeurtheilt. 150 derselben wurden verurtheilt. Von diesen hatten wieder 16 nicht das 16. Jahr vollendet[2]. Der Magistrat Guillot bemerkt über die bei diesen jugendlichen Verbrechern in erschreckender Weise hervortretende sittliche Verwilderung: „Man bemerkt an ihnen ein solches Uebermaß von wilder Roheit, eine so raffinirte Geilheit und dabei eine solche Renommirsucht im Verbrechen, wie Aehnliches bei Personen vorgerücktern Alters gar nicht vorkommt. Sie begnügen sich nicht damit, bloß zu morden; sie haben ihre Freude daran, ihr Opfer zu quälen. Sie zeigen ihren Altersgenossen gegenüber die studirte Grausamkeit der Kinder, welche einen Genuß darin findet, arme Thiere zu schinden.“[3]

---

[1] Ib. p. 271. Der Comte'sche „conservative“, autoritäre Positivismus, welcher Unterwürfigkeit und Achtung vor der Ordnung und ihren Organen empfiehlt, scheint gegenwärtig bei der Rathlosigkeit der ungläubigen französischen Regierung dem zunehmenden Geist der Unbotmäßigkeit gegenüber bei den Machthabern mehr Sympathien zu erwecken, als dies früher der Fall war. Ein neuester Beweis hierfür liegt darin, daß durch Decret vom 30. Januar 1892 der Nachfolger Comte's als „Hoher Priester der Menschheit“, P. Laffitte, zum Professor der „Allgemeinen Geschichte der Wissenschaften“ am Collège de France ernannt wurde.

[2] Compte rendu de l'administration de la justice criminelle en France et en Algérie pendant l'année 1887. Tableau XIII et XXX, p. 27 et 67. Vgl. M. de Broglie, La morale dans les écoles laïques. Rennes, Le Roy, 1890.

[3] Adolphe Guillot, Paris qui souffre, p. 250.

„Seitdem der Glaube aufgehört hat, die Schutzwehr der Sitten zu sein," schreibt der gerade auf dem Gebiete der Jugenderziehung wohlbewanderte Arth. Loth im Univers, „bemerkt man überall eine zunehmende Entsittlichung der Kinderwelt. In Paris ist die sittliche Verdorbenheit der aus der Gemeindeschule hervorgegangenen Arbeiterjugend schreckenerregend. Schändlichkeiten, die vor zehn Jahren noch unbekannt waren, sind jetzt etwas Alltägliches geworden. Die Sitten Sodoma's halten mit dieser Jugend wieder ihren Einzug. Die Verbrecherstatistik stellt rasche Zunahme der Verbrechen fest. Seit zwei oder drei Jahren hat sich die Zahl der Verurtheilten unter 16 Jahren verdreifacht. Nimmt sie in diesem Verhältniß weiter zu, so wird sie am Ende dieses Decenniums sich verzehnfacht haben. Das Uebel ist groß. Man kann vor demselben nicht länger mehr die Augen verschließen." [1]

Der bekannte Schriftsteller über Unterrichtsfragen, Duruy, selbst Liberaler, aber ein Liberaler der alten Schule, der sich sein Urtheil nicht durch Parteigeist trüben läßt, entwirft von den Kindern der neuen französischen Staatsschule folgendes Charakterbild: „Betrachtet diese vernünftelnden, unbändigen, über alles absprechenden, anmaßenden und affectirten kleinen Wesen, die man Mühe hat, in einem Zustand relativer Unschuld noch zur ersten Communion zu führen. Noch klebt die Ammenmilch an ihrer Nasenspitze, und schon geberden sie sich wie selbständige Leute, die sich völlig unabhängig fühlen. Mit zwölf Jahren haben sie schon mit Hochgenuß ‚Nana' (so betitelt sich einer der anstößigsten Romane Zola's) gelesen, und man hat sie dafür nicht durchgewichst! Mit 15 Jahren bildet die unsittliche Tagesliteratur ihre Lieblingslectüre. Auch wissen sie bereits über die Sensationsromane, die neuesten Skandalgeschichten und Theateraufführungen vollkommen Bescheid. Sie gehen zu den Pferderennen, um sich an kokette Frauenspersonen heranzudrücken, und kommen von dort Gott weiß mit welchen Ausblicken auf die Zukunft zurück." [2]

Andere Berichte heben hervor, daß man nicht selten schon Kinder der öffentlichen Elementarschulen oder Collegien in anrüchigen Cafés und Vergnügungsorten erblicken könne, wo sie fluchen, rauchen, tanzen, trinken und manchmal sich auch betrinken [3].

Die Hauptfrucht, welche die von den deutschen Liberalen gepriesene neuere französische Schulära zeitigt, ist aber die sociale Revolution. Die

---

[1] Citirt bei Bonnot, Les fruits de l'école sans Dieu. Paris 1890, p. 33.

[2] Ib. p. 38.

[3] Ib. p. 39 ss.; Lichtenberger, L'éducation morale dans les écoles primaires. 1889, p. 50. 51.

gewiß nicht des Clerikalismus verdächtige Revue des deux mondes schreibt diesbezüglich: „Alles, was die Regierung in der Volksschule, in den Mittelschulen und an der Hochschule gegen den christlichen Unterricht thut, kommt dem revolutionären Socialismus zu gute. In der That gibt es nur zwei Möglichkeiten. Entweder ist das Christenthum die ewige und folgerichtig auch die sociale Wahrheit, und in diesem Falle muß die Erziehung des Kindes in allen ihren Momenten Schritt für Schritt vom Christenthum durchdrungen sein. Die Jugend muß dann christliche Lehrer haben, Lehrer, die christlich sind in ihrem persönlichen Glauben und in ihrem Unterricht, und die sogen. confessionslose Schule erscheint damit von selbst als unhaltbar und thöricht. Oder das Christenthum ist nicht wahr, und dann ist der revolutionäre Socialismus im Rechte. Wann wird man endlich zur Einsicht kommen, daß man mit der Schulpolitik, welche unser Jahrhundert einschlägt, der socialistischen Revolution Thür und Thor geöffnet hat, welche nicht aufbaut, sondern nur Ruinen auf Ruinen häuft? Gewiß bedarf es einer socialen Reform; aber diese Reform muß entweder das Evangelium bewirken, oder sie kommt gar nicht zu Stande.“ [1]

Professor Dr. Jodl schreibt in seinem von uns bereits eingangs dieses Artikels erwähnten, von Bewunderung für die neue französische Volksschule getragenen Aufsatze, in welchem er es der preußischen Regierung zur Pflicht macht, das französische Schulwesen sorgfältig zu studiren, um daraus für die Gestaltung der deutschen Volksschule zu lernen: „Oder hat sich die Absicht, welche das oben citirte Gesetz (vom 28. März 1882) der französischen Republik aussprach, etwa nicht verwirklichen lassen? Ist die Forderung eines rein humanen und bürgerlichen Unterrichts in Sittlichkeit und Recht nur auf dem Papier geblieben, weil sie der Natur der Sache nach unausführbar ist? Gerade das Gegentheil ist der Fall. Die französische Moralphilosophie [2] und Pädagogik hat dem von seiten des Staates an sie ergangenen Rufe im ganzen trefflich entsprochen“ u. s. w.

---

[1] Citirt im Bulletin de la Société Générale d'éducation et d'enseignement, 15 sept. 1891, p. 664.

[2] Hinsichtlich der neueren, „wissenschaftlichen“ Moralphilosophie überhaupt und speciell in Frankreich sieht sich selbst Fr. Paulhan in der Revue philosophique (1886, I, p. 643) zum Geständniß gezwungen: „Die Anwendung der wissenschaftlichen Methoden auf die Moral hat noch keinen sonderlichen Erfolg gehabt, sei es nun, daß die alten Theorien auf diesem Gebiete mehr Macht bewahrt haben, sei es, daß der Versuch, eine ‚wissenschaftliche‘ Moral zu begründen, in sich unmöglich ist oder auf verkehrte Weise unternommen wurde.“ Vgl. des Verfassers Schrift: Der Positivismus vom Tode August Comte's bis auf unsere Tage. 1891, S. 186.

Auf Grund des von uns mitgetheilten, den besten Quellen entnommenen Materials glauben wir, daß Herr Professor Dr. Jodl wohl kaum gewagt haben würde, so zu sprechen, wenn ihm selbst eine eingehendere Kenntniß des französischen Volksschulwesens, über welches er Regierung und Abgeordnete belehren will, zur Verfügung gestanden hätte. Denn die neue französische Volksschule, welche er als durchschlagenden Beweis für die Durchführbarkeit eines religionslosen, allgemein menschlichen Moralunterrichts in der Volksschule hinstellt, hat thatsächlich vielmehr das gerade Gegentheil bewiesen. Trotz der fortgesetzten vereinten Anstrengungen der hervorragendsten Männer der republikanischen Partei, der Politiker sowohl als der Akademiker, ist es bis auf den heutigen Tag noch nicht gelungen, „die allgemeine Moral, in der alle übereinkommen", „die große Moral ohne näher bestimmenden Zusatz", die „ewige weltgiltige Moral, welche die Weisheit des Menschengeschlechtes bildet", praktisch festzustellen, geschweige denn ihr Grundlagen zu geben, welche dem Ansturm der menschlichen Leidenschaften Stand zu halten vermöchten. Reißt man die Moral von der Religion, bezw. von ihren Hauptwahrheiten, der Wahrheit vom Dasein eines persönlichen Gottes und von der Vergeltung im andern Leben, los, um sie rein auf den Menschen zu stellen, so beraubt man sie eben in Wahrheit ihrer Grundlage, Norm und Sanction und gibt sie der menschlichen Willkür preis. Denn erklärt man den Menschen selbst als Urquelle, Norm und Endzweck der Sittlichkeit, so hat man kein höheres Princip mehr, das man wirksam geltend machen könnte, um den Verirrungen des individuellen menschlichen Wollens, selbst die verderblichsten und extravagantesten nicht ausgenommen, einen widerstandsfähigen Damm entgegenzusetzen. Man wird sich vielleicht dem einzelnen oder der Minderheit gegenüber auf die Mehrheit berufen, der sich die Minderheit zu beugen habe. Aber was steht dafür gut, daß nicht morgen die sittliche Anschauung der Minderheit die der Mehrheit sein werde? Und warum sollte, wenn für Recht und Sittlichkeit die Mehrheit als höchste Norm erklärt und damit Recht und Sittlichkeit zur bloßen Machtfrage gemacht wird, nicht, wie hinsichtlich der Politik, so auch hinsichtlich der Moral jede Partei den maßgebenden Einfluß direct erstreben dürfen? Bei Zugrundelegung des Princips der Mehrheit müßte ferner das nationalliberale Professoren- und Bürgerthum heute noch auf jeden Anspruch, der maßgebende Factor bei Gestaltung der Moral und des Moralunterrichts in der Volksschule zu sein, verzichten, da es dem gläubig christlichen und dem socialistischen Theile der Bevölkerung gegenüber völlig in der Minderheit ist. Professor Dr. Jodl

glaubt das rettende höhere Princip in der „allgemeinen Wohlfahrt und Entwicklung“ gefunden zu haben, welcher die einzelnen sich mit Begeisterung unterordnen sollen. Diese seine subjective Auffassung hat aber, wenn der Mensch selbst höchste Norm der Wahrheit und Sittlichkeit ist, nicht mehr Berechtigung, als die abweichenden Auffassungen anderer. Und selbst zugegeben, daß das Princip Jodls an sich allgemein anerkannt würde, werden dann nicht die verschiedenen Interessenkreise, z. B. die national-liberalen Kapitalisten und Professoren (der „Besitz“ und die „Bildung“) und die Socialisten über dasjenige, was das allgemeine Wohl und die normale menschliche Entwicklung fordert, wieder in ganz verschiedene und in wichtigen Punkten geradezu entgegengesetzte Meinungen auseinander-gehen? Wird demgemäß nicht auch die nationalliberale und die sociali-stische Moral selbst wieder grundverschieden ausfallen?

Die „allgemeine“, „unabhängige“ Moral führt daher, mögen die libe-ralen deutschen Herren Professoren noch so sehr bestrebt sein, sich und anderen diese Wahrheit zu verhehlen, naturnothwendig zur völligen Anarchie, zunächst auf sittlichem, dann aber auch auf politischem und socialem Ge-biete, zur vollendetsten Revolution in allen Sphären, zum Krieg aller gegen alle. Sie stürzt den Menschen in den Zustand der Wildheit und Thierheit zurück. Daß diese Ergebnisse der religionslosen Volksschule in Frankreich nicht schon in weit höherem Maße zum Vorschein gekommen sind, als dies bisher der Fall war, ist nicht etwa dem französischen Schul-system oder der französischen Schulverwaltung zu verdanken, sondern nur einerseits der Nachwirkung der erst seit zehn Jahren außer Kraft gesetzten christlichen Schulära, unter welcher viele der noch jetzt an den Staats-schulen wirkenden Lehrer gebildet sind, andererseits dem Widerstand des gläubigen Theiles des französischen Volkes gegen die freimaurerisch-radikale Schulpolitik und theilweise wohl auch der überwiegend spiritualistischen Richtung der französischen Universität, wenigstens in den Facultäten, aus welchen die Unterrichts-Inspectoren und -Directoren genommen zu werden pflegen.

Angesichts der in Frankreich heute vor aller Augen liegenden Miß-stände der religionslosen Volksschule wäre es wahnwitzig, die Schulthor-heiten anticlerikaler französischer Fanatiker — Thorheiten, welche gegen-wärtig selbst von besonneneren französischen Liberalen als solche anerkannt werden — nun auch nach Deutschland zu verpflanzen. Den deutschen Uni-versitätsprofessoren den von ihnen begehrten Einfluß auf die Volksschule einzuräumen, wäre um so bedenklicher, als dieselben nicht, wie die franzö-

sischen, ihrer Mehrheit nach spiritualistisch, sondern zum großen Theile materialistisch, agnostisch, idealistisch und pantheistisch sind — Richtungen, welche in der Läugnung eines wirklichen, persönlichen, über der Welt stehenden Gottes und einer persönlichen, individuellen Unsterblichkeit und damit auch einer zukünftigen Vergeltung im andern Leben übereinkommen. In Deutschland darf man sich auch deswegen eine Nachahmung der wahnsinnigen französischen Schulexperimente um so weniger erlauben, weil hier gerade infolge des seit Jahrzehnten an den deutschen Hochschulen vorherrschenden pantheistisch-materialistischen, praktischen und theoretischen Atheismus die Gefahr der socialistischen Revolution acuter geworden ist, als in manchen anderen Ländern. Der schlechteste Dienst aber würde mit der Umgestaltung der deutschen Volksschule nach dem Muster der französischen gerade dem „liberalen Bürgerthum" erwiesen, welches dieselbe am ungestümsten und lautesten verlangt. Denn seine Geldsäcke würden zuerst der socialen Revolution, der naturgemäßen Folge der nach ihrem Geschmacke eingerichteten Volksschule, zur Beute fallen.

H. Gruber S. J.

Die theoretischen Voraussetzungen der classischen Nationalökonomie.

1. Es gab eine Zeit, in welcher Adam Smith allgemein nicht nur als Vater, sondern auch als Vollender der wissenschaftlichen Nationalökonomie gepriesen wurde, als einer jener gewaltigen „Heroen auf der literarischen Weltbühne", auf deren Wort hin sich die Nebel des Zweifels und Irrthums zerstreuten, — eine Zeit, wo sein Hauptwerk über „Die Natur und Ursachen des Reichthums der Völker" als „eine der wenigen, aber machtvollen Schöpfungen des Menschengeistes" galt, „die als glänzende Manifestationen des ewig und ununterbrochen sich entwickelnden Culturlebens in allen Jahrhunderten, ja Jahrtausenden nur einmal hervorzutreten pflegen, den Ideen- und Gedankenschatz ganzer Weltalter zu einheitlicher Totalität zusammenfassen, als Zeichen der Zeit und der sie bewegenden Ideen und Principien erscheinen und so auch die

eigentlichen Marksteine des Civilisations- und Entwicklungsganges der gesammten Menschheit bilden" [1]. Und heute? — Wenn heute der schottische Denker aus seinem Grabe erstehen, wenn er sehen könnte, wie entsetzlich tief die „classische" Nationalökonomie gesunken, wie man sie in der Wissenschaft fast allgemein als „kapitalistisch, atomistisch, abstract und volksfeindlich" bezeichnet, — wenn er, dem ein Fox, Wilberforce, ein Pitt, Canning, Peel u. a. nicht zum geringsten Theil ihren Ruhm verdanken, wenn er davon Kunde erhielte, daß die moderne Staatspraxis seine und seiner Schüler Lehre verläugnet, daß Fürst Bismarck sich gegen „den Verdacht, ein Politiker im Geiste des ‚Reichthums der Völker' zu sein, wie gegen den Vorwurf eines intellectuellen und moralischen Gebrechens" vertheidigen ließ: dann möchte wohl — um Mengers Wort zu gebrauchen — „der entthronte Fürst der Wissenschaft, der in Ungnade gefallene Berather der leitenden Staatsmänner, er, den man einst als die sechste Großmacht pries, klagend mit Hekuba ausrufen:

Quondam maxima rerum
Nunc trahor exul, inops."

2. Indessen der Niedergang der alten, der classischen Nationalökonomie bedeutet mehr als die Preisgabe einer überlebten Lehre in Theorie und Praxis, mehr als die Emancipation der Volkswirthschaftslehre und der Wirthschaftspolitik von den Ideen, die Adam Smith im „Reichthum der Völker" niedergelegt. Der Sturz des stolzen Baues classischer Oekonomie erschüttert zugleich die Stellung der bisheran politisch mächtigsten Partei: die Verläugnung der alten ökonomischen Doctrin verkündet dem Liberalismus, daß seine letzte Stunde gekommen ist. Offen gesteht Karl Menger, o. ö. Professor der Staatswissenschaften an der Wiener Universität, jenen innern Zusammenhang zwischen der politischen Machtstellung des Liberalismus und seinem wirthschaftlichen Programm ein. „Die liberale Partei hat von dem Momente an, wo sie der Bevölkerung die politischen Grundrechte gesichert hatte, die Hauptkraft aus ihrem wirthschaftlichen Programm geschöpft. Es waren Fragen des Staatshaushaltes und der Wohlfahrtspolitik, welche sie in erster Linie beschäftigten. Die sorgsame Pflege der ökonomischen Interessen hatte ihr die Herzen der Völker gewonnen. Von dem Momente an, wo die Smith'sche Lehre für widerlegt und abgethan galt, hatte die liberale Partei — einem Antäos

[1] J. Kautz, „Theorie und Geschichte der Nationalökonomie." 1860, II. Theil, S. 411. 447 f.

gleich — jenen Boden verloren, aus welchem sie ihre hauptsächliche Kraft schöpfte. Der Niedergang der alten, der Sieg der neuen Nationalökonomie hat mehr als irgend ein Wandel der öffentlichen Meinung zur Verschiebung des Machtverhältnisses der politischen Parteien, zur Zurückdrängung des Liberalismus, selbst jenes im edelsten Sinne des Wortes (?), beigetragen. Die in der Wissenschaft und unter den Praktikern zur Herrschaft gelangte Meinung, daß das Smith'sche System durch die neueren Entwicklungen der deutschen Wissenschaft widerlegt, die classische Nationalökonomie abgethan sei, bedeutet eine Thatsache von weittragender politischer Bedeutung. Die liberale Partei hat den Zusammenhang mit der ökonomischen Wissenschaft und damit die sichere Stütze und Führung in ökonomischen Dingen, das Vertrauen in ihr ökonomisches Programm eingebüßt." [1]

Kein Wunder, wenn darum neuerdings wiederum die wissenschaftlichen Vertreter des liberalen Oekonomismus, ein Maurice Block in Frankreich, Karl Menger u. a. in Oesterreich und Deutschland, alle Kräfte aufbieten, um die classische Nationalökonomie gegenüber der neueren socialpolitischen Schule zu vertheidigen. Umsonst; — der Smithianismus ist faul und morsch bis in seine tiefsten Fundamente hinein. Dieses nachzuweisen, ist der Zweck, den wir im vorliegenden Aufsatze verfolgen.

3. „Kein Schriftsteller", hat einmal Möhler treffend gesagt, „steht isolirt und so unabhängig in seiner Zeit und Umgebung da, daß er nicht mit tausend Fäden an dieselbe geknüpft wäre, mit der er denkt, fühlt und strebt." [2] Außer der Individualität, der persönlichen Geistes- und Herzensrichtung des Schriftstellers, übt die seiner Epoche eigenthümliche Weltanschauung den tiefgreifendsten Einfluß auf die Grundlegung und Gestaltung wissenschaftlicher Systeme aus. Wollen wir darum den principiellen Standpunkt, von welchem aus Adam Smith das wirthschaftliche Leben der Völker betrachtete, voll und richtig erfassen, so müssen wir vor allem die allgemeine Ideenbewegung berücksichtigen, die seine Zeit beherrschte.

4. Adam Smith, geboren den 5. Juni 1723, lebte in einer Zeit, wo in England das von Locke, Shaftesbury u. a. vorbereitete „Freidenkerthum" seine größten Triumphe feierte. Ungetreu dem individualistischen Princip des Protestantismus, hatte die englische Epi-

[1] „Neue Freie Presse" 1891, Nr. 9470 u. 9472.

[2] Vgl. Patrologie I, S. 40.

skopalkirche, statt freie Forschung zu erlauben, unbedingten Glauben an ihre 39 Artikel gefordert. Die Opposition, die mit aller Lebhaftigkeit sich geltend machte, führte zur Zerklüftung der Staatskirche in verschiedene Secten. Die Hochachtung vor dem übernatürlichen und idealen Inhalte des Christenthums schwand immer mehr. Dazu kam der seit Baco von Verulam die Philosophie beherrschende Empirismus, die ausschließliche Verherrlichung der Erfahrungserkenntniß, welche der Freidenkerei wesentlichen Vorschub leistete. Der Boden war bereitet für jene Geistesrichtung, welche zu Smiths Zeiten in England die Geister völlig beherrschte, für den deistischen Naturalismus, dessen Vorkämpfer Toland, Woolston, Tindal, Chubb, Bolingbroke u. s. w., meist unter Beibehaltung des christlichen Namens, ja zuweilen unter großen Lobsprüchen auf die Lehren des Christenthums, dieses dennoch gänzlich seines übernatürlichen Charakters, seines positiven Gehaltes entkleideten. Tindal († 1733), dessen Werk „Christianity as old as the Creation, or the Gospel a republication of the Religion of Nature“ die „Bibel der Deisten“ genannt wurde, und dem man den Namen eines „Apostels des Deismus“ zuerkannte[1], den Voltaire als „den unerschrockensten Vertheidiger der natürlichen Religion“[2] pries, bekennt offen, daß die positive Offenbarung, die external revelation, überflüssig sei, da die innere Offenbarung des Naturgesetzes in den Herzen der Menschen, „the internal revelation of the law of nature in the hearts of all mankind“[3], vollständig genüge. Das Evangelium ist ihm zufolge nur eine neue Offenbarung der natürlichen Religion und Sittlichkeit. Die natürliche Sittlichkeit aber besteht darin, daß unser Verhalten dem unveränderlichen, objectiven Verhältnisse der Dinge zu einander, der „reason of things“ gemäß sich gestalte. Sittlichkeit und Religion sind inhaltlich gleich. Die „Religion“ bringt lediglich einen neuen Beweggrund für das sittliche Handeln. Sie ist eben weiter nichts, als das Handeln gemäß „der Vernunft der Dinge“, insofern in diesen der Wille Gottes erblickt wird.

Würde uns die „natürliche Theologie“, welche Adam Smith als Nachfolger Hutchesons in Glasgow im ersten Theile seiner akademischen Vorlesungen zu behandeln pflegte, erhalten geblieben sein, so könnten wir

---

[1] Vigouroux, „Les livres saints et la critique rationaliste“. Paris 1886. Tome IIième, p. 114.

[2] Lettres au prince du Brunswick IV. Oeuvres, t. VI, p. 563.

[3] John Leland, D. D., A View of the principal Deistical Writers. London 1754. I, p. 149 ff.

uns wohl in manchen Punkten ein klareres Urtheil über den philosophischen Standpunkt Smiths bilden. Allein, wenn wir auch darauf verzichten müssen, bis ins einzelne genau sein philosophisches Glaubensbekenntniß feststellen zu können, so tritt dennoch insbesondere aus der im Jahre 1759 veröffentlichten „Theory of moral Sentiments" die deistische Weltanschauung im Sinne M. Tindals mit aller nur wünschenswerthen Klarheit hervor, so daß ein berechtigter Zweifel über Smiths Geistesrichtung kaum mehr möglich bleibt [1].

5. Einzelne hervorragende Nationalökonomen scheinen geglaubt zu haben, der Verkehr, den Smith, als er den jungen Herzog von Buccleugh auf einer Bildungsreise nach Frankreich begleitete (1763—1766), mit den hervorragendsten Physiokraten und Encyklopädisten gepflogen, habe eine Umwandlung seiner Weltanschauung in der Richtung des Materialismus zur Folge gehabt. So meint Hildebrand, „nicht mit Unrecht habe man an der Smith'schen Lehre", wie sie in seinem Hauptwerke „Der Reichthum der Völker" niedergelegt, „den Materialismus getadelt" [2]. Im gleichen Sinne äußert sich Karl Knies in seiner „Politischen Oekonomie vom geschichtlichen Standpunkte", wo er vom „ethischen Materialismus der ältern Nationalökonomik" spricht [3]. Indessen die französischen Freunde Smiths: D'Alembert, Helvetius, Mar-

[1] A. Smith gehörte allerdings nicht zu jenen extremen Deisten, welche die Erhaltung der Welt durch Gott und eine göttliche Vorsehung läugneten. Einer der vorzüglichsten Kenner des englischen Deismus, Robert Flint, bestreitet überhaupt, daß in dieser absoluten Scheidung Gottes von der Welt das Wesen der deistischen Lehre gesucht werden dürfe: „Christian apologists, as a rule, when speaking of the so called ‚English deists', represent them as having denied that God was present and active in the laws of nature. This is erroneous and unfair. One or two of them may have done so, but certainly what as a body they denied, was merely that God worked otherwise than through natural laws. It is curious that the orthodox writers, who first unjustly accused the deists of representing God as having withdrawn from His universe, and abandoned it to its own resources, have frequently the same charge now brought against themselves. It is very common, for instance, to find Paley and other natural theologians of the eighteenth century censured as having imagined that God made the universe as a watchmaker makes a watch, and then left it to itself, merely looking on to see how it goes. Of course the censure has no foundation whatever, and only shows discreditable carelessness and ignorance in those who pronounce so unjust a judgment." Robert Flint, D. D., „Anti-Theistic Theories", Edinburgh and London. Second Edition 1880, p. 443 f.

[2] „Die Nationalökonomie der Gegenwart und Zukunft." 1848. S. 31.

[3] Neue Auflage 1883. S. 244.

montel, Rochefoucauld, Quesnay, Dupons de Nemours, Turgot, waren nicht alle Materialisten. Insbesondere Turgot, mit dem Smith am meisten verkehrte, neigte zur schottischen, moralphilosophischen Schule hin. Uebrigens beweist der bloße Verkehr mit Materialisten noch keineswegs, daß A. Smith selbst zum Materialisten geworden. Er stand auch in engster Beziehung zu David Hume, ohne dessen Skepticismus zu theilen. Und wie wäre es möglich gewesen, daß Smith die auf deistischer Weltanschauung gegründete „Theory of moral Sentiments", in welcher er immerfort das Dasein eines persönlichen Gottes und Schöpfers der Welt anerkennt, noch im letzten Jahre seines Lebens (1790) in sechster revidirter und ergänzter Auflage erscheinen ließ, ohne daß hier sein angeblicher Uebergang vom Deismus zum Materialismus irgendwie zum Vorschein gekommen wäre?[1]

Wir werden in der Folge sehen, wie die in der „Theorie der moralischen Empfindungen" zum Ausdruck gelangten Ideen zur Erklärung der Wirthschaftsprincipien des schottischen Denkers vollständig genügen. Andererseits bilden die in jenem moralphilosophischen Werke entwickelten Grundsätze ohne Zweifel die unmittelbare principielle Grundlage, auf welcher sich der stolze Bau des „Wealth of nations" erhebt. Das Verständniß der ökonomischen und socialen Anschauungen Smiths ist deshalb bedingt durch die Kenntniß ihrer moralphilosophischen Voraussetzungen.

6. Wenn von den Principien der Moral gehandelt wird, so müssen Adam Smith zufolge zwei Fragen beantwortet werden.

Erstens: In was besteht die sittliche Güte einer Handlung, das innerste Wesen der Tugend?

Zweitens: Durch welches Vermögen erkennen wir das Gute und Böse, unterscheiden wir die Tugend vom Laster?

Das Wesen der Tugend verlegt Smith[2] in die Verbindung von Schicklichkeit und Verdienstlichkeit[3].

„Schicklich" ist „die Empfindung oder Neigung unseres Herzens, von welcher die Handlung herrührt, und wovon das Tugendhafte und Lasterhafte in derselben einzig und allein abhängt", wenn diese Leidenschaft ihrer Ursache, ihrem Beweggrunde oder dem Gegenstande, der sie erregt, entspricht, z. B. wenn

---

[1] Vgl. Richard Zeyß, „Adam Smith und der Eigennutz". 1889. S. 5 ff.; eine vortreffliche Arbeit, — abgesehen von dem extremen Historismus, dem der Verfasser huldigt.

[2] „Theorie der moralischen Empfindungen" von A. Smith. Nach der dritten englischen Ausgabe übersetzt. Braunschweig 1770. S. 27 ff.

[3] Ebend. S. 464.

der Zorn, die Trauer nicht größer ist, als die Beleidigung oder das Unglück zu fordern scheint, oder wenn man nicht mehr und nicht lauter lacht, als der Witz es verdient.

Das Verdienst oder die Schuld der Handlung wird bestimmt durch die wohlthätige oder schädliche Natur der Wirkungen, auf welche die Leidenschaft abzielt.

In Beantwortung der zweiten Frage, nach dem subjectiven Erkenntnißprincip, vermöge dessen wir das Gute vom Bösen unterscheiden, stimmt Adam Smith insofern mit Hutcheson überein, als er nicht in der Vernunft, sondern zunächst im Gefühl den subjectiven Grund der Billigung zu finden glaubt. Aber er verneint die Behauptung Hutchesons und anderer, daß dieses „moralische Gefühl" ein besonderes Vermögen, eine neue Erkenntnißkraft, analog den äußeren Sinnen sei [1]. Adam Smith begnügt sich vielmehr mit dem allgemeinen Gefühl der Sympathie, dessen innere Natur er aber nicht weiter erklärt [2].

Versetze ich mich in die Lage eines andern und finde ich, daß ich in der gleichen Lage ähnlichen Leidenschaften im nämlichen Grade Raum geben würde, so muß ich sein Verhalten als gut und schicklich billigen. Wollen wir ein Urtheil fällen über unser eigenes Verhalten, so müssen wir uns vorstellen, daß wir unter den Augen eines ganz unparteiischen und billig denkenden Menschen unsere Handlungen verrichten. Wenn alsdann unsere Handlungen uns unter einer angenehmen Gestalt in die Augen fallen, wenn wir fühlen, daß ein solcher unparteiischer Zuschauer nicht umhin könnte, allen Motiven, die einen Einfluß auf unser Verhalten hatten, beizutreten, so müssen wir an unserm Verhalten Gefallen finden, dasselbe als gut und sittlich billigen [3]. Wir würden jedoch Adam Smith Unrecht thun, wollten wir behaupten, daß er

---

[1] „Theorie der moralischen Empfindungen." S. 533.

[2] Das Dasein eines „ethischen Gefühles" wird von uns keineswegs bestritten, wenn man unter jenem „Gefühle" nichts anderes versteht als eine Aeußerung der natürlichen Richtung der vernünftigen Seele auf das ethisch Gute. Unter normalen Verhältnissen neigt sich jeder Mensch naturgemäß dem Guten, Edlen, Schönen und Großen zu, wie umgekehrt das Schlechte für jeden Menschen naturgemäß den Gegenstand des Widerwillens und der Unlust bildet. Vgl. J. Jungmann S. J., „Das Gemüth". Herder, Freiburg, 1885. 2. Aufl., S. 202. — Indessen bleibt es unklar, ob A. Smith unter dem „Gefühl der Sympathie" lediglich diese mit der Vernünftigkeit der menschlichen Seele an und für sich gegebene Richtung auf das ethisch Gute verstanden hat. Jedenfalls verlegt er den Schwerpunkt der sittlichen Erkenntniß nicht in die bewußte Vernunftthätigkeit, sondern in eine spontan wirkende Kraft. Die Ethik ist ihm eine Erfahrungswissenschaft, welche bloß aus der Beobachtung psychologischer Thatsachen und Erscheinungen ihre Grundsätze und Lehren schöpft. Vgl. Hasbach, „Untersuchungen über Adam Smith". Leipzig 1891, S. 7. Das Werk orientirt ziemlich gut über die einschlägige Literatur. Bei den Schriften über Ethik hat Hasbach jedoch leider Cathreins vortreffliche „Moralphilosophie" übersehen.

[3] „Theorie der moralischen Empfindungen." S. 284.

die Vernunft von der Beurtheilung der Moralität vollständig ausschlösse. Im Gegentheile nimmt er an, daß die gründlichen Urtheile über Sitte und Recht von der Vernunft geliefert werden. Allerdings die ersten Vorstellungen von Recht und Unrecht sind nicht Gegenstand der Vernunft, sondern der unmittelbaren Empfindung des Gefühles[1].

Die Vernunft ist bei Adam Smith in keiner Beziehung autonom im Sinne Kants, wie Oncken irrthümlicherweise angenommen hat[2]. Sie erscheint vielmehr bloß als Sammlerin und Beobachterin einer größern Anzahl von Aeußerungen des Sympathiegefühls. Auf Grund der Allgemeinheit und Uebereinstimmung dieser Aeußerungen gelangt sie vermittelst des Inductionsschlusses zu den Maximen der Sittlichkeit. „Die allgemeinen Maximen der Sittlichkeit werden ebenso wie alle anderen aus der Erfahrung und durch die Induction hergeleitet. Wir bemerken in einer großen Menge von besonderen Fällen, was unseren sittlichen Fähigkeiten (dem Sympathiegefühl) gefällt oder mißfällt, was sie billigen oder mißbilligen, und aus diesen Erfahrungen bestimmen wir durch die Induction jene allgemeinen Regeln. Nun wird aber die Induction allemal als eine von den Wirkungen der Vernunft betrachtet, und wir können demnach sagen, daß wir alle jene allgemeinen Regeln und Begriffe aus der Vernunft herleiten. . . . Weil demnach unsere gründlichsten Urtheile über Recht und Unrecht nach Maximen und Begriffen abgefaßt werden, welche die Vernunft durch die Induction aus der Erfahrung ableitet, so kann man auch behaupten, daß die Tugend in der Uebereinstimmung mit der Vernunft bestehe, und insofern kann dieses Vermögen als die Quelle und als das Princip der Billigung oder Mißbilligung angesehen werden."[3] Man sieht, wie die Stellung, die Smith der Vernunft auf dem Gebiete der ethischen Erkenntniß einräumt, seine wesentlich empiristische Auffassung der Ethik unberührt läßt. Ebensowenig ändert hieran etwas der Einfluß, welchen angeblich „die Religion" auf die Moral ausübt. Die Religion gibt den Regeln der Sittlichkeit bloß ein gesetzliches Ansehen. „Es war für die Glückseligkeit der Menschen viel zu wichtig, daß durch die Schrecknisse der Religion das natürliche Gefühl von Pflicht noch mehr eingeschärft würde u. s. w."[4] Die Regeln der Sittlichkeit, die allgemeinen Maximen des sittlichen Handelns sind also fertiggestellt, bevor die „Religion" sie als Gesetz Gottes verkündigt. Die Moral ist in ihrer Existenz und ihrem Inhalte nach wesentlich unabhängig von der Religion. „Das Gefühl der Pflicht" besteht zunächst bloß in der „Ehrfurcht vor den allgemeinen Regeln des Verhaltens"[5], wie sie durch

---

[1] „Theorie der moralischen Empfindungen." S. 528 ff. — Vgl. insbesondere S. 180 ff.

[2] „A. Smith und J. Kant" von Dr. Aug. Oncken. 1. Abth. Ethik und Politik. Leipzig 1877. Vgl. dagegen Prof. Hasbach, „Untersuchungen über A. Smith". 1891. S. 107 Anm. 1: „Die von Oncken in geistvoller Weise dargelegte Uebereinstimmung von Smith und Kant findet mehr und mehr Zustimmung."

[3] „Theorie der moralischen Empfindungen." S. 528 f.

[4] Ebend. S. 319. [5] Ebend. S. 311.

die Vernunft aus der Beobachtung der thatsächlichen, regelmäßigen Aeußerungen des Sympathiegefühls geschöpft werden. Aufgabe der Religion ist es nur, dieses natürliche Pflichtgefühl zu „erhöhen“. Die Ehrfurcht vor den allgemeinen Maximen der Sittlichkeit „wird noch mehr durch die Meinung erhöht, die uns zuerst von der Natur eingepflanzt ist, und die hernach durch Nachdenken und Philosophie bestätigt wird, daß diese wichtigen Regeln der Sittlichkeit Gesetze und Befehle Gottes sind, der endlich den Gehorsamen belohnen und die Uebertreter ihrer Pflicht bestrafen wird“ [1].

Wollte jemand die Existenz eines persönlichen Gottes läugnen, der Religion jeden Einfluß auf die Moral abstreiten, so könnte er dennoch den wesentlichen Inhalt der Smith'schen Moral für sich acceptiren. Atheisten und „Christen“ finden hier die schmerzlich ersehnte „allgemeine Moral“. Namentlich für den liberalen Bourgeois empfiehlt sich eine Sittenlehre, die es als erstrebenswerthes Ziel, als „Glückseligkeit“ des Menschen hinstellt, daß er sich „wohl befinde, ohne Schulden sei und ein reines Gewissen habe“, d. h. sich und anderen „sympathisch“ bleibe [2].

7. In unserer Frage ist es von der größten Bedeutung, den gekennzeichneten principiellen Standpunkt vor Augen zu behalten, den Adam Smith an anderer Stelle kurz mit den Worten andeutet: „Die Natur leitet uns zu dem größten Theil durch ursprüngliche und unmittelbare Instincte.“ [3] Jene der Natur eingesenkten Triebe sind uns von Gott verliehen, damit wir den großen Endzwecken der Natur dienstbar werden. Dieselben offenbaren uns in ihren natürlichen Tendenzen den Willen Gottes, dem zu gehorchen unsere erste Pflicht ist. Ihnen gegenüber hat die Vernunfterkenntniß keine eigentlich leitende, beherrschende Stellung. Sie gewinnt den Inhalt ihrer sittlichen Erkenntnisse, ihre allgemeinen praktischen Urtheile über das, was zu geschehen habe oder zu unterlassen sei, lediglich auf dem Wege der Induction aus der Beobachtung jener Forderungen, welche die Naturinstincte an den Menschen stellen.

Es ist höchst lehrreich, zu sehen, mit wie großem Eifer Adam Smith die bewußte Vernunftthätigkeit von der eigentlichen Leitung der unbewußten Triebe ausschließt. Die Handlungen, durch welche der Mensch „die großen Endzwecke der Natur“ befördert, Gottes ewiges Gesetz, seinen Weltregierungsplan zur Ausführung bringt und gewissermaßen ein „Mitarbeiter“ des weltordnenden Vernunftwillens Gottes wird, führen sich allein auf die natürlichen Triebe und Instincte als wirkende Ursache zurück. Eine Vernunft allerdings beherrscht sie, aber nicht die Vernunft des Menschen, sondern einzig die Weisheit Gottes. Mit wunderbarer Kunst sind alle die Räder einer Uhr so eingerichtet, daß der Endzweck der Uhr, die Bezeichnung der Stunden, erreicht wird. Hätten sie die Begierde oder die Absicht, diese Wirkung hervorzubringen, — sie könnten es nicht besser anfangen. Und dennoch, wer dächte daran, ihnen eine solche Begierde oder Absicht beizumessen? Wir schreiben diese vielmehr dem Uhrmacher zu, und wir wissen, daß jene Räder

---

[1] „Theorie.“ S. 317. [2] Ebend. S. 106. [3] Ebend. S. 181.

durch eine Feder in Bewegung gesetzt werden, die ebensowenig als sie den Vorsatz hat, das zu bewirken, was sie in der That bewirkt. „So genau unterscheiden wir, wenn wir von den Wirkungen der Körper den Grund angeben wollen, allemal die wirkende und die Endursache. Wollen wir aber die Wirkungen der Seele erklären, so fallen wir gar zu leicht in den Fehler, beides miteinander zu verwirren. Wenn wir durch natürliche Triebe und Instincte gleichsam dahin gezogen werden, die Endzwecke zu befördern, die eine verfeinerte und erleuchtete Vernunft uns empfehlen würde, so sind wir sehr geneigt, die Empfindungen und Handlungen, wodurch wir diese Endzwecke befördern, dieser Vernunft als ihrer wirkenden Ursache zuzuschreiben, und uns einzubilden, daß das die Weisheit des Menschen ist, was in der That und Wahrheit die Weisheit Gottes ist. Auf einen flüchtigen Blick, den wir obenhin auf diese Sache werfen, scheint diese Ursache zureichend, die Wirkungen, die ihr zugeschrieben werden, hervorzubringen, und das System der menschlichen Natur scheint weit einfacher und schöner, wenn auf diese Art alle ihre Wirkungen bloß aus einem Principium hergeleitet werden." [1]

8. Es kann nicht unsere Absicht sein, die in mehr als einer Hinsicht mangelhaften, zum Theil absurden, moralphilosophischen Anschauungen Adam Smiths [2] einer allseitig eingehenden Kritik zu unterziehen. Dieselben stehen hier nur insoweit zur Erörterung, als sie den philosophischen Stützpunkt der volkswirthschaftlichen Lehren des Begründers der classischen Nationalökonomie bilden. Gerade in dieser Hinsicht aber wurde der Umstand verhängnißvoll, daß Adam Smith den Schwerpunkt des sittlichen Lebens in den Mechanismus natürlicher Instincte verlegte, statt in das Gewissen, — die bewußte Vernunfterkenntniß, welche in Form von Geboten und Verboten Gottes Gesetz dem mit freier Selbstbestimmung ausgerüsteten Menschen verkündigt [3]. Dadurch, daß Adam Smith seine gesammte Moraltheorie in letzter Instanz auf bloße Naturinstincte gründete, erklärt es sich, warum er insbesondere auch die wirthschaftliche Seite des Lebens, das wirthschaftliche Handeln des Menschen, ganz und gar unter die Herrschaft eines Natur-

---

[1] „Theorie der moralischen Empfindungen." S. 207 f.

[2] Ein trauriges Zeichen der auf dem Gebiete der Moralphilosophie herrschenden Verwirrung ist es, wenn bis zur Stunde noch die überaus oberflächliche Ethik Smiths in der deutschen Wissenschaft ihre Lobredner findet. Vgl. Jodl, „Geschichte der Ethik in der neuern Philosophie". 1882. I, S. 245; Gizycki, „Die Ethik David Hume's". 1878. S. 203; Hasbach, „Untersuchungen über A. Smith". 1891. S. 113 ff.

[3] Vgl. Theod. Meyer S. J., „Institutiones juris naturalis". 1885. p. 194 sqq.; Victor Cathrein S. J., „Moralphilosophie". 1890. I, S. 279 ff.

triebes, der Selbstliebe, zu beugen vermochte, das Streben nach dem individuellen Vortheil zum obersten, sittlich berechtigten Princip der ökonomischen Wissenschaft und des gesammten wirthschaftlichen Lebens erheben konnte.

Wir werden in der Folge sehen, wie jener erste Irrthum über die Quellen der sittlichen Erkenntniß und die leitenden Factoren des sittlichen Handelns unsern Philosophen in immer bedenklichere Irrthümer hinsichtlich des menschlichen und gesellschaftlichen Lebens stürzen mußte.

9. Gottes Weisheit leitet also den Menschen durch Naturinstincte zur Verwirklichung „der großen Endzwecke der Natur". Worin bestehen aber nun jene Endzwecke? — „Die Glückseligkeit des Menschen sowohl als aller anderen vernünftigen Geschöpfe scheint der ursprüngliche Endzweck zu sein, der von dem Urheber der Natur abgezielt worden, als er sie ins Dasein rief. Keine andere Absicht war der höchsten Weisheit und jener Güte würdig, die wir Gott nothwendig zuschreiben; diese Meinung, zu welcher uns schon die bloße Betrachtung seiner göttlichen Vollkommenheiten leitet, wird durch die Untersuchung der Werke der Natur noch mehr bestätigt, die alle dazu gemacht zu sein scheinen, Glückseligkeit auszubreiten und Elend zu verhüten. Wenn wir aber dem Eingeben unserer moralischen Fähigkeiten gemäß handeln, so bedienen wir uns der wirksamsten Mittel, die Glückseligkeit der Menschen zu befördern, und man kann alsdann gewissermaßen von uns sagen, daß wir Mitarbeiter Gottes sind, und daß wir, soviel an uns ist, den Entwurf der Vorsehung ausführen helfen." [1]

Es kommt demgemäß darauf an, das „Eingeben unserer moralischen Fähigkeiten" zu erkennen, d. h. uns zu vergewissern, wann und wie weit wir mit den Aeußerungen unserer Naturtriebe „sympathisiren" können.

Smith unterscheidet zwischen den ungeselligen, geselligen und selbstischen Leidenschaften [2]. Zorn und Rachgierde mit ihren verschiedenen Modificationen bilden die ungeselligen, Edelmuth, Menschlichkeit, Güte, Mitleiden, gegenseitige Freundschaft und Hochachtung die geselligen Leidenschaften. Zwischen den geselligen und den ungeselligen halten die selbstischen Leidenschaften, selfish passions, die Mitte. „Kummer und Freude über unser Privatglück und Unglück machen diese dritte Klasse von Leidenschaften aus." [3] Da die selbstischen Triebe von A. Smith für das wirth-

---

[1] „Theorie der moralischen Empfindungen." S. 323.

[2] Ebend. S. 77 ff.; 89 ff.; 94 ff. [3] Ebend. S. 94.

schaftliche Leben in den Vordergrund gestellt werden, so müssen wir uns über den sittlichen Charakter derselben, ihre Schranken, ihr Verhältniß insbesondere zu den geselligen Trieben vergewissern. Sittlich gut werden die Aeußerungen der Selbstliebe sein, wenn sie ihrem naturgemäßen Gegenstande gegenüber mit einer dem Objecte entsprechenden Intensität zur Geltung kommen und keine schädlichen Wirkungen haben, — mit anderen Worten: wenn sie zugleich „schicklich“ und „verdienstlich“ sind. Den naturgemäßen Gegenstand der selbstischen Triebe aber bilden, außer der Gesundheit und den äußeren Ehren, Wohlstand und Vermögen, kurz alle wirthschaftlichen Dinge. Ihnen gegenüber ist sogar die „hitzige Begierde“, sobald es sich um größere Werthe handelt, sittlich berechtigt und sittlich nothwendig. „Die Bestrebung nach den Gegenständen des Eigennutzes muß in allen gemeinen, geringen und gewöhnlichen Fällen mehr aus Achtung gegen die allgemeinen Regeln („general rules“), die ein solches Verhalten vorschreiben, als aus einer hitzigen Begierde nach den Gegenständen selbst herrühren. Aber bei wichtigen und außerordentlichen Gelegenheiten würden wir eine abgeschmackte, läppische und widerliche Figur spielen, wenn die Gegenstände selbst uns nicht mit einem hohen Grad eines lebhaften Eifers zu beseelen schienen. Aengstlich darum bekümmert sein oder viel Lärm machen, um einen einzelnen Schilling entweder zu gewinnen oder zu erhalten, das würde den geringsten Handelsmann selbst in den Augen aller seiner Mitmenschen erniedrigen. . . In Ansehung der mehr außerordentlichen und wichtigeren Gegenstände des Eigennutzes verhält es sich ganz anders. Wer diesen nicht mit einem gewissen Grad von Eifer um ihrer selbst willen nachtrachtet, der wird für einen kleinen Geist gehalten. . . . Ein Handelsmann, den die Gelegenheit, einen außerordentlichen Profit zu machen oder einen ungemeinen Gewinn zu erlangen, nicht in Bewegung setzt, kommt bei seinen Mitmenschen in den Ruf eines elenden schwachen Kopfes, dem es an Geist fehlt (a poor-spirited fellow) . . . Die großen Gegenstände des Eigennutzes, deren Verlust oder Gewinn den Rang der Person gänzlich verändert, sind eigentlich die Gegenstände der Leidenschaft, die man den Ehrgeiz nennt, eine Leidenschaft, die, wenn sie sich in den Grenzen der Klugheit und Gerechtigkeit hält, durchgängig in der Welt bewundert wird.“ [1]

10. Mit den letzten Worten sind die Schranken des Selbstinteresses angedeutet. Die Grenzen der Klugheit und Gerechtigkeit dürfen

[1] „Theorie der moralischen Empfindungen.“ S. 342 ff. 490.

nicht überschritten werden. Erstere schützt uns selbst, letztere bewahrt die Gesellschaft gegenüber den Excessen des privaten Eigennutzes. Der Klugheit Aufgabe ist es, unsere Leidenschaften und Begierden in die Schranken einzuschließen, „welche die Gesundheit und das Vermögen uns vorschreiben“ [1]. Man speculire nur tüchtig, aber man bleibe gesund dabei und mache nicht Bankerott. Wesentlich im Interesse der Gesellschaft geboten ist es ferner, daß die Bethätigungen des Eigennutzes innerhalb der von der Gerechtigkeit gezogenen Grenzen bleiben. Die Menschen werden der Eigenliebe soviel zu gute halten, daß sie es jedermann gestatten, „wegen seiner eigenen Wohlfahrt weit ernstlicher bekümmert zu sein, als wegen der Wohlfahrt eines andern, und ihr mit weit ernstlicherem und anhaltenderem Eifer nachzujagen. So weit werden sie, wenn sie sich an seinen Platz stellen, bereit sein, mit ihrer Empfindung ihm zu folgen. In dem Wettlauf nach Reichthümern, Ehrenstellen und Würden werden sie ihm erlauben, so geschwind zu laufen, als er kann, und alle Muskeln und Nerven anzustrengen, seinen Nebenbuhlern zuvorzukommen. Sobald er es sich aber einfallen läßt, einem von ihnen ein Bein zu stellen oder ihn umzustoßen, so ist die Nachsicht der Zuschauer auf einmal am Ende. Das heißt: unredlich und betrüglich spielen, und das können sie nicht verstatten.“ [2] Genauer werden die Gesetze der Gerechtigkeit von Adam Smith kurz nachher als diejenigen bezeichnet, welche zunächst „das Leben und die Person des Mitmenschen beschützen; nach ihnen kommen diejenigen, die sein Eigenthum und seine Güter beschützen; darauf folgen endlich diejenigen, welche das, was man seine persönlichen Rechte nennt, oder das, worauf man kraft eines Vertrages Anspruch machen kann, beschützen“ [3]. Es handelt sich dabei also lediglich um die ausgleichende Gerechtigkeit, die justitia commutativa, oder wie Smith an einem andern Orte hervorhebt, um „die Beobachtung dessen, wozu wir mit Gewalt können gezwungen werden, und dessen Uebertretung uns straffällig macht“ [4]. Solange wir uns enthalten, dem Nächsten „einen positiven Schaden zuzufügen und ihn nicht entweder an seiner Person oder an seinen Gütern oder an seiner Ehre zu verletzen“ [5], ist diese Gerechtigkeit und damit auch die „Schicklichkeit“ alles wirthschaftlichen Ringens und Strebens, soweit unsere wesentlichen Pflichten der Gesellschaft gegenüber in Frage kommen, gewahrt. Wir sagen: unsere wesentlichen Pflichten der Gesellschaft

---

[1] „Theorie der moralischen Empfindungen.“ S. 54. [2] Ebend. S. 197.
[3] Ebend. S. 198. [4] Ebend. S. 449. [5] Ebend.

gegenüber. Es wäre nämlich irrthümlich, wenn man annehmen wollte, Smith habe den wohlwollenden Trieben gar keine Bedeutung für das gesellschaftliche und wirthschaftliche Leben beigemessen. Im Gegentheil rechnet er sie zur natürlichen Ausstattung des Menschen für sein Leben in der Gesellschaft. Ja er behauptet sogar deren relative Nothwendigkeit für die Blüte der Gesellschaft; aber er läugnet ihre Erforderlichkeit für den Bestand der Gesellschaft. „Wenn unter den verschiedenen Mitgliedern der Gesellschaft keine gegenseitige Liebe und Zuneigung herrschte, so würde die Gesellschaft zwar weniger glücklich und angenehm sein, — sie würde aber doch nicht nothwendig zerstört werden. Die Gesellschaft kann unter verschiedenen Menschen, wie unter verschiedenen Kaufleuten, bloß durch ein Gefühl von ihrer Nutzbarkeit auch ohne gegenseitige Liebe und Zuneigung bestehen, und wenngleich keiner in derselben dem andern einige Verbindlichkeit schuldig oder durch Dankbarkeit verpflichtet wäre, so könnte sie doch durch einen lohnsüchtigen Handel mit Liebesdiensten, die nach einem verglichenen Preise geschätzt würden, aufrecht erhalten werden."[1] Die Liebe und Wohlthätigkeit bildet somit für die Gesellschaft „eine Verzierung, die das Gebäude verschönert, nicht den Grund, der es trägt"[2]. Sie ist vollkommen frei[3]; ihre Verletzung ist nicht vom Gefühl der Schuld begleitet. Zu ihrer Beobachtung treibt uns die Natur nicht an durch die „Schrecken einer verdienten Strafe", sondern nur „durch das gefällige und schmeichelnde Bewußtsein verdienter Belohnung"[4]. Da Strafe nach der Lehre Smiths wegen der schädlichen und Lohn wegen der nützlichen Wirkung einer Handlung verliehen wird, so besagt die Abwesenheit einer Strafandrohung im Falle der Verletzung sogen. Liebespflichten, daß die „Wohlthätigkeit" zwar nützliche Wirkungen habe, ihre Abwesenheit aber keinen eigentlichen Schaden verursache: „Der bloße Mangel der Wohlthätigkeit stiftet nie ein reelles, positives Uebel."[5] Man übersehe hierbei nicht, daß Smith den Begriff „Wohlthätigkeit" im weitesten Sinne faßt, insofern er alle Bekundungen des Wohlwollens, der Dankbarkeit, der Freundschaft, des Edelmuths, der Liebe u. dgl.[6] in sich schließt.

11. Das also wären die moralphilosophischen Voraussetzungen der classischen Nationalökonomie. — Zum Zwecke der Kritik fassen wir dieselben unter einem doppelten Gesichtspunkte zusammen:

[1] „Theorie der moralischen Empfindungen." S. 203.
[2] Ebend. S. 204. [3] Ebend. S. 184. [4] Ebend. S. 204.
[5] Ebend. S. 185. [6] Ebend.

1) Irrthümer in Bezug auf die Stellung der einzelnen Individuen gegenüber dem wirthschaftlichen Leben;

2) Irrthümer, die sich beziehen auf Wesen und den Zweck der staatlichen Gesellschaft, sowie deren Verhältniß zur Volkswirthschaft.

Erstens: Bereits oben wurde angedeutet, wie die Ueberschätzung des natürlichen Trieblebens im Menschen es einigermaßen erklärt, daß Smith den Eigennutz zum leitenden Gesetz des wirthschaftlichen Handelns machte, einen Naturinstinct, welcher selbst der beständigen Leitung und Mäßigung durch ein höheres Gesetz, das Sittengesetz, bedarf. Man sage nicht, Smith habe keineswegs den nackten Eigennutz, sondern nur die Selbstliebe, insofern sie durch das Sympathiegefühl beherrscht wird, zum Princip des wirthschaftlichen Strebens gemacht. Das ist richtig. Allein das moralische Gefühl begnügt sich damit, das Privatinteresse in die weiten Schranken der justitia commutativa zu verweisen, den im übrigen frei Strebenden lediglich von der Verletzung der Person, der Ehre und des Eigenthums der Mitmenschen abzuhalten, allenfalls ihn zuweilen zur positiven Bethätigung der freien Wohlthätigkeit anzuregen. Einen andern Einfluß übt das Sympathiegefühl nicht. Insbesondere ist von einer allseitigen, directen Leitung des Eigennutzes durch höhere, sittliche Rücksichten keine Rede.

Es liegt uns durchaus ferne, die Existenz und Berechtigung eines mächtigen Naturtriebes im Menschen zu läugnen, vermöge dessen er seinen eigenen Vortheil sucht. Er kann und soll auch nach der Absicht des Schöpfers segensreich wirken, gerade auf dem wirthschaftlichen Gebiete. Nicht mit Unrecht vergleicht ihn v. Jhering mit jenen kleinen Lebewesen, welche große Kalkfelsen bilden, — „eine Kraft, die das Kleinste will, das Größte schafft", nur für sich zu leben scheint und dennoch eine Welt aufbaut[1]. Allein diese segensreichen Wirkungen sind nicht an den Instinct als solchen geknüpft, sondern allein an die Selbstliebe, insofern sie sich in die gesammte, vernünftige, freie, sittliche, sociale Natur des Menschen organisch einfügt, in ihren Aeußerungen der Herrschaft des freien Willens und mit diesem dem natürlichen und geoffenbarten Sittengesetze Gottes sich beugt.

12. Wir möchten hier kurz auf ein merkwürdiges Mißverständniß hinweisen, dem Professor Menger in der Beurtheilung der Smith'schen Lehre zum Opfer gefallen ist. Menger zufolge hat Adam Smith nicht für

[1] „Der Zweck im Recht." I, S. 52.

die reale Welt, sondern nur in der Theorie den Eigennutz in den Vordergrund gestellt. Um exacte Gesetze, ausnahmslose Naturgesetze zu gewinnen, habe er im Menschen eine constante Kraft suchen müssen, welche als Träger der „wirthschaftlichen Seite" des Menschenlebens gelten könne[1]. Das sei aber der Eigennutz, und darum habe Smith beim Aufbau der Volkswirthschaftslehre diesen allein ins Auge gefaßt, von allen anderen Momenten, welche den Menschen etwa beeinflussen könnten, „abstrahirt". „Von diesem Gesichtspunkte aus hat der große Begründer unserer Wissenschaft sein Werk über den Reichthum der Völker geschrieben, neben demselben aber eine Theorie der moralischen Empfindungen, in welchem er den Gemeinsinn (!) ebenso zum Angelpunkte seiner Untersuchungen machte, als das Eigeninteresse in seinem für die politische Oekonomie so epochemachenden Werke."[2]

Niemand fürwahr würde mehr erstaunt sein, wenn er diese Worte läse, als Adam Smith selbst. Smith hat gewiß in mannigfacher Hinsicht gefehlt. Allein für die Phantasiegebilde der Menger'schen „reinen, exacten, theoretischen Nationalökonomie" hatte er denn doch zu viel praktischen Verstand. Was soll denn eine „Theorie" der Volkswirthschaft, deren „Gesetze" einerseits als absolute, ausnahmslose Naturgesetze hingestellt werden, von denen aber andererseits behauptet wird, daß sie der Welt, wie sie wirklich ist, nicht entsprechen? Sind es wirklich Naturgesetze oder, wie Menger sich ausdrückt, „exacte Gesetze der ethischen Welt"[3], so müssen sie ihrem Inhalte nach in der empirischen Wirklichkeit sich finden. Derartigen ausnahmslosen Gesetzen gegenüber wäre natürlich der freie Wille des Menschen gänzlich machtlos. Von einem eigentlichen Einflusse des Sittengesetzes auf das wirthschaftliche Handeln könnte überhaupt keine Rede mehr sein. Die Moralität bliebe für das wirthschaftliche Leben höchstens ein bloß äußerliches Beiwerk ohne irgend welche gestaltende Kraft und Bedeutung. Wer diese Auffassung vom Verhältnisse der Ethik zur Volkswirthschaft hat, der mag immerhin mit Menger herzhaft von aller Moral „abstrahiren". Aber er kann nicht erwarten, daß man in seiner ausschließlich auf den „abstracten" Eigennutz aufgebauten „Theorie" etwas anderes erblicke als das krankhafte Product einer beklagenswerthen geistigen Verirrung.

Der „große Begründer unserer Wissenschaft" war weit entfernt, seine Volkswirthschaftslehre auf eine derartige sinnlose Abstraction zu gründen.

---

[1] Menger, „Untersuchungen über die Methode der Socialwissenschaften und der politischen Oekonomie". 1883. S. 38.

[2] Ebend. S. 79. [3] Ebend. S. 39.

Der Irrthum Smiths besteht keineswegs darin, daß er aus bloß methodischen Rücksichten vom Einflusse der Moral auf das wirthschaftliche Verhalten des Menschen „in der vollen empirischen Wirklichkeit" abstrahirte, sondern in dem höchst bedauerlichen Umstande, daß er seinen ökonomischen Untersuchungen eine durchaus falsche moralphilosophische Unterlage gab, die nahezu vollfreie Bethätigung egoistischer Triebe als sittlich berechtigt hinstellte und so das wirthschaftliche Leben der vollkommenen Beherrschung durch das göttliche Sittengesetz entzog.

Ganz unbegreiflich ferner bleibt es, wie Menger noch immer die „Theorie der moralischen Empfindungen" dem „Reichthum der Völker" in einer Weise gegenüberstellt, als ob in der „Theory of moral Sentiments" der Mensch ebenso „abstract" nach der Seite des „Gemeinsinnes", wie in dem „Wealth of nations" unter der Rücksicht des „Eigeninteresses" abgehandelt werde. Es hätte nicht einmal eines besonders eingehenden Studiums der „Theory of moral Sentiments" bedurft, um Herrn Professor Menger zu überzeugen, daß die Smith'sche „Sympathy" keineswegs gleichbedeutend ist mit „Gemeinsinn" oder Wohlwollen, sondern lediglich die Uebereinstimmung meiner Empfindungen mit den Empfindungen des Mitmenschen bezeichnet, mögen diese nun Freude, Trauer, Zorn, Rache offenbaren, oder wie immer anders gestaltet sein[1].

13. Die meisten Irrthümer in der Wissenschaft enthalten immerhin einen gewissen Kern von Wahrheit. Auch dem Bestreben Mengers, für die Volkswirthschaft feste Gesetze zu finden, liegt ein richtiger Gedanke zu Grunde.

---

[1] Auch bei anderen Schriftstellern findet sich der gleiche Irrthum. So schreibt z. B. Laspeyres in Bluntschli's Staatswörterbuch, IX, S. 468: „Ein Hauptvorwurf, der A. Smith gemacht wird, ist der, daß er im Menschen als die hauptsächlichste oder gar als die einzige Triebfeder die Eigenliebe, den Egoismus aufstellte. Die Widerlegung dieser Behauptung liegt in seiner ‚Theory of moral Sentiments', wo er die menschlichen Triebe und Neigungen ganz vorzüglich auf die Nächstenliebe, auf das Mitgefühl zurückführt. (!) Die wirthschaftliche Thätigkeit freilich, und von dieser handelt das ‚Wealth of nations', wird durch das Eigeninteresse geregelt, aber die Wirthschaft ist doch nur eine der vielen Thätigkeiten des Menschen, und dann ist es gewiß richtig, daß feste ökonomische Gesetze sich nur aufstellen lassen, wo das Eigeninteresse unbeschränkt sich geltend zu machen sucht. Daß die Folgen meist nicht von Uebel sind, kommt daher, daß dem Eigeninteresse des einzelnen das Eigeninteresse aller anderen die Wage hält." — Uebrigens hatte bereits Buckle in seiner „History of civilization in England" (Uebersetzung von Ruge, II, S. 435) das Verhältniß beider Schriften Smiths in ähnlicher Weise aufgefaßt. — Vgl. Gustav Cohn, „Grundlegung der Nationalökonomie". 1885. S. 114 Anm.

Wir sehen heute auf dem Gebiete der Volkswirthschaftslehre ein ähnliches Schauspiel sich vollziehen, wie die Jurisprudenz es bot, nachdem C. v. Savigny sein berühmtes Werk: „Vom Berufe unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft" der Oeffentlichkeit übergeben hatte. Im Gegensatze zu dem abstracten Naturrecht Rousseau's, welches gegenüber dem historisch Gewordenen die „Reinheit und Ursprünglichkeit der Natur" verherrlichte, machte sich unter wohlmeinenden Rechtsgelehrten Deutschlands eine kräftige Reaction geltend, deren Leitung nebst Savigny namentlich Hugo, Eichhorn und Puchta übernahmen. Den „hohlen Abstractionen des Naturrechts" gegenüber berief man sich auf die Ueberlieferung der Geschichte. Das Recht ist der „historischen Schule" zufolge ein über der Willkür des einzelnen Menschen und der jeweiligen Generation stehendes organisches Gebilde. Es entsteht und entwickelt sich in und mit dem Volksgeiste auf Grund eines in der Natur begründeten instinctiven Bedürfnisses. Der Staat bildet in dem historischen Entwicklungsprocesse des Rechtes die höchste Stufe. Man übersah bei diesem Kampfe gegenüber dem falschen Naturrecht, welches Rousseau's „Contrat social" zu Grunde liegt, daß eine natürliche Rechtsordnung denn doch nothwendige Voraussetzung und unentbehrlicher Stützpunkt der positiven, historischen Rechtsordnung sein müsse, daß letztere ohne die Voraussetzung einer natürlichen Pflicht zum Gehorsam überhaupt keine Rechtsforderung an den Menschen stellen könne. „Das Naturrecht aufgeben heißt den Ast abschneiden, auf dem man sitzt; es heißt dem Rechte überhaupt die nöthige Unterlage entziehen." Es ist das unbestreitbare große Verdienst Theodor Meyers, den Verirrungen der historischen Rechtsschule gegenüber zuerst wiederum mit überzeugender Klarheit und Bestimmtheit auf die „im Gewissen jedes Menschen von Gott selbst fixirte und als objectiv beglaubigte Norm" hingewiesen zu haben, „welche der menschlichen Thätigkeit, selbst da, wo diese es unternimmt, in ‚göttlicher Ermächtigung' selbständig Gesetze und Rechte zu schaffen, ihre feste Bahn und ihre unbeweglichen Schranken anweist"[1].

In ähnlicher Weise wie auf dem Gebiete der Rechtswissenschaft hat sich allmählich unter den deutschen Lehrern der Volkswirthschaft aus Anlaß des Mißbrauches, welchen die classische Nationalökonomie mit ihren „unwandelbaren Naturgesetzen" des wirthschaftlichen Lebens getrieben, ein

[1] Theodor Meyer S. J., „Die Grundsätze der Sittlichkeit und des Rechts." 1868. S. 150 ff. S. 180. — Vgl. V. Cathrein S. J., „Moralphilosophie". 1890. I. S. 392 ff.

fast unüberwindlicher Abscheu gegen alles, was „Naturrecht" heißt, ausgebildet. Leider ist diese Richtung vielfach durch übermäßige Betonung des historischen Momentes in der Volkswirthschaft in das andere Extrem, den Positivismus, gefallen. Ihr gehören die bedeutendsten nichtkatholischen Gelehrten der sogenannten neueren socialpolitischen Schule an, die man zuweilen als „Kathedersocialisten" bezeichnet hat. Unter den jetzt lebenden Oekonomen der historischen Schule darf wohl der verdienstvolle Prof. Gustav Schmoller mit Recht den Vorrang beanspruchen.

Schmoller unterscheidet zwischen den „natürlich-technischen Ursachen" der Volkswirthschaft, welche die classische Nationalökonomie ausschließlich ins Auge faßte, und den Ursachen, welche aus dem „psychologisch-sittlichen Leben der Völker" stammen. „Jene erste Reihe von Ursachen bildet den natürlichen Unterbau, das Fundament der Volkswirthschaft; die aus der andern Quelle stammenden Ursachen erheben sich als ein viel beweglicherer Zwischenbau auf diesem Fundament; erst auf beiden zusammen kann sich ein bestimmtes volkswirthschaftliches Gebäude erheben."[1]

Indem Schmoller die Sittlichkeit mehr oder minder mit der Sitte, der Gewohnheit verwechselt und dann „das ganze Gebiet der Sitten" in den stetigen Fluß aller Verhältnisse hinabzieht, verliert er jene absolute, feststehende Norm, deren wir uns doch unläugbar bedienen, wenn wir nicht bloß über das Verhalten einzelner Individuen, sondern auch über den sittlichen Werth oder Unwerth ganzer Völker und Epochen ein Urtheil fällen. „Die Sitten sind nicht angeboren und nicht von der Gottheit gelehrt, sie sind geworden, sind der fortwährenden Umbildung und Läuterung unterworfen; sie sind die ewig neue Offenbarung des Geistes im natürlichen Leben. Durch die Sitte baut der Mensch in die Natur eine zweite Welt, ‚die Welt der Cultur' hinein. Und zu dieser Welt der Cultur gehört auch die Volkswirthschaft."[2]

Klarer noch als Schmoller bringt ein Schüler Neumanns dieselbe Verirrung zum Ausdruck: „Die Gegenwart hat erkannt, daß es ein Irrthum ist, mit Begriffen wie Recht, Gerechtigkeit, Sittlichkeit u. s. w. als absoluten Größen zu rechnen; man hat deshalb die trügerisch naturrechtliche Auffassung durch die solid historische ersetzt. Man sucht nicht

---

[1] G. Schmoller, „Ueber einige Grundfragen des Rechts und der Volkswirthschaft". 2. Aufl. 1875. S. 42.

[2] Schmoller, „Grundfragen". S. 34. — „Zur Social- und Gewerbepolitik der Gegenwart". 1890. S. 233: „Die Sitte ist eben das regelmäßig Geübte u. s. w."

mehr aus dem Wesen des Menschen heraus allgemeine Wahrheiten zu deduciren, da man die Annahme eines überall und immer gleichheitlich zur Erscheinung kommenden Wesens des Menschen als wissenschaftlich unzulässig erkannt hat. Man hat gelernt, den Menschen als in der Entwicklung stehend zu betrachten, die Aeußerungen seines Trieblebens anzusehen als durchaus bedingt durch die Culturzustände, innerhalb deren er sich bewegt." [1]

Wie diese und ähnliche Aeußerungen Mengers, Schmollers u. a. bekunden, schwankt auch unsere heutige Nationalökonomie zwischen jenen beiden Irrthümern, welche seit *Cartesius* und *Baco* die Geister beherrschen, zwischen dem *Rationalismus* und dem *Empirismus*, hin und her. Die einen fordern mit der alten, classischen Nationalökonomie *Naturgesetze*, *exacte* Gesetze für das wirthschaftliche Leben. Aber sie folgern dieselben rein a priori aus einer Abstraction, welcher die reale Unterlage fehlt, aus einem abstract gedachten Menschen, der in seinem wirthschaftlichen Thun nur von dem Naturinstinct der Selbstliebe geleitet wird. Die anderen verwerfen schlechterdings jedes *natürliche*, *feste* „Gesetz" des wirthschaftlichen Handelns, und so gelangen sie schließlich zu eben jener absoluten Evolutionstheorie, welche dem heutigen „wissenschaftlichen" Socialismus, nach dem Zeugnisse von *Marx* und *Engels*, den vornehmlichsten theoretischen Stützpunkt bietet.

14. Die Wahrheit liegt offenbar nicht in jenen Extremen, sondern in der Mitte zwischen beiden Theorien. Manches ändert sich im wirthschaftlichen Leben je nach den technischen Bedingungen der Production, nach wechselnden örtlichen und zeitlichen Verhältnissen. Die Bedürfnisse können sich ändern mit den Mitteln, dieselben zu befriedigen. Allein das wirthschaftliche Leben entbehrt nicht völlig eines festen Bestandes. Die classische Nationalökonomie freilich hat denselben nicht gefunden. Es war eine Täuschung, wenn sie aus den thatsächlichen Tendenzen ihrer Wirthschaftsepoche allgemeine, für alle Zeiten geltende Gesetze herleiten zu können glaubte. Schlimmer noch verirrte sie sich, als sie den Naturinstinct der *Selbstliebe* praktisch zum obersten Gesetz der Wirthschaft machen wollte. Hierdurch verschloß sie sich die Erkenntniß der wahren Gesetze des wirthschaftlichen Lebens und verfiel einer ähnlichen, krankhaften Einseitigkeit, welche dem heutigen Socialismus eigen ist, insofern dieser umgekehrt unter *einseitiger* Betonung des *Gemeinsinnes* die Vernichtung aller wirthschaftlichen Selbständigkeit als Forderung der „Wissenschaft" hinstellt.

---

[1] R. Zeyß, „Adam Smith und der Eigennutz". 1889. S. 121.

Außer den physikalischen und chemischen Gesetzen, welche die leblose Welt und damit die vornehmlichen Gegenstände und Mittel wirthschaftlicher Bethätigung beherrschen, bildet die sinnlich-geistige Natur des Menschen eine wirklich constante Größe in der Volkswirthschaft. Es ist wahr, daß nationalökonomische Thatsachen auf den Menschen zurückwirken, einen bedeutenden Einfluß auf seine Gefühle, seine Ideen, seinen ganzen innern und äußern Zustand ausüben. Aber ebenso wahr bleibt es, daß die Natur, das Wesen des Menschen eine innere Umwandlung durch den Wechsel wirthschaftlicher Verhältnisse nicht erfahren kann. Der Mensch bleibt Mensch, voll und ganz, in allen Zonen und zu allen Zeiten. Ebenso wahr bleibt es ferner, daß auch das Sittengesetz durch den Wandel der Zeiten und Zustände keine Aenderung erleidet. „Die Moral geht der Nationalökonomie vorher und beherrscht sie, wie sie der Politik und dem Rechte vorausgeht.“ [1] So wird z. B. niemand bestreiten können, daß der Tauschverkehr die Idee der Gerechtigkeit nothwendig voraussetzt, daß er eben in dieser Idee zu allen Zeiten Maß und Regel gefunden hat und finden wird.

Eine gesunde Nationalökonomie darf darum nicht bloß die wechselnden, mit der jeweiligen Gesammtlage eines Volkes gegebenen Bedingungen des wirthschaftlichen Lebens berücksichtigen. Sie muß vor allem auch bei den constanten Größen der physischen und moralischen Ordnung anknüpfen. Aber sie wird weder die individualistischen noch die socialen Triebe allein einseitig zum Princip der Volkswirthschaft erheben wollen, sondern den ganzen Menschen in das Centrum der Wirthschaft stellen, mit allen seinen Trieben, die sich gegenseitig näher bestimmen und beschränken, in seiner gesammten sinnlichen und vernünftigen Natur.

Die Naturtriebe an und für sich bezeichnen lediglich natürliche Tendenzen, keinen Naturzwang. Ihre Aeußerungen werden einer gewissen Regelmäßigkeit nicht entbehren. So kann man mit größter Wahrscheinlichkeit darauf rechnen, daß der Mensch seinen Vortheil sucht mit möglichst geringen Opfern. Allein das ist kein absolutes Gesetz. Der Mensch bleibt frei. Er kann aus höheren Rücksichten auf seinen Vortheil vollständig verzichten, sich zu den schwersten Opfern verstehen. Im Interesse des individuellen und Gesammtwohles bedürfen überdies die Naturtriebe der Selbstliebe und des Gemeinsinnes offenbar eines höhern Gesetzes, welches ihre Aeußerungen regelt. Dieses höchste Gesetz aber steht unbewegt in-

---

[1] Baudrillard, „Beziehungen der Moral zur Nationalökonomie“. S. 8.

mitten der historischen Bewegung des ökonomischen und socialen Lebens der Völker. Einer Sonne gleich erstrahlt es über dem geschichtlichen Fluß aller Verhältnisse. Es ist die lex aeterna, der weltordnende Vernunftwille Gottes, der in der vernünftigen Natur des Menschen als natürliches Sittengesetz sich wiederspiegelt. Das höchste Gesetz alles freien menschlichen Handelns ist auch die oberste Norm der Volkswirthschaft.

15. Zweitens: Wie die Moralphilosophie Adam Smiths die richtige Stellung der einzelnen Individuen im wirthschaftlichen Leben und Streben nicht zu erfassen vermochte, so sind in gleicher Weise seine moralphilosophischen Ansichten über Natur und Aufgaben der Gesellschaft, sowie über ihr Verhältniß zur Volkswirthschaft gänzlich unhaltbar.

Wer das private Interesse der einzelnen Individuen, auch bloß für die wirthschaftliche Seite des Lebens, zum obersten sittlich berechtigten Gesetz menschlichen Handelns macht, zerreißt die Gesellschaft, weil das, was die Menschen in der Regel trennt, kein Band der Gemeinschaft sein kann. Die unabweisbare logische Folge ist eine einseitig übertriebene Betonung der wirthschaftlichen Selbstbestimmung und damit die Atomisirung der Gesellschaft, der verderblichste Individualismus.

Nur jene sittlichen Bande, welche die Gesellschaft zu einem socialen Organismus machen, das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, der Ueber- und Unterordnung, der Interessengemeinschaft, Gerechtigkeit und Liebe, gewähren dem Staate die Garantie seines Bestandes, seiner Dauer. Adam Smith fehlte offenbar die klare Einsicht in das Wesen der menschlichen Gesellschaft als eines organischen Ganzen. Eine Summe gleicher Individuen, die durch das Tauschverhältniß zusammengehalten werden, — das ist ihm die Gesellschaft. Coexistenz und Vertrag bilden hier im Grunde genommen die einzigen socialen Bande[1]. Die Liebe dient nur zum Schmuck der Gesellschaft; aber sie gehört nicht zum Wesen derselben. Sie ist frei und entbehrlich. Und dennoch, wie wäre eine Harmonie der Interessen denkbar ohne Opferung individueller Interessen? „Das Opfer ist die Sprache der Liebe." Ohne Opfer, ohne Liebe, welche die socialen Gegensätze versöhnt, die Kluft zwischen arm und reich überbrückt, die Armuth vor dem Versinken ins Elend bewahrt, kann keine

[1] Im übrigen läugnet Smith nicht, daß für den Fall „einer Pflichtencollision" der einzelne sich für die Gesammtheit opfern müsse. Vgl. „Theorie der moralischen Empfindungen." S. 502.

Gesellschaft auf die Dauer bestehen. Sie wird im bittersten Klassenkampfe schließlich zu Grunde gehen [1].

Für wesentlich und im Interesse der Existenz jeder staatlichen Gesellschaft nothwendig hält Adam Smith nur die Gerechtigkeit. Er mochte sich dabei vielleicht des Satzes erinnern: „Justitia est fundamentum regnorum". Allein in einem bloßen Fundamente kann niemand wohnen. Wenn nicht die übrigen socialen Tugenden den Bau vollenden helfen, dann ist es schlecht um die Gesellschaft bestellt. Ueberdies ist auch jenes Fundament, wie es der „classische" Oekonom der Gesellschaft gibt, durchaus unzureichend. Nur auf die justitia commutativa, die ausgleichende Gerechtigkeit, welche Leben, Ehre, Eigenthum des Nächsten schützt, will er ja die Gesellschaft gründen. Er hebt mit Nachdruck hervor, daß er allein jene Gerechtigkeit im Auge habe, welche darin bestehe, „daß man sich nicht an dem vergreift, was anderen zugehört, und das freiwillig thut, wozu man durch Zwangsmittel mit Recht kann angehalten werden", nicht aber die Gerechtigkeit, „welche die geselligen Tugenden in sich begreife" [2]. Es ist also vor allem die civilrechtliche und criminalrechtliche Gerechtigkeit, die Smith hier im Auge hat, nicht die justitia legalis [3], welche die Privatinteressen der einzelnen dem Gemeinwohle unterordnet, ebenfalls nicht die justitia distributiva, die austheilende Gerechtigkeit, welche nach dem Verdienste und dem Vermögen die gemeinsamen Güter und Lasten den einzelnen zutheilt.

Dieser schwerwiegende Irrthum hinsichtlich dessen, was für den Bestand der Gesellschaft nothwendig sei, verschloß dem Begründer der classischen Oekonomie insbesondere die Vorstellung von einer die Erwerbsthätigkeit und Einkommensvertheilung beherrschenden Wirthschafts- und Rechtsordnung, damit aber überhaupt die richtige Erfassung des Wesens und der Ziele der Volkswirthschaft und der volkswirthschaftlichen Wissenschaft. Soll die Nationalökonomie eine wahrhaft sociale Wissenschaft sein, so muß sie nicht den Reichthum einzelner Individuen oder der Nation, sondern die allgemeine Wohlfahrt des Volkes zu ihrem Ziele wählen. Gegenstand und Aufgabe der politischen Oekonomie kann nichts anderes sein, als die Ordnung des wirthschaftlichen Lebens mit Rücksicht auf das materielle Gemeinwohl der Gesammtheit des Volkes.

---

[1] Hitze, „Kapital und Arbeit". 1880. S. 228 ff.

[2] „Theorie der moralischen Empfindungen." S. 450.

[3] S. Thomas II. II. qu. 58 a. 5 et 6.

16. Wir müssen hier einer Theorie Erwähnung thun, welche zwar einen wichtigen Gegensatz der neuern socialpolitischen Schule Deutschlands zur classischen Nationalökonomie in sich schließt, aber leider wiederum in das entgegengesetzte Extrem verfällt.

Hatte Schmoller durch seine positivistische Auffassung von Sitte und Recht als rein historischen Producten in bedenklicher Weise sich der socialistischen Weltanschauung genähert, so glaubt er durch seine Theorie vom „wirthschaftlichen" Unrecht und von der vertheilenden Gerechtigkeit als leitendem Princip der socialen Reformen wiederum in schroffsten Gegensatz zu Marx und Engels zu treten. Nicht: „Jedem nach seinem Bedürfniß", sondern: „Jedem nach seinen Eigenschaften und seinem Verdienste" soll die Parole der vollendeten, zukünftigen Gesellschaft sein.

„Mit seinen Bedürfnissen dient der Mensch nur sich, mit seiner Arbeit, seinen Tugenden, seinen Leistungen dient er der Gesammtheit; und nur (!) darauf kommt es in dem Urtheil über das Gerechte an, welches sie werthet."[1] „Gerecht" ist also nur dasjenige Urtheil, welches den Werth einer Leistung nach ihrer Beziehung zur Gesammtheit und in diesem Sinne nach ihrem „Verdienste" mißt. „Handelt es sich um die großen socialen Gemeinschaften und um das Gerechte in ihnen, so wird immer mehr oder weniger der Versuch gemacht werden, die verschiedenen Eigenschaften und Leistungen der Menschen in ihrem Gesammtergebniß und in ihrem Zusammenhang mit den Zwecken der Gemeinschaft zu wägen.... In der sittlichen Werthschätzung, von der das Urtheil über das Gerechte ausgeht, empfangen die Thätigkeiten der einzelnen ihren Werth nach dem innern Zweck des Ganzen. Die wahre Gerechtigkeit, sagt Ihering, ist die allen Bürgern gleich zuwägende Abmessung der Folgen gegen die Thaten nach dem Maße des Werthes der letzteren für die Gesellschaft."[2] Auch die wirthschaftliche Thätigkeit kommt also nach Schmollers Lehre für das „Recht" nur als ein der Gesammtheit geleisteter Dienst in Betracht. Für die „Belohnung" dieses „Verdienstes" hat die Gesellschaft bei Vertheilung der Güter gemäß der distributiven Gerechtigkeit Sorge zu tragen. Mehr oder minder, direct oder indirect, stellt sich somit die Vertheilung des Besitzes als staatliche Function dar. Gegenüber der liberalen Vertheilung durch Angebot und Nachfrage wird der Staatssocialismus

[1] Schmoller, „Zur Social- und Gewerbepolitik der Gegenwart". Leipzig 1890. S. 230. [2] Ebendas.

proclamirt, werden volkswirthschaftliche Institutionen verlangt, durch welche die Güter allein nach Maßgabe des Verdienstes um die Gesammtheit sich vertheilen. Die Smith'sche Oekonomik kannte keine andere, die Güter-vertheilung beherrschende Gerechtigkeit, als die Freiheit der Verträge, ohne Rücksicht auf das materielle Gemeinwohl der Gesellschaft. Schmoller zufolge ist lediglich diejenige Gütervertheilung „gerecht", welche nach dem Verdienste um die Gesammtheit den Antheil an den Gütern bemißt. Für die classische Oekonomie war das Individuum alles, die Gesammtheit nichts. Hier wird umgekehrt die wirthschaftliche Thätigkeit, insofern sie bloß von den einzelnen zur Befriedigung ihrer privaten Bedürfnisse geschieht, der Sphäre des „Rechts" vollständig entrückt. Es ist der alte Irrthum: Mit dem Staate fängt erst das Recht an. Er gilt als Quelle alles Rechtes — auch des Vermögensrechtes. Und doch, was kann denn klarer und selbstverständlicher sein, als die Existenz eines natürlichen, in sich begründeten privaten Rechtes der einzelnen vor jedem Staate, vor der Gesellschaft, dessen Schutz gerade die Aufgabe des Staates ist? Empfängt denn etwa der Mensch erst durch den Staat das „Recht" auf sein Leben, seinen guten Namen, das Recht, zu arbeiten, die Früchte seiner Arbeit zu genießen, durch die Arbeit Befriedigung gerade seiner Bedürfnisse zu erstreben?

Es ist übrigens eine arge Täuschung, wenn Schmoller sich für die Theorie von der „gerechten" Gütervertheilung nach Maßgabe des „Verdienstes" um die Gesammtheit auf Aristoteles beruft. Im Sinne des Stagiriten ist die Wahrung der justitia distributiva durchaus keine specifisch wirthschaftliche, die gesammte Gütervertheilung beherrschende Function der Staatsgewalt. Sie legt den Staatslenkern nur die Pflicht auf, die gemeinsamen (!) Güter und Lasten nach eines jeden Verdienst und Fähigkeit zu vertheilen. Offenbar wird sie von großer Bedeutung sein z. B. für die dringend nothwendige Reform des Steuerwesens. Allein zur Herbeiführung einer „gerechten" Vermögensvertheilung überhaupt reicht sie bei weitem nicht aus.

Noch in einer andern Beziehung ist Schmollers Ansicht von der Gerechtigkeit in der Volkswirthschaft nicht unbedenklich.

Schmoller kennt ein Unrecht, „das jenseits alles positiven Rechtes liegt. Erstaunt wird der Jurist sagen, ja das ist eben kein Unrecht. Gewiß kein Unrecht im juristischen Sinne; aber ein solches im socialpolitischen Sinne kann es wohl sein. Und gerade ein solches kann am empörendsten, am drückendsten wirken, da es sich mit der Form der

äußern Gesetzlichkeit brüstet, da es sich oft in der Geschichte mit um so cynischerer Verachtung derer, die darunter litten, verbunden hat. Um nun diesem Unrecht etwas näher zu kommen, möchte ich zunächst nochmals betonen, daß es sich vom positiv juristischen Unrecht durch eine Schranke trennt, die selbst in fortwährendem Wandel begriffen ist. In roher Zeit muß man vieles gestatten, ja als Uebung der Kraft es fördern, was später als Unrecht erscheint; ich erinnere daran, wie lange einzelnen Völkern der Diebstahl, der Seeraub als erlaubt, als nothwendige Schule der Schlauheit galt. So lassen wir auch heute noch manches zu, was spätere Zeitalter verbieten werden; indem wir es nicht bestrafen (z. B. die mannigfachsten Formen unreeller Concurrenz, Reclame), gehen wir davon aus, das Nichtbestrafen reize die individuelle Thatkraft (sic!); und es ist möglich, daß, wenn wir heute schon zu rigorös sein wollten, wir mannigfach den Unternehmungsgeist lähmen würden, während spätere Zeitalter, die zu edleren, reinen Sitten erzogen sein werden, ein Verbot derselben Handlungen gewiß nicht mehr als Lähmung des Unternehmungsgeistes empfinden werden . . . Also das wirthschaftliche Unrecht ist nicht immer dasselbe."[1] Wir haben diese ganze Stelle angeführt, um dem Leser zu zeigen, bis zu welchen Absurditäten die Verkennung eines absolut giltigen Naturrechts und Sittengesetzes führen könne. Sogar der Diebstahl und die mannigfachsten Formen „unreeller", juristisch und moralisch verwerflicher Concurrenz werden zeitweilig als „wirthschaftlich berechtigt" anerkannt.

Wenn wir nun auch den Versuch, ein „wirthschaftliches" Unrecht dem Unrecht im juridischen Sinne entgegenzustellen, als verfehlt bezeichnen müssen, so sind wir andererseits doch gerne bereit, einen wirklich gesunden Kern in Schmollers Lehre anzuerkennen. Der eigentliche Irrthum Schmollers tritt klar zu Tage, wo er von dem Verhältniß der austauschenden Gerechtigkeit, justitia commutativa, zur vertheilenden Gerechtigkeit, justitia distributiva, spricht: „Die Gerechtigkeit des Einzelverkehrs ist die sogen. austauschende. . . . Diese austauschende Gerechtigkeit steht aber nicht in eigentlichem Gegensatz zur vertheilenden, sie ist nur eine ihrer Unterarten, die nicht die ganze Gesellschaft und alle ihre Zwecke, sondern einen Theil derselben und einen besondern Zweck im Auge hat."[2] Das ist unrichtig. Die austauschende Gerechtigkeit ist

---

[1] „Grundfragen des Rechts und der Volkswirthschaft." S. 78 f.
[2] Schmoller, „Zur Social- und Gewerbepolitik der Gegenwart". S. 239.

nach Aristoteles keine Unterart der vertheilenden Gerechtigkeit, sondern der Gerechtigkeit überhaupt, so zwar, daß die Gerechtigkeit im allgemeinsten Sinne sich in die nebeneinander stehenden Unterarten der justitia legalis, vindicativa, commutativa, distributiva scheidet. Was Schmoller als Wesen speciell der vertheilenden Gerechtigkeit bezeichnet, das suum cuique — daß jedem das Seinige zu theil werde —, ist das Wesen aller Gerechtigkeit überhaupt. Würde Schmoller den Begriff des „Verdienstes“ erweitern, über einen der Gesammtheit geleisteten Dienst hinaus, und im allgemeinsten Sinne eine der Gerechtigkeit und Billigkeit entsprechende Vergeltung wirthschaftlicher Arbeit fordern, an Stelle der brutalen Kraft und des regellosen Spieles des Glücks, die Gerechtigkeit und Billigkeit zur Ursache und zum Maßstabe der Güterverteilung machen wollen, so dürfte seine Doctrin, mit gewissen Einschränkungen, auch seitens der katholischen Socialpolitiker lebhaften Beifall finden.

Man kann nämlich die Forderung, daß die Vermögensvertheilung sich nach dem Verdienste vollziehe, positiv oder negativ verstehen. Positiv aufgefaßt besagt sie, daß dem vorliegenden Verdienste wirklich das zu theil werde, was ihm gebührt; negativ, daß, wo kein Verdienst ist, auch kein Anspruch auf die materiellen Güter erhoben werden kann.

Im erstern, positiven Sinne ist jene Lehre, richtig verstanden, von großer Bedeutung für die anzustrebende sociale Reform. Wenn wir z. B. heutzutage sehen, wie das in industriellen Unternehmungen investirte Kapital neben dem Ersatz der Aufwendungen und der Gefahr, neben einem besondern, den Lohn für Leitung und Aufsicht, die „wages of superintendence“, weit übersteigenden Unternehmergewinn auch vielfach noch einen eigentlichen Kapitalzins für sich in Anspruch nimmt, also einer rein fictiven, doppelten und dreifachen Fruchtbarkeit sich erfreuen will, so steht allerdings ein solcher Anspruch des Kapitals nicht mehr in dem rechten Verhältnisse zum Antheile des Kapitals an der Production. Mag dann auch immerhin der Lohnvertrag zwischen Kapitalist und Arbeiter „rechtlich“ unanfechtbar sein, jedermann wird gleichwohl als erstrebenswerthes Ziel der socialen Reform eine Wirthschaftsordnung betrachten müssen, in welcher der Entgelt des Arbeiters nicht bloß nach den Productionskosten der Arbeitskraft, sondern vielmehr auch nach der thatsächlichen Arbeitsleistung, nach dem wirklichen Antheil des Arbeiters an der Production sich bemißt.

Faßt man aber das Princip von der Vertheilung der Güter nach dem Verdienste negativ auf in dem Sinne, daß ohne Verdienst

der Erwerb materieller Güter der Gerechtigkeit widerspreche, so ist die Lehre vom „wirthschaftlichen Unrecht" wissenschaftlich unhaltbar und praktisch undurchführbar. Schmoller hat dies selbst gefühlt, indem er Treitschke gegenüber betont, man dürfe sein Princip von der Vertheilung der Güter nicht „individualistisch" auffassen. „Nicht auf jedes Individuum, sondern auf die Familie, ferner nicht auf jede einzelne Familie, sondern mehr auf den Durchschnitt ganzer Gesellschaftsklassen kommt es an, wenn davon die Rede ist, ob eine Eigenthums- und Einkommensvertheilung im großen und ganzen gerecht sei." [1] Allein auch diese Beschränkung vermag nicht alle unsere Bedenken zu zerstreuen. Wenn das Princip von der Vertheilung nach dem Verdienste wirklich das in letzter Instanz entscheidende Rechtsprincip des wirthschaftlichen Lebens ist, dann darf es nicht bloß generisch richtig sein, sondern muß auch dem Individuum gegenüber seine Geltung behalten. Dann bleibt auch der Erwerb durch irgend einen Glücksfall, durch Erbschaft u. s. w. ein „wirthschaftliches" Unrecht. Jeder Besitz, der sich nicht auf Verdienst zurückführt, müßte als im Widerspruch mit der Gerechtigkeit bestehend beseitigt werden. Damit wäre aber die Auflösung des geltenden Privatrechtes vollzogen.

Wir würden uns freuen, wenn unsere Auseinandersetzungen dazu beigetragen hätten, den principiellen Standpunkt, von welchem aus die sociale Reform in Angriff genommen werden muß, klar zu stellen. Weder die austauschende und strafende Gerechtigkeit im Sinne Adam Smiths, noch die vertheilende Gerechtigkeit, wie Schmoller sie versteht, noch überhaupt die Gerechtigkeit in des Wortes allgemeinster Bedeutung reicht für die Ordnung des wirthschaftlichen Lebens aus. Es ist das ganze göttliche Sittengesetz, welches hierfür als Ausgangspunkt zu dienen hat. Das war der Grund, warum die katholische Socialpolitik, in richtiger Erkenntniß des Verhältnisses der Volkswirthschaft zum Staate, die höchsten, leitenden Principien der socialen Reform vor allem aus den naturrechtlich begründeten Aufgaben und Pflichten der staatlichen Gesellschaft gegenüber den einzelnen und der Gesammtheit herzuleiten sich bestrebte.

17. Wenn wir als Staatszweck nicht nur den Rechtsschutz, sondern auch die Fürsorge für das Gemeinwohl bezeichnen, so fordern wir damit von der staatlichen Gesellschaft hinsichtlich des wirthschaftlichen Lebens außer der Gewährung von Ruhe und Sicherheit eine für die Gesammtheit förderliche Erleichterung des Verkehres, namentlich aber, daß durch

---

[1] „Grundfragen." S. 63.

eine den Verhältnissen entsprechende Wirthschaftsordnung der Zugang zu den materiellen Gütern offen gehalten werde. Jeder, der seiner sittlichen Pflicht zur Arbeit genügen, sein natürliches Recht zur Arbeit (nicht auf Arbeit!) bethätigen will, soll dies, unter Sicherung der Früchte seiner Arbeit, thun können. Wir fordern, daß die Arbeit in der Regel das bleibe, was sie nach Gottes Absicht sein soll: der Weg zum Besitz je nach ihrem Verdienste, — daß ein verdienst- und müheloser Erwerb, welcher unvereinbar ist mit dem Wohle der Gesammtheit (Börsenunwesen!), durch gesetzliche Regelung der Besitz- und Erwerbstitel beschränkt, beziehungsweise unmöglich gemacht werde. Ueberdies kann und muß, mit Rücksicht auf das Gemeinwohl, vieles, was nicht strenge Rechtspflicht ist — manche Forderung der Liebe und Billigkeit —, zur positiven Gesetzespflicht erhoben werden. Wir können darum nicht mit Smith und Menger die Volkswirthschaft bloß als eine Summe von isolirten Privatwirthschaften bezeichnen, welche nur durch den Tauschverkehr miteinander in Verbindung treten, im übrigen aber unbehindert ihrem Privatvortheile dienen können. Die Volkswirthschaft gilt uns auch nicht als eine große Individualwirthschaft des Staates, wobei das Volk in seiner Totalität gewissermaßen als wirthschaftendes Subject gedacht wird, und die Vertheilung der Güter durch den Staat sich vollzieht, sondern als die Ordnung der Individualwirthschaften, als eine Organisation des wirthschaftlichen Lebens eines Volkes, wie sie in ihren Elementen zum Theil spontan sich bildet, von der staatlichen Verwaltung Förderung, von der staatlichen Rechtsordnung aber feste Gestaltung und wirksamen Schutz verlangt. Das Ziel dieser Organisation des Erwerbslebens ist die dem Rechte der einzelnen, wie dem Wohle der Gesammtheit entsprechende, d. h. gerechte Vertheilung der Güter.

Menger vergißt sich, wenn er die neuere socialpolitische Schule ausnahmslos socialistischer Tendenzen beschuldigt, da sie ähnlich wie der Socialismus die Volkswirthschaft als große Individualwirthschaft auffasse[1]. Die katholische Socialpolitik wenigstens weiß wohl zu unterscheiden zwischen Organismus und Organisation. Sie verwirft die Lehre Adam Smiths, daß die menschliche Gesellschaft gleich sei „einer großen und unermeßlichen Maschine“[2]. Sie faßt vielmehr die staatliche Gesellschaft auf als einen Organismus. Und wenn auch einige Schriftsteller die Analogie, die zwischen lebendem Körper und Gesellschaft besteht, mit Paul von Lilienfeld und A. Schäffle bis zur realen Conformität erweitert

---

[1] Menger, „Untersuchungen.“ S. 232 ff.

[2] „Theorie der moralischen Empfindungen.“ S. 519.

haben mögen[1], so dürfte doch jene Uebertreibung, von der Menger redet, sich kaum bei irgend einem namhaften Gelehrten der katholischen socialpolitischen Richtung nachweisen lassen. Die Gesellschaft ist ihr ein Organismus, die Volkswirthschaft aber nur eine Organisation, eine Ordnung des wirthschaftlichen Lebens gemäß der Gerechtigkeit und mit Rücksicht auf das Gemeinwohl.

18. Indem wir nunmehr unsere Darlegung der moralphilosophischen Anschauungen Adam Smiths zum Schlusse nochmals kurz zusammenfassen, werden wir in der Lage sein, insbesondere den principiellen Standpunkt Smiths gegenüber dem „Laissez faire, laissez aller" der Physiokratenschule klar zu erkennen.

Gottes Weisheit lenkt den Menschen nicht durch das, was seine specifische Vollkommenheit ausmacht und was ihn über das Thier erhebt, — nicht durch Vernunfterkenntniß und ein an den freien Willen sich wendendes Gesetz, sondern vor allem durch seine natürlichen Triebe zur Verwirklichung des „großen Endzweckes der Natur". Dieser Endzweck ist aber kein anderer, als die Beglückung des Menschen und der menschlichen Gesellschaft. Folgen die Individuen ihren Naturinstincten, insofern diese durch das Sympathiegefühl geordnet sind, dann wird mit Naturnothwendigkeit das Gedeihen der einzelnen wie der Gesammtheit das Ergebniß ihres Strebens sein. Für das wirthschaftliche Leben ist der herrschende Trieb die Selbstliebe, der Eigennutz. Zu seiner Regelung gehört nur, daß man dem Nächsten nicht an seiner Ehre, seinem Leben und Eigenthum schadet. Innerhalb dieser Schranken erscheint die Selbstliebe als sittlich gerechtfertigt, als wohlgeordnete Triebkraft der menschlichen Natur, die eben darum naturnothwendig zum wahren und wesentlichen Wohle der menschlichen Gesellschaft führt. Aus einer Verbindung der deistischen Weltanschauung mit seinen moralphilosophischen Ansichten über wirthschaftliches und gesellschaftliches Leben ergibt sich somit für Adam Smith mit unabweisbarer, logischer Nothwendigkeit die Forderung an den Staat, von Eingriffen in das wirthschaftliche Leben Abstand zu nehmen. Das Gemeinwohl wird am besten gewahrt, wenn man die Menschen auf wirthschaftlichem Gebiete ihren individuellen Interessen nachgehen läßt. Auch des klügsten Staatsmannes Weisheit muß zurücktreten hinter der im Naturstreben bethätigten unendlichen Weisheit Gottes. Kurz, die Freiheit der wirthschaftlichen Selbst-

[1] Vgl. die richtige Auffassung bei Th. Meyer S. J., „Die Arbeiterfrage". Freiburg, Herder, 1891. S. 42 ff.

bestimmung ist die einzige, sichere Grundlage des materiellen Gedeihens der Völker. Zum Beweise des segensreichen Einflusses der Selbstliebe beruft sich Smith auf das Zeugniß der Culturgeschichte. Die Vergnügungen des Reichthums und der irdischen Größe sind es ja gewesen, die den Menschen zuerst antrieben, „das Land zu bebauen, Häuser aufzuführen, Städte und Republiken zu gründen, alle die Künste und Wissenschaften zu erfinden, die das menschliche Leben schmücken und veredeln, welche die ganze Gestalt der Erde verändert, die rauhen Wildnisse der Natur in angenehme und fruchtbare Ebenen verwandelt, die den unwegsamen und wüsten Ocean zu einer neuen Quelle des Reichthums und zu einer großen Heerstraße, durch welche die verschiedenen Völker des Erdbodens miteinander in Verbindung stehen, umgeschaffen haben. Durch diese Arbeiten des Menschen ist die Erde gezwungen worden, ihre natürliche Fruchtbarkeit zu verdoppeln und eine größere Menge von Einwohnern zu erhalten" [1]. Und wenn wir einwenden wollten, daß die freie Entfaltung des privaten Eigennutzes der einzelnen leicht zum Ausschluß der großen Menge vom Mitgenuß an den irdischen Gütern führen könne, dann versichert uns Adam Smith, daß gerade die selbstischen Triebe, sofern man sie ruhig gewähren lasse, naturgemäß zur besten Vertheilung des Reichthums führen, ja selbst da keinen Schaden anrichten würden, wo sie ihren höchsten Grad erreichten und allen Wohlwollens bar zu sein schienen.

„Vergebens wirft der stolze und fühllose Edelmann seinen Blick auf seine ausgebreiteten Ländereien, als ob alles für ihn wäre; vergebens verzehrt er in seiner Einbildungskraft die ganze Ernte, die darauf wächst, ohne an die Bedürfnisse seiner Brüder zu denken; er muß, auch ohne es zu wollen, abgeben. Das einfältige und gemeine Sprichwort, daß der Magen eher genug hat, als die Augen, wird nie vollkommener als bei ihm wahr befunden. Die Geräumigkeit seines Magens hat kein Verhältniß gegen die Unermeßlichkeit seiner Begierden, und kann nicht mehr fassen, als der Magen des geringsten Bauern. Das Uebrige muß er unter diejenigen vertheilen, die auf die künstlichste Art das wenige, was er braucht, zubereiten, — unter diejenigen, die den Palast, in welchem dieses wenige soll verzehrt werden, ausschmücken, — unter diejenigen, die alle die verschiedenen Geräthe und Geschirre, die bei der Haushaltung der Größe gebraucht werden, besorgen und in Ordnung halten. Diese alle bekommen von seiner Ueppigkeit und seinem Eigensinn den Theil von den

---

[1] „Theorie der moralischen Empfindungen." S. 372.

Bedürfnissen des Lebens, den sie von seiner Menschlichkeit oder Gerechtigkeit vergebens würden erwartet haben. Die Früchte des Landes ernähren zu jeder Zeit fast die ganze Zahl der Einwohner, die es ernähren kann. Die Reichen haben nichts voraus als die Freiheit, aus dem Haufen das Kostbarste und Beste für sich auszusuchen. Sie verzehren wenig mehr als die Armen; sie mögen immerhin nur auf ihre eigenen Vortheile denken, immerhin mag die Befriedigung ihrer eigenen eitlen und unersättlichen Begierden der einzige Endzweck sein, um welchen es ihnen bei den Arbeiten der Tausende, die ihnen dienen, zu thun ist, trotz ihrer selbstischen Eigenliebe und Raubgierigkeit theilen sie doch mit den Armen die Früchte ihrer Anstalten und Verbesserungen. Sie werden durch eine unsichtbare Hand geleitet, beinahe eben die Austheilung der Nothwendigkeiten des Lebens zu machen, welche gemacht sein würde, wenn die Erde unter alle ihre Einwohner in gleichen Portionen vertheilt wäre. Ohne es zu wissen, befördern sie die Vortheile der Gesellschaft und erleichtern die Vermehrung der Bevölkerung. Als die Vorsehung die Erde unter wenige Eigenthümer vertheilte, ließ sie doch diejenigen, die bei der Vertheilung übergangen zu sein schienen, nicht leer ausgehen; sie vergaß sie nicht. Die Letzten bekommen ihr Theil von allem, was sie hervorbringt. In dem, was die wahre Glückseligkeit des menschlichen Lebens ausmacht, sind sie auf keine Art unter denen, die über sie so sehr erhaben scheinen. In dem guten Zustande des Körpers sind fast alle verschiedenen Klassen der Menschen sich gleich, und der Bettler, der sich an der Heerstraße hinter einem Zaun sonnet, besitzt die Sicherheit, für welche Könige fechten." [1]

Die angeführten Worte des „Classikers" der Oekonomik begründen mit aller nur wünschenswerthen Klarheit unsere Behauptung, daß Adam Smith den eigentlichen Gegenstand und Zweck der Volkswirthschaftslehre nicht richtig erfaßt hat. Für ihn nimmt die Stelle einer das Erwerbsleben beherrschenden Rechtsordnung jene „unsichtbare Hand" ein, welche den Menschen dem Vortheile der Gesellschaft dienstbar macht, selbst dann, wenn er allein dem Naturtriebe der Selbstliebe folgend nur seinen eigenen Vortheil sucht.

Wir werden später Gelegenheit haben, den verderblichen Einfluß dieser Auffassung auf den weitern Ausbau der liberalen Oekonomik kennen zu lernen.

[1] „Theorie der moralischen Empfindungen." S. 373 f.

Heinrich Pesch S. J.

Blasius Pascal.

Ein Charakterbild. — (Fortsetzung.)

III. Ein erstes Scharmützel.

(1647—1648.)

Die Brunnenmeister des Großherzogs Cosmus von Medicis hatten bemerkt, daß in einer Saugpumpe, deren Kolben in seinem niedrigsten Stand mehr als 32 Fuß über der Oberfläche des Brunnenwassers blieb, das Wasser niemals höher als eben 32 Fuß stieg, mithin den Kolben nie erreichte und gehoben werden konnte. Sie befragten in ihrem Staunen über diese bisher nicht beobachtete Thatsache den berühmten Galilei. Der Gelehrte war sofort mit einer Antwort bei der Hand: Das Wasser steigt in dem Rohr der Pumpe, weil die Natur die Leere verabscheut; es steigt aber in diesem Falle nicht höher, weil dieser Abscheu der Natur seine Grenzen hat und über 32 Fuß hinaus nicht kräftig ist. Damit mußten sich die großherzoglichen Brunnengräber begnügen, und die Ehre der Philosophie war wieder einmal in den Augen des Volkes gerettet. Den Gelehrten selbst aber ließ die Frage und ihre Lösung nicht ganz zur Ruhe kommen. Da er aber zu alt und schwach war, beauftragte er seinen Schüler Torricelli, über die Angelegenheit nachzudenken und nöthigenfalls die richtige Antwort zu veröffentlichen. Torricelli kam bald auf den Gedanken, die Schwere des Wassers könne wohl der Grund sein, warum die Säule nicht höher als 32 Fuß steige. Sollte dies wirklich die Ursache sein, so schloß er weiter, so müsse eine Flüssigkeit, die noch schwerer sei, noch weniger hoch steigen. Sofort wurden nun Versuche mit Quecksilber angestellt, und richtig, das Quecksilber erreichte immer nur eine Höhe, die den vierzehnten Theil der Wasserhöhe betrug, wie ja auch das specifische Gewicht des Quecksilbers ungefähr vierzehnmal dasjenige des Wassers ausmacht. Das Räthsel war nun zur Hälfte gelöst; aber worin bestand das Gegengewicht, welches überhaupt ein höheres oder geringeres Steigen verursachte? Dieses Gegengewicht mußte ein einheitliches, überall vorhandenes sein. Torricelli erinnerte sich jetzt, daß sein Meister ihn gelehrt, die Luft sei eine schwere Flüssigkeit, und so kam er auf den Gedanken, die Luft sei es, welche, auf die Masse des Brunnenwassers drückend, die Säule in das durch den Kolben luftleer gewordene Rohr hinauftreibe. Diese seine Ansicht von der Sache, die jedoch über eine gegründete Ver=

muthung und große Wahrscheinlichkeit nicht hinausging, da er zwingende, ausschließende Gründe nicht beibrachte, veröffentlichte er 1645 und starb leider kurze Zeit nachher.

In den verhältnißmäßig engen Gelehrtenkreisen Italiens, welche die Versuche des Forschers kennen lernten und sich für die Thatsachen interessirten, fand doch die Erklärung Torricelli's anfänglich nur geringen Anklang; das System des horror vacui der alten Philosophie war zu fest begründet, um der modernen Beobachtung so schnell zu weichen, zumal die neue Auffassung nicht jene überwältigende Sicherheit bot, welche sie zur Beseitigung eines uralten Vorurtheils hätte besitzen müssen. Man suchte sich mit der Thatsache des beschränkten Steigevermögens der Wasser- und Quecksilbersäule dadurch abzufinden, daß man annahm, aus der Flüssigkeitssäule entwickelten sich Luftgeister (spiritus aërei) oder eine Art feinste Materie (materia subtilis), welche den übrigen, vom Wasser oder Merkur nicht gefüllten Theil der Röhre besetzten und so den Abscheu der Natur vor dem Leeren befriedigten.

Im Jahre 1644 schrieb man dem P. Mersenne aus Italien über die Versuche, welche man dort in Bezug auf „Luftleere" gemacht habe. Der gelehrte Ordensmann, Freund des alten wie des jungen Pascal, suchte sofort diese Experimente in Paris zu wiederholen, was ihm jedoch nicht gelang, weil höchst wahrscheinlich die italienischen Berichte nicht genau waren, wie sie denn auch schon über den eigentlichen ersten Entdecker, Torricelli, nichts wußten. Die Sache wäre so bald in Vergessenheit gerathen, wenn P. Mersenne nicht einige Zeit später in anderer Angelegenheit nach Rom hätte reisen müssen, wo er dann auch die Versuche selbst genauer beschreiben hörte und den Entdeckernamen erfuhr. P. Mersenne hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als in Paris die Sache nochmals zu versuchen und den höchst gelungenen Erfolg nach Rouen an die Freunde zu berichten. Sofort gab sich Blasius in Gesellschaft des Festungsintendanten Petit daran, das Experiment nun auch seinerseits „zu machen, es wiederholt zu machen und sich vollständig von dessen Wahrheit zu überzeugen".

Als Pascal zum erstenmal von der Thatsache des beschränkten Steigevermögens der Flüssigkeiten und dem dasselbe darthuenden Experiment hörte, hatte er von der Erklärung Torricelli's noch keine Nachricht und auch wohl noch keine Ahnung. Indem er jedoch über die Folgen des geglückten Experiments nachdachte, begann er nun auch seinerseits in seinem alten Zweifel an dem Grundsatz des horror vacui bestätigt zu werden, und kam bei weiterem Nachdenken zu der Ueberzeugung, daß diesem Grund-

satz ein stichhaltiger Beweis nicht zur Seite stehe, im Gegentheil die meisten Thatsachen, auf die er sich stütze, falsch beobachtet seien. Indes war er zu sehr Mathematiker, um nun gleich zu sagen, daß der Grundsatz falsch sei. Er suchte zuerst für diese Behauptung positive Beweise. Er stellte darum neue Versuche in ausgedehnterem Maßstabe an. Glasröhren von 50 Fuß Länge wurden hergestellt, damit das Wasser einen langen Weg zu durchlaufen habe, die Röhren in beliebigem Winkel geneigt werden und die Flüssigkeiten auf diese Weise die verschiedensten Lagen einnehmen könnten. Nach diesen Beobachtungen schloß er, daß der höhere, flüssigkeitsfreie Theil der Röhren keine der äußeren gleiche Luft, aber auch keine Theilchen Wasser oder Quecksilber enthalte, daß er im Gegentheil frei von jeder, den Sinnen erkennbaren und bekannten Materie, also auch von Luftgeistern und materia subtilis sei; ferner, daß die Körper ein Widerstreben zeigen, sich zu trennen, daß aber dieses Widerstreben oder der sogen. horror vacui nicht größer sei bei einem kleinen als bei einem größern luftfreien Raum, daß er ein bestimmbares Maß besitze und ungefähr dem Gewicht einer Wassersäule von 32 Fuß gleichkomme; sei diese Höhe des flüssigen Körpers erreicht, so verschlage es nichts, ob man einen leeren Raum von einem oder von 100 Fuß darüber bilde.

Das vorläufige Ergebniß seiner wiederholten Versuche faßte Pascal endlich in einer kleinen Schrift zusammen, die er Anfangs 1647 in der Absicht veröffentlichte, sich hinsichtlich seiner Entdeckungen die Priorität zu sichern. Diese Priorität bezog sich nicht auf die Experimente selbst, sondern auf die Folgerungen, welche er als der Erste aus ihnen gezogen zu haben glaubte und glauben konnte, da er Torricelli's Erklärung noch nicht kannte. Aus der kurzen Einleitung „An den Leser“ geht hervor, wie Pascal bei seinen Versuchen eigentlich nur dem überlieferten Grundsatz von dem horror vacui zu Leibe gehen wollte. Er thut dies aber sehr vorsichtig; ja er nimmt unbedenklich den Grundsatz natura horret a vacuo vorerst noch an, aber bloß um die Anhänger desselben zu widerlegen. Er stellt fest, daß die tägliche Beobachtung uns zeige, wie die Natur leere Räume nach Kräften zu füllen strebe, wie aber trotzdem wirklich leere Räume übrig blieben, die zu füllen die Kräfte nicht ausreichten, wie mithin der horror vacui wenigstens kein absoluter sei. Es ist ein höchst beachtenswerthes Schauspiel, das Aufeinanderplatzen der alten Schule und der modernen exacten Forschung in Pascals Geist zu beobachten, zumal da der Streit der Meinungen sich bald zu einem persönlichen Kampf zwischen den beiderseitigen Vertretern auswachsen wird.

„Seitdem ich über die Folgerungen aus meinen Versuchen nachdachte, bestätigten sie mich in dem Gedanken, den ich immer gehabt hatte, daß der leere Raum mit nichten eine Unmöglichkeit in der Natur sei, und daß die Natur nicht mit solchem Schrecken vor der Leere zurückbebe, wie manche sich das eingebildet haben. Was mich zu diesem Gedanken nöthigte, war die schwache Grundlage, auf der ich ein so allgemein angenommenes Axiom beruhen sah. Es stützt sich in der That theils auf Versuche, die größtentheils sehr falsch sind, obwohl man sie für sehr richtig annahm, theils auf solche, die entweder durchaus nichts in der gewollten Richtung beweisen (indem sie zeigen, daß die Natur der allzu großen Fülle widerstrebt, nicht aber, daß sie die Leere verabscheut), oder die im günstigsten Falle nichts anderes darthun, als daß die Natur das Leere nicht liebt, nicht aber, daß sie es unmöglich duldet. Zu der Schwäche der Grundlage trat für mich die tägliche Beobachtung der Verdünnung und Verdichtung der Luft. . . . Da indes nicht jeder diese Beweise als vollgiltig annehmen wollte, so schien mir das italienische Experiment geeignet, selbst jene von der Richtigkeit meiner Ansicht zu überzeugen, die am tiefsten in dem Vorurtheil von der Unmöglichkeit des leeren Raumes befangen waren.

„Nichtsdestoweniger ließ die Stärke jenes Vorurtheils immer noch Einwürfe finden, die meiner Ansicht und ihrer weitern Verbreitung entgegenwirkten. Die einen sagten, der obere (scheinbar leere) Theil der Röhre sei mit Quecksilbergeistern gefüllt; andere, mit einer sehr verdünnten Luft, wieder andere, mit einer Materie, die nur in ihrer Einbildung existirte — alle aber bethätigten in dem Bestreben, die Leere wegzuläugnen, um die Wette jene Geisteskraft, die man in den Schulen Spitzfindigkeit (subtilité) zu nennen pflegt, und die als Lösung wirklicher Schwierigkeiten einen Schwall leerer Worte zu bieten gewohnt ist. Ich entschloß mich also zu Anfang dieses Jahres, neue, noch mehr überzeugende Versuche anzustellen, die allen nur möglichen Einwürfen die Spitze abbrechen sollten. . . .“

Nun gibt Pascal in acht Paragraphen die genaue Beschreibung seiner verschiedenen Versuche, aus denen er sieben Grundsätze (maximes) folgert. Sodann stellt er acht Thesen (propositions) auf, aus denen er wieder sieben Grundsätze ableitet, und glaubt schließlich alle Einwürfe in fünf Nummern zusammenfassen zu können. Das ganze Schriftchen von 1647 soll nur ein Abriß eines größern Werkes sein, welches die einzelnen Punkte weiter ausführen und mit beigefügten Abbildungen illustriren sollte. Der springende Punkt seiner Behauptungen lautet: „Da ich bewiesen, daß keine der uns bekannten, unter die Sinne fallenden Materien den scheinbar leeren Raum füllen, so urtheile ich bis zum Beweis von dem Dasein und der Natur jener sie füllen sollenden Materie, daß eine solche Materie nicht existirt, daß der scheinbar leere Raum wirklich leer ist.“ Bis jetzt handelt es sich für Pascal nicht um die Erklärung des höhern oder niedern

Steigens, sondern um die Feststellung der Thatsache eines wirklichen Vacuums. Die Broschüre von 1647 ist also wesentlich negativ: der Grund des Nichtsteigens ist nicht eine über der Säule befindliche Materie. Es muß also einen andern Grund geben, und welches dieser Grund ist, wird Pascal später untersuchen. Auch in diesem Vorgehen offenbart sich wieder der ganz moderne, exakte Geist, der überall klare Bahn haben will, ehe er einen Fuß weiter setzt.

Pascal schickte seinen „vorläufigen Bericht" in vielen Exemplaren an seine Freunde in Paris, unter anderen auch an mehrere Jesuitenpatres daselbst, sowie nach verschiedenen Städten Frankreichs, wo er Leute kannte, die sich für die Naturwissenschaften interessirten, und gedachte sich bald an die Ausarbeitung des größern Werkes zu begeben. Ehe dieses jedoch zu stande kam, zwang ihn sein Gesundheitszustand, selbst nach Paris zu gehen, um die dortigen berühmten Aerzte zu befragen.

„Mein Bruder war von andauernden Krankheiten heimgesucht, die mit der Zeit immer mehr zunahmen. Da er aber keine andere Wissenschaft mehr kannte als die Vollkommenheit[1], so fand er einen großen Unterschied zwischen dieser und jener andern, die ihn bisher beschäftigt hatte; denn während seine Unpäßlichkeiten den Fortschritt jener hinderten, vervollkommnete ihn diese durch die wunderbare Geduld, womit er sie ertrug. Um das zu zeigen, werde ich nur ein Beispiel anführen. Unter anderen Leiden hatte er auch das, daß es ihm unmöglich war, eine nicht warme Flüssigkeit hinunterzuschlucken, und auch dann nur Tropfen um Tropfen; da er aber dabei ein unerträgliches Kopfweh und außerordentlichen Brand der Eingeweide und noch viele andere Uebel hatte, so verordneten die Aerzte ihm, sich während dreier Monate einen um den andern Tag zu purgiren, so daß es nöthig war, alle diese Medicinen gewärmt und tropfenweise einzunehmen. Das war denn ein wahres Martyrium für ihn, und herzbrechend für diejenigen, welche es ansahen — er aber beklagte sich niemals.

„Der fortgesetzte Gebrauch dieser Mittel und anderer, die man hinzufügte, brachte ihm auch wirklich einige Erleichterung, aber keineswegs volle Genesung. So glaubten denn die Aerzte, zur Erlangung der ganzen Gesundheit bedürfe es einer völligen Enthaltung von allen geistigen Arbeiten und vieler Gelegenheiten, sich zu zerstreuen. Mein Bruder hatte einige Schwierigkeit, diesem Rathe zu folgen, weil er Gefahren darin erblickte; aber schließlich ergab er sich darein, weil er meinte, man müsse alles mögliche thun, um seine Gesundheit wiederzuerlangen, und im Grunde würden die erlaubten anständigen Vergnügen ihm nicht schaden. So also ging er in Gesellschaften (ainsi il se mit dans le monde). Obwohl nun die Barmherzigkeit Gottes ihn

[1] Schon diese Behauptung allein genügte, uns bedenklich gegen den ganzen Bericht der Schwester zu machen.

immer vor den Lastern bewahrte, so wollte er ihn doch nicht inmitten der Eitelkeiten der Welt lassen, da er ihn zu einer hohen Vollkommenheit bestimmt hatte. Er bediente sich zu diesem Zwecke meiner Schwester, wie er sich vorher meines Bruders bedient hatte, um diese Schwester von der Welt loszutrennen." [1]

Diese „Bekehrung" ging indes nicht so rasch und so einfach von statten, als es diese Erzählung der Schwester glauben läßt, wie denn überhaupt Gilberte nur sehr skizzenhaft und hagiologisch berichtet.

Sicher ist jedenfalls, daß die anhaltenden Krankheiten die Ursache waren, weshalb Blasius nach Paris verlangte oder geschickt wurde. Ihn begleitete als Gesellschafterin und Gehilfin seine Schwester Jacqueline. Die Reise selbst wurde in der letzten Hälfte des Jahres 1647 unternommen, in dessen Anfang die Anklage und Verurtheilung Fortons, des neuerungssüchtigen Kapuziners, in dessen Verlauf ferner die Versuche und die Veröffentlichung über das Vacuum gefallen waren. In den ersten Zeiten des Pariser Aufenthaltes hören wir nun freilich wenig von Erholung und Zerstreuung, dafür um so mehr von physikalischen Studien und einem scharfen Scharmützel mit einem — Jesuiten.

Ein Exemplar des Pascal'schen „Vorläufigen Berichtes" war dem P. Noël, damaligem Rector des Collegiums Clermont in Paris, zugekommen, der nach den Begriffen jener Zeit selbst ein tüchtiger Physiker war. Durchaus in der speculativen Behandlungsweise auch der positivsten Wissensfragen befangen und ängstlich für die Aufrechterhaltung der überkommenen Axiomata besorgt, glaubte P. Noël sich berufen, für den absoluten, unüberwindlichen horror vacui mit dem jungen Stürmer eine Lanze zu brechen. Da aber Pascal zu schwach war, um das Haus zu verlassen, und seinerseits ein krankes Bein den P. Noël an jedem Ausgang verhinderte, so entspann sich zwischen dem bejahrten, allseits geachteten Ordensmann und dem 24jährigen Gelehrten ein Briefwechsel, in welchem die alte und die neue Physik einen ungleichen Kampf bestehen, da alle, auch die persönlichen Vortheile auf seiten der neuen stehen.

---

[1] Mém. de Gilberte. Nach dem Recueil d'Utrecht, p. 253, haben wir das Krankheitsbild folgendermaßen zu zeichnen: Eine Zeitlang war Pascal von einer Art Paralysie der unteren Gliedmaßen befallen, so daß er nur mit Hilfe von Krücken gehen konnte. Beine und Füße waren kalt wie Marmor, und um sie wenigstens etwas zu erwärmen, legte man ihm Strümpfe an, die in Branntwein getaucht waren. Dabei die Schluckbeschwerden, die ihm nur flüssige, warme Nahrung zu nehmen gestatteten, und endlich ein leicht erklärliches furchtbares Kopfweh nebst fieberhaftem Brand der Eingeweide.

P. Noël schrieb zuerst an Pascal (1647), er habe dessen Werkchen gelesen; er finde dasselbe schön und geistreich, könne sich aber mit den Schlußfolgerungen nicht einverstanden erklären. Er (Noël) behauptet und sucht in ausführlicher Abhandlung mit allen Mitteln scholastischer Speculation und traditionellen, schlecht beobachteten Experimenten darzuthun, die scheinbare Leere sei auch in der That nur eine scheinbare; sucht dann die Natur der sie füllenden Materie zu ergründen und meint, es sei eine Art gereinigter Luft. Das waren in neuer, sehr rhetorisch und spitzfindig ausgestatteter Rüstung die alten, von Pascal zum voraus bekämpften Antworten, und P. Noël hatte in diesem Punkt eben nur die Schuld, nicht gescheidter als die Mehrzahl seiner Zeitgenossen zu sein. Pascal antwortete sehr höflich. „Ich finde," schreibt er, „daß Ihr Brief nicht weniger ein Beweis für die Schwäche der These ist, die Sie vertheidigen, als für die Stärke Ihres Geistes. Ganz gewiß läßt die Geschicklichkeit, mit welcher Sie die Unmöglichkeit des leeren Raumes trotz der wenigen dieser These noch innewohnenden Kraft so lebhaft vertheidigt haben, mit leichter Mühe darauf schließen, daß Sie bei den Ihnen durch die Experimente gebotenen Anhaltspunkten mit einem gleichen Aufwand die entgegenstehende Meinung als unumstößliche Wahrheit erwiesen hätten." Des weitern setzt Pascal auseinander, er sei krank und könne den Pater nicht besuchen; ja sogar zu diesem Briefe müsse er sich einer fremden Hand bedienen, weshalb er auch zum voraus um Entschuldigung für die Fehler bitte, besonders gegen die Orthographie. Für Pascals spätere Ideen ist der Anfang seines Briefes von größter Wichtigkeit. In einer unserer Ansicht nach unangebrachten schulmeisterlichen Weise setzt der 24jährige junge Mann dem viel ältern Ordensmann die Grundprincipien der philosophischen Gewißheit auseinander:

„Erlauben Sie mir, Ihnen eine allgemeine Regel vorzutragen (rapporter! statt des schon viel höflichern rappeler), die sich auf alle besonderen Fälle anwenden läßt, in denen es sich um Erkenntniß der Wahrheit handelt. Ich zweifle nicht an Ihrem Einverständniß . . . wenn ich sage: Man soll niemals nach der bejahenden oder verneinenden Seite über irgend einen Satz ein endgiltiges Urtheil fällen, wenn nicht vorher eine der beiden folgenden Bedingungen zutrifft. Entweder muß die Sache den Sinnen oder der Vernunft (je nachdem sie den einen oder der andern unterworfen ist) so klar und einleuchtend aus sich sein, daß die Vernunft keinerlei Zweifel an der Gewißheit mehr hegen kann, was wir dann Princip oder Axioma nennen — wie z. B. der Satz: Gleiches zu Gleichem addirt gibt Gleiches —; oder etwas muß sich vermöge unfehlbarer und nothwendiger Schlüsse aus Principien und Axiomen ergeben, von deren Gewißheit dann wiederum diejenige der Folgerungen, die

aus ihnen gezogen werden, abhängt, wie z. B. der Satz: Die drei Winkel eines Dreiecks sind gleich zwei Rechten. . . . Alles was eine dieser zwei Bedingungen erfüllt, ist wahr und gewiß; was keiner derselben entspricht, gilt als zweifelhaft und unsicher. Wir fällen über Dinge ersterer Art ein endgiltiges Urtheil, Sachen letzterer Art dagegen lassen wir im ungewissen und nennen sie je nach ihrer Natur: Visionen, Einfälle (caprice), Phantasien, bisweilen Ideen, und wenn es hoch kommt, schöne Gedanken; und weil man sie ohne Vermessenheit nicht bejahen darf, so neigt man eher zur Verneinung, indem man jedoch immer bereit bleibt, sich auf die andere Seite zu stellen, sobald eine evidente Beweisführung uns die Wahrheit erkennen läßt. Für die Geheimnisse unseres Glaubens, welche der Heilige Geist selbst geoffenbart hat, behalten wir uns jene Unterwerfung des Geistes vor, welche unsern Glauben an Geheimnisse trägt, die den Sinnen und der Vernunft verborgen sind."

Wer denkt bei diesen Zeilen nicht an die Pensées und die bei ihrer Gelegenheit immer wieder aufgeworfene Fragen nach dem Skepticismus Pascals? Für jetzt sei nur darauf hingewiesen, wie der Mathematiker in Pascal vorherrschend war; seine Mathematik ist seine ganze Logik und Philosophie, in unbewiesenen Dingen neigt er zur Verneinung.

Auf diese Vordersätze gestützt, geht nun Pascal an die Widerlegung des Noël'schen Briefes. Daß ihm diese Widerlegung vollständig gelungen ist, liegt auf der Hand, und darum klingt es doch schon mehr ein bischen boshaft als höflich, wenn er endlich auch eine Noël'sche, mehr lächerlich klingende, als in der That unrichtige Definition des Lichtes sehr ironisch beanstandet und doch zum Schlusse sagt: „Sehen Sie, mein Vater, das sind meine Ansichten, die ich aber immer den Ihrigen unterwerfen werde."

Der Brief ist eine förmliche gelehrte und gründliche Abhandlung, die uns um so mehr in Erstaunen setzt, als Pascal so leidend war, daß er sich sogar einer fremden Hand zum Schreiben bedienen mußte. Es ist das ein offenkundiger Beweis der Macht und Klarheit dieses seltenen Geistes, der ja auch seine späteren Pensées in ähnlicher Lage zu Papier brachte.

P. Noël war über den Brief ebenfalls „voll Bewunderung, wie ein Kranker ihn in so kurzer Zeit und so ausführlich habe abfassen können". Auch er behauptet von sich, „er liebe die Wahrheit, er suche sie ohne Voreingenommenheit, im selben Sinne wie Pascal, nach der Art, wie man die Wissenschaften in den Schulen betreibe und wie sie bei denjenigen Personen im Gebrauch ist, die sehen und nicht glauben wollen, wenn man etwas wissen kann". Trotzdem ist er von den Ausführungen Pascals nicht befriedigt. Er will alles zugeben, ja er behauptet, in manchen

Punkten, in denen er seit langer Zeit schon von den gewöhnlichen Schulansichten abgewichen sei, durch Pascal bestärkt worden zu sein. Nur eines kann er nicht annehmen: die Existenz eines leeren Raumes. Gegen dessen Möglichkeit bringt er alle erfindlichen Beweise bei und beruft sich seinerseits auf die von Pascal aufgestellten Kriterien der Gewißheit. Der Schluß ist voller Höflichkeit. Zuerst erklärt er Pascal die von diesem beanstandete Definition des Lichtes, indem er anstatt der getadelten Worte lumineux und lucides andere einschaltet oder vielmehr sie in ganz richtiger Weise erklärt und meint, einem Gelehrten gegenüber dürfe man schon kurz sein, da man sich verstanden wisse. Nur das Uebel am Bein halte ihn ab, sich die Ehre eines Besuches bei Pascal zu gestatten, um diesem auch mündlich für seine Belehrung zu danken.

Mit diesem Brief Noëls endet die Correspondenz, die ohne Wichtigkeit und weiteres Interesse wäre ohne das, was ihr folgte.

Als nämlich Pascal auf den Brief P. Noëls nicht antwortete, fiel das seinen Freunden auf, und einer derselben, Le Pailleur, fragte ihn um den Grund. Pascal schreibt:

„Da Sie zu wissen wünschen, warum ich meinen brieflichen Verkehr mit P. Noël unterbrochen habe, so will ich Ihnen rasch die gewünschte Aufklärung geben, und ich zweifle nicht daran, daß, wenn Sie meine Handlungsweise getadelt haben, bevor Sie deren Grund kannten, Sie dieselbe vollständig gutheißen, sobald Sie diesen erfahren haben.

„Die stärkste Ursache ist diese. Der hochw. P. Talon, welcher sich die Mühe nahm, mir den letzten Brief des P. Noël zu überbringen, gab mir bei dieser Gelegenheit zu verstehen (me fit entendre), und zwar in Gegenwart dreier Ihrer Freunde, daß P. Noël mit meiner Krankheit Mitleid habe und fürchte, mein erster Brief habe meiner Gesundheit geschadet, und er bäte mich daher, keinen zweiten mehr zu wagen, kurz, ihm nicht mehr zu antworten; über die Schwierigkeiten, die noch erübrigten, könnten wir uns mündlich verständigen, und im übrigen ersuche er mich, seinen Brief niemanden zu zeigen; da er ihn nur für mich geschrieben habe, so wünsche er auch, daß kein anderer ihn sehe, und da Briefe Vertrauenssachen für den einzelnen seien, so erlitten sie einigermaßen Gewalt, wenn sie nicht mehr geheim blieben.

„Ich gestehe, wäre mir ein ähnlicher Vorschlag von einer andern Seite als von der dieser guten Patres gekommen, so würde sie mir verdächtig erschienen sein, und ich hätte gefürchtet, derjenige, welcher mir denselben mache, hätte sich meines Schweigens in irgend einer Weise bedienen wollen und hätte mir durch eine betrügerische Bitte die Hände gebunden. Ich zweifelte aber so wenig an ihrer Aufrichtigkeit, daß ich ihnen alles und ohne Rückhalt und Furcht mit einer besondern Sorgfalt versprach. Daraus nun haben mehrere Personen und selbst Jesuitenpatres, die den Hergang und die Absicht des

P. Noël nicht vollständig kannten, Anlaß genommen, zu behaupten, ich hätte mich durch des Paters letzten Brief für besiegt erkannt und infolgedessen die Schönheiten dieses Briefes geheimgehalten, aus Furcht, meine Niederlage zu veröffentlichen, und einzig das Gefühl meiner Schwäche hätte mich abgehalten, auf jenen Brief zu antworten.

„Sie sehen, mein Herr, wie fatal mir diese Geschichte wurde: ich konnte den Brief des P. Noël nicht verbergen ohne Schaden und ihn nicht veröffentlichen ohne Wortbruch, und meine Ehre war gleicherweise bedroht, sei es daß ich schwieg oder redete, da ich in dem einen Falle mein Versprechen, in dem andern meinen Nutzen verletzte.

„Ich habe indessen gewissenhaft mein Wort gehalten, zumal ich mir vorgenommen hatte, auf den Brief des Paters in der größern Abhandlung zu antworten, in der ich gerade jene Einwürfe berücksichtigen muß . . . So urtheilte ich denn, es dränge mich nichts zu einer raschen Erwiderung, die ich um so besser zu fassen gedachte, wenn ich sie länger aufschöbe. Diesen Rücksichten füge ich noch folgendes bei. Wie alle Streitigkeiten dieser Art ewig fortdauern, wenn einer sie nicht abbricht, und sie nicht zu Ende kommen können, wenn eine der Parteien nicht anfängt, sie zu beenden, so glaubte ich, daß das Alter, das Verdienst und die Stellung des P. Noël mich verpflichteten, ihm in dieser Frage das letzte Wort zu lassen. Aber ich gestehe, daß außer allen diesen Gründen der Brief des Paters selbst genügte, mich jeder Antwort zu überheben, und ich bin der festen Ueberzeugung, daß Sie der Ansicht beitreten werden, dieser Brief sei eigens in solchen Ausdrücken abgefaßt, um mich zum Schweigen zu verpflichten.

„Um Ihnen dieses zu beweisen, will ich Ihnen die Punkte . . . hier hinsetzen u. s. w."

Nun geht Pascal im einzelnen unter theilweise wörtlicher Anführung des Noël'schen Schreibens die Einwürfe, Erklärungen und Ansichten des Paters durch. Der Ton des Pascal'schen Briefes ist scharf; es treten schon Wendungen auf, die den Provinzialbriefen angehören, sogar das falsche Pathos. Z. B. P. Noël hatte, um die Unmöglichkeit des leeren Raumes darzuthun, in einer Reihe von „Cornuten" unter anderem allzu schulmäßig gesagt: „Dieser Raum ist weder Gott noch Creatur." Dazu bemerkt Pascal, der recht gut wissen konnte, welche Art Beweisform P. Noël hier anwendet, mit hoher Entrüstung: „Die Mysterien, welche die Gottheit betreffen, sind zu heilig, um sie durch unsere Disputation zu entweihen; wir müssen sie zum Gegenstand unserer Anbetung, aber nicht zum Stoff unserer Unterhaltungen machen: dergestalt, daß ich mich, ohne darüber in irgend einer Weise nachzudenken (discourir), voll und ganz dem unterwerfe, was jene darüber entscheiden, die dazu ein Recht haben." Schließlich sagt Pascal, P. Noël habe in einem gewissen wichtigen Punkte im Grunde genommen dieselbe Ansicht wie Herr Descartes. „Deshalb

habe ich um so mehr geglaubt, ihm nicht antworten zu müssen, da ich diese Antwort in erster Linie demjenigen schulde, der auch der erste Auctor dieser Ansicht ist.“ Pascal fährt dann fort:

„Als ich diese letzten Zeilen schrieb, erwies mir P. Noël die Ehre, mir sein Buch über denselben Gegenstand zu schicken, das er betitelt: ‚Das Volle des Leeren.‘ Er hat denjenigen, der sich die Mühe nahm, es mir zu bringen, beauftragt, mir die Versicherung zu geben, daß nichts darin gegen mich enthalten sei, und daß alle dem Anscheine nach bitteren Worte sich nicht auf mich, sondern auf den hochw. P. Marianus Magnus, den Kapuziner, bezögen; und der Grund, den er mir davon anführt, ist der, daß genannter Pater den leeren Raum positiv annimmt und behauptet, während ich bloß erkläre, mich jenen entgegenzustellen, die über diese Frage ein Endurtheil abgeben. Aber P. Noël hätte wohl daran gethan, dieses Zeugniß ebenso öffentlich abzugeben, als er es mit dem Verdacht gethan, den er auf mich gelenkt hat.“

Es folgt nun eine kurze Analyse des Noël'schen Buches „Le Plein du Vide“, die durchaus nur die wissenschaftliche Seite desselben ins Auge faßt und beurtheilt. Dann heißt es weiter:

„Indem ich diese Zeilen schreibe, erhalte ich eben ein gedrucktes Blatt dieses Paters, in dem er den größten Theil seines Buches über den Haufen wirft . . . Ich beginne zu sehen, daß seine Handlungsweise sehr verschieden von der meinigen ist, weil er seine Meinungen veröffentlicht, wie sie eben entstehen . . . Alle, welche die Wahrheit bekämpfen, sind solcher Unbeständigkeit der Gedanken ausgesetzt, und jene, welche in diese wechselnden Gedanken verfallen, sind verdächtig, ihr (der Wahrheit) zu widersprechen“ . . . So auch bei den Gegnern des Leeren; . . . „hat es doch welche gegeben, die, weil sie nicht wagten, die Unendlichkeit Gottes den Raum füllen zu lassen, unter den Menschen eine Person suchten, die durch ihre Geburt und ihre Verdienste berühmt genug ist, und den Geist dieser Person in den leeren Raum bringen und ihn alle Dinge erfüllen lassen“ [1]. Zum Unterschied von den das Leere bekämpfenden und unter sich uneinigen Gegnern „ist die Linie der Freunde des Leeren eine einheitliche, sich stets gleiche, die deshalb so viel Bezug auf die Wahrheit hat, daß man sie immer befolgen muß, bis diese uns offenbar erscheint. Denn nicht im Wirrwarr, in jenem Getümmel, soll man sie suchen, und man kann sie nur in dem Grundsatz finden, daß man lediglich

---

[1] Eine Anspielung auf einen Satz der Widmung des Noël'schen Werkchens an den Fürsten Conti: „alléguant l'esprit de Votre Altesse, qui remplit toutes ses parties, et qui pénètre les choses du monde les plus obscures et les plus cachées“. Aus dieser geschmacklosen Schmeichelei die ernsthafte Behauptung herauszuhören, Conti's Geist fülle den luftleeren Raum der Versuchsröhren, ist eine noch abgeschmacktere Pedanterie, die aber bei den starren Geistern der Pascalfamilie nicht ohne Analogie dasteht.

lich über evidente Dinge urtheilen und jene, die es nicht sind, weder behaupten noch verneinen soll. Das ist die richtige Mitte und die vollendete Mäßigung, worin Sie (der Adressat) mit so viel Vortheil sich halten, und worin durch ein von mir nicht genug anzuerkennendes Glück auch ich immerdar nach einer ganz eigenen Methode und mit mehr als väterlicher Sorgfalt erzogen wurde. Das, mein Herr, sind die Gründe, welche mich zurückgehalten haben, und welche ich Ihnen nicht länger verbergen zu sollen glaubte; und obgleich es den Anschein hat, ich gebe sie hier mehr aus eigenem Interesse als zur Befriedigung Ihrer Neugierde, so hoffe ich doch nicht, daß ein solcher Zweifel bis zu Ihnen dringe, weil Sie wissen, daß ich viel weniger Unruhe wegen dieser phantastischen Ehrenpunkte habe als Leidenschaft, Sie zu unterhalten, und daß ich weniger Freude daran finde, meine Ansichten zu vertheidigen, als Sie zu versichern, wie ich von ganzem Herzen bin Ihr Diener Pascal." [1]

Dieser Brief ist in mehrfacher Beziehung höchst wichtig. Es muß jedem aufmerksamen Leser auffallen, wie sich die Gründe des Schweigens unter der Feder des Schreibenden mehren. Dinge, die zu Anfang des Briefes noch unbekannt waren, werden im Verlauf desselben als Beweggründe mit aufgezählt. Diese Art, Gründe zu finden und sich zu vertheidigen, muß nothwendig dem unparteiischen Leser „den Verdacht" nahelegen, es sei Pascal in der That mehr um die Selbstrechtfertigung als um die Befriedigung der Neugier seines Freundes zu thun gewesen. Wer zu viel Gründe beibringt, hat oft keinen richtigen. Wir lassen dies jedoch ebenso wie die Schlußbehauptung, betreffend den „phantastischen Ehrenpunkt", vollständig auf sich beruhen und bemerken nur, daß Pascal selbst nach dem Studium des Noël'schen Buches, selbst nach dem neuen Flugblatt über die Handlungsweise des Paters nicht vollständig den Stab bricht. Das Gerücht, P. Noël habe nur deswegen von Pascal keine Antwort auf seinen zweiten Brief erhalten, weil Pascal sich geschlagen fühle, wird nicht auf diesen Pater, sondern auf eine Conjectur seiner Freunde zurückgeführt. Immerhin aber lastet der Vorwurf einer zweideutigen Handlungsweise auf „ces bons Pères".

Das Buch des P. Noël mit seinem barocken Titel, der ganz im Geschmacke seiner Zeit war, kann uns hier vollständig gleichgiltig sein in Bezug auf seinen wissenschaftlichen Inhalt. Derselbe ist durch den Fortschritt der Wissenschaften und nicht zum geringsten Theil durch Pascals Arbeiten als hinfällig erwiesen worden. Was die Form des Buches anlangt, so steht auch sie natürlich nicht auf der Höhe der Pascal'schen

[1] Mém. III, 49—62.

Schreibweise. Die Hauptangriffe gegen das Buch beziehen sich übrigens auch nur auf die Widmung. Diese Widmung an den Fürsten Conti ist nach unserer heutigen Anschauungsweise einfach abgeschmackt, wenn sie in ihrer Art auch Hunderte ihresgleichen hatte.

Der Inhalt ist folgender: Man hat früher die Natur in Verdacht gehabt, daß sie leere Räume dulde; jetzt hat man sich erkühnt, diesen Verdacht zur Anklage zu steigern, sie mit den „Sinnen" und den „Experimenten" zu confrontiren. P. Noël will vor dem Fürsten Conti[1] den Proceß zu Gunsten der „Integrität" der Natur aufnehmen; er will die „Zeugen des Betrugs überführen" und „die vorgebrachten Thatsachen als falsch erweisen". Er spricht von „falschen Zeugenaussagen", von „Experimenten, die schlecht beobachtet und noch schlechter bewahrheitet seien". Monseigneur werde der Natur in Betreff der „Verleumdungen gegen sie" Gerechtigkeit widerfahren lassen u. s. w. Man muß gestehen, die Allegorie ist nicht bloß geschmacklos ausgeführt, sondern sie hat den schwerwiegenden Uebelstand, daß die Worte „Verleumdung", „Betrug" u. s. w. als wörtliche Anklagen gegen die Vertreter der gegentheiligen Ansicht, also an erster Stelle Pascal, aufgefaßt werden können, ja, streng genommen, werden müssen. Es scheint uns zwar durchaus ausgeschlossen, daß eine derartige Uebersetzung der Allegorie in die Wirklichkeit im Sinne des P. Noël lag; aber das hindert nicht, daß der Leser und in höherem Grade der Gegner sie machten und ohne Zwang sie machen konnten.

In Bezug auf den wissenschaftlichen Ruf Pascals trägt P. Noël ausdrücklich Sorge, alle jene Fortschritte und verschiedenen Experimente genau

[1] Dieser Fürst Conti ist der aus der Molièrebiographie genugsam bekannte Frondeur und spätere Jansenist Armand de Bourbon, Prince de Conti. P. Rapin (Mém. I, 246) sagt von ihm: „Ich selbst hörte vom Fürsten Conti zur Zeit, wo er zum Generalissimus der Truppen von Paris ernannt wurde, daß er den Jansenisten sehr verpflichtet sei, welche, um die dem König und dem Hof feindliche Partei zu unterstützen, täglich zu ihm kamen, ihm den Einfluß und die Börsen ihrer Freunde darzubieten, damit er den Krieg fortführen könne, und welche ihn fragten, von welcher Meinung er wolle, daß man sie als der Fronde günstiger im Parlamente vertheidigen solle. Der Fürst Conti war ein Gewohnheitsmensch ganz im Charakter seines Hauses, denn alle Bourbonen sind Angewöhnungsfürsten. Er besuchte öfter als jede Woche das Collegium von Clermont, seit er dort seine Studien gemacht hatte; selbst als er das Haupt der Fronde geworden, unterließ er es nicht, die Jesuiten, seine guten Freunde, zu besuchen, theils um zu vernehmen, was man sich in Paris über die Tagesereignisse erzählte, theils auch, weil er sich einmal an diese Besuche gewöhnt hatte, die im Grunde ihm nur als Ergötzung dienten. Er sagte ihnen oft, was für bequeme Leute die Jansenisten seien; denn sie seien immer bereit, gegen den Hof in allen Dingen zu frondiren."

zu bezeichnen, die in der Frage vom Leeren durch Pascal zum Unterschied von den italienischen Anfängen gemacht wurden. Es ist wahr, P. Noël geht etwas apodiktisch mit Behauptungen gegen die Beweiskraft der Pascal'schen Experimente vor, indem er gegentheilige Erfahrungen bei seinen oder fremden Versuchen gemacht haben will. Pascal sagt in Bezug auf diesen Punkt: „Es ist befremdend, daß er (P. Noël) nach Aufstellung von Zweifeln zur Stütze seiner Meinung dieselben durch falsche Experimente bekräftigt. Er bringt diese letzteren nichtsdestoweniger mit einer Kühnheit vor, daß sie von allen, die nicht das Gegentheil selbst gesehen haben, für wahre gehalten werden müssen. Denn er sagt: die Augen lassen es sehen; das alles lasse sich nicht läugnen; man sehe es mit dem Auge, trotzdem uns die Augen gerade das Gegentheil sehen lassen. Und somit ist es evident, daß er keines der Experimente, von denen er redet, wirklich gesehen hat; und es ist befremdend, wie er mit solcher Entschiedenheit von Dingen spricht, die er gar nicht kannte und von denen man ihm einen sehr wenig treuen Bericht erstattet hat. Denn ich will glauben, daß er selbst getäuscht wurde, und nicht, daß er selbst andere hat täuschen wollen. Die Achtung, die ich vor ihm habe, läßt mich lieber annehmen, daß er zu leichtgläubig, als daß er nicht aufrichtig gewesen sei." [1]

So viel Gründe zur Klage aber Pascal gegen das Noël'sche Buch auch haben mochte, er scheint doch anfangs nicht gewillt gewesen zu sein, gegen dasselbe öffentlich aufzutreten, oder er hat geglaubt, diesen öffentlichen Kampf einem andern übertragen zu sollen. Dieser andere säumte denn auch nicht, auf dem Plane zu erscheinen, und zwar in einer Waffenrüstung, an der P. Noëls Streiche wirkungslos abgleiten mußten. Pascals Vertheidiger war kein anderer als Pascals Vater mit einem Brief, von dem Ste.-Beuve (Port-Royal II, 476) mit Recht sagt: „In diesem ganzen Brief glaubt man wie ein dumpfes Grollen, ein Echo des heraufziehenden Gewitters der Provinzialbriefe zu vernehmen . . . Der P. Le Moine sowie dieser und jener andere Pater der Gesellschaft zahlte in der Folge nur die metaphorische Physik des P. Noël."

---

[1] A. a. O. S. 59.

(Fortsetzung folgt.)

W. Kreiten S. J.

Die Fortschritte der Bewegung für Leichenverbrennung.

„Die Flamme, Officielles Organ des Berliner (Leichenverbrennungs-) Vereins", welches als Hauptquelle für die geschichtlichen Daten im folgenden benutzt ist, schrieb in der Januar-Nummer 1885 unter der Ueberschrift E pur si muove: „Italien hat das seit 1849 so berühmte und so stolze Wort L'Italia farà da se vom politischen auch auf das culturelle Gebiet übertragen; die Zahl der Crematorien hat sich daselbst in 1884 auf 10, die der Vereine für Feuerbestattung auf 38 gehoben, so daß in Ober- und Mittel-Italien kaum noch eine größere Stadt ohne einen solchen Verein existirt." Allerdings hat Italien, speciell Mailand, den zweifelhaften Ruhm, Ausgangspunkt und Herd der seit zwanzig Jahren betriebenen Leichenverbrennungs-Bewegung zu sein. Mailand sah die erste „Feuerbestattung" — die des Schweizers Albert Keller — am 22. Januar 1876 und bildete im selben Jahre einen der ersten Leichenverbrennungs-Vereine; Mailand veranlaßte die Gründung von italienischen Zweigvereinen und Comités, die sich 1882 zu einer Lega Italiana zusammenschlossen; Mailand sah 1880 auf Einladung in seiner Mitte Abgeordnete von 14 Staaten: Italien, Frankreich, Belgien, Deutschland, Rußland, England, Schweiz, Spanien, Portugal, Oesterreich-Ungarn, Niederlande, Rumänien, Griechenland und Aegypten, die sich als „internationale Leichenverbrennungs-Commission" constituirten.

Das haben diese Blätter seiner Zeit des nähern entwickelt[1]. Sie haben bewiesen, daß die Loge es war, welche den Baum in Italien pflanzte und großzog sowie Ableger nach anderen Ländern verpflanzte, und welche sich ausgesprochenermaßen kein geringeres Ziel setzte, als „der neuen Religion der Urne einen allgemein kosmopolitischen Charakter zu geben, wie ihn die Kirche hat, welche die Feuerbestattung bekämpft"[2].

Wollen wir auf dieser Grundlage einen Ueberblick gewinnen über den Verlauf der Bewegung in den anderen Ländern, so tritt der Operations-

[1] Bd. XXXII, S. 510 ff., und Bd. XXXIII, S. 133 ff., 255 ff.

[2] „Antwortschreiben des Central-Comités der Lega Italiana der Feuerbestattungsvereine in Italien auf das Decret Sr. Heiligkeit des Papstes Leo XIII. gegen die Einführung der facultativen Feuerbestattung in Italien." „Neue Flamme", Jahrg. 1, S. 20.

plan als von selbst gegeben hervor: es galt, die anderwärts schon vorhandenen Freunde der Leichenverbrennung zu Vereinen zu sammeln, Crematorien zu bauen, die Hindernisse zu beseitigen, welche Gesetz oder Polizeiverordnungen der Leichenverbrennung in den Weg stellten, und zu dem Zwecke durch Wort und Schrift die neue Idee in immer weiteren Kreisen einzubürgern und ihr das Anstößige, das sie für Geist und Gemüth, namentlich für ein christliches Gemüth hat, möglichst zu benehmen.

Vereine hatten sich schon in den siebziger Jahren gebildet, so in Berlin, Breslau, Dresden, Hamburg, Holland (Centralverein im Haag mit 10 Zweigvereinen), London, Zürich. Aber den meisten fehlte es an Lebenskraft; sie mußten im folgenden Jahrzehnt galvanisirt werden. Das gelang. Neubildungen entstanden in den achtziger Jahren. Anfangs 1888 bestanden Vereine oder Abtheilungen für Feuerbestattung außerhalb Italiens in Altona, Berlin, Chemnitz, Darmstadt, Dresden, Frankfurt a. M., Gotha, Hamburg, Heidelberg, Ober-Ingelheim, Liegnitz, Mainz, Potsdam, Wiesbaden, Worms, in Basel, Bern, Chaux-de-Fonds, Genf, Zürich, in Budapest, Graz, Wien, in Amsterdam, Delft, Dordrecht, Haag, Haarlem, Leiden, Rotterdam, Schiedam, Zutphen, in Gefle, Gothenburg, Helsingborg, Stockholm, in Kopenhagen, in Athen, Alexandrien, Kairo, Kalkutta, in London, in Paris, in Rio de Janeiro und Valparaiso, in Baltimore, Boston, Buffalo, Cincinnati, Detroit, San Francisco, Jersey-City, Lancaster, Los Angeles, St. Louis, Milwaukee, New-Orleans, New-York, Philadelphia, Washington.

Leichenöfen, „Crematorien", „Verbrennungsherde", „Feuerbestattungs-Herde oder -Tempel" wurden gebaut in Gotha infolge des Dresdener Congresses von 1876, zu St. Johns bei Woking, unweit London 1879, in Kopenhagen 1886, Stockholm 1887, Gothenburg, Paris, Zürich, Kairo, Kalkutta, Rio de Janeiro [1], Buffalo, Lancaster, Los Angeles, New-York und Washington. Bezüglich Berlins schrieb „die Flamme" im November 1885: „Ein fröhlich Hoffen schwellt uns die Brust, und wie den Phönix aus der Asche, so sehen wir bereits im Geiste dort das erste Crematorium in Berlin über verfallenen Gräbern im Monumentalbau sich erheben." Die Vision ist bis heute Vision geblieben. In Heidelberg ist jedoch jüngst

---

[1] So „Die Flamme". Der sonst gut unterrichtete Crematist Dr. Goppelsroeder sagte in seinem, unten öfter zu erwähnenden „Vortrag über die Feuerbestattung" (Februar 1890): „In Rio Janeiro und in Valparaiso sollen Crematorien errichtet werden, wobei man in erster Linie die Feuerbestattung der am Gelben Fieber Verstorbenen ins Auge gefaßt hat." S. 41.

(Ende December 1891) eine Feuerbestattungsanstalt dem Gebrauche übergeben worden [1].

Allein nicht geringe Hindernisse waren zu bewältigen. Es galt erst noch eine Bresche zu legen nicht bloß in die altehrwürdige, christliche Sitte des Begrabens, welche in allen Culturländern Europa's wenigstens ebenso alt und ehrwürdig ist, wie das Christenthum, sondern auch in die Gesetze oder Verordnungen der meisten Staaten, nach welchen die Leichen eben „beerdigt", nicht verbrannt, werden sollen. Man suchte also und sucht heute noch für die moderne Cremations-Idee in möglichst breiten Schichten Propaganda zu machen, um dann mit Hilfe einer öffentlichen Meinung einen Druck auf Legislation und Administration üben zu können. Als die internationale Leichenverbrennungs-Commission im October 1885 zu einem internationalen Congresse einlud, mußte sie gestehen: „Fast alle Regierungen weigern sich hartnäckig, die facultative Cremation zu sanctioniren (s'entêtent à refuser leur sanction)" [2].

Zum Zwecke weiterer Agitation fing man also an, Vorträge zu halten, Vereinsberichte zu veröffentlichen in Frankreich [3], Berlin [4], Holland [5], Dänemark [6], Schweden [7], England [8], und Zeitschriften zu gründen. Den ersten Versuch in letztgenannter Richtung machte der Vorsitzende des Leichenverbrennungs-Vereins in Zürich, Wegmann-Ercolani. Der Versuch mißlang; die Zeitschrift konnte sich nur einige Monate halten. Später erschienen anfangs in Zürich, dann in Weilburg „Correspondenzblätter zur Förderung der Leichenbestattung" und in Dresden eine Zeitschrift, „die Urne". Aber all diesen Unternehmungen sang die Januar 1884 in Berlin gegründete „Flamme, Zeitschrift zur Förderung der Feuerbestattung im In- und Ausland, Officielles Organ des Berliner Vereins", später „Centralorgan der Vereine", den Grabgesang: „Sie sind gewandert wohl hin und her, sie haben gehabt weder Glück noch Stern, sie sind

[1] Die Münchener „Allgemeine Ztg." (Nr. 77) läßt sich unter dem 4. März aus Baden berichten: „Bis jetzt wurden 11 Leichen verbrannt, darunter 5 aus Heidelberg."

[2] „Flamme" 22, 177.

[3] Bulletin de la société pour la propagation de la crémation, Paris, erscheint seit 1880.

[4] Jahresbericht des Berliner Vereins seit 1881.

[5] Berichten en Mededeelingen der Vereeniging voor Lykenverbranding. Zwanglose Lieferungen.

[6] Aarsberetning for Forening for Ligbranding, Kjöbenhavn 1882 u. 1885.

[7] Meddelanden från Svenska Likbrännings-Föreningen, Stockholm. Zwanglose Lieferungen seit 1881.

[8] Transactions of the Cremation Society of England.

gestorben, verdorben." „Die Flamme" ihrerseits erlosch schon im Juni 1886, doch nur, um schon im September desselben Jahres als „Neue Flamme, Officielles Organ sämmtlicher Vereine und der internationalen Commission", wieder aufzuleben. Daneben erscheint in Darmstadt „Phönix, Blätter für Cultur, Fortschritt, Bestattungsreform, Zulassung der Feuerbestattung". Auch Amerika hat seine Monatsschrift, The modern Crematist, die in Lancaster, Pennsylvanien, erscheint.

Welches war nun das Resultat dieser Agitation? Im Jahre 1884 hielt Br.·. Dr. Gaetano Pini, Secretär des Mailänder Leichenverbrennungs-Vereins, der Lega Italiana und der internationalen Commission in La crémation en Italie et à l'étranger de 1774 jusqu'à nos jours Rundschau über den Fortgang der Bewegung außerhalb Italiens. Seine Stellung befähigte ihn besser als irgend sonst jemand zu einem competenten Urtheil; Pessimismus bei Schilderung der Cremationsbewegung ist bei ihm nicht zu befürchten. Das Resultat seiner Beobachtungen war dies: Spanien und Portugal zeigen Gleichgiltigkeit gegen die Bewegung. Rußland hat alle propagandistischen Versuche spröde abgewiesen. Von Rumänien haben wir nichts zu erwarten bei dem religiösen und conservativen Sinn seiner Bewohner und der sanitären Lage seiner Friedhöfe. Was Griechenland angeht, so liegen weder Thatsachen noch Documente vor, die uns auf baldige Errichtung von Verbrennungstempeln zu hoffen gestatteten. Entsprächen in England die Fortschritte der Leichenverbrennungsidee dem Eifer ihrer Vertreter, dann könnte London sich heute weit größerer Resultate rühmen als Mailand. In der Schweiz, Zürich ausgenommen, hat die Leichenverbrennung beim Publikum keinen Anklang gefunden. In Oesterreich ist die Reformidee nicht sonderlich verbreitet; den Grund dieser Erscheinung vermuthet der Logenbruder in einem gewissen Widerwillen der hohen aristokratischen Kreise, und die Berliner „Flamme" in der Macht des katholischen Clerus, die jetzt, wie zur Zeit des Concordates, allen gesunden Fortschritt hemme. Größere Regsamkeit zeigte sich in Holland, Skandinavien und Nordamerika. „Italien und vor allem Nordamerika sind es, aus welchen der bisher errungene Erfolg wie ein verheißungsvolles Morgenroth den übrigen Staaten leuchtet", schrieb die „Flamme" Januar 1885.

Wie weit hat sich die Verheißung seitdem erfüllt? In Schweden begegneten die Crematisten keinen Hindernissen seitens der Gesetze oder der Behörden. Ein „Stockholmer", später „schwedischer Leichenverbrennungs-Verein" bildete sich 1882 mit Herrn Oberst Klingenstierna als Vorsitzenden

und Herrn Per Lindell als Secretär. Er baute Oefen in Stockholm und Gothenburg. Den 23. März 1885 wies die Vereinsmatrikel 1676 Mitglieder auf, 882 in Stockholm, 218 in Gothenburg, 35 außerhalb Schwedens, größtentheils in Finnland — Frauen waren darunter 225 —, ungefähr die Hälfte waren Handel- oder Industrietreibende, 52 Aerzte, 11 Professoren, 5 Docenten, 29 sonstige Lehrer, 36 Studenten (darunter 22 Mediciner), 2 Geistliche[1]. Im April 1888 betrug die Zahl der Vereinsmitglieder in Stockholm 2341, in Gothenburg 476, in Helsingborg 146, in Gefle 56[2]. — Der Kopenhagener Cremationsverein constituirte sich 1881 unter dem Vorsitz des Herrn Dr. jur. Goos, damals Professor der Rechtswissenschaft an der Kopenhagener Universität, seit letztem Sommer zum Cultusminister ernannt. Das dänische Gesetz schreibt vor, daß ein Religionsdiener Erde auf die Leiche werfe; und das Bestattungsrituale der lutherischen Volkskirche setzt Beerdigung voraus. Der Vereinsvorstand wandte sich deswegen an das Ministerium und an das Folkething (Unterhaus) um Erlaubniß zur Leichenverbrennung und zur Mitwirkung der Geistlichkeit dabei; denn „die erstere Erlaubniß würde in Dänemark ohne wesentliche praktische Bedeutung bleiben, wenn alle kirchlichen Ceremonien bei Uebergabe der Leiche zur Auflösung in Wegfall kämen"[3]. Da beide Schritte erfolglos blieben, glaubte man, ein fait accompli schaffen zu sollen, baute einen Leichenofen bei Kopenhagen und verbrannte darin zwei aus Schweden herübergeschaffte Leichen, die eines Lunder Zuchthäuslers und die eines Militärs. Auf das Veto des Justizministeriums hin strengte der Verbrennungsverein einen Proceß gegen dieses an, wurde aber mit seiner Klage in beiden Instanzen abgewiesen, endgiltig im Januar 1891. Ein erneuter Antrag auf facultative Leichenverbrennung gelangte am 9. Januar dieses Jahres an das Folkething, in welchem der Justizminister eine geeignete Grundlage für Verhandlungen sah. Soeben (5. April) meldet der Telegraph, daß der König den Gesetzentwurf über Leichenverbrennung sanctionirt hat.

Der Londoner Leichenverbrennungs-Verein, der älteste von allen, wurde 1874 auf Betreiben des Mr. Henry Thompson gegründet. Der schon 1875 begonnene Bau eines Leichenofens mußte sistirt werden, da der Bischof von London Einsprache dagegen erhob. Die Regierung wies

---

[1] Theologisk Tidskrift utgifven af M. Johansson, Upsala, 25. Årgång 1885, S. 446 ff.

[2] Meddelanden, I. S. 7. Goppelsroeber S. 34.

[3] Förste Aarsberetning S. 20.

wiederholte Gesuche des Vereins um Gestattung der Cremation ab; die Frage gehöre vors Parlament. Hier aber, im Unterhause, wurde ein Gesetzvorschlag zur Regelung der Cremation mit 149 Stimmen gegen 79 verworfen. Unterdessen war man via facti vorgegangen. Ein Arzt in Wales hatte die Leiche seines Söhnchens auf einem Scheiterhaufen im Freien verbrannt. Die Leichen des Capitäns Hanham und seiner Frau waren in dessen Privat-Crematorium verbrannt worden. Beide Male wurde Klage erhoben; beide Male wurden die Angeklagten freigesprochen, weil kein englisches Gesetz Erdbestattung vorschreibe oder Feuerbestattung verbiete. Auf Grund dieser richterlichen Erkenntnisse wurde dann der Leichenofen in Woking in Gebrauch genommen. Vom 26. März 1885 bis Ende 1889 wurden hier genau hundert Leichen verbrannt [1].

In Frankreich hatte der Minister des Innern und des Cultus, Constans, ein zweimaliges Gesuch des Pariser Municipalrathes um Vorlage eines Cremationsgesetzes und interimistische Genehmigung des Verbrennens secirter Leichen in den Jahren 1880 und 1881 abschlägig beschieden. Der zur selben Zeit auf Gambetta's Betreiben entstandene Leichenverbrennungs-Verein richtete ein Gesuch um die gleichen Bewilligungen, wie sie in anderen Ländern gegeben wären, an Constans' Amtsnachfolger, zuerst an Waldeck-Rousseau, dann an Goblet, erhielt aber beide Male denselben abschlägigen Bescheid. Endlich stellten Casimir Périer und andere Abgeordnete 1882 im Parlamente einen Antrag auf facultative Cremation. Aber erst März 1886 wurde die Frage entschieden durch Annahme eines Amendements zum Gesetzentwurf über das Begräbnißwesen mit 323 gegen 180 Stimmen. Im Pariser Leichenofen wurden bis Ende 1889 verbrannt: 483 Spitalleichen, 217 Leichen Neugeborener aus den Entbindungsanstalten, auf Wunsch der Familien der Verstorbenen aber nur 48 Leichen. Jetzt wird in Paris mit Hochdruck für Leichenverbrennung gearbeitet. Der Stadtrath läßt jedem, welcher einen Todesfall auf einer Pariser Mairie anzuzeigen hat, Notice sur les formalités et conditions à remplir pour les incinérations à Paris zustellen [2].

In Brüssel bestehen zwei Crematistenvereine; aber das belgische Gesetz schreibt Beerdigung vor. Dasselbe gilt vom holländischen Gesetz. Eingaben des sehr rührigen Vereins an Krone und Generalstaaten blieben erfolglos. Auf einer Generalversammlung der holländischen Crematisten

---

[1] Pini, La crémation. p. 85 ss. Dr. Levison, Anden Aarsberetning. S. 120. Goppelsroeder S. 38.

[2] „Flamme" 29, 238. Goppelsroeder S. 55.

in Haarlem, September 1885, äußerte ein Herr Dr. Lavoir, da der Bau eines Leichenofens auf holländischem Boden vorläufig aussichtslos sei, so sei zu wünschen, daß auf preußischem Boden, unweit der Grenze, ein solcher errichtet und den kommenden Geschlechtern „des Revelaer der Crematisten" werde. So druckt „die Flamme" (22, 183) — offenbar sinnlos; ob aber auch absichtslos? Kaum. Der Leser substituirt sofort „das Kevelaer" [1].

Damit betreten wir den Boden der Heimat. Wie verhält es sich mit der Bewegung in Deutschland? Daß Jakob Grimm, Moleschott und der Oberstabsarzt Trusen hier schon in den fünfziger Jahren der Leichenverbrennung das Wort geredet hatten, ist früher in diesen Blättern erwähnt worden. Eine Petition Trusens um Einführung der Leichenverbrennung erledigte das preußische Abgeordnetenhaus durch Uebergang zur Tagesordnung. Die Herren Reclam, Küchenmeister und Siemens nahmen die Arbeit in den siebenziger Jahren wieder auf. Letzterer construirte den ersten rationellen Leichenofen, und zwar in Dresden. Hier wurde 1876 ein allgemeiner Cremationscongreß gehalten. Dieser gab den Anstoß zur Erbauung eines Ofens in Gotha, „dem deutschen Nazareth (!) in der Feuerbestattung", worin am 10. December 1878 die erste Leiche verbrannt wurde. Die staatliche Genehmigung der Cremation wurde jedoch durch Verordnung vom 2. Juni 1881 wieder beschränkt: in jedem einzelnen Falle bedarf es nunmehr schriftlicher Erlaubniß der Gothaer Ortspolizei, die davon abhängig gemacht wird, daß der Verstorbene selbst oder dessen Angehörige die Feuerbestattung gewählt haben, und daß von seiten des Gerichtes nichts im Wege steht [2]. Verbrannt wurden in Gotha in den Jahren 1878 bis 1889 resp. 1, 17, 16, 33, 33, 46, 69, 76, 95, 110, 95 und 128 Leichen [3].

Auf einem Delegirtentage in Gotha am 27. September 1886 schlossen sich die zehn Leichenverbrennungs-Vereine deutscher Zunge nach dem Vorgange der italienischen und holländischen mit deren Lega Italiana und Allgemeene Vergadering der Vereeniging voor Lykenverbranding zusammen zu einem „Verbande der deutschen Vereine für Reform des Be-

[1] Wollte die Redaction des Judenblattes, die an anderen Stellen freilich uns Katholiken gegenüber weniger diplomatisch zu Werke geht, sich diesmal vielleicht in Unwissenheit und Unschuld hüllen, um die Gefühle etwaiger katholischer Leser zu schonen? Bei der sonstigen Correctheit ihres Druckes ist es schwer, sich dieser Vermuthung zu entschlagen.

[2] Vgl. Der Leichenverbrennungs-Apparat in der Stadt Gotha und dessen Benutzung.

[3] „Neue Flamme" 9, 89 und Goppelsroeder S. 32.

stattungswesens und für facultative Feuerbestattung" mit einem „Gesammtausschuß". Auf demselben Tage wurde über die Stellungnahme der verschiedenen deutschen Landesregierungen zur Cremationsfrage berichtet: „Die sächsische Regierung verschließe sich der Frage absolut; nicht viel besser stehe es mit der preußischen Regierung, die wegen des mangelnden Interesses im Volke ein Nähertreten abgelehnt habe; in Oesterreich stehe es für den Augenblick aussichtslos; die Hamburger Regierung werde, wenn Kapital und Betriebsmittel vorhanden seien, sofort ihre Zustimmung zur Erbauung eines Crematoriums, doch nur zur Verbrennung Hamburger Leichen, geben; im Großherzogthum Hessen habe die Regierung abschlägig geantwortet, da kein Bedürfniß vorhanden sei." [1] So schließt denn auch Herr Dr. Goppelsroeder seinen Ueberblick über die Bewegung in Deutschland mit dem Klageruf: „Obgleich in Deutschland eine ganze Reihe von Vereinen für Feuerbestattungen existiren, so in Berlin, Bremen ..., trotz der großen Anstrengungen von seiten der Feuerbestattungsvereine von Berlin und Darmstadt mit ihren belehrenden, speciell die Feuerbestattung behandelnden Journalen ‚die Flamme' und ‚der Phönix', ist Gotha doch bis heute noch (13. Februar 1890) die einzige deutsche Stadt, in welcher die Cremation zur Ausführung gelangt ist."

Diese Sprödigkeit der Regierungen ist begreiflich und consequent.

Die preußischen Minister des Innern und des Cultus hatten am 15. März 1875 ein Gesuch des Berliner Vereinsvorsitzenden um Gestattung der Leichenverbrennung ablehnend beschieden: es dürfe bei den vorherrschenden religiösen Anschauungen und den sich fast allgemein kundgebenden im Gemüthe begründeten Gefühlen der Pietät gegen den Leichnam eines Angehörigen mit Sicherheit angenommen werden, daß die Verbrennung der Leichen auch in Zukunft kaum einen größern Anklang finden werde. Neun Jahre später, am 8. Februar 1884, wurde von denselben Stellen als Antwort auf ein erneutes Gesuch einfach auf diesen Bescheid verwiesen.

Am 1. Juni 1875 glaubte kein Geringerer als Herr Dr. Virchow im preußischen Abgeordnetenhause eine Lanze für facultative Cremation einlegen zu sollen. Windthorst-Bielefeld secundirte. Aber vergebens. Zehn Jahre später klagte „die Flamme": „Leider hat sich noch nicht erfüllt, was der Abgeordnete Windthorst unter dem Eindrucke der Virchow'schen Rede sagte: ‚. . . Im übrigen glaube ich darauf verweisen zu müssen, daß wir nicht mehr in den Anschauungen der ersten Jahrhunderte der

[1] „Neue Flamme" 1, 14 u. 17.

Christenheit leben; wir sind vorgeschritten; es weht ein anderer Geist durch die Welt; sie wird schöner und besser mit jedem Tag, und dazu wird auch die Erfüllung unseres Antrages beitragen.'" [1]

Im Jahre 1885 brachte der Berliner Verein durch eifriges Agitiren eine Petition an den deutschen Reichstag um facultative Leichenverbrennung zu stande, ohne jedoch damit etwas auszurichten. Die „Evangelisch-lutherische Kirchenzeitung" vom 24. December 1885 bemerkte dazu: „Die Petition des Vereins weist aus 138 Städten des Reichs und aus 166 Städten Preußens 23 365 Unterschriften nach, und man zählt 6000 derselben von Arbeitern, 1942 von Aerzten, 1046 von Professoren und Juristen, 1045 von königlichen Beamten, 849 von Lehrern (!), 361 von Frauen, 3 von Rabbinern und 10 von evangelischen Geistlichen, obwohl ‚die Flamme', das Organ des Berliner Vereins für Feuerbestattung, den Geist, aus welchem die ganze Bewegung geboren ist, schon allein durch den einen Vers verräth: ‚Wenn ich einmal der Herrgott wär', mein erstes wäre das: Ich nähme alle Pfaffen her und machte daraus Gas; mit diesem Gas erleuchtet' ich die ganze weite Welt, dann wär's an unserm Firmament mit Finsterniß zu End'.' Jedenfalls sind also nicht so viel Unterschriften gefunden, als ein einziger Wahlkreis des Reichstags Stimmen zählt. Mögen die Organe der Kirche für die Aufrechterhaltung der kirchlichen Sitten bei der Beerdigung eifrig eintreten. Dann wird der Agitation für Leichenverbrennung am erfolgreichsten entgegengetreten. Die Legende von der Schädlichkeit der Kirchhöfe ist, wie nicht oft genug erinnert werden kann, durch den Wiener Aerztecongreß von 1881 völlig abgethan."

Vom Reiche abgewiesen, wandte man sich wieder an Einzelstaaten, im Großherzogthum Hessen mit einigem Erfolg. Im Mai 1887 nahm hier nämlich die Zweite Kammer den Antrag des Darmstädter Oberbürgermeisters Ohly und Genossen auf Ermöglichung der Feuerbestattung trotz dem entschiedenen Widerspruche der Regierung mit allen gegen acht Stimmen — die Kammer zählte 50 Abgeordnete — an, ebenso einen Antrag Buchners, daß der Feuerbestattung kein polizeiliches Hinderniß entgegengestellt werde. Abgeordneter Ohly begründete, nach dem „Mainzer Journal", seinen Antrag ausführlich als eine Forderung der Gewissensfreiheit, der Toleranz, der Pietät, der Hygiene. Staatsminister Finger sprach vom Gegensatze christlicher und heidnischer Lebensanschauung. Wenn auch kein

---

[1] „Flamme" 17, 137.

religiöses Gebot der Feuerbestattung entgegenstehe, so habe sich doch im Gegensatz zu der heidnischen Verbrennung eine Sitte auf die christliche Anschauung der menschlichen Würde gebildet. Man habe sich gescheut, den Menschenleib mit Gewalt zu zerstören, und an dieser Sitte werde er nicht rütteln. Wolle man der Vernichtung dieser religiösen Sitte das Wort reden, so dürfe man sich darüber nicht täuschen, daß man dadurch einen Pfeiler unserer Staatsordnung ausbreche, auf dem der Staat zum großen Theil ruhe. Das Centrum ließ durch Franck eine Erklärung abgeben, daß seine Mitglieder die Bewegung zu gunsten der Feuerbestattung als eine antichristliche betrachteten. Hätten sie die facultative Feuerbestattung bei uns vorgefunden, würden sie nicht dagegen angekämpft haben; aber auf keinen Fall könnten sie die Hand dazu bieten, eine Einrichtung einzuführen oder das Ministerium zu deren Einführung zu drängen, welche sie als gegen die christliche Sitte gerichtet erkennen. Sie wollten nicht behaupten, daß die Antragsteller von einer solchen Absicht bestimmt würden, aber ihrem Ersuchen könnten sie aus den angeführten Gründen nicht zustimmen [1].

Einen andern Standpunkt nahm die Landesvertretung des Königreichs Sachsen ein. „Vorgestern“, berichtete die ‚Kölnische Volkszeitung‘ vom 11. Februar 1888, „wurde in der Ersten Kammer eine Petition des Dresdener Feuerbestattungs-Vereins ‚Urne‘, welche um Zulassung der facultativen Feuerbestattung im Königreich Sachsen bat, einstimmig ad acta gelegt. Der katholische Bischof Bernert erklärte, nach der ‚Frankf. Zeitung‘, daß es der katholischen Christenheit überhaupt verboten sei, Vereinen beizutreten, welche die Feuerbestattung befürworten, und der protestantische Oberhofprediger Dr. Kohlschütter constatirte, daß das evangelisch-lutherische Landesconsistorium die Geistlichen angewiesen habe, daß sie weder verpflichtet noch berechtigt seien, bei Feuerbestattungen sich seelsorgerisch zu betheiligen. Auch der Leipziger Superintendent Pank erklärte sich entschieden gegen die Feuerbestattung.“

Wir kommen zu dem Resultat, daß trotz aller Bemühungen von seiten der Crematisten ihre Sache sehr wenig gefördert worden ist. Im wesentlichen liegt sie noch ebenso wie 1884: Italien und Nordamerika sind noch allein das Eldorado der Leichenverbrennung.

Den ethischen Charakter der Bewegung werden wir demnächst ins Auge zu fassen haben.

Aug. Perger S. J.

---

[1] Köln. Volksztg. „Neue Flamme“ 2, 124.

Feldmarschall Joseph Graf Radetzky.

Schon im Jahre 1858, in dem man den greisen Feldherrn zur Ruhe bettete, hat man von einer Radetzky-Literatur gesprochen, und kein Wunder dies! Fast ein Jahrhundert lang hatte er dem Kreise der Lebenden angehört, in 73 Dienstjahren unter fünf Kaisern dem Vaterland ruhmreich gedient, in 17 Feldzügen gekämpft, als Oberfeldherr in zahlreichen blutigen Schlachten gesiegt. Vierzig der höchsten Orden, die seine Brust bedeckten, zwei Marschallstäbe, die neben dem brillantenbesetzten Ehrendegen des russischen Czaren auf seinem Sarge ruhten, 140 Generale aus allen deutschen und vielen außerdeutschen Staaten, die leidtragend seiner sterblichen Hülle folgten, bekunden genugsam die Bedeutung, welche das militärische Europa ihm beigemessen.

Vier große Epochen der Kriegführung hatte er gesehen und miterlebt. In dem letzten der Türkenkriege, mit welchem die eine zum Abschluß kam, hatte er sich die erste militärische Auszeichnung errungen. Die wilden Revolutionsarmeen Frankreichs hatte er unterliegen und siegen gesehen; den Verzweiflungskampf des alten Kaiserstaates gegen den emporgekommenen corsischen Cäsaren hatte er vom Anfang bis zum Ende mitgefochten. Den großen Befreiungskrieg Deutschlands hat er als der Bravsten einer nicht bloß mit durchkämpft, sondern mitbelebt und mitbeseelt.

Unter dem großen Laudon, an Suwarows Seite, unter dem erlauchten Sieger von Aspern hat er ruhmreich gestritten, Napoleon hat ihm als Gegner gegenübergestanden, Gneisenau war ihm Gesinnungsgenosse und Freund, Wellington Gönner, der Russe Diebitsch bewundernder Verehrer. Der alte Feldmarschall Wrangel kam aus der Ferne zu ihm nach Italien, seine Truppen und Manövers zu sehen und sein Gast zu sein. Der Sieger von Custozza, Erzherzog Karls ruhmreicher Sohn, hat unter ihm seine Schule gemacht.

So war es denn in der Ordnung, daß vor allem die Veteranen der Armee zur Feder griffen, seine Kriegsthaten zu schildern, sein Bild und Beispiel der Nachwelt zu überliefern. Alte Generale, wie Schönhals, Heller, Haymerle, der Preuße Willisen, haben sich mit ihm und seinen Feldzügen beschäftigt; vor wenig Jahren erst hat Feldzeugmeister Graf Thun Radetzky's eigene Aufzeichnungen in die Oeffentlichkeit bringen lassen, und noch das Jahr 1890 hat aus der Feder des Major v. Duncker eine zusammenfassende neue biographische Skizze gebracht.

Aber noch hat „Vater" Radetzky nicht gleich dem Prinzen Eugen seinen Arneth gefunden. Man darf sagen, daß sein Leben erst noch zu schreiben, seine ganze Bedeutung erst noch zu erfassen sei. Gar manches wichtige Schriftstück von seiner Hand harrt noch in den Archiven der Veröffentlichung; anderes findet sich nur bruchstückweise hier und dort zerstreut. Sein ausgebreiteter Briefwechsel mit vielen ihm befreundeten hochgestellten Männern des In- und Auslandes ist nie gesammelt worden, seine gesammelten „Denkschriften", wichtig

für die Beurtheilung seiner Person, hochwichtig für eine große Periode vaterländischer Geschichte, sind selten geworden, und dabei sind sie leider fast unbeachtet geblieben für die Geschichtschreibung [1].

Es ist, als ob eine Nothwendigkeit, durch besondere Veranstaltungen sein Andenken gegenwärtig zu halten, bislang nicht gefühlt worden sei. Zu lebendig noch steht er da — wie sein Kaiser es ausgedrückt hat, da er ihm huldvoll die letzten Ruhetage bewilligte —, „geliebt und geehrt von allen österreichischen Herzen". In Sage und Volkserzählung, in Lied und Klang, in Scherz und Ernst lebt er fort, der gute „Vater" Radetzky, der siegreiche Held, dem sich noch um das silberweiße Haupt frisch der grüne Lorbeer geschlungen. Prag, Innsbruck und Laibach, die Hauptstädte von Böhmen, Tirol und Krain, haben ihm Standbilder errichtet, und aufgerufen durch die Stimme des Siegers von Custozza ist nun auch die Hauptstadt der Monarchie gefolgt.

Die Enthüllungsfeier des geschmackvollen Denkmals, das, einfach und großartig, so treu das Wesen des Helden wiederspiegelt, läßt noch einmal die Blicke Europa's zurückkehren zu seinem an Ruhm und Thaten so reichen Leben, seiner weltgeschichtlichen Bedeutung, seiner gewinnend liebenswürdigen, „wunderbar milden" Persönlichkeit.

Am Allerseelentag war er geboren, wie Maria Antoinette, elf Jahre später als diese unglückliche Tochter seines Kaiserhauses (1766); ihm hat der Tag kein Unglück bedeutet. Achtzehn Jahre später trat er als kriegsbegeisterter Cadett in die Armee. Er war zum Soldaten wie geschaffen, ein bildhübscher, kräftiger Mann, vorzüglich gewandt in allen Leibesübungen, behender Fechter, kühner Jäger, ebenso eleganter als leidenschaftlicher Reiter; im Feldlager gemüthlich und unverwüstlich heiter als Kamerad, im Salon feiner Cavalier, gewandter Tänzer, vorzügliches gesellschaftliches Talent. In dreißigjähriger, schwerer Schule ist er vom kühnen Reiterofficier zum Feldherrn gereift. Aber schon als junger Lieutenant hat er die kaltblütige Waghalsigkeit, die eigenthümliche Findigkeit, die Raschheit der Auffassung und des Entschlusses an den Tag gelegt, welche den künftigen Feldherrn verrathen. Kühne Wagnisse und glückliche Reiterstücke bezeichnen seine Laufbahn. Vor der Schlacht bei Fleurus 1794 durchschwimmt er, nur von sechs Braven begleitet, in der Nacht die Sambre, um über den Stand der Dinge in der Festung Charleroi unter vielfacher Todesgefahr dem Feldherrn die dringend nöthige Kunde zu bringen. Zwei Jahre später stürzt er sich unter dichtem Kugelregen mit seinem flinken Ungarpferd in die Fluten des Mincio, nachdem er dessen Uebergang lange heldenmüthig dem Feinde gewehrt und seinen Feldherrn gerettet. Bei Masi schwimmt er 1805 mit einer kleinen Husarenabtheilung durch die Etsch und macht bei hellem Mittag 30 Franzosen durch Ueberrumpelung zu Gefangenen; vier Jahre später gelingt es ihm, an der Donau denselben Streich zu wieder-

---

[1] Vgl. W. Oncken, Zeitalter der Revolution, des Kaiserreiches und der Befreiungskriege. Berlin 1886, II, 715. Eine zum erstenmal gedruckte, sehr interessante Denkschrift ebenda S. 721, „ein Denkmal der Gesinnung und der Beredsamkeit ihres nachmals so berühmten Verfassers".

holen. Bei Fleurus 1794, beim Sturm auf die Mainzer Schanzen 1796, bei Hohenlinden 1800 hat er Wunden davongetragen, bei Marengo ward sein Rock von fünf Kugeln durchbohrt und sind ihm zwei Pferde unter dem Leibe getödtet worden. Im ganzen ist er siebenmal verwundet worden und hat neun Pferde unter dem Leibe verloren. Bezeichnend für seine ganze Art ist der Vorfall bei der Schlacht von Hohenlinden. Im Handgemenge drückt er die Pistole ab auf einen feindlichen Officier. Doch sie versagt. Da holt er aus und wirft sie mit solcher Wucht dem Feinde an den Kopf, daß dieser kampfunfähig wird. Bei einer Recognoscirung gegen Graz 1805 legt er mit einem Ulanenregiment in fünf kurzen Novembertagen meist durch Gebirgsgegend 36 deutsche Meilen zurück. 1809 handelt er auf eigene Verantwortung hin dem ausdrücklichen Befehle zuwider, und es gelingt ihm durch meisterhaft geleiteten Widerstand gegen eine zehnfach stärkere Macht eine ganze Armeedivision zu retten, die ohne ihn rettungslos verloren war.

In den verschiedensten Stellungen und Verwendungen, selbst bei verschiedenen Waffengattungen wurde er in dieser Zeit erprobt. Dabei sind zwei Gaben ihm vorzüglich zu statten gekommen. Die eine, die er in außergewöhnlichem Grade besaß, war die, das Vertrauen der obersten Führer zu erwecken. Als Ordonnanzofficier schon in Lacy's Umgebung, erwarb er sich bei Beaulieu und nicht minder bei Melas das vollste Zutrauen und oft weitreichenden Einfluß. Zu mehreren der schönsten Erfolge, die Melas errang, hat gerade er bedeutsam mitgewirkt. Dadurch war es ihm früh schon vergönnt, wirkliche Feldherrnthaten zu vollbringen, und schon als dreißigjähriger Major hat er einmal für kurze Zeit factisch die gesammte Oberleitung der Armee in Händen gehabt [1]. Eine nicht minder werthvolle Gabe war es, daß er die seltene Kunst verstand, von den Fehlern anderer zu lernen. Die Uebelstände und Fehlgriffe, die er Feldzug für Feldzug mit all ihren Folgen vor Augen sah, haben ihn zu dem gemacht, was er wurde.

Der große Befreiungskrieg Deutschlands 1813 traf Radetzky als den Generalstabschef des Oberstcommandirenden der verbündeten Truppen, des Fürsten Schwarzenberg. Die Erfahrung von 30 Jahren hatte ihn zum Meister gemacht in der Kriegführung, wie in der Selbstverläugnung; beides war hoch von nöthen in seiner verantwortungsreichen neuen Stellung. Eines Mannes wie Schwarzenberg hatte es bedurft, seiner Erfahrung und Kenntnisse, seiner diplomatischen Feinheit, seines Wohlwollens und seiner gewinnenden Persönlichkeit, seiner Pflichttreue und Selbstverläugnung, um 14 alliirte Mächte zusammenzuhalten und ein so bunt gemischtes Streitheer — unbeirrt durch so vielfach auseinandergehende strategische Anschauungen, durch so vielfache störende Einmischung politischer oder persönlicher Interessen und Rücksichten — einigermaßen fest und einheitlich zu führen. Radetzky war des Fürsten strategisches Auge. Er hat die Feldzugspläne entworfen und im Kriegsrath vertreten und durchgefochten. Aber zugleich hat sein liebenswürdiges, versöhnendes Wesen

[1] Vgl. (v. Heller,) Der k. k. Feldmarschall Graf Radetzky, eine biographische Skizze von einem österreichischen Veteranen, S. 21.

— soldatische Ehrlichkeit, deutsches Herz bei einem geistreichen Kopf voll urwüchsiger Einfälle — ihm in vorzüglichem Grade die Liebe und Achtung der fremden Generale, das Vertrauen der fremden Souveräne erworben. Die Beliebtheit und das Ansehen, die er trotz mancher sachlichen Gegnerschaft bald allgemein genoß, haben Schwarzenberg und Metternich ihre Riesenaufgabe nicht wenig erleichtert [1].

Wie das versöhnliche, so war er auch das energische Element des hohen Commandos. Die vier großen Etappen des gewaltigen Kampfes: der Sieg bei Kulm mit seiner politisch und moralisch unberechenbaren Tragweite, die Völkerschlacht bei Leipzig mit ihrer militärisch entscheidenden Bedeutung, der Uebergang über den Rhein und der entschlossene Marsch auf Paris: das alles sind Ereignisse, die sich an Radetzky's Namen knüpfen, zum guten Theil auf seinen Leistungen und Anstrengungen ruhen und allein hinreichen, ihn zu verewigen. Ohne sein heißes Kämpfen und Bemühen hätte wahrscheinlich nie ein fremder Soldat französischen Boden betreten, und die Geschicke Europa's wären anders gefallen.

Mit dem zweiten Pariser Frieden schien Radetzky's Ruhmeslauf vollendet. Bald legte er seine Stelle als Chef des Generalquartiermeisterstabes nieder, indem er sich der Möglichkeit beraubt sah, das für sein Vaterland zu leisten, was ihm nothwendig deuchte. Seine Amtirung als Divisionär in Oedenburg und Pest, mehr noch die als Festungscommandant in Olmütz waren wenig erquicklich und schienen, wie bei so manchem andern wackern deutschen Officier, der Uebergang durch Ungnade und Zurücksetzung zum Ruhegehalt. Und doch war es für ihn die Vorbereitungszeit zu einer zweiten großen Aufgabe seines Lebens, der eines Lehrers, Bildners, Reorganisators der österreichischen Armee. Der Mann, von dem als achtzigjährigem Greis Fürst Windischgrätz geschrieben, er finde ihn so, wie er immer gewesen, „von äußerster Lebhaftigkeit und voll von vielleicht nur *zu* zahlreichen Ideen“ [2], glaubte nicht, in der Vollkraft seiner 50 Jahre auf weiteres Streben und Schaffen verzichten zu dürfen.

Die Schulbildung seiner Jugend war, wie er selbst oft beklagt hat, eine in seinen Augen mangelhafte gewesen. Aber schon als junger Lieutenant war er zu der Erkenntniß gekommen, die er in späteren Schriften immer wiederholte, dem Soldaten sei das Studium Pflicht. Kaum aus dem Türkenkrieg in die Garnison nach Böhmen zurückgekehrt, warf er sich mit Eifer auf die Kriegswissenschaften. In den Ruhejahren zu Oedenburg (1801—1805) schulte er sein Kürassierregiment zum Muster und „Lehrregiment der Armee“, so daß er die Augen des Generalissimus auf sich zog, welcher Officiere sämmtlicher Reiter-

---

[1] Noch am 22. August schreibt Metternich: „Wir — Sie und ich — mein lieber Feldmarschall, haben schwere Zeiten durchlebt, *große Dinge im vollsten Einverständnisse durchgeführt*, und sind von der Vorsehung bestimmt, unsere alten Tage nicht in Ruhe genießen zu können . . .“ Nachgelassene Papiere VII, 473.

[2] Der k. k. österreichische Feldmarschall Fürst Windischgrätz, eine Lebensskizze. Berlin 1886, S. 99.

regimenter zu ihm abordnete. In jener Zeit schon entstanden seine später berühmt gewordenen „Grundzüge zu den Vorschlägen für das Manövriren in größeren Körpern". Wie vor ihm sein Freund, der Infanterie-Oberst Bianchi, nach ihm der Oberst der Constantin-Kürassiere, Fürst Windischgrätz, richtete er ein eigenes Lesecabinet (Bibliothek) für seine Officiere ein, emsig darauf bedacht, mit dem Corpsgeist auch die fachmännische Bildung bei ihnen zu heben, die er im Felde so oft bei anderen vermißt hatte. Von 1809—1812 hatte er unablässig auf Aenderung der gesammten Heeresverfassung hingearbeitet, und wenn auch sein Bemühen scheiterte, so gelang es ihm, wenigstens auf die fachwissenschaftliche Thätigkeit im Generalstab fördernd einzuwirken. Schon in jenen bewegten Zeiten war seinem Scharfblick nichts entgangen. Jetzt erläßt er eigene Instructionen über Zäumung, Sattelung und Packung, dann wieder übernimmt er die Neuorganisation des Militär-Fuhrwesencorps und des Thierarznei-Instituts — er hatte jahrelang den Pferdekrankheiten und Heilmethoden eingehende Studien geweiht —; dann wieder steht er an der Spitze des durch Erzherzog Karl ins Leben gerufenen Equitationsinstituts für die kaiserliche Armee in Wiener Neustadt. Zugleich beschäftigen seinen Geist weittragende staatsmännische oder administrative Fragen, und die Früchte seines Nachdenkens, seiner Beobachtung und Erfahrung sind in seinen Denkschriften uns erhalten.

Kaum war nun durch Napoleons Niederwerfung Ruhe für Europa zurückgekehrt, als Radetzky, über den eben jetzt von allen Seiten die herbsten Prüfungen hereinbrachen, mit einer Art von Leidenschaft die alten Studien wieder aufnahm, die sich über alle Fächer der Militärwissenschaften und noch verwandte Gebiete erstreckten. Seine reichhaltige kartographische Sammlung, hervorgegangen aus seinem Interesse für Terrainstudien und geographische Anschauung, hat ihrer Zeit durch ihren wissenschaftlichen Werth Berühmtheit erlangt [1].

Mit manchem durchgreifenden Aenderungsvorschlag war er um diese Zeit auch kühn hervorgetreten. Allein dies hatte die Schwierigkeit seiner Lage und die Zahl seiner Gegner nur vermehrt — „viel Mißgunst, Neid und Verlästerung erfahrend von den starr am Althergebrachten Haltenden und jede Neuerung als einen Einbruch in ihre traditionelle Domäne Betrachtenden" [2]. Kerniger noch hat 1833 der badische Generallieutenant Frhr. v. Tettenborn es von Wien aus Radetzky selbst gegenüber ausgesprochen: „Die alten Faulpelze wollen nicht, daß man sie aus ihrem behaglichen Schlaf wecken soll." [3]

Aber mit dem Jahre 1830 begann aufs neue die Revolution ihr Medusenhaupt zu schütteln, und die Noth der Zeit heischte Männer. Eben noch bei Seite geschoben als Neuerungssüchtiger und Schuldenmacher [4], und nur durch

---

[1] Beim plötzlichen Ausbruch der Revolution in Mailand fiel sie in die Hände der Plünderer und ging mit dem größten Theil der werthvollen Bibliothek verloren.

[2] A. v. Haymerle, Biographie des k. k. Feldmarschalls Jos. Graf Radetzky. Wien 1886, S. 32.

[3] Graf Radetzky, von einem österreichischen Veteranen (v. Heller), S. 309.

[4] Wie unverdient dieser Vorwurf war, vgl. Duhr, Briefe des Feldmarschalls Radetzky an seine Tochter Friederike, S. 18 ff.

des Kaisers persönliches Wohlwollen noch im Dienste erhalten, sah ihn das Jahr 1831 plötzlich wieder in einflußreicher Stellung, an der Spitze der italienischen Armee. Hier war nun für seine Reformpläne ein weites Feld und ziemlich freie Hand geboten, und er säumte nicht, seine ganze Kraft dafür einzusetzen. Jetzt schulte er sich jene prächtige Truppe, die nachher unter seiner Führung so Staunenswerthes geleistet. Die Manöverordnung gelangte zur Ausübung, seine großen Manöver hatten bald europäischen Ruf, und aus fremden Staaten, zumal aus Preußen und Rußland, kamen hervorragende Officiere, zu prüfen und zu lernen.

Unterdessen konnte auch der Staatsmann Radetzky sich bewähren. Das gute Einvernehmen mit den benachbarten italienischen Höfen wurde durch ihn sorgfältig gepflegt, die aufsteigende Wolke in Piemont unverrückt im Auge behalten. Aber seine Warnungen, seine Vorschläge, seine Bitten blieben in Wien ungehört, theils wegen der heillosen Noth der Finanzen, theils durch üblen Willen oder mangelndes Verständniß. Selbst sein alter Waffenbruder Graf Hardegg, der Präsident des Hofkriegsrathes, ließ ihn im Stich. Noch Ende 1847 drängte der Feldmarschall in Wien: „Der Verlust Italiens wäre der Todesstoß unserer Monarchie. Ich werde ihn nicht überleben. Ich stehe am Ziel . . .“ [1] Aber in Wien behauptete man, er sei vor Altersschwäche kindisch geworden [2].

Plötzlich brach der Sturm los: Wien und Ungarn im Aufruhr, der Kaiser machtlos in Innsbruck, Metternich entfernt. Piemont, bundesbrüchig, zieht mit überlegener Macht gegen die Lombardei; Gesammt-Italien, wie fortgerissen von der revolutionären Bewegung, steht mit ihm im Bund; Venedig pflanzt die Fahne des Aufruhrs auf — in Mailand tobt der Straßenkampf. Es bleiben dem Feldherrn 55 000 Mann — darunter Italiener, denen man nicht trauen kann —, leere Kassen, Mangel an allem, zumeist an Lebensmitteln. Damit soll er den Aufstand von vier Millionen bändigen und ganz Italien gegenübertreten!

Da sah die Welt das einzige Schauspiel: ein Greis von 82 Jahren ersteigt auf blutiger Wahlstatt erst noch die Höhe seines Ruhmes. „Noch ruht der Degen fest in meiner Hand, den ich durch 65 Jahre mit Ehren auf so manchem Schlachtfeld getragen; ich werde ihn gebrauchen“, so hieß es im ersten Armeebefehl. Was nun folgte, ist bekannt. Wiewohl auf allen Punkten siegreich, war in der Nacht des 22. März der Feldherr mit seinen Truppen von Mailand abgezogen. In unsäglich schwieriger Lage sammelt er bei Verona seine Kräfte. Noch bevor die ersehnte Verstärkung unter Graf Nugent eingetroffen, siegt er, mit der größten Sparsamkeit in Verwendung seiner Streitkräfte, in blutiger Feldschlacht über einen dreimal überlegenen Feind. Elf Tage später weiß er sich stark genug, die Offensive zu beginnen. Im Ausland hatte man gewitzelt über seine „napoleonischen“ Tagesbefehle und Proclamationen, die aus der schwungreichen Feder des Generals Schönhals geflossen. Aber den napoleonischen Reden waren napoleonische Siege gefolgt; 14 Tage nach Beginn der Offensiv-

---

[1] (v. Heller) a. a. O. S. 346.

[2] Der k. k. österreichische Feldmarschall Fürst Windischgrätz, S. 99.

Action waren sechs neue blutige Schlachten siegreich geschlagen, die Lombardei erobert, Mailand wieder besetzt. Kein Feind stand mehr auf österreichischem Boden. Siegreich wurde dann Schlag auf Schlag die Revolution auch in den übrigen Staaten Italiens niedergeworfen. Sechs Erzherzoge sah in diesen blutigen Tagen der Feldherr seinen Fahnen folgen, darunter den Erben der Krone, der — man könnte sagen: vom Schlachtfeld hinweg — auf den Thron gerufen wurde.

Noch unerhörter waren die Erfolge des greisen Helden, da am 12. März 1849 Piemont, das sich inzwischen neu gerüstet, den Waffenstillstand aufkündigte und der Krieg aufs neue losbrach. Am 18. März marschirten die Truppen aus Mailand, sechs Tage später war der Kampf entschieden, am zehnten Tage nach seinem Ausmarsch hielt der Feldmarschall wieder seinen triumphirenden Einzug in die Hauptstadt der Lombardei, 23 eroberte Geschütze und zahlreiche Fahnen führte er als Beute mit sich. Zwei große Schlachten und eine Reihe kleinerer Gefechte waren siegreich geschlagen, Karl Albert hatte abgedankt, die Ruhe in Italien war hergestellt.

So kurz jedoch die Zeit, die Strapazen des Feldzuges waren dem 82jährigen Führer nicht gespart geblieben. Während der Straßenkämpfe in Mailand 1848 sah sich der alte Mann fünf Tage und fünf Nächte auf ein kleines Zimmer im Kastell beschränkt mit knapper Nahrung, ohne Kleider zu wechseln, kaum eine Stunde Schlafes in der Nacht sich gewährend. Bei St. Lucia sah man ihn hier und dort an den bedrohten Punkten erscheinen, während um ihn her die Geschosse einschlugen. Bei Sommacampagna reitet er durch die Plänklerketten dahin, die Soldaten zu ermuntern; Fürst Liechtenstein muß ihn drängen, sich der Gefahr nicht zu sehr auszusetzen. Manche Stunde der Nacht findet den Feldherrn im Sattel, mancher sinkende Abend trifft ihn von Hitze und Staub ermattet noch auf dem Schlachtfeld. Bei Novara sieht man den 83jährigen im scharfen Jagdgalopp miglienweit durch die Reihen der Truppen, an Todten und Verwundeten vorbei, dahinsprengen [1].

Und doch war jetzt nicht ein Czar Alexander zur Stelle, der wie einst bei Leipzig und auf den Schlachtfeldern Frankreichs für Radetzky's Kräfte Sorge getragen hätte. Manch gute Flasche Bordeaux und manch stärkendes Schnäpschen aus der eigenen Feldflasche hatte damals der Herrscher aller Reußen durch seine Kosaken dem unermüdlichen Soldaten zugeschickt. Aber 1848 ging es karg her im Hauptquartier, und die tägliche Mahlzeit, die der Generalfeldmarschall seinen zahlreichen Tischgenossen bieten konnte, war in

---

[1] Andere Beispiele seiner Unermüdlichkeit und seiner Kühnheit s. bei Schönhals, Erinnerungen, II, 115—118. — „Die Schlacht von Novara war gewonnen. Graf Radetzky verweilte noch einige Zeit auf der blutigen Wahlstatt, um die von allen Seiten einlaufenden Meldungen zu empfangen. Die dunkle Nacht, ein heftiger Regen, welcher niederging, erschwerten die Rückkehr, und der Feldherr lief zwischen den hin und her fahrenden Kanonen und Bagagewagen wirklich in Gefahr, gerädert zu werden, ehe er nach zweistündigem, außerordentlich mühseligem Ritt Vespolate erreichte, wo er für die Nacht sein Quartier nahm." C. v. Duncker, Das Buch vom Vater Radetzky, S. 187.

hohem Grade frugal. Nur ließ einer der Generale eine Ziege mitführen, von der die Ordonnanzofficiere des Marschalls, seine „Kibitze", dem „Vater" Radetzky des Morgens Milch zu einer Chokolade besorgten.

Mehr noch als die körperliche Rüstigkeit mußte die stete Ruhe und heitere Festigkeit des greisen Anführers die Bewunderung erregen, am allermeisten aber die mit aller Vorsicht gepaarte Raschheit und Schlagfertigkeit in seinen strategischen Bewegungen.

Während er so als Kriegsheld einen an physischen Hilfsmitteln weit überlegenen Gegner niederwarf, hatte er zugleich eine noch schwierigere Aufgabe zu lösen als Politiker und Staatsmann. In den Wirren der Revolution hatte die Regierung den festen Kurs verloren. Bereits weilte Hofrath v. Hummelauer mit geheimen Aufträgen in London, mit Anerbietungen, die nicht günstig waren für Oesterreichs Besitz und Oesterreichs Ehre. Man war zu der äußersten Nachgiebigkeit bereit; Italien bis zur Etsch sollte abgetreten werden, und dafür ertauschte man nicht einmal die Garantie, daß von da an Ruhe sein würde. Radetzky's rascher Entschluß und rasches Handeln hat zu Oesterreichs Ehre den Fehlgriff abgewehrt. Bezeichnend ist der spätere Ausspruch des Fürsten Felix Schwarzenberg, den Radetzky in dieser Angelegenheit zu seinem Organ gemacht hatte: „Es ist doch merkwürdig, daß die Monarchie in diesem Augenblicke durch drei renitente Generale zusammengehalten wird: Radetzky, der sich gegen den Hummelauer'schen Antrag gewehrt, Jellachich, der dem Hof von Innsbruck und dem Pester Ministerium zugleich getrotzt, und Windischgrätz, der dem Grafen Latour den Gehorsam aufgekündigt." [1] „Die Sache", so schrieb Metternich um jene Zeit, „hat in jedem Falle den Werth, den Beweis deutlich zu bieten, wie tief das Kaiserreich infolge der in dasselbe eingedrungenen Revolution gefallen war! Hätte der militärische Geist des Feldmarschalls Grafen Radetzky der absoluten Schwäche der Centralgewalt nicht die Spitze zu bieten gewußt, was wäre aus dem Reich geworden?!" [2]

Man hat schmähend geschrieben von „den Prätorianern des italienischen Hauptquartiers", den „Generalen Radetzky's" — ihn selbst glaubt man nicht mehr in Rechnung bringen zu müssen —, „die der Regierung ihre Beschlüsse vorschrieben", und denen in Olmütz Windischgrätz und die Erzherzogin Sophie in die Hände gearbeitet hätten [3]. Anders aber zeugen Radetzky's jugendfrische Briefe aus jener Zeit. Noch vier Jahre später hat er es energisch ausgesprochen und durch die That gezeigt [4], wie fern es ihm lag, „sich seiner braven Truppe als Puppe vorzustellen". Anders zeugen auch die, so in jenen Tagen mit ihm gelebt haben. Hackländer, damals im Hauptquartier in seiner unmittelbaren Umgebung, schreibt noch 1849: „Es ist (das Hauptquartier) wie eine einzige große Familie, ein geliebter Vater an der Spitze und fest durchdrungen

---

[1] Der k. k. österreichische Feldmarschall Fürst Windischgrätz, S. 175.

[2] Aus Metternichs Nachgelassenen Papieren, VIII, 439.

[3] Th. Flathe, Das Zeitalter der Restauration und Revolution. Berlin 1883, S. 618.

[4] B. Duhr, Briefe des Feldmarschalls Radetzky, S. 106.

von einer einzigen Idee, verfolgend den Willen des Führers zum Ruhm des Vaterlandes; es ist ein fester Körper, durchdrungen von dem Geiste des Feldmarschalls, und in denselben eingehend, ein Wort, ein Wille, alles kräftig und energisch vorwärtsstrebend ..." Es war keine kleine Genugthuung für den greisen Helden, daß der tapfere Officier, den er, verwundet vom Schlachtfeld hinweg, aus eigenster Gedankeneingebung als seinen Diplomaten an den Kaiserhof entsandte, kurze Zeit nachher von seinem Kaiser selbst an die Spitze der Regierungsgeschäfte berufen wurde.

Mit diesen Thaten der Vaterlandsliebe und des Heldenmuthes hatte Radetzky die Höhe seines Ruhmes erstiegen. Fast noch ein Jahrzehnt war ihm beschieden voll von Ehre und voll von Arbeit. Es galt die Wiederherstellung der Ordnung auf dem durch die Revolution unterwühlten Boden und die Heilung der durch den Krieg geschlagenen Wunden. Der Sieger von Novara war kein Schwächling; auch im Zittern des Greisenalters war die Hand noch fest, und auch hier wieder hatte er von den Fehlern seiner Vorgänger in der Verwaltung lernen können. Aber bei alledem hat er dem Lombardenvolke eine Milde und ein Erbarmen entgegengebracht, die eines bessern Dankes werth gewesen wären. Mit dem prunkhaftesten Denkmale der Welt könnte das undankbare Mailand das nicht lohnen, was es ihm und ihm allein verdankt.

Radetzky's Name ist ein welthistorischer. Was er bedeutet allein für die Geschichte der Strategie, werden Männer vom Fach später vielleicht noch richtiger würdigen. Er ist der „Meister der Offensive", oft bewährt und viel gefeiert. „‚Marschziel ist das Feldherrnzelt des Feindes, Kampfziel die Vernichtung seiner Hauptmacht, die beste Vertheidigung der Angriff.' So lauten die Lehrsätze, welche die heutige Kriegskunst sich zu eigen gemacht hat, als sie unter den Schlägen Napoleons aufwachte aus den Träumen militärischer Scholastik [?]. Und eben diese Sätze klingen uns entgegen aus der Denkschrift, welche Graf Radetzky am 10. Juni (1813) zu Prag niederschrieb." [1] Weniger gekannt, aber von denen, die ihn hierin kennen, um so mehr bewundert ist er auch als der umsichtige und rastlose Versorger und Verpfleger seiner Truppen, der gerade hier eine der schwierigsten und wichtigsten Aufgaben des Feldherrn erblickte.

Was Radetzky bedeutet für sein Vaterland, hat in dem Worte, das jetzt als Inschrift sein neues Denkmal ziert, unvergleichlich schön der Dichter gesagt: „In deinem Lager ist Oesterreich." Zur Zeit eines wildentfesselten Sturmes, da der alte Kaiserstaat in allen Fugen wankte, war Oesterreichs Glück und Stern an seine Fahnen geknüpft, Oesterreichs schönste Hoffnung ruhte in seinen Zelten, die edelsten Sprossen seines Kaiserhauses erhielten an seiner Seite die Feuertaufe. Von der einst gefürchteten Macht Oesterreichs war sein Name und sein Heer der alleinige Ausdruck, ein Heer, „in dem sich die letzte Rettung des Vaterlandes concentrirte" [2]. „In der Ferne",

[1] Oncken, Das Zeitalter der ... Befreiungskriege, II, 659.

[2] (v. Heller,) Der k. k. österreichische Feldmarschall Radetzky, 368.

schrieb damals Metternich[1], „kann man sich schwer einen der Wahrheit entsprechenden Begriff von dem Eindruck machen, den der ganz napoleonische Sieg, welchen der alte Marschall über die phantastische Spada d'Italia erfochten, hier [in dem Oesterreich feindlichen London] hervorgebracht hat. Das große Ereigniß weckt Erinnerungen, die der Irrthum in Schlummer versenkt hatte. ‚Es gibt also noch ein Oesterreich!' riefen die Männer, welche sich zu erinnern verstanden."

Doch nicht bloß der Repräsentant von Oesterreichs Macht, Radetzky ist vorzüglich der Repräsentant von Oesterreichs Einheit, die Verkörperung des Einheitsgedankens in der österreichischen Gesammtmonarchie, und dies nicht für Altösterreichs vergangene Ruhmeszeit allein. Sein sieghaftes Heer, das herrlichste, das seit Jahrhunderten Oesterreichs Fahnen folgte, aus so vielen Nationalitäten und Sprachen zu einem Guß, zu einem Geist verschmolzen, bleibt stets ein Vorbild für jene Armee, die geeint durch die gleiche Schule, wie durch die gleiche Treue, die ganze Ländermasse der Monarchie umspannen und verbinden soll.

Aber Radetzky's Name ist auch der eines deutschen Helden; der Ehrenplatz in der Walhalla ist ihm mit Recht geworden. Er ist der Feldherr der Befreiungskriege, einer jener Heroen vaterländischer Begeisterung und opferfreudigen Muthes, wie sie in jener denkwürdigen Zeit die deutschen Lande durchdrangen. Er hat sich auch später stets als deutscher Mann gefühlt. Rühmt er sich doch in einem Brief an seine Enkelin seines „deutsch altritterlich gemeinten Sinnes"; schreibt er doch noch wenige Monate vor Ausbruch des italienischen Krieges vertraulich an seine Tochter: „Wir Soldaten werden nicht nur allein für unsere Monarchen, als auch für Deutschland die allgemeinen Interessen zu vertheidigen nie vergessen."[2] Grillparzer hat ihn „die Zierde Oesterreichs und den Stolz Deutschlands" genannt. Die bravsten deutschen Soldaten, die militärischsten der deutschen Fürsten haben ihn hochgehalten im Leben und ihn gefeiert nach dem Tode, wie es bis dahin einem nichtgekrönten Helden wohl selten widerfahren war.

Größer noch vielleicht als die patriotische, ist die moralische Bedeutung seines Namens. Radetzky war Führer und Held im Kampfe gegen die Revolution, er war der Vorkämpfer des historischen Rechtes gegen das revolutionäre Unrecht. So hat er selbst seine Mission verstanden. „Gott ist mit uns! denn unsere Sache ist die gerechte!" so ruft er beim Wiederbeginne der Feindseligkeiten seinen Soldaten zu. Daß ihm „das seltene Glück zu theil wurde, noch in seinen alten Tagen zum Siege der gerechten Sache wirken zu können", das erschien ihm als die schönste Gabe, welche Gottes Vorsehung ihm beschieden[3]. Jede Concession, die irgendwo der Revolution gemacht wurde, jeder Sieg, den sie auf ihre Fahnen schrieb, war ihm ein großer Schmerz. Er hatte sich selbst angeboten, dem „Sonderbunde" Hilfe zu bringen, und daß man jenen preisgab, konnte er kaum verwinden. Selbst eigene wichtige In=

---

[1] Nachgelassene Papiere, VIII, 173.

[2] Duhr, Briefe, S. 62. [3] Ebend. S. 99.

teressen opferte er ohne Zögern, wenn es galt, dadurch die Revolution niederzuschlagen. Der Aufruhr von Genua, die Meuterei der piemontesischen Marine gegen Victor Emmanuel lag in seinem Interesse; er hat sie nicht begünstigt, sondern eher die Hand gereicht, sie zu ersticken[1]. Es war sein Ruhm und der Vortheil seines Herrn, den Frieden erst in Turin zu dictiren. Er hat es nicht gethan, um den jungen Piemontesenkönig zu stärken gegenüber der Revolution. Es ist kaum bloßer Zufall, daß das edle Opfer von Castelfidardo, Graf Pimodan, aus Radetzky's Schule hervorgegangen, jahrelang einer der Treuesten und Begeistertsten aus seiner Umgebung war. Selten hat ein Lobredner seinen Helden richtiger erfaßt, als da man Radetzky nannte: „den siegreichen Bezwinger der Revolution, den mächtigen Paladin der Legitimität".

Damit im innigsten Zusammenhang stand seine durch und durch monarchische Gesinnung, die hingebende Treue und begeisterte Liebe zu seinem Kaiserhaus. „Ein loyalerer Unterthan und ein besserer Soldat hat dem Hause Habsburg nie gedient", so hat nach seinem Tode die Times geschrieben. Vielleicht niemals ist einer andern Dynastie in ähnlichem Maße jene zauberhafte, aus Rittertreue, Unterthanenliebe und Herzensbegeisterung erwachsende Anhänglichkeit zu theil geworden, wie Oesterreich-Habsburg. Allein auch unter den Getreuen dieses so treugeliebten Hauses nimmt Radetzky seine Ehrenstelle ein. Im Scherze nannte er sich daher wohl auch „den alten Absolutisten, der (zuweilen) vergesse, in welchem Jahrhundert wir leben"[2]. Und doch war er nichts weniger als ein blinder Anbeter des Veralteten, oder ein Freund ungesunder und unwahrer Zustände[3]. Aber des Unterthanen Pflicht und Oesterreichs Heil sah er in der Hingabe und dem Vertrauen an die Dynastie. „Viel Feierlichkeit!" schreibt er im Juni 1852 über die bevorstehenden Kaiserfeste in Ofen. „Möge doch das Herz sich auch dabei einfinden, welches den Herrscher an seine braven Ungarn fesselt und solche auch dagegen an ihn bindet, um wechselseitiges Vertrauen hervorzubringen."[4] Selten aber auch hat ein einfacher Unterthan von seinem Monarchen solche Beweise von Huld und zarter Herzensgüte erfahren, wie Radetzky. Die letzten zehn Jahre seines Lebens sind davon angefüllt. Schon die eine Thatsache, daß bei der Leichenfeier für den alten Soldaten der Kaiser in Person das Commando über die

---

[1] „Der Feldmarschall that alles, was in seinen Kräften stand, dieses [den Abfall der Flotte nach Abschluß des Friedens] zu verhindern. In Piemont hatte man einst alles aufgeboten, um unsere treuen ungarischen Truppen zum Abfall vom Kaiser zu verleiten; wir boten alles auf, was wir vermochten, Piemont seine Flotte zu erhalten. So rächten wir uns." Schönhals, Erinnerungen, II, 263.

[2] Duhr, Briefe, S. 148.

[3] Inhaltreich ist in dieser Beziehung das Wort, das er 1853 an seine Tochter schrieb: „Lasse Deine Kinder vorzüglich in der Geschichte mehr als Unterhaltungsstudium gut unterrichten, es ist das einzige, was uns im praktischen Leben nützlich, ja als ein Spiegel in Betrachtung der lebenden Zeit lehrt — vorzüglich die der Zeiten unter Ludwig dem Vierzehnten und Justinians (griechischen) Kaisers — Du verstehst mich." Duhr, Briefe, S. 113.

[4] Duhr, Briefe, S. 102.

Truppen führte, sagt genug. „Man erzählt," so beschreibt die Fürstin Metternich einen kleinen, aber sehr bezeichnenden Vorfall im März 1852, „daß der Kaiser, als er letzthin in Verona seine Truppen besichtigte und sah, daß das Pferd, welches Radetzky ritt, gewohnt, immer voraus zu sein, nicht hinter dem Kaiser zurückbleiben wollte und unruhig wurde, mit dem Feldmarschall Pferd gewechselt habe. Er soll es mit einer Natürlichkeit und Liebenswürdigkeit gethan haben, welche bei den Truppen neuerlichen Enthusiasmus hervorrief." [1] Als der Kaiser im Winter 1857 mit seiner jungen Gemahlin die italienischen Provinzen bereiste, wurde der alte Feldmarschall von dem hohen Paare zum Weihnachtsbaume geladen und von beiden mit ihren Portraits beschenkt. Ueberhaupt hebt er selbst neben der Größe der ihm zu theil gewordenen Auszeichnungen die zarte und huldvolle Art und Weise hervor, durch die der junge Kaiser Ehren und Gaben noch ungleich werthvoller zu machen wußte. Doch nicht bloß der Kaiser selbst, „die gesammten Glieder des erhabenen Kaiserhauses überhäuften den alten Helden bei jeder Gelegenheit mit Beweisen ihrer Hochachtung. Vor allem verstand dies die Kaiserin-Mutter" [2]. So war es nach allen Seiten hin zutreffend, wenn man den alten General als das Muster eines echten „Kaiserlichen" bezeichnet hat.

Ein besonderes Interesse beansprucht Radetzky, auch ganz abgesehen von seiner weltgeschichtlichen Bedeutung, durch die originelle Liebenswürdigkeit seiner Person als edler Menschenfreund in des Wortes schönstem Sinn, als christlicher, gläubiger Soldat. Schon manches hat Geschichte und Volkssage bisher hierüber zu berichten gewußt. Aber in ein ganz neues Licht tritt diese lichteste Seite seines Wesens durch die eben jetzt in die Oeffentlichkeit getretene Ausgabe [3] der vertrauten Briefe an seine Tochter aus den zehn letzten Jahren seines Lebens. Wer immer Interesse nimmt an seltenen und ursprünglichen Charakteren [4], wird dem Herausgeber Dank wissen für die mit ebenso viel Geschmack als Pietät veranstaltete Veröffentlichung, vor allem auch für die ein-

---

[1] Aus Metternichs Nachgelassenen Papieren, VIII, 121.

[2] (v. Heller,) Feldmarschall Radetzky, S. 385.

[3] Briefe des Feldmarschalls Radetzky an seine Tochter Friederike. 1847—1857. Aus dem Archiv der freiherrl. Familie Walterskirchen herausgegeben von Bernhard Duhr S. J. Festschrift der Leo-Gesellschaft zur feierlichen Enthüllung des Radetzky-Denkmals in Wien. Wien, Jos. Roller u. Comp., 1892. Das prachtvoll ausgestattete Buch ist zur Kenntniß der Personen und Ereignisse jener Zeit von entschiedener Bedeutung. Die Briefe, wiewohl im vollsten Sinne familiärer Natur, gehen gleichwohl über das persönliche Interesse weit hinaus, so z. B. die ausgezeichnete Charakterschilderung der verschiedenen Generale durch Radetzky selbst (S. 91) und die schönen Briefe der Erzherzogin Sophie, deren Mittheilung besondern Dank verdient. Die einführenden Bemerkungen sind vorzüglich.

[4] „Der Feldmarschall war ein seltenes geistiges und medicinisches Phänomen." „Wer ihn auch nur einmal gesehen und gesprochen hatte, mußte gestehen, daß er eine außergewöhnliche Erscheinung sei." (v. Heller,) Der k. k. österreichische Feldmarschall Radetzky, S. 433. 434.

leitende verständnißreiche Charakterstudie. Den lieben alten Mann in seiner gemüthlichen Urwüchsigkeit und seiner unversieglichen Geistesfrische vor sich zu haben, gewährt allein schon einen eigenthümlichen Genuß. Es ist derselbe gute Alte, der sich 1849 bitter beschwert: „Man behandelt mich wie einen alten Kapaunen und rupft mir meine besten Federn aus“ [1], da man nach der Wiederherstellung des Friedens manche tüchtige Officiere aus Italien abberief. Jetzt brummt er über den „schläfrigen Vicekönig, der nichts thut“, und über die „schlappohrige Regierung, die sich alles gefallen läßt“, dann will er „sehen, was aus dem Teig hervorgeht, eine Pastete oder ein Talg“, oder er meint über die politische Lage, man „lebe im Nebel, bis im Orient erst der Knollen einer Entwicklung näher gebracht sein werde“. Einmal während des Krieges schreibt er der zartfühlenden Tochter: „Gestern hat eine Patrouille dem jungen Herzog von Lucca zwei Säbelhiebe am Kopfe beigebracht — schade, daß er nicht zusammengehaut wurde!“ Ein andermal während des Friedens seufzt der 87jährige unter der Ueberladung mit Arbeit, während die Untergebenen ihn im Stiche lassen: „Ich bin der Pantalon, muß mich abarbeiten, den Freund aller Narren spielen, während oben die Confusion herrscht. Dies meine Lage!“ „Mit Papieren überhäuft sitze ich hier und schmiere“, schreibt er kurz zuvor. Nur ein einziges Mal, daß ihn die Heiterkeit verläßt, die er sonst bei allen Unannehmlichkeiten und den Gebrechen des Alters sich zu erhalten weiß. „Vorüber sind die guten Zeiten“, schreibt er der Tochter im Juli 1847, „nun bin ich allein, verlassen, mürrisch und mir bald selbst zuwider . . .“ Aber sonst erkennt man an jedem Zuge den muntern Alten, über den so viel lustige Schwänke von Mund zu Munde gingen [2].

Neu dagegen und überraschend an dem alten Soldaten ist die zarte Empfindsamkeit, fast Weichheit des Gemüthes, die man in einem Herzen, das 70 Jahre lang unter dem Soldatenrock geschlagen, kaum erwarten sollte. Sie

---

[1] Aus Metternichs Nachgelassenen Papieren, VIII, 52.

[2] „Wir möchten behaupten: sein leichter Sinn sei sein größter Schatz gewesen.“ (v. Heller,) Der k. k. österreichische Feldmarschall Radetzky, S. 432. — Bekannt ist die Geschichte seines „historischen Schnurrbarts“: „Beim allgemeinen Frühstück, das im Hofe stattfand, ging es heiter und ungezwungen zu (im Hauptquartier 22. März 1849). Man fragte den Feldmarschall, warum, da doch in der österreichischen Armee jetzt allgemein Bärte getragen würden, er, der erste Soldat, keinen Bart trage. Dies Thema war schon oft im Kreise der Officiere des Hauptquartiers angeregt worden . . . (jetzt) wurde dem alten Herrn solange zugesetzt, bis er lachend ausrief: ‚Jetzt paßt's mir auf, ich will Euch was versprechen: wenn wir die Piemonteser in einer großen Schlacht tüchtig klopfen, so lasse ich meinen Schnurrbart wachsen.‘ Allgemeiner Jubel folgte“ (Duncker, S. 169). Zwei Tage später war die Schlacht von Novara. Seitdem stand Radetzky's Schnurrbart. — Am 28. Februar 1857 bewilligte ihm der Kaiser, eben in der Lombardei anwesend, den erbetenen Ruhestand; am 6. März beurlaubte sich der alte Soldat zu Verona von dem heimwärtsreisenden Kaiserpaar. Zum Abschied küßte er die Hand seiner Kaiserin. Dies war die letzte Function des Schnurrbarts, den der Marschall nun sofort und für immer wieder aus seinem Gesichte verbannte.

erinnert an den Blumenliebhaber von Ofen und Olmütz, wo die liebste Erholung des schlachtgewohnten Generals nach ernsteren Studien in der Pflege seiner Blumen, der Sorge für seinen schönen Garten bestanden, wo er einst geträumt hatte, nach Art jenes alten Römerkaisers den Lebensabend unter seinen Blumen und den Freuden des Landbaues zu beschließen.

Bringen hier die Briefe einen ganz neuen Zug in das Bild seines Lebens, so ist, was sie von Spuren seiner Milde und Menschenfreundlichkeit enthalten, nur die Bestätigung von bereits Bekanntem. Das Greisenalter traf ihn, wie er schon als junger Officier in Mantua gewesen, wo er seine tägliche Ration mit den halbverhungernden Armen getheilt. Die Erinnerung daran hat ihm im spätern Leben mehr gegolten, als die an alle Ehren und Auszeichnungen, die ihm zu theil geworden sind. Ueber die Erweise seiner Herzensgüte leben noch Hunderte von Erzählungen fort. Bald schreibt der alte Marschall für einen verstümmelten Invaliden eigenhändig an dessen Mutter im fernen Ungarland, bald legt er dem Wachtposten ein Geldstück neben hin auf den Stein, damit er es nehmen könne, wenn die Ablösung kommt, dann wieder nimmt er das grüne Reis vom eigenen Hut, um dem Grenadier es anzustecken, der auf dem Wege zur Schlacht das seinige verloren. Unzählig vieles Gute, das er in Mailand und Verona für die Armen gethan, ungekannt oft für solche, die durch Verrath und Treulosigkeit des Familienhauptes ins Elend gekommen waren — das vermag man nur mehr aus Andeutungen zu vermuthen. Wenn der italienische Krieg von 1848 nicht zu einem grauenhaften Morden, einer Massenvertilgung ausgeartet ist, so verdankt die Lombardei dies einzig der seltenen Mäßigung und Milde des großen Feldmarschalls. Man hat sich gleichwohl nicht entblödet, zu sprechen von dem „bis zur Grausamkeit strengen Säbelregiment, welchem das Hauptquartier die Lombardei eigenmächtig unterwarf“ [1]. Radetzky aber seufzt, nach neuen unerhörten Greueln der Revolutionäre, im vertrauten Brief an seine Tochter: „Die unaufhörlichen Verurtheilungen und Bestrafungen, zu denen ich verpflichtet wurde, thun mich erdrücken, und doch ist nichts anderes zu thun, als wachen ... Wahrlich eine traurige Existenz!“ [2]

Mehr denn einer seiner Geschichtschreiber hat zu erzählen gewußt, daß der wackere Held auch im Donner der Schlachten wie im Glanz des Sieges „das Beten nicht verlernt“ hatte. Mitten im Getümmel und der Erregung, wo man sonst vom rauhen Krieger eher Fluchen und Wettern erwartet, hörte man von seinen Lippen halblaut beten das: „Jesus Christus!“ Radetzky war ein religiöser Mann. Sein Testament [3], geschrieben an seinem 89. Geburtstag 1855, ist niedergelegt „im Namen Gottes des Vaters, Gottes des Sohnes und Heiligen Geistes“. Es spricht aus die Reue des Christen über alle begangenen Sünden und Fehler und das feierliche Bekenntniß, daß er leben und sterben wolle „als guter katholischer Christ“. Das „Beispiel des Erlösers“ hält er der leidenden Tochter vor, um sie zu geduldigem Ertragen

---

[1] Flathe, Zeitalter der ... Revolution, S. 619.
[2] Duhr, Briefe, S. 112.
[3] Der Wortlaut bei v. Haymerle, Biographie, S. 41.

aufzumuntern. Er selbst sorgt für die heiligen Messen, die nach seinem Tode gelesen werden sollen, und ehedem war es sein Wunsch, in der Gruft der Kirche des hl. Joseph in Prag, wo auch sein Vater ruhte, beigesetzt zu werden[1]. Später, nur den Bitten seines Freundes Pargfrieder nachgebend, hat er die von jenem bereitgehaltene Ruhestätte für sich angenommen. Bereitwillig und fromm empfing er die heiligen Sacramente der Sterbenden, und das letzte von so vielen Ehrenzeichen auf seiner Heldenbrust war das, womit er sie noch kurz vor seinem Tode geziert, das Zeichen des heiligen Kreuzes.

Einst in sturmbewegten Tagen hatte er geschrieben: „Der Mensch ist zum Handeln geboren, und die Allmacht Gottes verläßt ihn nicht.“ Aber nicht minder ist ihm das andere Wort von Herzen gekommen: „Alles übrige läuft mit jedem Tag so vorüber und ohne Werth — nur das Innere bleibt.“[2]

Das Innere war es, was diesen Heldengreis so liebenswürdig gemacht, sein lauterer, edler, frommer Sinn. Daher aber auch jene ans Sagenhafte grenzende Volksthümlichkeit, die er genoß, jene „abgöttische Verehrung“ für ihn bei seinen Soldaten, jene bewundernde Liebe und Begeisterung seiner Officiere vom Lieutenant bis hinauf zum General. Vielleicht ist kein Feldherr in der gesammten nachclassischen Geschichte, selbst nicht Prinz Eugen, der in dem Maße die fast kindische Liebe des Soldaten wie des Volkes besessen hätte. Wer immer in seine Nähe kam, konnte dem Zauber, der von seiner Persönlichkeit ausging, nicht widerstehen; selbst den Werken über ihn hat sich etwas davon mitgetheilt. Hackländer, der geniale Erzähler, hat vielleicht in keinem seiner Romane das Beisammensein edler Menschen, in keinem seiner Märchen die Wunder eines Feenschlosses, nirgends einen seiner Helden so anmuthig und lebenstreu geschildert, wie er aus eigener Anschauung das Hauptquartier, die Heldenthaten und die Persönlichkeit des alten Feldmarschalls beschrieben hat. Des Meister Strauß Radetzky-Marsch aber ist hinausgeklungen in alle Welt und läßt noch jetzt die Pulse in Begeisterung höher schlagen.

Vater Radetzky lebt fort als großer Feldherr und Held, als Kämpfer für das Recht, Ritter monarchischer Treue, Drachentödter der Revolution, er ist unsterblich als edler Mensch und echter Christ. Ihm selbst hat Oesterreichs Dichter es einst gesagt:

„Die Meinungen der Zeit verschlingt die Zeit. Was aber alle Zeiten groß gemacht haben, steht unerschüttert in jedem Wechsel.“

[1] Augsb. Allg. Ztg. 1858, Nr. 8, S. 113.

[2] Duhr, Briefe, S. 21.

Otto Pfülf S. J.

Recensionen.

Quaestiones selectae ex theologia dogmatica auctore Dr. **Francisco Schmid,** sacrae theologiae professore in seminario Brixinensi. VI et 493 pag. 8⁰. Paderbornae, sumptibus et typis Ferdinandi Schoeningh, 1891. Preis *M.* 8.

Der durch sein Buch De inspirationis bibliorum vi et ratione und durch andere theologische Leistungen rühmlichst bekannte Verfasser glaubt sich im Vorworte des vorliegenden Werkes rechtfertigen zu sollen, daß er mit Beiseitesetzung des übrigen dogmatischen Lehrstoffes gerade die Erörterung der schwierigsten theologischen Fragen sich als Aufgabe stellt. Es bedarf aber im Grunde einer solchen Rechtfertigung nicht. Denn wenn auf anderen wissenschaftlichen Gebieten schwierige Einzelfragen mit Nutzen behandelt werden, wie sollte es auf theologischem Gebiete anders sein? Mit Recht hebt der Verfasser selbst hervor, daß wegen des innigen Zusammenhanges des wissenschaftlichen Stoffes ohne eine angemessene Untersuchung der schwierigen Lehrpunkte nicht selten auch das Leichtere einer tiefern und allseitigen Begründung entbehrt. Daher wird das Werk gewiß bei allen Theologen reges Interesse erwecken.

Das Werk umfaßt sechs Abhandlungen: 1. de multiplici consideratione potentiae divinae; 2. de relatione spiritus angelici ad locum et spatium; 3. de poena ignis in angelis apostatis; 4. de natura lapsa in comparatione ad naturam puram; 5. de esse physico unionis hypostaticae; 6. quo sensu fragilitates humanae Christo necessariae et quo voluntariae fuerint.

Die erste Abhandlung befaßt sich mit der Unterscheidung zwischen potentia Dei absoluta und ordinaria oder ordinata, und es wird gezeigt, daß diese Unterscheidung in einem vierfachen Sinne von den Theologen angewendet wird. An vierter Stelle kommt die Distinction zwischen potentia absoluta und ordinata zur Sprache, welche nicht nur die Jansenisten, sondern auch einige Augustinenser, wie Berti u. s. w., in der Frage über die Möglichkeit des Zustandes der reinen Natur zur Anwendung bringen. Zum Werthe der Abhandlung trägt nicht wenig bei, daß der Verfasser das Gesagte durch manche aus verschiedenen Gebieten der Theologie entlehnte Beispiele zu beleuchten versteht.

Die zweite Abhandlung über das Verhältniß des Engels zum Raume hat den größten Umfang (S. 28—144). Es möchte vielleicht scheinen, daß diesem speculativen und dunkeln Gegenstande nicht eine so ausführliche Behandlung hätte gewidmet werden sollen. Aber anders dachten die großen Theologen der Vorzeit, welche wie überhaupt der Engellehre, so auch unserer Frage die sorgfältigste Beachtung zu theil werden ließen. Uebrigens beruhen nicht alle hier aufgestellten Sätze auf bloßer Speculation. Dr. Schmid ist vor allem bemüht, was die Offenbarung über diese Frage lehrt, aus Schrift und Tradition sorgfältig zu erheben und in genau formulirten assertiones zusammenzufassen. Daran reihen sich verschiedene Folgerungen, welche durch Vernunftschlüsse und theologische Analogien aus der geoffenbarten Lehre abgeleitet werden. Stößt man hier schon auf Verschiedenheit der Ansichten, so ist das noch mehr der Fall, wenn es sich um die innere Begründung der Oertlichkeit des Engels, um die Art und Weise der Ortsveränderung und andere specielle Fragen handelt. Dr. Schmid vertheidigt seine assertiones mit großer Zuversicht; er wird aber gewiß nicht läugnen, daß sich hier nur mehr oder minder probabele Sätze aufstellen lassen, so daß den abweichenden Meinungen anderer Theologen ihre relative Berechtigung verbleibe.

Die dritte Abhandlung über das Höllenfeuer zerfällt in zwei Theile: im ersten Theile wird die positive Lehre dargelegt; der zweite enthält die speculative Erörterung dieser Lehre. Grundlegend liefert der Verfasser einen gediegenen Beweis für die Wahrheit des Höllenfeuers als eines wirklichen, materiellen Feuers — eine Lehre, die zwar nicht als Dogma im strengen Sinne des Wortes, aber doch als theologische Wahrheit durchaus festgehalten werden müsse. Dann wird der Satz aufgestellt, daß dieses Feuer als Instrument der göttlichen Strafgerechtigkeit sowohl in dem compositum humanum nach der Auferstehung als auch in der anima separata nach dem Tode denselben Schmerz bewirke, welchen der Mensch während seines sterblichen Lebens vom Feuer erleidet. Diese Behauptung wird in der folgenden assertio auch auf die Teufel ausgedehnt, insofern auch für sie diese Strafe nicht bloß in einer Fesselung und Einkerkerung durch das Feuer, sondern in einer Schmerzerzeugung besteht, die den Wirkungen des Feuers in dem compositum humanum und in der anima separata ähnlich sei. Eine solche Wirkung des Höllenfeuers müsse man annehmen, um der Lehre der Heiligen Schrift und den Ausdrücken der heiligen Väter vollkommen gerecht zu werden. Obschon Dr. Schmid zugibt, daß diese Erklärung in Anbetracht des Ansehens der Theologen volle Sicherheit nicht beanspruchen könne, hält er dieselbe gleichwohl aus theologischen Gründen für ganz gewiß, will aber dadurch nur sein eigenes privates Urtheil zum Ausdruck bringen. Im zweiten Theile werden dann die verschiedenen Erklärungsversuche der Theologen im einzelnen geprüft, und nachdem das Ungenügende derselben nachgewiesen, die Möglichkeit eines innern, vitalen, direct durch das Feuer bewirkten Schmerzes in dem reinen Geiste begründet. Wir sind weit entfernt, diese Erklärung als unbegründet zu verwerfen, möchten aber nicht behaupten, daß sie allein als sichere Lösung der schwierigen Frage zu gelten habe.

Die vierte Abhandlung beschäftigt sich mit dem Verhältniß der natura lapsa zur natura pura oder, was dasselbe ist, mit der Frage über die Folgen der Erbsünde. Bekanntlich lehren die größten Theologen der Vorzeit, daß die Strafe der Erbsünde nur in dem Verluste der heiligmachenden Gnade und der mit ihr verbundenen übernatürlichen Gnadengaben bestehe, womit Gott den Menschen im Stande der Urgerechtigkeit ausgerüstet hatte; daß folglich die ohne Taufe in der Erbsünde abgeschiedenen Kinder im Jenseits nur die poena damni, d. h. den Verlust der übernatürlichen Seligkeit zu erleiden haben, und daß in Bezug auf die sittlichen Kräfte kein Unterschied zwischen der natura lapsa und der natura pura bestehe. Sie behaupten, daß diese Strafe allein der Natur der Erbsünde entspricht, die keine persönliche Sünde und bloß eine aversio ab incommutabili bono, nicht eine conversio ad bonum commutabile sei (vgl. S. Thomas, De Malo q. 5 a. 2; 1. 2. q. 85 a. 1 etc.). Dr. Schmid ist mit dieser Lehre, die ohne Zweifel auch bei den späteren Theologen die gewöhnliche ist, nicht einverstanden. Er will ihr freilich wegen des Ansehens der Theologen, welche sie vertreten, äußere Probabilität zuerkennen, behauptet aber, daß dieselbe streng genommen und in ihrer Allgemeinheit betrachtet, in sich weniger gut begründet und besonders bezüglich der Hauptpunkte nicht hinlänglich probabel sei. Hingegen glaubt er seine Ansicht nicht bloß als probabeler, sondern als einfachhin wahr qualificiren zu können (S. 253). Wir müssen aber offen gestehen, daß die Ausführungen des Verfassers uns nicht für seine Ansicht gewonnen haben, daß wir im Gegentheil dadurch noch mehr in der sententia communis bestärkt worden sind.

Wir würden den uns gebotenen Raum überschreiten, wenn wir auf alle Behauptungen des Verfassers eingehen wollten. Wir müssen uns daher auf das Hauptsächliche beschränken. Der erste Vergleichungspunkt der natura lapsa und der natura pura betrifft das Loos des Menschen im Jenseits. Dr. Schmid gibt zu, daß die mit der Erbsünde behafteten Kinder der Höllenqual oder der Strafe des Feuers nicht überantwortet werden. Dann stellt er den Satz auf, daß der Zustand dieser Kinder von der natürlichen Glückseligkeit, welche das letzte Ziel des Menschen im Stande der reinen Natur ausmachen würde, sich nicht bloß formell, sondern auch materiell bedeutend (haud leviter) unterscheide (S. 255). Die folgenden Erörterungen zielen aber darauf ab, die gewöhnliche Ansicht der Scholastiker zu widerlegen, daß die Strafe der Erbsünde im andern Leben bloß in der poena damni besteht. Zu der Berufung auf die Autorität des hl. Augustinus und einiger anderer Väter, welche den Urtheilsspruch Christi über die Verdammten (Matth. 25) auch auf die ohne Taufe sterbenden Kinder beziehen, bemerken wir: Entweder waren jene heiligen Lehrer der Ansicht, daß diese Kinder die eigentliche Strafe des Höllenfeuers erleiden, oder sie haben, indem sie jenen Urtheilsspruch auf diese Kinder anwendeten, nur den Zustand der Verdammniß im allgemeinen ausdrücken wollen (vgl. Palmieri, De Deo creante et elevante p. 766). Erstere Ansicht ist zu verwerfen, wie auch Dr. Schmid zugesteht. Daß aber das Loos dieser Kinder ein Zustand von Verdammniß ist, wird von keinem Theologen geläugnet. — Daß Pius VI. durch die Ver-

urtheilung der prop. 26 in der Bulle „Auctorem fidei" die gewöhnliche Ansicht der Theologen wenigstens in Schutz genommen hat, läßt sich doch nicht in Abrede stellen. Mehr soll dadurch nicht bewiesen werden. — Die Berufung auf die Güte und Barmherzigkeit Gottes geschieht in der Voraussetzung, daß die der Natur der Erbsünde entsprechende Strafe allein in der Entziehung der übernatürlichen Gaben besteht, und so scheint sie wohl berechtigt. — Das von Pseudo-Dionysius entlehnte Axiom: „bona naturalia post peccatum manserunt integra" erklärt der hl. Thomas 1. 2. q. 85 a. 1 ad 1: „de bono naturae, quod est esse, vivere et intelligere", und so findet es auch auf die Teufel Anwendung. — Wenn die Theologen nach der Natur der Erbsünde die ihr gebührende Strafe taxiren, so thun sie das nach dem unanfechtbaren Princip, daß die Strafe der Schuld entsprechen muß. Die der Natur der Erbsünde entsprechende Strafe ist aber die poena damni, welche gewiß eine wahre Strafe ist, ja nach der Lehre der Theologen die größte Strafe der Verdammten ausmacht. Eine solche Strafe bleibt sie auch dann, wenn sie nicht schmerzlich empfunden wird, ja selbst wenn die mit der Erbsünde behafteten Kinder keine Kenntniß von diesem Verluste hätten. Denn was der Verfasser behauptet (S. 260), eine Strafe, welche in der Entziehung eines Gutes besteht, müsse nothwendig schmerzlich empfunden werden, sonst höre sie auf, Strafe zu sein, scheint uns nicht richtig. Der hl. Thomas lehrt ausdrücklich das Gegentheil (vgl. De Malo q. 1 a. 4; q. 5 a. 3 ad 3).

Mit Recht wird behauptet, daß die ohne Taufe gestorbenen Kinder im andern Leben unsündlich sind (S. 263). Aber setzt das nicht voraus, daß diese Kinder in Bezug auf die Kenntniß und Liebe Gottes in einem vollkommeneren Zustande sind, als die Menschen hier auf Erden im Zustande der gefallenen Natur? — Auch wenn die Strafe der Erbsünde sich auf die poena damni beschränkt, bleibt durchaus wahr, was der Apostel sagt Röm. 5, 18. Eph. 2, 3, und durchaus unbegründet ist der Vorwurf, als ob jene Theologen, welche anderer Meinung sind als der Verfasser, sich einer Verdrehung des Textes schuldig machten und folgerecht der Erbsünde das Wesen einer wahren Schuld abzusprechen gezwungen seien. Es denkt auch niemand daran, die Verdammniß und den Zorn Gottes, wovon der Apostel redet, bloß von einer geringeren Liebe zu verstehen, nein die Erbsünde ist eine wahre Sünde, die den Menschen zum Gegenstande des göttlichen Mißfallens und Zornes macht, aber nur insofern, als er auf eine in seinem Stammvater verschuldete Weise mit der göttlichen Kindschaft das Anrecht auf die übernatürliche Seligkeit verloren hat. — Wir geben zu, daß die Worte Innocenz' III. cap. „Maiores" de bapt. (S. 272) keine directe Definition unserer Frage sind; gleichwohl läugnet niemand, daß sie großes Ansehen haben. Es ist uns aber klar, daß dieselben im exclusiven Sinne zu verstehen sind, trotz der gegentheiligen Deutung Berti's, der übrigens zu den wenigen Theologen gehört, welche die in der Erbsünde abgeschiedenen Kinder dem Höllenfeuer überantworten. — Durch die Worte „dispares poenae" im Unionsdecret des Concils von Florenz werden ohne Zweifel specifisch verschiedene, nicht bloß dem Grade

nach verschiedene Strafen bezeichnet; sonst müßte man ja annehmen, daß die in der Erbsünde gestorbenen Kinder die Strafe des Feuers erleiden, was der Verfasser selbst nicht behaupten will.

Nach vielen Erörterungen erklärt der Verfasser endlich, daß er der Ansicht Bellarmins über unsern Gegenstand quoad substantiam beipflichte. Bellarmin aber hält mit den großen Theologen durchaus daran fest, daß die Strafe der Erbsünde im Jenseits einzig in der poena damni bestehe. Gleichwohl nimmt er an, daß die mit der Erbsünde behafteten Kinder diesen Verlust, wenn auch in gelinder Weise, schmerzlich empfinden. Dieser Schmerz sei nicht eine direct verhängte, sondern vielmehr eine indirecte Strafe, eine poena consequens, die aus der poena damni naturgemäß entspringe. Wir wollen nun gewiß niemanden tadeln, wenn er dieser Ansicht Bellarmins, welcher auch andere Theologen beipflichten, den Vorzug gibt. Allein wenn es sich nur um die Vertheidigung dieser Ansicht handelt, so begreifen wir nicht jenen Apparat von Argumenten, welche, wie es scheint, über diesen Zweck hinausgehen. Es wäre bloß zu zeigen, daß mit der poena damni eine gewisse Traurigkeit über den Verlust nothwendig verbunden ist. Freilich lehren der hl. Thomas, der hl. Bonaventura und andere große Theologen, daß die ohne Taufe gestorbenen Kinder zu einer gewissen natürlichen Glückseligkeit gelangen, welche durch keinen Schmerz über den Verlust der übernatürlichen Glückseligkeit getrübt werde. Die Gründe aber, welche sie für diese Lehre anführen, beweisen jedenfalls, daß das Loos jener Kinder nicht einfachhin ein unglückseliges ist. Der Verfasser meint allerdings, daß alle Theologen, welche der gelinderen Ansicht huldigen, eine Lehre vertheidigen, welche der Doctrin der Pelagianer nahe kommt, und das soll auch einigermaßen (aliquo modo) von dem hl. Thomas und dem hl. Bonaventura gelten (S. 290). Allein ist dieser Vorwurf begründet? Sicherlich nicht durch den beigefügten Hinweis auf die Nothwendigkeit der Erlösung. Denn es ist evident, daß dieses Dogma durch die Ansicht jener großen Lehrer nicht gefährdet wird.

Auch was die Versuchungen und Anfeindungen der bösen Geister betrifft, soll die gefallene Natur zur Strafe der Erbsünde schlechter gestellt sein, als die natura pura (S. 290 ff.). Dr. Schmid läugnet nicht, daß der Mensch auch im Zustande der reinen Natur ihren Nachstellungen unterworfen gewesen wäre. Dies aber zugegeben, sehen wir nicht ein, wie sich bezüglich dieses Vergleichungspunktes ein Unterschied zwischen beiden Zuständen behaupten läßt. Denn wie im Zustande der gefallenen Natur, so hätte Gott auch im Zustande der reinen Natur dem Teufel größere oder geringere Macht einräumen können. Wie ließe sich auch beweisen, daß wegen der Erbsünde die Versuchungen und Anfeindungen des Teufels größer wären, als Gott sie im Zustande der reinen Natur zulassen könnte? Ließe sich das aber auch beweisen, so müßte man doch annehmen, daß Gott vermöge seiner natürlichen Providenz dem Menschen die nothwendige Hilfe nicht vorenthalten würde, um das natürliche Sittengesetz beobachten zu können.

Aber selbst abgesehen von den Nachstellungen der bösen Geister soll der Mensch als viator infolge der Erbsünde im allgemeinen, d. h. rücksichtlich

der inneren sittlichen Kräfte und der äußeren Providenz zusammengenommen, sich in einer schlimmern Lage befinden, als die reine Natur (S. 297). Vor allem sucht der Verfasser die Beweise der Gegner zu entkräften. Zuerst sollen die Theologen der Vorzeit das Axiom: „post peccatum bona naturalia manserunt integra" nicht richtig angewendet haben. Wir geben zu, daß dasselbe in dem Sinne, in welchem es von Pseudo-Dionysius gebraucht wird, nicht auf alle Punkte, um die es sich bei unserer Frage handelt, Anwendung findet, und daß die Ausdehnung desselben nur insofern statthaft ist, als die Berechtigung dieser Ausdehnung durch andere Argumente bewiesen ist. Uebrigens wüßten wir nicht, daß die Theologen überhaupt durch dieses Axiom ihre Ansicht in Bezug auf alle Punkte der Controverse zu stützen pflegen. Der hl. Thomas thut das nicht, und Suarez gebraucht das Axiom hauptsächlich zum Beweise des Satzes, daß die inneren sittlichen Kräfte des Menschen durch die Erbsünde keine Einbuße erlitten (De gratia, Prol. IV, c. 8). Ferner soll das von einigen Vätern entlehnte Princip, daß der Mensch im gefallenen Zustand sich von dem Menschen im Zustande der reinen Natur wie spoliatus a nudo unterscheide, in dem Sinne verstanden, daß der spoliatus von dem nudus in Bezug auf seinen actuellen Zustand durchaus nicht verschieden sei, einfachhin falsch sein. Indessen die beigefügte Begründung scheint uns der Art zu sein, daß wir sie kaum ernst nehmen können (S. 300)[1]. Die gewöhnliche Auffassung der 55. Proposition des Baius: „Deus non potuisset ab initio talem creare hominem, qualis nunc nascitur", müssen wir trotz der gegentheiligen Kritik des Verfassers aufrecht halten. Es handelt sich ja nicht um den Menschen in abstracto, sondern um den concreten Menschen, wie er jetzt geboren wird. — Auch das aus der Natur der Erbsünde hergenommene Argument soll hinfällig sein. Doch es genüge zu verweisen auf die schöne Begründung des hl. Thomas De Malo q. 5 a. 2. Jedenfalls müßte positiv bewiesen werden, daß Gott den Erbsünder nicht bloß durch die Entziehung der übernatürlichen Gaben, sondern auch an seinen natürlichen Gütern bestraft.

Doch Dr. Schmid glaubt diesen Beweis liefern zu können. Prüfen wir also seine Argumente. Das erste Argument, hergeleitet aus der katholischen Lehre von der Nothwendigkeit der Gnade, ist kurzgefaßt folgendes: Es ist katholische Lehre, daß der Mensch in seinem gegenwärtigen Zustande selbst die natürliche Religion ohne die Offenbarung nicht hinreichend erkennen, noch auch das natürliche Sittengesetz ohne die Gnade vollständig beobachten kann.

---

[1] Hören wir, wie Bellarmin über die Corruption der Natur durch die Erbsünde schreibt: „Non magis differt status hominis post lapsum Adae a statu eiusdem in puris naturalibus, quam differat spoliatus a nudo, neque deterior est humana natura, si culpam originalem detrahas, neque magis ignorantia et infirmitate laborat, quam esset et laboraret in puris naturalibus condita. Proinde corruptio naturae . . . ex sola doni supernaturalis ob Adae peccatum amissione profluxit. Quae sententia communis est Doctorum Scholasticorum veterum et recentiorum" (De grat. primi hom. c. 5).

Das läßt sich aber von dem Menschen im Zustande der reinen Natur gewiß nicht behaupten. Also ist er in dieser Hinsicht im Zustande der gefallenen Natur schlechter gestellt, als er es im Zustande der reinen Natur gewesen wäre. — Wir antworten: Der gegenwärtige Zustand des Menschengeschlechts ist der status naturae lapsae reparatae. Wenn aber Gott in diesem status dem Menschen entsprechend dem übernatürlichen Ziele, zu dem er ihn wiederhergestellt hat, durch die Offenbarung und durch die Gnade Christi die Beobachtung auch des natürlichen Sittengesetzes ermöglichen wollte, so folgt daraus nicht, daß er den Menschen in statu naturae lapsae non reparatae sich selbst ohne jene Hilfe überlassen hätte, welche er auch in der natürlichen Ordnung nicht versagt haben würde. Vgl. Suarez l. c. c. 9 n. 12. Es wäre ja auch eine verkehrte Auffassung des Zustandes der reinen Natur, wenn man ihn als einen Zustand darstellen wollte, der sich ergibt, wenn man von dem gegenwärtigen Zustande allen übernatürlichen Beistand hinwegdenkt, ohne eine entsprechende natürliche Providenz an dessen Stelle zu setzen, in welcher die Beobachtung des natürlichen Sittengesetzes nicht bloß physisch, sondern auch moralisch möglich wäre. Ebenso würde ohne Zweifel Gott, wenn es ihm nicht gefallen hätte, den gefallenen Menschen zu erlösen, ihm die nothwendige natürliche Hilfe nicht vorenthalten haben, um die Pflichten des natürlichen Sittengesetzes zu erfüllen; wenigstens läßt sich das Gegentheil aus dem angeführten Argumente nicht beweisen.

Ganz neu ist der Beweis aus der Nothwendigkeit der Erlösung. Diese soll nach der Ansicht, welche Dr. Schmid bekämpft, nicht aufrecht gehalten werden können (S. 315). Aber wie folgt das? In der Voraussetzung der Erhebung des Menschengeschlechts zur übernatürlichen Ordnung ist die Möglichkeit, zu dem übernatürlichen Ziele zu gelangen, für den Menschen absolut nothwendig. Mag er auch durch die Erbsünde die Befähigung nicht verloren haben, das natürliche Sittengesetz zu erfüllen und zu einer gewissen natürlichen Glückseligkeit zu gelangen, er ist von seinem letzten Ziele ausgeschlossen, im Zustande der Verdammniß, ein Gegenstand des Mißfallens und Zornes Gottes. Der Mensch aber konnte sich nicht selbst aus diesem seinem Falle erheben. Also ist die Erlösung nothwendig.

Wenn der Verfasser nur behauptet hätte, daß Gott wegen der Erbsünde karger sei in der Austheilung der äußeren Güter und Hilfsmittel zur Beobachtung des Sittengesetzes, so hätte er sich auf manche Theologen berufen können. Aber er stellt überdies den Satz auf, daß auch abgesehen von der äußern natürlichen Providenz die inneren sittlichen Kräfte des Menschen an und für sich im Vergleich mit der reinen Natur durch die Erbsünde verschlechtert seien (S. 321). Ja diese Verschlechterung soll sich direct und unmittelbar auf die Fähigkeiten der Seele, insofern sie rein geistig und vom Körper unabhängig sind, erstrecken (S. 333). Wir können auf die vorgebrachten Argumente, welche sich theilweise wiederholen, nicht näher eingehen; uns haben sie nicht überzeugt. Nur noch Eins: wir möchten dem Verfasser zu bedenken geben, ob nicht seine Ansicht von den Strafen der Erbsünde die Vertheidigung des Dogma's unnöthigerweise bedeutend erschwert.

Es ist aber Sache des Theologen, die kirchlichen Dogmen, unbeschadet freilich ihres durch die Offenbarung verbürgten Charakters als Geheimnisse, soviel als möglich dem Verständnisse näher zu bringen.

Von den beiden noch übrigen Abhandlungen, welche dem Tractat De Verbo incarnato entnommen sind, erörtert die erste die subtile Frage von dem physischen Sein der hypostatischen Vereinigung. Bekanntlich sind nicht wenige nachtridentinische Theologen der Ansicht, daß zwischen Natur und Hypostase ein realer Unterschied anzunehmen sei, und daß folglich der menschlichen Natur eine Realität, ein von ihr reell verschiedener modus abgehe, wodurch sie, wenn sie ihn besäße, Person sein würde; diese Realität werde durch die Hypostase des ewigen Wortes supplirt, und so sei die menschliche Natur nicht in sich Hypostase oder Person, sondern mit der Person des göttlichen Wortes hypostatisch vereinigt. Andere Theologen hingegen läugnen jeden realen Unterschied zwischen Natur und Hypostase und behaupten, daß die menschliche Natur Christi ohne Abgang oder Hinzukommen irgend einer ihr inhärirenden Realität bloß darum ohne eigene Persönlichkeit sei, weil der Sohn Gottes sie als ihm eigene Natur in die Einheit seiner Person aufgenommen habe. Dr. Schmid vertheidigt erstere Ansicht, und zwar glaubt er zur Erklärung des Dogma's ein doppeltes Element, ein elementum privativum und ein elementum positivum, annehmen zu müssen. Es soll nämlich der menschlichen Natur in Christus nicht bloß ein realer modus abgehen, wodurch dieselbe der eigenen Persönlichkeit beraubt werde, sondern auch statt dessen ein anderer realer modus zu ihr hinzugefügt werden, der sie mit der Person des göttlichen Wortes hypostatisch vereinigt. Wir haben uns bei Lesung der Abhandlung manches notirt, müssen aber auf weitere Ausführungen verzichten, damit unsere Besprechung nicht zu lang werde. Indessen eine Bemerkung wollen wir nicht unterdrücken. Bekanntlich berufen sich die Vertheidiger der zweiten Ansicht auf das Ansehen fast aller älteren Scholastiker, deren Tiphanus mehr als vierzig aufzählt. Daher will es uns scheinen, daß in einer Specialuntersuchung über unsere Frage die Lehre wenigstens der bedeutendsten alten Scholastiker, namentlich des hl. Thomas, in eingehender Weise hätte dargelegt werden sollen, wie dies ja auch von den Theologen, welche anderer Meinung sind, als der Verfasser, geschieht. Vgl. Franzelin, De Verbo incarn. thes. 30. 31 p. 258 sq. (edit. alt.); Stentrup, Christologia thes. 31 p. 562 sq.

Die Darstellung ist klar und recht gefällig, sollte aber, wie uns scheint, knapper und gedrängter sein; auch kommen manche Wiederholungen vor, die durch eine passende Anordnung des Stoffes hätten vermieden werden können. Die Sprache ist, abgesehen von einigen unlateinischen Ausdrücken, z. B. ingerentia ignis (S. 211), inolita (S. 257), alternativa (S. 306), correct und leicht verständlich. Ein guter Realindex erleichtert den Gebrauch des Werkes.

J. B. Sasse S. J.

Institutiones philosophicae quas Romae in Pontificia Universitate Gregoriana tradiderat P. **Joannes Josephus Urráburu** S. J. Volumen I: Logica. XVI et 1178 p. 8°. Vallisoleti, A Cuesta, 1890. Volumen II: Ontologia. VIII et 1230 p. 8°. Ibid. 1891.

Nach einer 98 Seiten umfassenden, zum größten Theil historischen Einleitung in die gesammte Philosophie enthält der erste Band dieses umfangreichen philosophischen Werkes die Logik, eingetheilt in logica minor und logica maior. Die logica minor bietet die formale Logik oder Dialektik. Die Vorzüge, durch welche sich eine neue Bearbeitung dieses Theiles auszeichnen kann, bestehen unmöglich darin, daß sachlich viel Neues geboten wird, sondern hauptsächlich darin, daß die alten Lehren möglichst klar und deutlich dargestellt werden. Diesen Vorzug nun kann man der Darstellung des Verfassers gewiß nicht absprechen. Schon gleich die ersten Kapitel beweisen dies. Natur und Bedeutung des Zeichens im allgemeinen, Bedeutung und Eintheilung der Begriffe als Zeichen der Dinge, der Worte als Zeichen der gedachten Dinge, müssen klar verstanden werden, will man die Regeln und Grundsätze des richtigen Denkens und der unverfälschten Beweisführung verstehen und sich vollkommen zu eigen machen. Alles das wird auch der Anfänger in der Philosophie in der Darstellung des Verfassers mit Leichtigkeit finden. Dasselbe Lob verdient seine ganze Behandlung der formalen Logik. Sowohl betreffs dieses ersten Abschnittes des Werkes, wie auch bezüglich alles übrigen, was in den beiden Bänden bis jetzt vorliegt, muß gleich hier ein anderer Vorzug hervorgehoben werden. Durch die Art und Weise nämlich, wie der Verfasser die Aussprüche der älteren Autoren, zumal des englischen Lehrers mit seinen eigenen Auseinandersetzungen zu einem ebenmäßigen Ganzen verwebt, stellt er nicht nur seiner eigenen Vertrautheit mit den besten Lehrern der Scholastik ein beredtes Zeugniß aus, sondern macht es auch allen Lesern leicht, sich durch das Studium seines Werkes in die Auffassung und Ausdrucksweise der großen Meister der Philosophie einzuleben.

Die logica maior handelt im ersten Buche von der Wahrheit, Gewißheit, Evidenz und von den einzelnen Erkenntnißquellen, im zweiten Buche in eingehenderer Weise von der Wissenschaft, ihren Elementen, ihrer Eintheilung und Methodik. Erst in einer Schlußabhandlung nimmt der Verfasser Stellung zu der früher so viel umstrittenen Frage vom eigentlichen Gegenstand und Zweck der Logik. Er stellt die verschiedenen Ansichten mit den für sie hergebrachten Gründen ausführlich dar. Daß er zu keinem andern als dem, wie auch uns scheint, einzig richtigen Resultate gekommen ist, nämlich der Logik die Denkthätigkeiten in Bezug auf ihre Richtigkeit und demzufolge auch ihre Wahrheit als eigentliches Object zuzuweisen, hatten wir bei der ruhigen, unparteiischen Objectivität, die er bei der Behandlung strittiger Punkte stets an den Tag legt, erwartet. Der Verfasser vertritt seine Ansicht übrigens stets mit großer Bescheidenheit, und auch die Vertreter anderer Ansichten werden ihm das Zeugniß nicht verweigern, daß er ihre Gegengründe zu würdigen ernstlich bemüht war.

In Bezug auf das Verhältniß zwischen Gewißheit und Evidenz vertritt der Verfasser S. 492 die viel verbreitete Ansicht, daß die Evidenz zur Gewißheit nicht wesentlich erfordert sei, daß vielmehr ein Fürwahrhalten gewiß sein könne, ohne evident oder durch die objective Evidenz der betreffenden Wahrheit veranlaßt zu sein. Da der Lehrsatz hier in der Philosophie vorgetragen wird, müssen wir annehmen, daß derselbe auch für die natürliche Gewißheit gelten soll. Nun lehrt aber der Verfasser kurz nachher ganz richtig: „Die Evidenz ist das allgemeine und höchste Kriterium der Wahrheit für jede gewisse Erkenntniß der natürlichen Ordnung.“ Die Schwierigkeit, die sich aus dem Vergleich dieser beiden Lehrsätze ergibt, sucht der Verfasser an zwei Stellen auf die herkömmliche Weise durch die Unterscheidung der Evidenz in Evidenz der Wahrheit und Evidenz der Glaubwürdigkeit zu lösen. Es entsteht nun aber doch die weitere Frage: Wie kann etwas evident glaubwürdig sein, ohne eben dadurch, wenn auch nur mittelbar, so doch wirklich evident wahr zu sein? Auch das Zeugniß eines andern, die Autorität, kann nur insoweit eine sichere Erkenntnißquelle für eine bestimmte Wahrheit sein, als eben durch sie diese Wahrheit dem Verstande einleuchtet. Darum könnte auch die Darstellung des Verfassers uns nicht bewegen, in dieser Frage Suarez Unrecht zu geben, welcher in Bezug auf die natürliche Gewißheit ganz allgemein sagt: Wenn etwas gewiß ist, ist es auch evident. Es scheint auch bis zu seiner Zeit darüber keine Meinungsverschiedenheit geherrscht zu haben.

In Bezug auf die Wahrscheinlichkeit wird vom Verfasser eigens erhärtet, daß die Wahrscheinlichkeit eines Urtheils durch bloße, wenn auch größere Wahrscheinlichkeit des Gegentheiles nicht zerstört wird. Was ferner von der Möglichkeit einer gleichzeitigen Gewißheit und Meinung gelehrt wird, dürfte wohl in dieser Weise allgemeine Anerkennung gewinnen; denn es wird nur betont, daß dem Geiste für dieselbe Wahrheit zugleich neben sicheren und durchschlagenden Gründen auch Wahrscheinlichkeitsgründe gegenwärtig sein können. Die Möglichkeit eines wirklichen Zweifels bei vorhandener Gewißheit wird vollständig ausgeschlossen. Die weitere Frage von der Möglichkeit gleichzeitigen Wissens und Glaubens derselben Wahrheit wird nicht ausdrücklich behandelt. Die richtige Ansicht ist indes durch die gebotenen Lehren hinreichend vorbereitet.

In der Einleitung zum zweiten Bande, der Ontologie, wird eigens die Möglichkeit der Metaphysik gegenüber dem Materialismus, Positivismus und Empirismus vertheidigt. Gerne hätten wir da auch eine ausdrückliche Abfertigung des Kriticismus gesehen, wenn auch die Grundsätze zu seiner Widerlegung in dem Vorhandenen enthalten sind. Die allgemeinen Begriffe vom Sein, von Wesenheit und Dasein werden eingehend erläutert. Es folgt die Erklärung der ersten allgemeinen Grundsätze, die sich unmittelbar aus dem Begriffe des Seins ergeben, die Lehre von der Analogie und den allgemeinsten Attributen des Seins. — Völlig stimmen wir mit dem Verfasser darin überein, daß der letzte Grund der Möglichkeit aller Dinge einzig und allein in der göttlichen Wesenheit liegt; doch wird sich auch nicht läugnen lassen, daß die rein möglichen Wesenheiten ein formelles Sein nur insofern haben können, als sie wirklich vom göttlichen Verstande erkannt werden. In

Bezug auf die Frage der realen oder bloß begrifflichen Unterscheidung, welche gerade in der Ontologie bei so vielen Punkten wiederkehrt, folgt der Verfasser durchgängig den Ansichten von Suarez; vertheidigt z. B. mit ihm eine modale Unterscheidung zwischen Persönlichkeit und Natur, nimmt dagegen mit ihm eine bloße objectiv begründete Begriffsunterscheidung an zwischen der actuellen Wesenheit und dem Dasein. Besonders gefällt es uns, daß der Verfasser den wichtigen Begriff der Causalität so eingehend bespricht; ferner, daß er beim Begriff Substanz eigens die Richtigkeit der Eintheilung in ganze (complete) Substanz und Theilsubstanz (substantia incompleta) rechtfertigt. In Deutschland sind wir in der Folge der Verhältnisse so sehr genöthigt, einen großen Theil unserer Arbeitskraft auf Widerlegung von modernen Irrthümern zu verwenden, daß wir nachgerade auf diese Widerlegung mehr Gewicht legen möchten, als auf die positive Darlegung der Wahrheit, und darum versucht sind, den Werth eines wissenschaftlichen, zumal eines philosophischen Werkes zum großen Theil nach der Menge der Irrthümer abzuschätzen, welche es direct und eigens widerlegt. Und doch ist die dauerhafteste Widerlegung und Bekämpfung aller Irrthümer die überzeugende Klarstellung der richtigen Lehren. Durch sie allein wird der Zweck der Philosophie ganz erreicht, der Besitz der echten, unverfälschten Wahrheit. Dieser Aufgabe wird das vorliegende Werk gerecht, und darum wünschen wir, daß es dem Verfasser vergönnt sei, uns recht bald auch die folgenden Theile der Philosophie in derselben gründlichen Behandlung zukommen zu lassen.

Karl Frick S. J.

Lebensblätter. Erinnerungen aus der Schulwelt von Dr. L. **Kellner,** Geh. Regierungs- und Schulrath a. D. Mit dem Bilde des Verfassers. 588 S. 8⁰. Freiburg, Herder, 1891. Preis *M.* 4.50.

Mit welchen Befürchtungen oder Vorurtheilen gegen Autobiographien der Leser auch erfüllt sein möge, er wird schon nach kurzem — und je weiter er liest, desto mehr — sich entwaffnet fühlen. Mit der Frische der Jugend, der Bündigkeit des ziel- und kraftbewußten Mannes, aber auch mit der Reife und Milde ehrwürdigen Greisenalters wird schlicht und anmuthig der Lebenslauf eines Mannes enthüllt, der zwei Menschenalter hindurch mit lauterstem Sinn und opferfreudigstem Streben in einem der schönsten und edelsten Berufe seine Kräfte verwerthet hat. Es ist der würdige Abschluß einer reichen schriftstellerischen und amtlichen Thätigkeit, gleichsam ein Rechenschaftsbericht über das, was Gott verliehen in den Gaben der Natur und den Schickungen des Lebens, und das, was damit gewirkt und gewonnen wurde für der Menschheit wahres Gut.

Der Lebenslauf eines hervorragenden Schulmannes und Schriftstellers, dessen Name auch über Deutschlands Grenzen hinaus gekannt und verehrt ist, bietet eben deshalb an sich schon des Interesses genug und ist es werth, authentisch festgestellt zu werden. Aber hier ist es nicht bloß der Schulmann, es ist der tiefernste Christ, der Mann der Ideale — ideal bis in sein hohes Greisenalter —, was wohlthut und anzieht. Nicht als ob das Werk eitler

Selbstbespiegelung und Anpreisung des eigenen Werthes dienstbar wäre. Im Gegentheil tritt fast durchweg das Persönliche vor dem Sachlichen zurück. Nicht so fast durch Mittheilungen über sich selbst, die eigenen Gedanken, Stimmungen und Erlebnisse, lernt man Kellner kennen, sondern vielmehr durch Beobachtung. Man sieht ihn am Werke. Aus dem, was er thut, was er erreicht, was er urtheilt über andere, was er schreibt und spricht über die großen Fragen seines Berufes, liest man seinen Geist und sein Herz heraus.

Deshalb bietet das Buch auch weit mehr, als die treuen Lebensumrisse dieses einen verdienten Mannes; es ist fast — wenn vielleicht auch etwas aphoristisch — eine Geschichte der Volksschule in Preußen während unseres Jahrhunderts. Fast alle wichtigen Erscheinungen auf diesem Gebiete in Verwaltung, Gesetzgebung und Literatur, fast alle einflußreichen Persönlichkeiten auf diesem Felde finden in der einen oder andern Weise Erwähnung und Würdigung. Doch gerade weil dies nicht in trocken systematischer Form, sondern im Gewande persönlicher Erlebnisse und in stets frisch dahinfließender Erzählung frei und fast spielend geschieht, wendet sich das Interesse der Darstellung nicht bloß an den Lehrer von Beruf. Auch der Laie in der pädagogischen Wissenschaft, der vor eigentlichen Fachschriften zurückzuschrecken pflegt, wird über manche bedeutsame Punkte unserer Volkserziehung hier reiche Belehrung und eine wohlthuende Anregung finden.

Obenan im Interesse stehen die ungemein lebendigen Charakterskizzen der meisten bedeutenden Pädagogen Deutschlands aus den letzten 50 Jahren, und die Würdigung dessen, was sie erstrebt und geleistet haben. Von Protestanten treten hier wohl am günstigsten in den Vordergrund: Zerrenner, Otto und die in ihrer ernsten Würde überaus sympathische Gestalt des Geheimen Raths Stiehl, des Schöpfers der Regulative; unter den Katholiken Männer wie: Alleker, Schmitz, Pauli, Bogedain u. a. Kaum minder werthvoll ist die von so sachkundigem Geiste gegebene ruhige Würdigung der vielgeschmähten Regulative von 1854 (S. 374 ff.); die nicht minder scharfsichtige, aber maßvolle und vielleicht nur zu schonende Beurtheilung der Falk'schen „Allgemeinen Bestimmungen“ vom 15. October 1872 (S. 504/5) und des Schulaufsichtsgesetzes (S. 527 ff.); endlich die treffliche Abschätzung Herbarts und Beneke's, die in Lehrerkreisen schon so unsägliche Verwirrung angerichtet haben, auf ihren wahren pädagogischen Werth (S. 492). Diesterwegs Bild erscheint vielleicht in helleren Farben, als der Historiker, dessen Bereich sein Name bereits verfallen ist, nicht bloß für seine Richtung, sondern auch für seine Persönlichkeit sie wählen müßte. Aber es erklärt sich dies sowohl aus der Achtung des Pädagogen von Fach für manches, was jener in fachmännischer Beziehung wirklich geleistet, wie aus der Anlage des ganzen Buches. Kellner, der hier seine persönlichen Erlebnisse und Beziehungen schildert, hatte Ursache, freundlich dieses Mannes sich zu erinnern, dessen religiöse und politische Richtung er nicht theilt, sondern offen, wenn auch schonend verurtheilt.

Wohl ohne es direct zu beabsichtigen, legen die „Lebensblätter“ ein ehrenvolles Zeugniß ab für die Verdienste der katholischen Geistlichkeit um die Schule. In Erfurt wie in Heiligenstadt, in Marienwerder wie in Trier

sieht sich der tüchtige Schulmann in freundlichen Beziehungen zum Clerus und bei seinem Werke freudig unterstützt von Bischöfen und Priestern. Es ist eine sehr große Reihe intelligenter und edelgesinnter Priester, mit welchen ihn seine amtliche Thätigkeit in Berührung bringt, die aus ganzem Herzen und in der uneigennützigsten Weise dem Werke der Jugenderziehung zugethan waren. Ebenso muß das Urtheil eines so gewiegten Schulmannes zu Gunsten der weiblichen Lehrorden schwer in die Wagschale fallen. Es zeigt sich auch hier, daß die einfache schlichte Wahrheit die beste Apologie ist für die katholische Kirche und ihr Wirken.

Reich ist die Schrift an echten Goldkörnern der Lebensweisheit und Erfahrung auf dem Gebiete der Pädagogik. So legt Kellner treffend beim Lehramte immer wieder den Hauptnachdruck auf die Persönlichkeit des Lehrenden und den „elektrischen Funken, welcher belebend vom Lehrer auf den Schüler überspringt und beide magnetisch aneinander knüpft". „Jeder denkende und erfahrene Schulmann weiß, daß neben der objectiven Methode, soweit solche den Unterrichtsgegenstand und die Individualität des Lernenden ins Auge faßt, auch die subjective Methode, der Geist und das Leben des Lehrers, kurz dessen Persönlichkeit vom entschiedensten Einflusse sind, und daß Stumpfheit und Trockenheit niemals durch die sorgfältigste Gliederung des Stoffes ersetzt werden können." Dann wieder dringt er darauf, daß nicht die Verstandesthätigkeit allein, sondern wesentlich das Herz und die Liebe es sind, welche dem Lehrerberufe seine höhere Weihe geben. Ferner will er die Schule bewahrt wissen von beengender, kleinlicher Aufsicht, von kleinlicher Vormundschaft innerhalb des nächsten Wirkungskreises der Lehrer. „Je mehr die gesammte Schulwelt in die Gefahr kommt, einer bureaukratischen Allesregiererei in die Hände zu fallen, je mehr Feder und Papier zur Herrschaft gelangen, desto schwerer werden inneres Leben, desto mehr aber äußere Formen sich herausbilden." „Die äußere Einwirkung, die kunstreichsten Lectionspläne und Pensenvertheilungen, die instructivsten Regulative ... schwächen oft das Denken und Leben des innern Menschen und verleiten um so leichter zum blinden Mechanismus, je mehr sie sich ins einzelne verlieren. Meines Erachtens drängt jetzt zu viel von außen auf die Schulen und Lehrer ein, und weil man alles machen und gestalten will, wird die innere Triebkraft gehemmt."

Mit ebenso viel Recht beklagt der erfahrene Schulmann aufs tiefste die seit 1848 fortschreitende Vermengung der Pädagogik mit der Politik, durch welche der Hauptzweck der Schule immer bedenklicher gefährdet werden muß (vgl. S. 377). Nicht zu unterschätzen ist auch gegenüber einer ungesunden Richtung der heutigen Zeit die Bemerkung über die „straffe Schulzucht", den Stock und das poetisch besungene Birkenreis (S. 123 und 58). Besonders wohlthuend berührt die Betonung des „idealen Momentes bei der Berufswahl" (S. 33).

Zu den schönsten Partien des Buches und denen, die am segensreichsten wirken können, gehören die zahlreichen Stellen, durch welche bald direct, bald indirect der Lehrer auf Anspruchslosigkeit und Genügsamkeit und auf die im

Berufe selbst liegenden Freuden und Tröstungen hingewiesen wird. Oft und oft, vielleicht trotz des Verfassers, treten dabei die ehrwürdigen Gestalten jener alten, im schlichten Overberg-Geiste gebildeten Lehrer vor die Seele, die jetzt immer mehr verschwinden, erfüllt mit schlichtem patriarchalischem Geiste, welcher sich mit dem Volksgeiste befreundet und verwandt fühlte, und nicht lediglich in Pflege und Mittheilung mannigfaltigen Wissens, sondern in der Einwirkung auf Leben und Sitte seine Aufgabe erblickte und daher vom Volksleben nicht vornehm sich schied. Der Verfasser bezeugt ihnen selbst, daß „viele ebenso tüchtige als liebe Menschen" unter ihnen waren. Sie hatten ja oft durch recht bescheidene, wenn nicht dürftige Verhältnisse sich hindurchzuringen, aber sie waren zufriedenen und frohen Sinnes; man sah sie geliebt und wahrhaft verehrt von der ganzen Gemeinde, und durchschnittlich gingen gerade aus ihren Familien die bravsten und tüchtigsten Menschen hervor für Staat und Kirche. Gar treffend schreibt der Verfasser: „Dieses überlaute Hinaustreten in die Oeffentlichkeit, die damit verbundene, oft schrankenlose Erhebung des Standes und seiner Verdienste waren noch unbekannt . . . Mit solch thatsächlichen Verhältnissen hing auch das äußere und innere Leben des Standes zusammen. Man war im ganzen anspruchslos in seinen Forderungen an Erholung und Genuß, und die Lehrer gehörten noch zu den selteneren Erscheinungen an öffentlichen Vergnügungsorten und im gesellschaftlichen Leben. Der enge collegialische Kreis, das ruhige Heim und die Schule waren die Welt, in welcher ihre bescheidenen Wünsche Befriedigung fanden, und in welche die Politik mit ihren Fragen und Kämpfen noch nicht störend eingriff."

Der Verfasser erzählt selbst mit liebenswürdiger Offenheit, wie er in sein neues Amt als Schulrath „mit einer hochgradig idealen Auffassung" eingetreten sei; und so rauh er in seiner amtlichen Thätigkeit auch oft von der prosaischen Wirklichkeit berührt werden mußte, auch später noch, bei seiner Begegnung mit Kehr, erscheint er sich wie der Vertreter des Idealismus gegenüber dem Realismus. Es gereicht dies dem greisen Schulmann nicht zur Unehre. Nur zu selten werden jetzt die Männer, deren Blick noch auf Ideales gerichtet ist und auch im Kampfe des Lebens noch dahin gerichtet bleibt. Freilich geschieht es wohl, daß diese hochgradig ideale Auffassung der Dinge zuweilen in einzelnen Fragen sich etwas stark geltend macht. Wolfgang Menzel hat wohl den Verfasser nicht gerade allzusehr mißverstanden, wenn er meinte, Kellner wolle auch in die Dorfschule „hochgebildete und für die Menschheitsideale begeisterte Volkslehrer" stellen und sie „zu diesem Zwecke in den Seminarien abrichten". Daran könnte man erinnert werden, wenn man z. B. S. 70 in Erfurt acht Lehrer zu einem Lesekränzchen vereinigt findet, das sich vorzugsweise mit Göthe's Werken beschäftigt, oder wenn (S. 177) Kellner selbst als Seminarlehrer den deutschen Sprachunterricht für die Seminaristen an „einzelne poetische Schöpfungen unserer neuern Nationalliteratur" anknüpft, und die Gelegenheit benutzt, den Schulamtscandidaten „mancherlei Kenntnisse aus der Geschichte, der Mythologie, der Poetik ꝛc. anzueignen, welche der Gebildete nicht füglich entbehren kann". Er betont nochmals S. 375, daß er bereits als Seminarlehrer darauf Bedacht genommen, „die Zöglinge in den Geist

einzelner hervorragender Dichtungen einzuführen und Sinn und Herz für deren Verständniß nach Form und Inhalt empfänglich zu machen". Die Betonung der Poesie für Unterricht und Erziehung, insbesondere auch des Volksliedes und der vaterländischen Dichtung für die Volksschule ist gewiß ein großes Verdienst Kellners; an den Uebertreibungen und Ausschreitungen, die später an das richtige Princip sich anknüpften, hat sich dieser wiederholt unschuldig erklärt. Er hat sich nie zu dem Ziele bekannt, „daß jede Dienstmagd Schillers Glocke auswendig hersagen könne", und hat die unsinnige Verwendung der deutschen Classiker in dem zu Culturkampfszeiten eingeführten „paritätischen" Lesebuch für die Volksschulen entschieden getadelt. Man kann auch ruhig zugeben, daß durch Würdigung und Pflege der Poesie in den Lehrerseminarien jedenfalls mehr Gutes und weit weniger Uebles angerichtet werden wird, als es heutzutage geschieht durch Betreiben der Philosophie. Aber wie dem sei, ein Dorfschullehrer, dessen „Sinn und Herz" etwa gebildet würde an Göthe's Faust, oder an Lessings Nathan, müßte sich doch als ein gar eigenthümliches Zwitterwesen darstellen, bei dem innere Harmonie und die bescheidene stille Hingabe an den Beruf nur schwerlich erwartet werden darf.

Etwas von starkem Idealismus verrathen auch Vorschläge wie S. 494: „Ich möchte nur noch wünschen, daß jeder Lehrer sich ein Tagebuch über seine Schüler anlegte, in welchem er seine Beobachtungen, seine Maßregeln und deren Erfolge bemerkte. Das Ergebniß würde eine Erfahrungsseelenlehre sein und der Lohn leicht die Bücherseelenlehre übertreffen." Dieser wie noch einer oder der andere Gedanke sind ja überaus schön in der Idee, und es liegt ihnen sicher ein berechtigtes Moment zu Grunde. Aber es muß dabei vorausgesetzt werden, daß die Gesammtheit oder doch der Durchschnitt der Lehrer Männer von ähnlicher Begabung und Arbeitskraft, von ähnlich reicher Erfahrung und edler Gesinnung und von annähernd gleich ausgebildetem pädagogischem Tactgefühle wären, wie Dr. Kellner in seinem segensreichen Wirken es gewesen ist. Allein in dieser Voraussetzung, so sehr sie mit dem Verfasser den ganzen Lehrerstand ehrt, scheint ein schwacher Punkt, ein kleiner Ueberschuß an Idealismus, zu liegen.

Man fürchte indessen nicht, in diesem Werke im ganzen einseitige und übertriebene Anschauungen vertreten zu sehen; bei einem Manne, der 50 Jahre lang unter Anerkennung der berufensten Zeugen und nach dem unwiderleglichen Zeugniß der Thatsachen so überaus fruchtbar gewirkt hat, ist dies von vornherein ausgeschlossen. Es genügt hinzuweisen auf des Verfassers Beobachtungen an den von Pauli in Brühl gebildeten Lehrern (S. 432) oder auf die Zusammenfassung seiner Erfahrungen als Schulrath in Marienwerder (S. 417), um seinen durchaus klaren und nüchternen Blick zu erweisen: „Durch den engern Verkehr mit den Lehrern, durch die mannigfachen Revisionen und eine nähere Kenntniß des Volkes überzeugte ich mich auch, daß nicht diejenigen sofort zu den Dunkelmännern und Fortschrittsfeinden zu rechnen sind, welche den wesentlichen Zweck und Kern unserer einklassigen Volksschule in wenigen Hauptgegenständen, also in der Religion mit biblischer Geschichte, in der Sprachlehre, im Rechnen und Gesange erblicken. Soll in diesen Gegen-

ständen geleistet werden, was dem Volke noth thut, was nachhaltig wirkt und fürs Leben bleibt, so verlangen sie von dem Lehrer eine Kraftentwicklung, eine Beharrlichkeit und ein Lehrgeschick, welche den ganzen Mann beanspruchen und für andere Zwecke wenigen Raum lassen. Wer da behauptet, daß durch solche Beschränkung die Schule herabgedrückt und deren idealer Auffassung widersprochen werde, dem wird nicht ohne Grund entgegnet, daß sie nur in und mit dieser Beschränkung eine wahre Volksschule bleibt, und daß sie erst in und mit dieser Concentration die rechte Frucht bringt . . ."

Ueberdies finden sich aber noch eine Reihe der interessantesten Aeußerungen anderer angesehener Schulmänner über das ganze Buch hingestreut, solcher, die mit Kellner befreundet und geistesverwandt, doch in ihren Anschauungen sich mit den seinigen nicht immer zu decken scheinen. So sind die schriftlichen wie mündlichen Aeußerungen des Geh. Raths Stiehl jedesmal von hohem Interesse, und mit jeder Erwähnung, die er im Buche findet, muß sich die Achtung für ihn mehren. Recht bemerkenswerth sind auch Urtheile, wie das des Geh. Raths Eylers S. 208, oder das des Provinzialschulraths und Abgeordneten Landfermann S. 279, das der Verfasser sehr mit Recht der Beachtung der Lehrer vorführt. Als die Perlen des Buches erscheinen aber die Briefe und mündlichen Aeußerungen Bogedains, des verehrungswürdigen, leider zu früh verstorbenen Weihbischofs von Breslau. Klarheit, Milde und Salbung ruhen auf seinen Worten; sie haben etwas ungemein Anziehendes und Gewinnendes, und man wünschte nur, der Verfasser wäre mit der Mittheilung derselben weniger sparsam gewesen.

Alles in allem sind diese „Lebensblätter" eine wahrhaft köstliche Gabe, wohl geeignet, Blätter des wahren Lebens zu werden, Anregung, Belehrung und edelsten Genuß zu gewähren für jeden strebsamen Lehrer, welcher Richtung immer er sonst huldigen mag. Indes auch außerhalb der Lehrerkreise verdient das schöne Buch durchaus Beachtung, zumal mit Rücksicht auf die große Wichtigkeit, die in der Gegenwart an die Fragen der Schule sich knüpft, welche hier so trefflich und anmuthig fast immer an lebendigen Beispielen Erörterung finden.

Otto Pfülf S. J.

Manual of Political Economy by **Ch. S. Devas,** Esq., M. A. Examiner in Political Economy at the Royal University of Ireland. London, Longmans, Green & Co. XVI and 578 p. 8⁰. Preis 6 *sh.* 6 *d.*

Das vorliegende Werk ist ein Supplementband zu dem in sechs Bänden herausgegebenen philosophischen Curs mit dem Gesammttitel Manuals of Catholic Philosophy, Stonyhurst Series (vgl. das vorige Heft dieser Zeitschrift S. 323 ff.). Die hohe Wichtigkeit der socialen und volkswirthschaftlichen Fragen rechtfertigt es durchaus, daß der Behandlung derselben ein eigener Band gewidmet ist. Wir können von ihm sagen: Er stellt sich seinen Vorgängern würdig an die Seite. Einige Sätze mögen angezweifelt und bestritten werden können; einiges mag der Leser weiter ausgeführt wünschen — so würde

nach unserm Dafürhalten etwas häufiger eine kurze Würdigung des betreffenden Gegenstandes von seiner sittlichen Seite nicht ohne Interesse sein —: im ganzen jedoch können wir das Werk als ein vortreffliches Handbuch anempfehlen, das sehr geeignet ist, den Leser in das richtige Verständniß der volkswirthschaftlichen Fragen einzuführen. Jedes Blatt kennzeichnet den Verfasser als einen wahren Engländer im besten Sinne des Wortes: klar und faßlich in der Darstellung, von scharfem und höchst gesundem Urtheil bezüglich des Inhalts und der Lehre, von praktischem Verstande in der Anwendung, dazu durch und durch kirchlich und katholisch in Würdigung der obschwebenden Fragen. In vier große Abschnitte oder Bücher wird der ganze Gegenstand abgetheilt, nach folgender Ordnung: Erstes Buch: Güter-Erzeugung und -Verbrauch; zweites Buch: Güteraustausch; drittes Buch: Gütervertheilung; viertes Buch: Ergänzungen, zumal über Finanz- und Steuerfrage, sowie das Erforderliche über Ziel, Methode und geschichtlichen Verlauf der Volkswirthschaftslehre.

Es ist schwer zu sagen, welches der vier Bücher das hervorragendste sei. Theoretisch am lehrreichsten möchten wir wohl das zweite, praktisch am bedeutsamsten das dritte nennen, zu dem das vierte als Anhang zählen darf. Wir heben einige Partien namentlich hervor: aus dem zweiten Buche die Lehre über die Preisbildung (Kap. 2—5), über die Doppelwährung des Geldes (Kap. 8), über den Credit (Kap. 9—11); aus dem dritten Buch Begründung und Rechtfertigung des Klassenunterschiedes (Kap. 5 und 6), Verhältniß zwischen Arbeiter und Arbeitgeber (Kap. 7 ff.), Arbeiter-Schutz und -Versicherung (Kap. 11 u. 12).

England denken wir uns als das Land der wirthschaftlichen Freiheit. Die Versuchung liegt nahe, zu vermuthen, daß ein englischer Verfasser eines Werkes über Volkswirthschaft der individuellen Freiheit übermäßig das Wort rede. Eine solche Vermuthung erweist sich in vorliegendem Werke als Täuschung. Zwar tritt der Verfasser sehr entschieden für die Freiheit ein, aber für eine geordnete, organisirte Freiheit, zumal betreffs der arbeitenden Klasse, und für gesetzlichen und staatlichen Schutz. Das Eingreifen des Staates zum Rechtsschutz und zur Förderung des Gemeinwohls verneint er nicht, sondern er betont es durchaus; aber ein Hinübergreifen über die richtigen Grenzen, ein Auswachsen zur Allregiererei und zum Staatssocialismus bekämpft er mit vollem Recht. Besonders aber verdient hervorgehoben zu werden, was der Verfasser am Ende des elften Kapitels, Buch III, als den Schlußpunkt praktischer Reformen bezeichnet: „Schließlich, aber nicht zuletzt, weder was Dringlichkeit noch was Bedeutung angeht, ist vonnöthen die Wiederherstellung christlicher Erziehung, christlicher Familie, christlicher Schule, christlicher Arbeitsordnung. Die Religion muß wieder den ersten Platz einnehmen, und gottlose Schulen müssen verschwinden. . . . Das ist der Angelpunkt auch der wirthschaftlichen Frage . . . Ohne diesen Punkt, d. h. ohne Aufrechthaltung oder Wiederherstellung wahrhaft christlicher Familien, werden alle anderen Reformen entweder unerreichbar oder fruchtlos sein.“ Solche Worte können nie genug wiederholt werden.

Aug. Lehmkuhl S. J.

I. **Das Vaterunser.** Von **Edmund Behringer.** 82 S. kl. 8⁰. Kempten, J. Kösel, 1890. Preis *M.* 1.20.

II. **Vaterunser.** Ein Cyklus von Gedichten von **A. Jüngst.** 56 S. gr. 8⁰. Paderborn, F. Schöningh, 1892. Preis gebunden *M.* 1.

I. In Ottave rime bringt uns Ed. Behringer seine Betrachtungen über das Gebet des Herrn. Drei Strophen als Einleitung schließen sich an die Anrufung: „Vater unser, der du bist im Himmel." Unter dem Titel der ersten Bitte: „Geheiliget werde dein Name," feiern dann 17 Strophen die Schöpfung mit dem Sturz der Engel; daran schließen sich 21 Strophen, welche den Fall der ersten Menschen, das Sehnen nach dem verheißenen Erlöser, die Stiftung des Reiches Christi und das Gnadenleben behandeln: „Zukomme uns dein Reich!" Die dritte Bitte umfaßt ebensoviel Strophen: der Wille Gottes in der Schöpfung, in der Vorsehung und in den Geboten muß erfüllt werden; das fiat Mariä und das fiat Christi am Oelberg sind diejenigen Worte, welche der Menschheit Erlösung brachten. Wiederum 21 Strophen behandeln die vierte Bitte: Kain und Abel, Sintflut, Brod des Leibes, Altarssacrament. Die fünfte Bitte: der Doppelquell des Friedens auf Erden: Gott verzeiht uns, und wir verzeihen unseren Nebenmenschen. Das war der Fluch der alten Welt, sie verzieh nicht — Aug' um Aug' u. s. w. — und sie wußte niemand, der ihr das Schuldbewußtsein hätte nehmen können (21 Strophen). Die sechste Bitte: überall, von der Kindheit bis zum Grabe umlauern und bedrohen uns Versuchungen. Der Heiland wird uns retten durch seine Lehre, seine Gnade und sein Beispiel (21 Strophen). Die siebente Bitte: „Erlöse uns von dem Uebel", die menschlichste aller Bitten, weil Uebel und Leiden mit uns sind, solange wir leben. Maria, hilf uns durch deine Fürbitte! Auch du und dein Sohn, ihr habt viel gelitten auf dieser Welt ... In seiner Güte hat aber Gott hienieden dem Leiden auch manchen Trost beigesellt: Familie, Freundschaft, Naturgenuß, Segen der Arbeit (21 Strophen). Drei Strophen an die göttlichen Personen bilden den Schluß, wie den Anfang.

Man sieht, die Auffassung ist eine große und weitgreifende; kein Geringerer als Dante hat offenbar dem Dichter als Muster vorgeschwebt. Freilich hätte es zur glücklichen Lösung einer solchen Aufgabe auch der ganzen Gestaltungskraft eines Alighieri bedurft. Trotz mancher Einzelschönheit ist denn auch das Ganze nicht im Stande, die beabsichtigte Wirkung zu erzielen. Die Begeisterung des Dichters theilt sich dem Leser nicht mit. Dazu hat unseres Erachtens das gewählte Strophensystem viel beigetragen; so viele Ottave rime interessant und gehaltvoll zu gestalten und zwar ohne epischen Inhalt, das will sehr viel heißen. Auch ist der Gedankengang nicht ohne Lücken. Die Uebergänge sind nicht immer glücklich, die Bilder nicht zutreffend und zu gehäuft oder zu gemischt. Daß der Dichter es mit dem Reim nicht genau nimmt, wollen wir nur nebenbei bemerken. Trotz allem bleibt „Das Vaterunser" Behringers eine gedankenreiche Dichtung.

II. In manchen Punkten wohlthuend verschieden von den Soliloquien des vorhergehenden Büchleins sind die denselben Gegenstand behandelnden Ge=

dichte von A. Jüngst. Nach einem „Eingang“, d. h. einer Anrufung Gottes um Beistand (7—9) folgen elf Gedichte, die je einen festumgrenzten Gedanken behandeln. 1. „Vaterunser“ mit dem Motto: „Wessen ist das Bild und die Ueberschrift?“ Gott ist unser Vater durch die Schöpfung und durch Christus (11—14). 2. „Der du bist in den Himmeln“. Motto: „Und er zeigte mir die heilige Stadt Jerusalem“ ꝛc. Enthält eine Vision des Himmels (15—20). 3. „Geheiligt werde dein Name.“ Motto: „Lobet den Herrn, denn erhaben ist sein Name allein.“ Eine Art Psalm: Benedicite omnia opera Domini Domino (21—24). 4. „Zukomme uns dein Reich.“ Motto: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt.“ Das Reich der Gnade in der Kirche (25—28) .5. „Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden.“ Motto: „Vater, wenn du willst, so nimm diesen Kelch“ ꝛc. Gottes Wille das Beste für uns, selbst in den Stunden des Leides tröstet uns dieser Gedanke (29—34). 6. „Unser tägliches Brod gib uns heute.“ Motto: „Es erbarmt mich der Volksschaar“ ꝛc. Gott gibt das dreifache Brod für den Leib — für den Geist — für die Seele (Nahrung, Wahrheit, Eucharistie) (35—40). 7. „Vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern.“ Motto: „Wenn ihr nämlich vergebet den Menschen ihre Vergehen, wird auch euch vergeben euer himmlischer Vater.“ Nur wer verzeiht, kann Verzeihung finden (41—44). 8. „Führe uns nicht in Versuchung.“ Motto: „Herr, rette uns, wir gehen zu Grunde“ ꝛc. Unsern Lebensweg umlagern auf Schritt und Tritt Versuchungen; nur Gott kann helfen (45—48). 9. „Sondern erlöse uns von dem Uebel.“ Motto: „Demnach nun, wie es durch Eines Vergehen auf alle Menschen kam zur Verdammniß, so auch durch Eines Gerechtigkeit auf alle Menschen zur Rechtfertigung des Lebens.“ Vom Paradiesesbaum kam das Uebel, vom Kreuzesbaum die Erlösung (49—53). 10. „Amen.“ Motto: „Und niederfielen die vierundzwanzig Aeltesten . . . und sagten: Amen, Alleluja!“ Gottes Lobpreis im Himmel nach der Vollendung (54—56).

A. Jüngst hat diese verschiedenen Stoffe in verschiedenen, meist sehr gut gewählten Strophenformen besungen. Ihre Lieder sind nicht in Gebetsform an Gott gerichtet, wie bei Behringer, und auch das trägt zu einer angenehmen Abwechslung bei. Dazu kommt, daß der Gedankengang im einzelnen ein klarer und übersichtlicher ist. Bisweilen glauben wir sogar eine zu schematische Disposition zu bemerken, die das Gedicht mehr als Abhandlung erscheinen läßt.

In der Sprache macht sich auch bei A. Jüngst eine unliebsame Bildermengerei geltend, die man gerade bei dieser, der Phrase so abholden Dichterin nicht gewohnt ist. Wir glauben indes, die gemeinsamen Einzelfehler darin suchen zu müssen, daß die Büchlein beide mehr einer Begeisterung des Verstandes als des Herzens und der Phantasie ihr Dasein verdanken. Es ist nicht das Individuum, welches uns entgegentritt, sondern der fromme Künstler. Beide Dichter waren ja gewiß von ihrem Stoff ergriffen, aber nur mit der Ueberzeugung und gleichsam secundär; sie halten sich darum auch meistens allgemein. Erst gegen Schluß seines Gedichtes wird Behringer eigentlich

ganz von Herzen warm, wo er auf sein eigenes Leben einen Rückblick wirft. Dort aber ergreift auch den Leser die erste wirkliche Rührung und Andacht. Trotz mancher Einzelschönheit befriedigen die besprochenen Lösungen der Aufgabe uns nicht vollständig.

W. Kreiten S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Xenia Bernardina. Pars Quarta. Bibliographia Bernardina. 8 unpaginirte, XXXVII u. 558 S. 8°. Vindobonae, 1891. In Commissis apud Alfredum Hölder.

Jetzt ist auch der Schlußband der bereits Bd. XLI, S. 574 ff. dieser Zeitschrift besprochenen Jubiläumsgabe der österreichischen Cistercienserstifte erschienen. Es braucht wohl nicht bemerkt zu werden, daß er sich den früheren in ebenbürtigster Weise anreiht. Der Inhalt gliedert sich in drei, wenn man will, vier Theile von sehr ungleichem Umfange. Der erste stellt die Liste der von Bernhard verfaßten oder doch ihm zugeschriebenen Werke auf und scheidet sie in echte und spuria. Der zweite recensirt die von diesen Werken innerhalb der letzten 500 Jahre veranstalteten Ausgaben; der dritte umfaßt die Literatur, welche sich mit Bernhard, seiner Person oder seinen Werken befaßt, und zwar zunächst die handschriftliche, dann die gedruckte, welch letzterer begreiflicherweise der Löwenantheil des Ganzen zufällt. Es ist kein Tadel, weil etwas Selbstverständliches, daß in einem Buche wie das vorliegende eine absolute Vollständigkeit schlechterdings unerreichbar ist, am wenigsten wohl in der Bibliographia manuscripta. Als eine Lücke in dem Werke könnte es erscheinen, daß nicht ein Verzeichniß der Handschriften von Werken Bernhards selbst versucht worden. Es hätte ein solcher Versuch allerdings die an sich ungeheuren Schwierigkeiten des Unternehmens noch um ein bedeutendes vermehrt; absolute Vollständigkeit wäre auch hier selbstverständlich ausgeschlossen gewesen, eine annähernde hätte sich indes so gut wie in der Bibliographia manuscripta erreichen lassen, und der Nutzen der Sammlung hätte vielleicht einigermaßen die Mühe belohnt. Doch es ist unartig und Bettlermanier, noch mehr zu verlangen, wo so reichliche und kostbare Gaben geboten sind.

Der heilige Bernhard, Abt und Kirchenlehrer. Ein Lebensbild zum achthundertjährigen Jubiläum seiner Geburt von Dr. Hermann Joseph Wurm. VIII u. 116 S. 8°. Paderborn, Junfermann, 1891. Preis *M.* 1.20.

Das Buch hält die Mitte zwischen einer erbaulichen Lebensbeschreibung und einer wissenschaftlichen Geschichtsdarlegung, weil es „für weitere Kreise in Kürze zusammenfassen will, was bis jetzt über die Geschichte des hl. Bernhard zusammengetragen ist". Es theilt zur leichtern Uebersicht das Leben des berühmtesten Sohnes des Cistercienserordens in sechs Abschnitte: Bis zur Gründung von Clairvaux

(1091—1115); bis zum Schisma des Jahres 1130; das Schisma von 1130 zwischen Innocenz II. und dem Gegenpapst Anaklet II. (1130—1138); Bernhards Auftreten gegen Abälard und Arnold von Brescia (1138—1145); seine Bemühungen um den zweiten Kreuzzug (1145—1150), und seine letzte Lebenszeit (1150—1153). Dann folgen noch Ausführungen über einzelne in jenen sechs Abschnitten nicht behandelte Dinge: Bernhards Charakter, Rednergabe und Einfluß, seine Tugenden und „Fehler“, seine Ansicht über das Verhältniß zwischen Kirche und Staat u. s. w. Den Schluß bildet das Urtheil des Geschichtschreibers Otto von Freising und des Dichters Dante über den Heiligen.

Die heilige Birgitta von Schweden und ihr Klosterorden. Jubiläumsgabe zum fünften Centenarium der Canonisation der hl. Birgitta von G. Binder, Priester der Erzdiöcese München und Freising. XVI u. 205 S. 8⁰. München, Stahl, 1891. Preis *M.* 2.20, gebunden in Leinwand *M.* 2.60.

Wenige Leben der Heiligen sind so reich an Ereignissen der verschiedensten Art wie dasjenige der hl. Birgitta. Als Ehegattin eines schwedischen Großen stand sie in engen Beziehungen zum Hofe, als Mutter von sieben Kindern, von denen nur zwei früh starben, erlebte sie alle Sorgen und Freuden, welche eine zahlreiche Nachkommenschaft mit sich bringt. Ihr Gemahl zog sich schon 1340 ins Cistercienserkloster Alvastra zurück, um ihr alle Freiheit zum Dienste Gottes zu lassen. Zwei Jahre nach seinem Tode († 1344) gab Gott ihr in Offenbarungen die Satzungen des neuen, nach ihr benannten Ordens. Dann pilgerte sie nach Rom, von dort aus ins Königreich Neapel und ins Heilige Land. 1373 starb sie zu Rom. Schon im Leben war sie wegen ihrer Offenbarungen, in denen sie Gottes Auftrag zufolge Königen, Päpsten, Vornehmen und Geringen die ernstesten Wahrheiten vorhielt, geachtet, gefürchtet und gehaßt, von vielen aber als Heilige verehrt. Ihre heilige Tochter Katharina betrieb die Heiligsprechung, welche jedoch erst zehn Jahre nach deren Tod († 1381) vollzogen ward. Der Verfasser erzählt das Leben einfach und schlicht nach den besten Quellen, berichtet ruhig und klar über die Offenbarungen der Heiligen und bietet darum ein ebenso anspruchsloses wie werthvolles Buch, das gründlich, lehrreich, erbaulich und angenehm zu lesen ist.

Altdeutsche Predigten. Herausgegeben von Anton E. Schönbach. II. u. III. Band: Texte. XI u. 328, VIII u. 450 S. gr. 8⁰. Graz, Styria, 1888 u. 1891. Preis à *M.* 9.

Der erste Band dieses verdienstlichen Werkes ist schon Band XXXIII, S. 199 ff. dieser Zeitschrift zur Anzeige gebracht worden. Die beiden mittleren Bände bringen nunmehr die Textsammlungen zum Abschlusse; ihnen soll sich ein vierter Band anschließen, der die Untersuchungen und Resultate umfassen wird, denen die veröffentlichten Texte als Grundlage gedient haben. Der zweite Band enthält die altdeutschen Predigten der Ober-Altaicher Sammlung, Cgm. 74 der Münchener Hof- und Staatsbibliothek; der dritte Band bietet die Predigten des Priesters Konrad, Handschrift 2684* der Palatina zu Wien. Dem Abdrucke der Texte sind sehr umfangreiche Anmerkungen beigegeben. Im zweiten Bande kommen auf 173 Seiten Text 132 Seiten kleiner gedruckte Anmerkungen, im dritten Bande auf 267 Textseiten 150 Seiten Anmerkungen. Zweck dieser Anmerkungen ist vor allem, den Quellen und Fundgruben des Predigers nachzugehen. Mit bewundernswerthem Fleiße ist Homilie um Homilie, im zweiten Bande kann man sagen Satz für Satz aus den Quellen belegt,

deren hauptsächlichste für die Ober-Altaicher Sammlung Haimo's von Halberstadt Homiliensammlung zu sein scheint, während die Predigten Konrads ein reicheres Repertoir aufweisen. Mit Spannung darf man bei solch gewissenhafter Arbeit den Resultaten Schönbachs entgegensehen. Schon jetzt seien die Bibliothekare von Seminar- und Kloster-Bibliotheken auf dies auch seiner äußern Ausstattung nach vornehme Werk aufmerksam gemacht.

Die Gabe des Heiligen Geistes. Erwägungen über die heiligmachende Gnade von Joh. Bapt. Lohmann S. J. Mit oberhirtlicher Genehmigung. 266 S. kl. 12°. Paderborn, Junfermann, 1892. Preis *M.* 1.35.

Es gibt kaum einen Stoff, der für den katholischen Leser erbaulicher und anregender wäre, als der in der vorliegenden Schrift behandelte. Der hochw. Verfasser hat es verstanden, mit dogmatischer Schärfe und Vertiefung, jedoch durchaus gemeinverständlich, Wesen und Bedeutung der heiligmachenden Gnade und des Gnadenlebens zu behandeln. Die Sprache der in Form von Vorträgen abgefaßten Schrift ist edel, lebendig, ungekünstelt; ergreifend und überwältigend will der Verfasser vornehmlich durch die Sache selbst sein. Eine nachhaltige Wirkung wird das Büchlein bei keinem Leser verfehlen, welcher mit der Absicht, geistlichen Nutzen zu schöpfen, an dasselbe herantritt.

Leben und Wirken des Bischofs Franz Joseph Rudigier von Linz. Bearbeitet von Konrad Meindl, Stiftsdekan in Reichersberg. Erster Band, enthaltend das Leben und Wirken in der vorbischöflichen und bischöflichen Zeit bis 1869. Mit sieben Illustrationen. VIII u. 848 S. gr. 8°. Linz, Administration zur Herausgabe der Werke Bischof Rudigiers im bischöfl. Priesterseminar, 1891. Preis *fl.* 3.

Angeregt vom hochw. Herrn Bischof von Linz, Dr. Franz Maria Doppelbauer, vom hochw. Verfasser mit hingebender Liebe gearbeitet, durch eine reiche literarische und handschriftliche Hinterlassenschaft und andere Umstände glücklich unterstützt, ist das Lebensbild des Bischofs Rudigier zu einem großartigen Monument geworden, wie es sich ziemte für den Erbauer des Maria-Empfängniß-Domes und einen der größten und muthigsten Kirchenfürsten unserer Tage. Einstweilen liegt nur der erste Band vollendet vor. Die Ausstattung ist glänzend, der Gehalt überreich und deshalb voll Werth für die Gegenwart, die Darstellung bis ins kleinste eingehend und deshalb von Bedeutung auch für die historische Forschung der Zukunft. Die Persönlichkeit Rudigiers ist so gewaltig und groß, sein Wirken so segensreich, sein Kämpfen und Streben so vielseitig, daß es vorbehalten sei, nach Vollendung des Werkes eingehender auf dasselbe zurückzukommen.

Der Augustinermönch Johannes Hoffmeister. Ein Lebensbild aus der Reformationszeit. Von Nicolaus Paulus, Priester des Bisthums Straßburg. XX u. 444 S. 8°. Freiburg, Herder'sche Verlagshandlung, 1891. Preis *M.* 4.

Durch eine Reihe fleißiger Untersuchungen, meistens dem Gebiete der Reformationsgeschichte angehörig, ist der Name des Verfassers bereits rühmlich bekannt geworden. Insbesondere hat die vortreffliche Arbeit, mit welcher er dem grundlosen Gerede über die angeblich protestantischen Ueberzeugungen des einstigen Augustinerprovinzials Joh. v. Staupitz entgegengetreten (Hist. Jahrb. XII, 309 ff.), ihm ein Recht auf die Anerkennung aller Freunde der Wahrheit erworben. Mit nicht minder lebhaftem

Danke wird man die stattliche Monographie entgegennehmen, mit welcher er jetzt das Andenken eines Mannes der Vergessenheit entreißt, der um die Erhaltung des katholischen Glaubens in Deutschland die größten Verdienste hat, und der durch seine echt katholische Gesinnung, sein kerngesundes deutsches Wesen, sein liebenswürdiges Gemüth und den in seinen Schriften sich verrathenden frischen Humor unwillkürlich für sich einnehmen muß. In stürmischer Zeit, unter dem Druck wahrhaft trostloser Verhältnisse, hat jener brave Ordensmann für die Sache der Kirche geeifert und gearbeitet, bis er der Ueberanstrengung in allzu frühem Tode erlag. Wie den meisten seiner Mitkämpfer ist ihm dafür als Lohn zu theil geworden: maßlose Anfeindung und Verleumdung von seiten der Gegner und Vergessenheit bei der katholischen Nachwelt. Ehre dem fleißigen Historiker, der die Schuld des Dankes und der Gerechtigkeit endlich abgetragen hat! Uebrigens ist derselbe keineswegs bloß dem Interesse für die Persönlichkeit des verdienstvollen Augustiners gerecht geworden, sondern bietet auch zum richtigen Verständniß der Vorgänge jener vielverworrenen Zeit höchst beachtenswerthe Momente dar. Vielleicht wäre S. 302 der wahre Gedanke Hoffmeisters über die Nothwendigkeit der Sacramente durch etwas andere Fassung der Worte genauer wiedergegeben worden. Auch hätten vielleicht noch mehr, als es schon geschehen ist, die Selbstanklagen und Bekenntnisse der katholischen Apologeten über die in der Kirche herrschenden Mißstände historisch und psychologisch beleuchtet werden können, um ihre Beweiskraft für das Thatsächliche auf das richtige Maß zurückzuführen. Alles in allem kann man dem Verfasser für die vortreffliche Leistung nicht dankbar genug sein und seinen schon in Aussicht gestellten weiteren Publicationen nur mit Freude und Spannung entgegensehen.

Geschichte des früheren Gymnasiums zu Jülich. Zugleich ein Beitrag zur Ortsgeschichte. I. Die Particularschule 1571—1664. Von Professor Dr. Kuhl, Progymnasialrector. 295 S. 8°. Jülich, Fischer, 1891. Preis *M.* 3.60.

„Particularschule“ nannte man im 16. Jahrhundert jene Unterrichtsanstalten, auf welchen Knaben nach Verlassen der Trivialschule (Volksschule) bis zu den Studien der Universität gefördert wurden. Die Gründung der Particularschule zu Jülich fällt zusammen mit dem Aufschwung, den die Stadt nahm, als der Herzog seinen Sitz von dem zerstörten Schloß Nideggen wenigstens theilweise nach Jülich verlegte. Das aus Nideggen herübergekommene Stiftskapitel eröffnete dieselbe im Jahre 1571 gemeinschaftlich mit der Stadtobrigkeit. Der Verfasser beginnt mit der Geschichte dieser Schule, kommt aber allmählich mehr und mehr zur Behandlung der ganzen Stadtgeschichte. Wir bedauern diese seine Erweiterung des Planes nicht, weil er so viel werthvolles, ungedrucktes Material veröffentlicht. Gute Inhaltsverzeichnisse werden aber beim Abschluß der Arbeit nöthig sein für den Ueberblick und die Benutzung der gegebenen Nachrichten.

Beschreibendes Verzeichniß der **Handschriften der Stadtbibliothek zu Trier.** Von Max Keuffer, Stadtbibliothekar, Mitglied der Gesellschaft für nützliche Forschungen zu Trier. Zweites Heft: Kirchenväter. XIII u. 149 S. 8°. Trier, Lintz, 1891.

Dies zweite Heft hat vor dem ersten, in dieser Zeitschrift, Bd. XXXIV, S. 605 empfohlenen den Vorzug, daß bei den einzelnen handschriftlichen Texten nach Möglichkeit angegeben wurde, ob und wo sie schon gedruckt seien. In der Vorrede sind als Beitrag zur Geschichte der beschriebenen Handschriften wichtige Nachrichten über

das sechs Wegstunden von Trier gelegene Kloster Eberhardsklausen der Windsheimer Congregation abgedruckt, weil viele Codices dort geschrieben sind oder von dort stammen. Die gewissenhafte Sorgfalt, womit der Verfasser seiner Aufgabe gerecht zu werden sucht, und das ernste Bestreben, alle Rathschläge und Bemerkungen anderer Fachmänner anzuhören und, wo sie es verdienen, zu befolgen, treten in seiner Arbeit so an den Tag, daß sie volles Vertrauen erweckt und dankbarst von allen hingenommen wird, die durch ihre Studien auf alte Handschriften hingewiesen werden.

Rundschrift oder Eckenschrift? Von Matthias Linhoff. 18 S. 8°. Münster, Aschendorff'sche Buchhandlung, 1891. Preis 40 *Pf.*

Die Vereinfachung der deutschen Schriftweise auch hinsichtlich der Buchstabenform ist in neuerer Zeit mehrfach der Gegenstand der Erörterung geworden. Noch die zweite Delegirtenversammlung des „Katholischen Lehrerverbandes Deutschlands" zu Aachen (20. Mai 1891) hat den dringenden Wunsch ausgesprochen, die Rundschrift zur alleinigen Schreibweise für Druck wie für Handschrift erhoben zu sehen. Der Verfasser der kleinen Broschüre hat das Verdienst, diese so tief ins praktische Leben eingreifende Frage mit großer Vollständigkeit, vollendeter Klarheit und angenehmer Kürze beleuchtet zu haben, und nicht leicht wird der Leser dem Gewichte seiner Gründe sich ganz zu entziehen vermögen.

Dante Alighieri's Göttliche Comödie. Metrisch übertragen und mit kritischen und historischen Erläuterungen versehen von Philalethes. Vierter, unveränderter Abdruck der berichtigten Ausgabe von 1865—1866. 3 Bände. XX u. 285, VIII u. 320, XII u. 414 S. 8°. Leipzig, B. G. Teubner, 1891. *M.* 9.

Für die Einbürgerung Dante's in Deutschland ist die Uebersetzung des Königs Johann von Sachsen (Philalethes), der von 1828 bis 1865 mit unermüdlicher Liebe und Sorgfalt erst an der Herstellung, dann an deren Vervollkommnung arbeitete, von entscheidendster Bedeutung gewesen, und der edle katholische Monarch verdient es im vollsten Maße, daß seine vortreffliche Leistung auch fürder anerkannt bleibe. Was sie vor anderen auszeichnet, ist ihre wörtliche Treue, Klarheit und Genauigkeit und das weise beschränkte Maß des erklärenden Apparats, der einerseits alle schwierigeren Stellen genügend erläutert, andererseits aber es vermeidet, durch allzu weitläufiges Eingehen in das vielverschlungene Labyrinth der Danteliteratur die vielfach räthselhafte Dichtung in neues Dunkel zu hüllen. Für denjenigen, der sich zum erstenmal mit Dante bekannt machen will, ist sie aus diesem Grunde das beste und verläßlichste Mittel; aber auch demjenigen, der weiter in die Danteforschung eingedrungen ist, wird sie ein nützliches und liebes Buch bleiben, auf das er gern zurückgreifen wird. Mit Rücksicht auf die vortreffliche Ausstattung ist der Preis ein billiger zu nennen.

La Divina Commedia con commenti secondo la Scolastica del P. Gioachino Berthier, dei Pred., Professore di teologia nell' università di Friburgo (Svizzera). Vol. 1. Fasc. 1. XXIII, 32 S. 4°. Freiburg (Schweiz), Universitätsbuchhandlung (P. Friesenhahn), 1892. Preis des ganzen Werkes (50 Lieferungen) für Subscribenten auf den Einzelband *Fr.* 120, für Subscribenten auf die Einzelhefte *Fr.* 125, für Nicht-Subscribenten *Fr.* 150.

Das großartig angelegte Werk umfaßt außer einem den heutigen Anforderungen der Kritik entsprechenden Text einen eingehenden Commentar, der zwar hauptsächlich

den allegorischen bezw. theologischen Gehalt der Dichtung und dessen Zusammenhang mit der scholastischen Wissenschaft ins Auge faßt, zugleich aber auch die geschichtliche und philologische Danteforschung in weitestem Umfang zur Erklärung heranzieht. Ein erster Theil dieses Commentars, 1890 in der Zeitschrift Il Rosario veröffentlicht, hat dem Verfasser bereits in Italien den Ruf eines ausgezeichneten Dantekenners wie eines ebenso gründlichen Kenners der mittelalterlichen Scholastik erworben. In letzterer Beziehung ist P. Berthier dem um die Danteforschung so hochverdienten Scartazzini entschieden überlegen, während er in historisch-philologischer Detailkenntniß ihm redlich nacheifert. Die graphische Ausstattung, auf mehr als 2000 Illustrationen veranschlagt, bringt theils das Leben und die Zeit des Dichters nach zeitgenössischen Malereien, Sculpturen, Münzen, Zeichnungen u. s. w. zur Darstellung, theils die verschiedenen Schauplätze der Dichtung und die den verschiedensten Zeiten angehörigen Personen und Stätten, welche sie umfaßt. Nach dem vorliegenden Heft verspricht diese Danteausgabe ein Prachtwerk ersten Ranges zu werden, zugleich aber auch ein wissenschaftliches Denkmal, das die moderne Forschung aufs glücklichste mit der philosophisch-theologischen Erklärung des großen mittelalterlichen Weltgedichtes verbindet. Die Zahl der aus den Werken des hl. Thomas und der übrigen Scholastiker herbeigezogenen Stellen ist so groß, daß der Erklärer sie nur ausnahmsweise zum Abdruck bringen konnte, der Commentar aber auch in dieser Form alle bisherigen an Reichhaltigkeit übertrifft. Das Unternehmen verdient die regste Betheiligung der deutschen Katholiken, denen schon die Annahme der Widmung durch Papst Leo XIII. und die persönliche Freundschaft desselben für den Verfasser als wirksamste Empfehlung dienen wird.

Hans Dollinger. Vaterländisches Schauspiel in drei Acten von Heinrich Hüttinger. 132 S. 8⁰. Straubing, Volks- und Jugend-Schriftenverlag, 1892. Preis *M.* 1.

Das Drama behandelt die theils geschichtliche theils sagenhafte Thätigkeit und Persönlichkeit des Regensburger Helden Hans Dollinger. Die Feigheit seines Herzogs hat den frühern Waffengefährten der Rache des Kaisers geopfert und hält den hochverdienten Kämpfer in schmachvollem Kerker. Da nahet der Erbfeind des christlichen Namens, und schließlich, da keine Hilfe mehr, nimmt der Kaiser das Opfer Dollingers an, der den Zweikampf mit Krako besteht. Als eine Erstlingsarbeit, die „dem treuen Führer auf ungewohntem Pfade, Freiherrn Adolf von Berlichingen“, gewidmet ist, verräth das Schauspiel in Grundriß wie Ausführung ein seltenes Talent für die dramatische Poesie, besonders eine geschickte, stets sich steigernde Vorbereitung der verschiedenen Wendepunkte, die den Leser gefangen hält, ihn bangen und hoffen läßt mit unwiderstehlicher Kraft. Die Scenen und Acte sind aufs innigste verbunden, die Handlung meist in den Charakteren gegeben und diese Charaktere selbst durchgehends glücklich gezeichnet. Was den Anfänger verräth, ist eine gewisse Uebertreibung. Er zielt mit der Figur des Vaters sowohl als des Kindes von Hans Dollinger zu sehr auf Rührung ab und kommt mit diesen Personen gar zu oft. Das wird ihm auf einer Collegienbühne gewiß vielen Beifall eintragen, aber künstlerisch in höherem Sinne ist das nicht. Ferner müßte von vornherein klar gesagt werden, ob Dollinger wirklich wegen einer moralischen Schuld leidet oder nicht. Es ist etwas anderes, ob Hans ein Königsmörder und Revolutionär ist oder bloß ein treuer Vasall seines Herzogs, der in gerechtem Kampf den Kaiser tödtete. Gegen Schluß müßte die Handlung schneller enden; das lange Reden schwächt ab. Minder befriedigen auch die langen lyrischen Einlagen, die jedenfalls bei der Aufführung gekürzt werden.

Sonst ist die Sprache durchgehends zu loben. Daß etwas viel von Freiheit und Vaterland gesprochen wird, zeigt eben, daß der Dichter ein Kind des 19. und nicht des 10. Jahrhunderts ist. Als Drama ist Hans Dollinger somit nicht einwandsfrei, als Erstlingsgabe jedoch hochwillkommen; denn sie verheißt uns reifere Früchte. Wir empfehlen das Stück allen Vorstehern von Vereinsbühnen ꝛc. Es enthält nur männliche Rollen und erfordert ziemlich bescheidene Decorationen, beides nicht gering anzuschlagende Vortheile.

Des Lebens traurige Komödie. Sittenbilder aus dem spanischen Leben von P. Luis Coloma S. J. I. Band: Don Justo. — Staub und Asche. — Eine Fürbitte. — Ranoque. — Das Kissen des Jesukindes. — Verlästert. Autorisirte Uebersetzung von Hedwig Wolf. XII und 159 S. 12°. Wien und Leipzig, Verlag Austria, 1892. Preis *M.* 1.80.

Der Name P. Coloma's hat in der zeitgenössischen spanischen Literatur einen guten Klang; durch Fernan Caballero selbst wurde sein erstes Werk „Dolores de un estudiante" eingeführt. Der seither veröffentlichte Cyclus von Erzählungen ist nicht nur in Spanien und in dem spanischen Amerika sehr populär, sondern wurde auch ins Englische, Portugiesische, Italienische und Polnische übersetzt. Schon daraus geht hervor, daß Coloma's Dichtungen das Mittelmaß weit überschreiten, und daß sie es wohl verdient haben, auch in deutscher Sprache zu erscheinen. Wir schulden daher der gewandten Uebersetzerin aufrichtigen Dank, um so mehr, da sich ihre Arbeit recht fließend liest. Der Inhalt der Stücke, die dieses erste Bändchen bietet, ist nicht nur als eine von Meisterhand entworfene Sittenschilderung aus dem spanischen Leben, das Coloma in seinen Höhen und Tiefen kennt, hochbedeutsam, sondern auch von tiefem moralischem Gehalt. Da wird etwas anderes geboten als die ewigen schalen und faden Liebesgeschichten, mit denen leider auch der katholische Büchermarkt überschwemmt wird. Nie und nimmer verläugnet sich hier der ernste, seeleneifrige Priester, wenn er auch keineswegs als Moralprediger, sondern als Erzähler auftritt. Niemand wird, ohne tief ergriffen zu werden, das rührende Charakterbild Don Justo's, des braven Schulmeisters, das Schicksal des jugendlichen Verschwenders Manolo in „Staub und Asche", den christlichen Heldenmuth „Ranoque's", die herrliche Weihnachtsgeschichte „Das Kissen des Jesukindes" lesen. Ganz eigenartig ist „Eine Fürbitte", die einzige Erzählung, die nicht in der Gegenwart spielt, sondern uns den hl. Franz Borgia am Sterbebette Johanna's, der Wahnsinnigen, schildert. Alle diese Erzählungen zeigen, wie das Vorwort ebenso schön als wahr sagt, „daß, wo wahres Christenthum die Herzen erfüllt, die Liebe zu Gott zu großen Thaten entflammt". Mögen wir bald das zweite Bändchen von Coloma's Sittenbildern in ebenso guter Uebersetzung begrüßen können!

Künstler-Leben. Heiteres und Weiteres aus der Künstler- und Musikerwelt. Novellen, Humoresken und Erzählungen von C. Haaß. 233 S. 12°. Köln, J. P. Bachem, 1891. Preis *M.* 2.50.

Diese flott geschriebenen kleinen Erzählungen aus dem Leben der Künstler, vorzugsweise der Musiker, sind nicht für die Jugend bestimmt; reifere Leser mögen sie wohl zur Erholung lesen und angehende Künstler durch dieselben auf die Klippen aufmerksam gemacht werden, an denen schon manches begabte Talent Schiffbruch litt — vor allem leichtsinnige „Liebe". Da heißt es dann: „Verdorben, gestorben," wie wir es zwischen allen Scherzen in diesen Blättern so oft lesen. Einige der mitgetheilten Erzählungen sind übrigens auch durchaus ernsten und beherzigenswerthen

Gehaltes; wir nennen nur: „Mutter Anastasia's Vermächtniß“ und „Sarastro-Schneidlein“, und um dieser willen mögen denn auch die leichteren Anekdoten Gnade finden. Etwas positiv Unpassendes enthalten natürlich auch diese nicht: dafür bürgt ja schon die Verlagshandlung, die sie uns bietet.

Am Christabend — Bestrafte Eitelkeit von Giuseppa. 46 S. kl. 8⁰. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1892. Preis brosch. 50 *Pf.*

Das fein ausgestattete Heft bildet Nr. VII des „Theater für die katholische weibliche Jugend“. Es enthält zwei kleine Stücke in Versen für Mädchen von acht bis elf Jahren und Knaben von sechs bis sieben Jahren. Wie solche Kinder diese Stückchen aufführen sollen, ist uns freilich nicht recht klar. Deshalb soll aber nichts gegen das Büchlein gesagt werden, dessen edle Sprache und wahre kindliche Frömmigkeit uns sehr gefreut haben. Es hält sich ebenso fern von aller gemachten und daher unausstehlichen Kindlichkeit wie von Altklugheit und dem Zuhochhinaus mancher sogen. Kinderbücher. Zum Vorlesen ist das Heft außerordentlich passend.

Der Ritter mit der verrosteten Hand. Schauspiel in drei Aufzügen von F. Cornelius. 26 S. kl. 8⁰. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1891. Preis 40 *Pf.*

Das sechste Heftchen der ebengenannten Sammlung bringt eine freie Bearbeitung des gleichnamigen Märchens von Leander. Die Inscenirung ist geschickt, die Sprache glatt, die Tendenz lobenswerth. Wie sollen aber Mädchen Ritter, Bettler und Bürgermeister darstellen? Ob die Buße der Gräfin pädagogisch ist?

Miscellen.

Rabbiner Dr. Grünwald in Jungbunzlau als Liturgiker [1] und Prof. Dr. Siegfried in Jena als Kritiker. „Der Semite“, sagt Sayce, „war stets ein Handelsmann und Vermittler, und sein frühestes Geschäft war der Handel in geistiger Waare.“ „Durch alle historischen Zeiten der Juden“, schreibt Prof. Wahrmund, „immer dieselbe Erscheinung: Aneignung fremder Geistesgüter in Form einer ‚nomadischen Abweidung‘ und ‚Razziirung‘“. So wahr diese Aussprüche sind, so durfte gleichwohl bislang jeder, der wußte, was katholische Liturgie ist, es mit Fug als unwahrscheinlich betrachten, daß ein razziirender Rabbiner die Keckheit haben werde, sich dahin zu wagen. Rabbi Grünwald dachte anders. Den Einfluß der Psalmen auf die jüdische Liturgie läßt er ruhig seine Stammesgenossen „aus den üblichen Gebetbüchern

[1] Ueber den Einfluß der Psalmen auf die Entstehung der katholischen Liturgie mit steter Rücksichtnahme auf die talmudisch-midraschische Literatur. — Die zwei uns vorliegenden Hefte zählen zusammen 36 Seiten in Octav und kosten je eine Mark.

ersehen" (I, S. 1 Anm.) und allenfalls aus dem von Unsinn und Aberglauben strotzenden Schimmusch Thillim. Die katholische Liturgie vor allem scheint ihm seiner Bemühungen würdig und bedürftig. Wolters Psalmencommentar sowie ein ähnliches Werk eines französischen Benediktiners sind ihm bei seiner Arbeit „vor Augen gewesen", haben aber wenig Gnade gefunden. Herr Grünwald kann sich mit diesen Leistungen nicht zufrieden geben. „Es ist nichts Vollständiges erzielt worden, selbst in Bezug auf das Missale Romanum." Die armen Benediktiner! Liturgische Abhandlungen schreiben, die selbst ein Rabbiner überholen zu können glaubt!

Vollständig ist nun freilich die vorliegende Leistung noch weniger als die Arbeiten der Benediktiner, dafür bietet sie aber Entdeckungen und Ueberraschungen, die freilich Benediktiner nicht leisten könnten.

„Das Gloria lautet in der katholischen Kirche: Gloria in excelsis Deo et in terra pax hominibus bonae voluntatis. [Nichts weiter?] Die Collecte lautet gegenwärtig: Deus vobiscum, Amen" (II, 31). Dazu in einer Anmerkung die Belehrung: „In der gallicanischen Messe lautet die Collectio (so) wie folgt: Exaudi nos Deus pater omnipotens."

Der Mann, der solches schreibt, besitzt nach II, 33 zwei Ausgaben des Missale Romanum, aus dem er geschöpft zu haben vorgibt. Er beglückt uns auch mit der vollständigen Titelangabe seiner Ausgaben. Es ist nicht ohne Interesse, zu sehen, wie der Liturgiker den Titel seiner Hauptquelle zugerichtet hat. Der Titel der ältern Ausgabe lautet nach ihm: Missale Romanum ex decreto Sacrosancti Consilii (so) Tridentini restitutum S. Pii V. Pontifcis Maximi. (so) Jussu editum Clementi, (so) VII Auctoritate recognitum. Venetiis. Aped (so) Nicolaum Pezzana 1755.

II, 33 lesen wir: „Das Brevier zerfällt äußerlich in vier Theile, benannt nach den Jahreszeiten. Die innere Eintheilung besteht verzüglich (so) in den (so) Psalterium proprium de tempore, proprium sanctorum, commune sanctorum."

Wenige Zeilen weiter: „Es ist ... der Unterschied zwischen horae und feriae zu bemerken, deren Begriff in dem Worte Tagzeiten vereinigt sind." (?!)

I, 11 wird einmal das Missale nach der Seitenzahl citirt, und zwar in einem Zusammenhang, der nur zu deutlich zeigt, daß Grünwald den Context des Hymnus gar nicht verstanden hat. Daß irgend ein anderes Citat der liturgischen Bücher von Herrn Grünwald selbständig gemacht sei, scheint höchst fraglich.

Selbst „Thomas von Aquino" ist in Jungbunzlau bekannt, aber nicht die Art, ihn zu citiren. Wir lesen: „Summa theologiae, 2, 2, Quaestiones (so) 91 Articula (so) 2." Nicht minder classisch ist folgende Leistung (II, 31): „Levius (so) I. opera ed. Ballerini 2, 24 in (so) Clemens Alexandrinus (so) στρώματα, 2, 6." Der Levius ist Leo I.; warum nicht gleich „Levy" oder „Löwy"?

II, 28 macht sich das Concil von Vaison mit der galizianischen (so) Liturgie zu schaffen.

Einige Proben, wie der Liturgiker Grünwald, der sich Doctor nennt (nicht einmal pseudonym tritt er ohne diese Zier auf — er führt dann den menschenfreundlichen Namen Dr. Friedrich Thugut) Griechisch und Deutsch versteht. II, 28 erscheint aus Epiktet folgendes Citat: νῦν δὲ τρέμοντες τὸιν (so) ὄρνἴθάριον (so — so — so) κρατοῦμεν, καὶ τὸν (ὡς) έπικαλούμενο (so — so — so) δεόμεθα αὐτοῦ κύριε ἐλέησον. επίτρεψον (so) μοι εξελθειν (so — so). Damit nicht der Setzer die Schuld zu tragen bekommt, müssen wir eine zweite Prachtleistung anfügen: Aus Clem. Alex. Stromata 2, 6 citirt Grünwald (I, 11): Αβρὰμ (so) ἡμεῖς δι' ακοῆς (so) καὶ ἡμῖν πιστευτέον, Ισραηλῖται (so) γαρ (so) ἡμεῖς μὴ οὐ (so) σημείων, δι' ἀκοῆς δε (so) εὐπειθεῖς. Grünwald übersetzt: „Abraham sind wir durch den Gehorsam und **uns ist zu trauen, Israel sind wir** nicht dem Namen nach, sondern durch Gehorsam im wahren Glauben." (Die Sperrung von Grünwald selbst.)

„Uns ist zu trauen." — Diese Versicherung im Munde des ehrwürdigen Kirchenvaters klingt doch gar zu komisch, als daß wir sie selbst von einem „Doctor" ohne Prüfung hinnehmen könnten. Da stellt sich denn heraus, daß Clem. Alex. in Wirklichkeit gesagt hat: Wir müssen **glauben** — Vertrauen einheimsen ist ein bischen leichter. Auch nicht als Abraham schlechthin bezeichnet er die Christen, sondern als die (geistige) **Nachkommenschaft** Abrahams. Als Text aber war zu drucken: Εἰ δὲ τῷ Ἀβραὰμ πιστεύσαντι ἐλογίσθη εἰς δικαιοσύνην, **σπέρμα** δὲ Ἀβραὰμ ἡμεῖς δι' ἀκοῆς, καὶ ἡμῖν πιστευτέον, Ἰσραηλῖται γὰρ ἡμεῖς οἱ μὴ διὰ σημείων, δι' ἀκοῆς δὲ εὐπειθεῖς.

Deutschen Schriftstellern, die von Grünwald razziirt werden, geht es nicht besser als den Kirchenvätern. Nicht einmal einen Titel kann Herr Grünwald richtig abschreiben. So erscheint I, 4 Wolters bekanntes Buch unter dem Titel: „Psallite weise".

Viel, sehr viel entnimmt Herr Grünwald Lüfts Liturgik. Natürlich muß da gelegentlich auch Lüfts Unzulänglichkeit aufgedeckt werden. I, 12 heißt es: „Lüfts Definition der Hymnen: ‚Wir sind Erlöste, wir sind noch immer Hilfsbedürftige', wird demnach nur auf die späteren christlichen Hymnen angewendet werden." Grünwald denkt wohl, wie er seinen Clem. Alex. schreiben läßt: „Uns ist zu trauen", und dispensirt sich, die Stelle zu citiren, wo Lüft diesen Satz hat. Leider fühlen wir nicht dieses Vertrauen. Lüft macht nicht den Eindruck, daß er sich je so weit vergessen könnte, eine so ungeschickte Definition aufzustellen.

I, 8 wird Herder citirt: „Herder, der feinsinnige Kenner der Hymnen, urtheilt nicht eben zu zart über dieselben (Gesammelte Werke, 7. Sammlung, Theil 9) wie folgt: ‚Gedanken sind in den Hymnen überhaupt sparsam, manche sind nur feierliche Recitationen einer bekannten Geschichte oder sie sind bekannte Bitten und Gebete. Fast kommt der Inhalt aller in allen vor.'" — Herder, der feinsinnige Herder, und der noch feinsinnigere Herr Rabbiner Grünwald aus Jungbunzlau in Böhmen, der des Feinsinnigen Urtheil als „nicht eben zu zart" bezeichnen darf! Allerliebst! Freilich einige Kunst braucht es schon, den Jungbunzlauer Rabbiner Herder überstrahlen zu lassen. Das Recept ist übrigens einfach. Ein Satz, den Herder in Form der Concession einführt,

und dem er eine glänzend durchgeführte geistreiche Schilderung der Macht der Hymnen entgegenstellt, wird mit Unterdrückung der letztern einfach als Endurtheil Herders mitgetheilt. Wer so handelt, dem fehlt es entweder an Ehrlichkeit oder in einem höchst bedenklichen Grade an Vermögen, einen ganz einfachen Sachverhalt aufzufassen und darzustellen.

Auf der drittletzten Seite des zweiten Heftes kommt Herr Grünwald endlich zum Thema, das er behandeln zu wollen scheint: die Verwendung der Psalmen in der katholischen Liturgie, was übrigens etwas ganz anderes ist, als der Titel besagt („Einfluß der Psalmen auf die Entstehung der katholischen Liturgie"). Soweit die katholische Liturgie in Betracht kommt, bietet Grünwald nur ein höchst dürftiges Excerpt aus Wolter &c. Freie Zugaben des Verfassers fehlen nicht; z. B. Wolter: im Officium Allerheiligen. Grünwald: im Officium d e r Allerheiligen.

Sehr charakteristisch und drollig ist Nr. 7 zu Ps. 1. Grünwald schreibt: „Mit dem ersten Psalm hebt im monastischen Officium die Prim des Montags an, den Mönchen zu heiliger Erinnerung (vgl. Regel des hl. Benedikt, Kap. 48 u. 49)." „Zu heiliger Erinnerung" — nur so im allgemeinen zur Gedächtnißstärkung, oder zur Erinnerung an bestimmte Wahrheiten? Unser gelehrter Gewährsmann schweigt — und macht einen Punkt. Wer wissen will, woran die Mönche erinnert werden sollen, lese Wolter I, 8 nach, wo Wort für Wort der citirte Satz steht, nur mit der nothwendigen Ergänzung und Fortsetzung.

Psalm 1 als erste Antiphone am 14. September ist Unsinn und falsch, deshalb wenigstens in dieser Form wohl eigenes Fabrikat des Verfassers.

In Psalm 2 unter Nr. 2 erfahren wir, daß Vers 11 als „Communio in der feria sexta" gesagt wird. Versuche der Herr Rabbiner einmal diese Communio in seinen zwei Meßbüchern aufzuschlagen. Er wird darüber wenigstens finden, daß er seine Vorlage ungenügend ausgeschrieben hat. „Post Cineres" ist unentbehrlich. Freilich muß man wissen, daß p. c. = post Cineres, „nach Aschermittwoch" heißt. Wer als Schriftsteller über Liturgik auftritt, sollte das wissen. Herr Grünwald weiß es nicht und hat deshalb bei der Razzia sich dieselbe Sache ein zweites Mal angeeignet. Unter Nr. 6 steht auf derselben Seite: „Communion der Messe am Freitag und Samstag nach Aschermittwoch" (wörtlich Wolter I, 14. Das lat. Citat unter Nr. 2 wird wohl dem andern Benediktiner angehören, dessen Werk uns nicht zur Verfügung steht).

Wohl unter dem richtigen Eindruck, daß die liturgische Weisheit doch recht spärlich fließe, zieht Rabbiner Grünwald sofort zum ersten Psalm „zahlreiche Bearbeitungen von katholischen und evangelischen Sängern und Dichtern in lateinischer und deutscher Sprache" herbei. Selbst die Böhmischen Brüder müssen aufmarschiren — und als letzter Trumpf der Schimmusch Thillim, auf den er zu Anfang verzichtet hat. Um so besser für uns; da erfahren wir doch einmal etwas Neues und Originelles: der erste Psalm ist ein Heilmittel gegen den Abortus; der zweite Psalm „ist bei einem Seesturm zu beten, auf einem (so) Scherben (so) zu schreiben und ins Meer zu werfen". Wenn Herr Grünwald hier die Anmerkung macht: „Wir führen in der Folge die kabba=

listisch-mystischen Gebrauchsanweisungen auf (so) dem jetzt seltenen Schimmusch Thillim an, weil auch manche liturgische Regel darauf basirt", so überlassen wir es dem Verfasser, diesen Satz in Bezug auf seine Liturgie zu verificiren; gegen eine Anwendung auf die katholische Liturgie müssen wir protestiren.

Wo immer ein Wort mehrere Bedeutungen hat, da geht es ohne ganz wunderliche Sprünge nicht ab. Vgl. Hymnus und Psalm, Marienpsalter und Rosenkranz. Z. B. II, 25: „Der Inbegriff von drei Rosenkränzen wird Marienpsalter genannt, Maria soll diese Einrichtung dem hl. Dominicus offenbart und ihm geboten haben, eine Bruderschaft dieses heiligen Rosenkranzes zu stiften. Dem hl. Bonaventura wird die Abfassung eines Marienpsalters zugeschrieben &c."

Was hat der Rosenkranz, was „ein Abecedaria (so) beatae Marie virginis in der Tegernseer Handschrift Nr. 1824 zu München" (II, 25), was die Glossenlieder &c. &c. mit der katholischen Liturgie zu schaffen? Es ist der ganze beigebrachte Apparat nur ein Beweis, daß der Verfasser auf dem zu behandelnden Gebiet ein vollständiger Ignorant ist.

Grünwalds neueste Leistung wird nach den vorgeführten Proben jeder Leser mit uns als ein von Unwissenheit strotzendes Machwerk bezeichnen müssen, in welchem un- und mißverstandene fremde Sätze zu einem widerlichen Phrasenbrei zusammengerührt sind.

Und nun kommen wir zur Hauptsache. Ueber diese literarische „That" des Herrn Dr. Grünwald erhebt im Namen der deutschen Wissenschaft Herr Siegfried, Doctor der Theologie und Universitätsprofessor, im „Theologischen Literaturbericht" 1890 (Braunschweig 1891) S. 63 seine Stimme zu folgender Kritik: „Grünwald hat sein Vorhaben in echt wissenschaftlichem Geiste angegriffen, und wir können nur wünschen, daß es ihm gelingen möge, diese Massen weiter in derselben objectiven Weise zu bewältigen und darzustellen. Vielleicht dehnt er seine Arbeit später auch auf das protestantische Kirchenlied aus." Hier ist jedes erläuternde Wort überflüssig. Herr Grünwald aber wird gut thun, entweder seine Razzias im Gebiet der christlichen Liturgik und des Kirchenliedes einzustellen oder die literarischen Ergebnisse derselben nur zu veröffentlichen unter dem Titel: „Humoresken aus Jungbunzlau. Neue Folge." Hoffentlich läuft dann Herr Siegfried in Jena weniger Gefahr, grobe Unwissenheit als echte Wissenschaft zu preisen.

Londons Abwehr gegen den Pauperismus. Im ersten Bande des aus jahrelangen Studien und Beobachtungen hervorgegangenen ganz hervorragenden Werkes von Ch. Booth, Labour and Life of the People (vgl. diese Zeitschrift, Bd. XXXVIII, S. 234), war der Prozentsatz der Besitz- und Erwerbslosen (paupers) in der Riesenmetropole Großbritanniens auf 25% berechnet. In dem inzwischen (1891) erschienenen zweiten Bande muß zugestanden werden, daß derselbe auf 30,7% sich beläuft. Das größte Elend findet sich nicht, wie oft angenommen wird, im Ostende der Stadt, sondern

im Süden, in Southwark. In Bermondsey mit einer Bevölkerung von etwa 100 000 finden sich 60 000 Arme; in Greenwich belaufen sie sich auf 54%; zwischen Blackfriars und Londonbridge sogar auf 68%.

Gegenüber den erschreckenden Zuständen, die hinter diesen Ziffern sich bergen, ist die Nation der Philanthropen, die für die Abschaffung der Sklaverei so viele Millionen aufgewendet, die selbst dem Schutz der Thierwelt so sympathische Theilnahme entgegengebracht hat, doch nicht ganz unthätig geblieben. Man glaubte schon einem großen Theile dieses Elends abzuhelfen und vorzubeugen, indem man die schmutzigen Hütten und niederen Baracken früherer Zeit entfernte, große breite Straßen anlegte, stattliche, kasernenartige Häuser mit hohen und hellen Räumen an ihrer Stelle als Quartier für Arme errichtete. Allein während man so der Entwicklung und Erhaltung körperlicher Gesundheit günstigere Bedingungen schaffen wollte, hat man der Sittlichkeit nur neue Gefahren bereitet, dem Laster und mit ihm dem Proletariat neue Zugänge eröffnet. Die bekannte Philanthropin Octavia Hill hat aus langen und zahlreichen Beobachtungen nachgewiesen, daß durch dies dichte und massenhafte Zusammenleben von verschiedenen Familien das Familienleben fast unmöglich, die Jugend den erschreckendsten Gefahren ausgesetzt wird, deren letzter Schutz die Abgeschlossenheit der Familie war. Die Stiegen dieser Häuser, zu denen selbst die ganze Nacht hindurch der Zugang von der Straße offen bleiben muß, und auf denen oft mit den Kindern ehrbarer Armen Charaktere der allerbedenklichsten Art auf und niedersteigen, sind an sich schon für viele ein Weg des Verderbens. Die öffentlichen Herbergen, die neben diesen regelmäßigen Wohnungen noch bestehen, sind der Regel nach noch schlimmer; denn die äußerlich beibehaltenen Schutzwehren des Wohlanstandes sind weit entfernt, hier wirklichen Schutz zu gewähren. Sie sind die Sammelplätze aller Laster.

Als wirksamstes Mittel gegen alle socialen Uebel betrachtete man seit der Herrschaft der liberalen Aera die Schule nach staatlichem Recept, d. h. den allen Kindern aufgenöthigten Unterricht in einer Anzahl profaner Wissenszweige genau nach den minutiösen, alles umfassenden Vorschriften und unter der steten Controle des allgemeinen Schullehrers Staat. Die Schulbehörde (School-board) Londons hat denn auch nicht gesäumt. Ueberall sind herrliche Schulhäuser erbaut, treffliche, durch viele Examina vorgeprüfte Lehrer und Lehrerinnen, zum Theil mit sehr glänzendem Gehalte, angestellt. Die einzelnen Confessionen haben mit der Behörde gewetteifert. Booth weist namentlich darauf hin, daß die Katholiken für Errichtung der Schulen die größten Opfer gebracht und trotz ihrer geringen Mittel bei den Prüfungen ebenso günstige Resultate erzielt haben wie die mit so großem Apparat und Aufwand wirkenden Stadtschulen.

Allein es hat sich gezeigt, daß der nach doctrinären Ideen ausgeklügelte, vom Staate allen Schulen aufoctroyirte Schulplan seiner Aufgabe und den auf ihn gesetzten Hoffnungen nicht entspricht. Es ist dabei übersehen, daß mit solchen Abrichtungsversuchen die Kinder aus ihrer durch Verwahrlosung und schlechte Nahrung verschuldeten Stumpfheit nicht geweckt, daß gerade solche Kenntnisse und Fertigkeiten nicht gelernt werden, wie sie für die Kinder ver-

kommener und armer Eltern später praktisch verwerthbar wären; daß, wo nicht ganz andere moralische Kräfte mithelfen, die vom technisch gut ertheilten Profanunterricht allein erträumte sittigende Wirkung der Schule illusorisch ist. Dazu kommt für London die geringe Zahl und ungleiche Vertheilung der Mittelschulen, deren Nord- und West-London fast völlig entbehren, das hohe Schulgeld und die schwere Erreichbarkeit der Stipendien, die für dieselben bestehen. Das schlimmste ist, daß auch diese Schulen noch ein starkes Contingent für das Proletariat liefern. Der geborene Londoner, von Haus aus anspruchsvoll, an Genußsucht und Ausschweifung früh gewohnt, beherrscht von der beim Engländer überhaupt stark ausgeprägten Liebe zum Comfort, kann bei der Bewerbung um Stellen gegenüber dem genügsamen, fleißigen und besser geschulten Ausländer nicht bestehen. Aber nicht bloß Ausländer, auch die aus den Provinzen Zugewanderten zeigen sich meistens besser geeigenschaftet für Stellung und Verwendung, während der junge Londoner nach all seiner kostspieligen Schulbildung oft brodlos bleibt und sein Elend nur desto bitterer empfindet. Auch der religiöse Einfluß der verschiedenen Confessionen und Secten hat sich bisher gegenüber den Massen als unzureichend erwiesen, schon deshalb, weil die herrschende anglikanische Kirche und deren Diener weit davon entfernt sind, die Aufgabe zu erfassen, welche einer Kirche der Menschheit gegenüber zukommt. Die Anstrengungen des Cardinals Manning und seiner opfermuthigen katholischen Priester aber müssen in dem Ocean von Elend fast verschwinden, wie vereinzelte Rettungsplanken auf weiter See. Da fehlen die materiellen Hilfsmittel und die Unterstützung durch die staatliche Autorität. Mit bitterer Ironie weist Booth darauf hin, wie eifrig die Sectendiener für das Seelenheil ihrer Schäflein zu werden pflegen, sobald sie merken, daß der Diener einer andern Confession sich denselben nähert, während sie sonst unbekümmert Tausende ohne Uebung und Bekenntniß der Religion dahin leben lassen.

Das Haupt der sogen. Heilsarmee, der „General“ Booth (wohl zu unterscheiden von dem Statistiker), ist mit dem Vorschlage von Arbeiterkolonien und Herbergen hervorgetreten, die von seiner Secte geleitet werden sollten, und er hat damit mehrfach Anklang gefunden. Allein unser Statistiker setzt auf diese Experimente kein Vertrauen; er fürchtet, daß dadurch nur arbeitsscheuen Bettlern und Vagabunden Vorschub geleistet werde.

Die Mittel, die nun dieser selbst in Vorschlag bringt, sind: Beschränkung des Verkaufs geistiger Getränke und damit Verminderung der Versuchung gegenüber einer ausgeprägten nationalen Schwäche; die Anleitung zu einem ordentlichen geregelten Leben (aber durch wen? und mit welcher Möglichkeit, der Anleitung Nachdruck zu geben?), endlich praktischere Erziehungsmethode. Erziehung müßte freilich helfen, aber nicht bloß der Kinder, sondern des Volkes. Nie ist es offenbarer zu Tage getreten, daß das Volk der Zucht und Erziehung bedarf, als heute, wo man sich rühmt, daß die Völker „mannbar“ geworden.

Die Ascese des göttlichen Heilandes.

Ein stehender Anklagepunkt gegen die katholische Kirche ist ihre Ascese. Der bloße Name erweckt bei unzähligen nicht bloß Mitleid und Spott, sondern Widerwillen, Abscheu, Entrüstung und das ganze Heer widriger und peinlicher Gemüthsempfindungen gegen diese „traurige Verirrung des christlichen Geistes“, gegen dieses „Evangelium unmenschlicher Entsagung und Selbstpeinigung“, gegen dieses „System der Herabwürdigung und Unterdrückung unserer gottbegabten Natur“.

Daß Alt- und Neuheiden so denken und sprechen, darf nicht wundernehmen; bei vielen aber, die an das Christenthum und an das Evangelium glauben, ist es sicher Mißverständniß und Unkenntniß der Sache, wenn sie so reden. Das steht fest, die katholische Kirche hat keine andere Ascese als die des Evangeliums, und die Ascese des Evangeliums ist die Ascese Christi! Wer an Christus glaubt, muß auch an seine Ascese glauben.

Der göttliche Heiland konnte einen so wichtigen Punkt des religiösen Lebens, wie die Ascese ist, nicht unerörtert lassen. Er entwarf auch im Evangelium ein vollständiges System derselben, und wir wollen versuchen, es in einigen kurzen Zügen zu zeichnen: es ist damit bloß die Ascese der Kirche entworfen. Nichts ist besser im Stande, wahrheitsliebende Herzen zu versöhnen, und nichts ist der Wahrheit dienlicher, als die Wahrheit enthüllen. Es ist diese Erörterung auch ganz dazu geeignet, die Person des göttlichen Heilandes, seinen hohen Geist und seinen schönen Charakter zu beleuchten.

Wir beschränken uns darauf, einen Begriff der Ascese zu geben, ihre Uebung darzulegen und dann aus dem Gesagten einige Schlüsse zu ziehen.

I.

Es gibt kaum ein Wort, mit dem sich so viele unklare und auch irrige Vorstellungen verbinden, wie das Wort „Ascese“. Es ist daher vor allem wichtig und nothwendig, einen klaren und richtigen Begriff von ihm zu gewinnen.

Ascese ist einfach Uebung, und zwar Uebung des religiösen, geistlichen Lebens. Weil aber die Uebung namentlich sich im Streben bethätigt und das religiöse, geistliche Leben überall die Vollkommenheit als Ziel anstrebt, ist Ascese auch das Streben nach der christlichen Vollkommenheit in jedem Stande.

Die Vollkommenheit selbst besteht im Besitze aller zuständigen Eigenschaften. Die Vollkommenheit des Schöpfers liegt im Besitze aller göttlichen Eigenschaften in unendlichem Maße, die Vollkommenheit des Geschöpfes aber in der Theilnahme an der Vollkommenheit des Schöpfers durch die möglichste Vereinigung und Verbindung mit ihm als dem letzten Ziel und Ende und dem unendlichen Gut.

Diese Vereinigung nun vollzieht sich am vollkommensten durch die Liebe, im Jenseits durch die beseligende Liebe des Besitzes und Genusses Gottes im Himmel, hienieden durch die Liebe des Strebens und der Vorbereitung. — Die Liebe des Strebens wieder ist eine doppelte. Die eine begnügt sich zur Erreichung des letzten Zieles und der Vereinigung mit Gott im Himmel bloß mit den nothwendigen und wesentlichen Mitteln, nämlich der Beobachtung der Gebote, welche die gerade Richtung und die große Heerstraße zum Himmel sind. Die andere Liebe thut mehr. Sie will sich schon hienieden mit Gott in einem besondern Grad verbinden und Gott in der Ewigkeit in höherem Maße genießen. Deshalb greift sie zu besonderen Mitteln, zu Mitteln der Uebergebühr, nämlich zur Beobachtung der Räthe, die besondere Mittel zur Vollkommenheit sind, die aber Gott nicht befiehlt, sondern als höchst wohlgefällig vorlegt und jedem freistellt.

Das ist die Vollkommenheit ihrem Umfang und ihrer Ausdehnung nach. Wir sehen in ihr bezüglich der Mittel zwei wesentlich getrennte Gebiete oder Lebensstände, den Weltstand, der sich mit der Beobachtung der Gebote begnügt, und den Ordensstand, welcher sich zur Beobachtung der evangelischen Räthe verpflichtet. Beiden aber ist das Ziel, das Streben nach der Vollkommenheit, nach der Liebe hienieden und in dem Himmel, gemeinsam, wenn auch in verschiedenem Grade. Daraus folgt nun, wie unrichtig und einseitig es ist, bei der „Ascese" bloß an Mönchs- und Klosterleben, an Selbstpeinigung und einen ausschreitenden Grad äußerer Lebensstrengheit zu denken. Jeder Mensch und jeder Christ muß ein Ascet sein und ist auch wirklich ein Ascet, wenn er nach der standesmäßigen Vollkommenheit strebt. Der Ordensstand heißt wohl mit Recht in besonderer Weise „der Stand der Vollkommenheit" [1], weil er reichere Mittel

[1] S. Thom. IIa IIae q. 184. a. 3.

zur Erlangung der Vollkommenheit einsetzt und auch schon ein weiteres Gebiet der Vollkommenheit, wenigstens der Bereitschaft nach, in sich schließt, nämlich eine größere Entsagung auf sonst erlaubte Güter und Freuden, wie sie die Beobachtung der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams mit sich bringt. Damit ist aber nicht gesagt, daß, persönlich genommen, jeder Ordensmann der Vollkommenheit näher stehe, als der Weltmann als solcher. Es ist nämlich wohl zu beachten, daß die Gelübde oder Räthe noch nicht die Vollkommenheit, die Liebe selbst sind, sondern bloß Bereitschaft, wenn auch die beste, zu derselben [1]. Wie die Gebote den Zweck haben, die wesentlichen Hindernisse der Liebe, also insbesondere die schwere Sünde, zu beseitigen, so wollen die Gelübde andere, fernere, nicht wesentliche Hindernisse, die im Genusse erlaubter, aber unnöthiger Güter und Freuden bestehen, entfernen, um zur vollkommenen Liebe zu gelangen. Die Liebe selbst sind sie aber noch nicht. Wer also mehr Liebe hat, der ist der größere Ascet, er mag in was immer für einem Stande leben.

In diesem allgemeinen und milden Lichte läßt uns auch die Lehre und das Leben des Heilandes die Ascese erblicken. Allerdings ist der Heiland auch der Lehrer der höhern Vollkommenheit, wenn er denen, die ihm näherstehen und namentlich im apostolischen Beruf folgen wollen, Armuth, Keuschheit, Gehorsam und völlige Weltentsagung vorschreibt (Matth. 19, 12. Marc. 10, 21. 29. Luc. 9, 57; 12, 33). Er stiftete damit den Ordensstand als besondern Stand zur Vollkommenheit. Die Vollkommenheit selbst wollte er jedoch nicht auf diesen Stand beschränkt wissen. Bei seinen Lehrvorträgen, namentlich bei der Bergpredigt, war die Zuhörerschaft eine sehr gemischte. Sie bestand aus den Jüngern, aus Volk von allen Gegenden des Gelobten Landes, von allen Lebens- und Geistesrichtungen und selbst aus Heiden (Matth. 4, 25. Luc. 6, 17). Allen ohne Unterschied trug er die erhabenen Sätze seiner himmlischen Lehre und selbst die erhabensten Räthe der Vollkommenheit vor, namentlich Großmuth im Geben und Vergeben (Matth. 5, 39—47), und er schließt die Anempfehlung mit dem herrlichen Worte: „Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist" (Matth. 5, 48). Später zauderte er nicht, selbst einer Tafelgesellschaft von Pharisäern reinsten Wassers Rathschläge der höchsten Vollkommenheit zu ertheilen (Luc. 14, 13. 14). So gibt es auch unter anderem nichts Schwereres und Erhabeneres im geistlichen Leben, als die Lehre des Kreuzes, und gerade sie wollte er von allen befolgt wissen

[1] S. Thom. IIª IIªᵉ q. 184. a. 3. 4.

(Marc. 8, 34. Luc. 9, 23; 14, 25 ff.). Das ist eben der gesetzgeberische Griff des Heilandes, er unterdrückt nicht bloß das Böse im menschlichen Herzen, sondern schafft dem Guten Luft durch freiwilliges Streben nach dem Besten. Die Vollkommenheit ist die klärende und erfrischende Luft, die sich über das ganze menschliche Leben legen soll. Ohne Liebe der Uebergebühr könnte auch die wesentliche Liebe nicht lange das Leben fristen, und die Gebote können nicht leicht bestehen ohne die Räthe. Mit der Gnade Gottes kann die Vollkommenheit jedermanns Sache sein.

Dasselbe bestätigt der Heiland auch in seinem Leben und in seinem öffentlichen Auftreten. Zur Zeit Christi hatte im Judenthum das geistliche Leben verschiedene Gestalten gewonnen. Da waren die Pharisäer, die Sadducäer, die Essener und die Johannesjünger. In keiner dieser Erscheinungen, mochten sie auch vom Guten sein, sehen wir den Heiland. Er nahm nicht einmal die Lebensform des christlichen Ordensstandes an, dessen Stifter er doch war. Er lebte ehelos, aber immer im Verkehr mit der Welt; er war arm, aber nicht so, daß er bettelte; er lebte stets in der tiefsten Beschauung und zugleich in der angestrengtesten äußern Thätigkeit; er übte große Entsagung, aber stets in der Freundlichkeit des gewöhnlichen Lebens. Er war das reine Licht der Vollkommenheit, das alle Farbenabstrahlungen in sich schließt und, erst gebrochen, dieselben in großer Mannigfaltigkeit zur Anschauung bringt. Zur wahren Strenge des Lebens ist auch ein außergewöhnliches Maß äußerer Härte nicht unbedingt nothwendig. Ein hohes und erhabenes Ziel im geistlichen Leben, angestrebt mit entsprechenden Mitteln und trotz aller Schwierigkeiten mit Kraft und Ausdauer festgehalten, genügt, um Anspruch auf Strenge zu machen, vorausgesetzt natürlich, daß sonst die äußere Lebensart nicht unberechtigterweise der Weichheit und Sinnlichkeit schmeichelt[1]. So war es beim göttlichen Heiland. Der hohe Ernst seines Lebens hüllte sich in die Unauffälligkeit eines gewöhnlichen Lebens. Es folgt hieraus, daß wir alle Zumuthungen, als wäre die Ascese nichts als Selbstpeinigung und Quälerei des Geistes und des Fleisches, als unberechtigt und gegenstandslos abweisen können. Das ist nicht das Wesen der Ascese. Sie ist etwas viel Höheres und Erhabeneres, mild, freundlich und freudenhell wie die Weisheit, gerade das, was wir am Heiland sehen.

---

[1] Suarez, De Religione Soc. Jesu l. 1. c. 9. n. 2.

II.

Bezüglich der Uebung der Ascese sind drei Stücke ins Auge zu fassen, die höchste Regel und das höchste Princip der Ascese, dann das Ziel, endlich die Mittel der Ascese.

Bestimmende Regel und höchstes Princip der Ascese ist die Glaubens- und Sittenlehre. Immer nimmt das religiöse Leben von den philosophisch-theologischen Anschauungen und Ueberzeugungen Leitung und Gestalt an: das beweist die Geschichte der Ascese oder des religiösen Lebens bei allen Völkern der Alt- und Neuzeit. Für die christliche Ascese, eben weil sie Uebung des übernatürlichen Lebens ist, tritt, ohne die Vernunftwahrheiten auszuschließen, der Glaube, die Wissenschaft des Uebernatürlichen, als Leiter und Führer ein. Der Glaube allein kann uns die rechte und ausgiebige Antwort über Gott, über die Welt und über den Menschen geben. Jede Ascese, welche gegen die Wahrheiten und Grundsätze der Vernunft, des Glaubens und der Sittenlehre verstößt oder sich von ihnen entfernt, ist eine irrige und falsche, ist wie ein Versehen in der Rechnung oder ein verfehlter Schluß aus richtigen Vordersätzen. Es läßt sich dieser Grundsatz auch ausdehnen auf die Standespflichten, die Ordensregeln und ähnliches. Eine Ascese, die dieses verachtet, kommt nicht von Gott; denn Gott widerspricht sich nicht.

Das war der Grund, weshalb der Heiland stets so sehr auf Glauben und Beobachtung der Gebote drang und letztere einfach als den Weg zum Himmel bezeichnete. „Willst du zum Leben eingehen, halte die Gebote“ (Matth. 19, 17). Deshalb verwahrte er sich so ernst dagegen, daß er ein Verächter und Verwüster des Gesetzes sei, im Gegentheil, er sei gekommen, das Gesetz zu erfüllen (Matth. 5, 17. 18). Seine Entscheidungen führte er gewöhnlich auf das Gesetz zurück (Luc. 10, 26. Matth. 22, 40). Seine eigene Heiligkeit setzte er gerade darein, den Willen seines himmlischen Vaters zu thun (Joh. 5, 30; 6, 29. 38; 14, 31). Auch in zeitweiligen Heilsvorschriften, die nicht allgemein und schwer verbinden, sollen wir uns nach seiner Ansicht und nach seinem Beispiel dem Willen Gottes unterwerfen. Man muß alle Gerechtigkeit erfüllen (Matth. 3, 15. Luc. 7, 30). Die strenge Ascese der Pharisäer imponirte ihm gar nicht. Er verurtheilte sie scharf (Matth. 5, 20). Sie ist ihm ein Greuel (Luc. 16, 15). Ihre Träger setzen ihre Menschensatzungen über Gottes Gesetze (Matth. 15, 3; 23, 23), sie sind verdeckte (Luc. 11, 44) und aufgeputzte Gräber (Matth. 23, 25. 27), Heuchler und Volksverführer (Matth. 23, 13. 15); er verkündet ihnen den Untergang, denn „die Pflanzung, welche der Vater nicht

bereitet, wird ausgerissen und vertilgt" (Matth. 15, 13). Sehr bezeichnend ist hier, daß der Heiland will, man solle sich der amtlichen Lehre der Pharisäer und Schriftgelehrten unterwerfen, nicht aber ihrem Lebensbeispiele (Matth. 23, 3). Um so mehr fordert er Unterwürfigkeit gegen die Kirche (Matth. 18, 17). Der Herr hat die Ascese, die Uebung des religiösen Lebens, nicht der Willkür eines jeden überlassen, sondern das ganze Gebiet der Religion der Kirche zugewiesen. Unzähligemal hat sie von dieser Gewalt Gebrauch gemacht zur Regelung und Ausgestaltung des religiösen Lebens. An sie sind wir also gewiesen. Vor ihr gilt keine Reichsunmittelbarkeit. Glaube ohne Werke ist ebenso schlimm, wie Werke ohne Glauben.

Das zweite Höchstmaßgebende bei der Ascese ist die Rücksicht auf das Ziel. Das Ziel ist bei allen Dingen das Wichtigste. Es zeichnet dem Willen die Richtung, gibt Mittel und Beweggründe, sie anzuwenden, und dem ganzen Streben sittlichen Werth und Würde.

Das Ziel der Ascese nun ist ein doppeltes: ein entferntes, letztes, und ein näheres und unmittelbares.

Das nächste, unmittelbare Ziel ist die Erfüllung des Willens Gottes bezüglich unseres Standes oder die Erfüllung unserer Standesobliegenheiten. Die Ascese und alles, was in ihr liegt, muß uns zunächst befähigen, nach unserem Stand zu leben und wirklich das zu sein, was wir nach demselben sein sollen, gute Priester, gute Ordensmänner, gute Familienväter und gute Studenten. Deshalb sagt der hl. Ignatius, das Ziel der geistlichen Uebungen und des ganzen geistlichen Lebens sei, den Willen Gottes erkennen und nach demselben sein Leben einrichten. Allerdings betreibt die christliche Ascese den Beruf in Staat, Haus, im gesellschaftlichen Leben und im Geschäft nicht seinetwegen, sondern als den Willen Gottes und deshalb mit Herz und Eifer. Die Ascese, die uns in den Stand setzt, unserem Beruf vollkommen nachzukommen, ist die rechte, vernünftige und gesunde Ascese. Sie gefällt Gott, schafft Verdienst, erbaut und stiftet wahren Nutzen. Alles andere ist Luxus und eine glänzende Unordnung im geistlichen Leben.

Wie schön ist diese Wahrheit im Leben des Heilandes zur Anschauung gebracht! Das ganze äußere Erscheinen des Herrn und die Anlage seines Lebens findet in diesem nächsten Zweck ihre Erklärung und Rechtfertigung. Der Heiland sollte allen, dem Welt-, Priester- und Ordensstand, Beispiel und Vorbild sein. Deshalb wählte er nicht das Einsiedlerleben, sondern lebte stets in der Welt unter Menschen; deshalb verblieb er bis zum

dreißigsten Jahre in der Uebung eines arbeitsamen, unterthänigen und verborgenen Lebens, da ja der größte Theil der Menschheit in solchen Verhältnissen sein Heil wirkt; deshalb vollführte er sein Lehramt in großer apostolischer Armuth und Losschälung, alles aber in weiser Mäßigung, damit er allen alles sein könnte [1]. Die Vollkommenheit besteht eben nicht in dem Reichthum und nicht in der Armuth, nicht in der Abgeschiedenheit und nicht im Verkehr mit der Welt, nicht im Beten und nicht im Arbeiten, sondern im weisen Gebrauch von all diesem, um den Willen Gottes in seiner Lebenslage zu vollziehen. Von diesem Standpunkt allein läßt sich das Leben Jesu erklären, das für das natürliche Auge in mancher Beziehung so viel Befremdendes hat. Der Wille Gottes ist der goldene Faden in diesem wunderbaren Leben und Wirken.

Das letzte Ziel und Ende der Ascese, sowie alles Geschaffenen ist das Heil der Seele und die ewige Seligkeit. Es ist die Rücksichtnahme auf dieses letzte Ziel deshalb so wichtig, weil erstens von ihr alle Ordnung, Klarheit und Verdienstlichkeit des Lebens abhängt — man läuft sonst Gefahr, im nächsten aufzugehen, es als letzten Zweck zu behandeln und selbst das Heiligste handwerksmäßig zu vollziehen; zweitens weil von dieser Rücksicht auf das letzte Ziel auch die Kraft und Ausdauer beim Wirken kommt — denn die Mittel sind ja oft kleinlich, widerwärtig und anstrengend, und deshalb muß man sich durch den Hinblick auf das große Ziel beleben und ermuntern.

Es ist ein bedauerlicher Mißgriff in der Ascese, von den Menschen Arbeit, Mühe, Opfer und Entbehrung zu fordern, ohne sie aufmerksam zu machen auf das große, herrliche Ziel, das für alles reichlich entschädigt. Es heißt das, dem Menschen alles nehmen und ihm nichts dafür geben. Man kann nicht genug wiederholen, daß Entsagung und Opfer nicht Ziel, sondern Mittel, nicht das Ende, sondern bloß Durchgangspunkt sind. Für ein nothwendiges und großes Ziel läßt sich ein edles Herz gern alle Opfer gefallen. Sich abtödten der Abtödtung wegen ist eine ungerechtfertigte Liebhaberei. Das ist nun die meisterhafte Erziehungskunst des göttlichen Heilandes, daß er immer wieder dieses herrliche Ziel vor das Auge rückt und zu jedem Opfer durch die große Belohnung ermuntert. In den acht Seligkeiten erscheint immer wieder der Himmel in verschiedenen und entsprechenden Bildern (Matth. 5, 3—12; 6, 4. 6. 18). Für alles, für die Blutzeugenschaft (Matth. 10, 32), für die apostolische Nachfolge (Matth.

[1] S. Thom. III. q. 4. a. 1. 2. 3.

19, 21. 28), für die guten Werke (Luc. 14, 14), auch für das Kleinste, das Glas Wasser (Matth. 10, 24), wird der Himmel in Aussicht gestellt. Der Heiland selbst pflegt, wenn er von seinem Leiden spricht, auch die Auferstehung vorauszusagen, ein Beweis, daß ihm selbst das Leiden gleichsam undenkbar war ohne die entsprechende Freude. Nicht bloß ad convivendum et commoriendum, sondern auch ad conregnandum cum Christo lautet der ganze Wahlspruch des Christen (vgl. 2 Tim. 2, 11. 12).

Der dritte Punkt in der Uebung der Ascese sind die Mittel und deren Gebrauch. Um die reiche Fülle der Mittel übersichtlich zusammenzustellen, gehen wir am besten von dem Begriffe „des geistlichen Lebens“ aus. Leben ist Bewegung zum Ziel aus innerer Kraft. Das Ziel ist die Vollkommenheit und der Himmel. Die Bewegung zu demselben besteht in guten, sittlichen Handlungen, zum Handeln aber bedarf es innerer Kräfte und äußerer Hilfe.

Die inneren Kräfte sind vor allem die Grundfähigkeiten der Seele, der Verstand und der Wille. Damit diese Kräfte aber möglichst vollkommen handeln, sind stehende Hilfskräfte nothwendig, und das sind die Tugenden. Die Tugenden sind wirklich ihrer Natur nach nichts als stehende Hilfskräfte, um gut zu handeln. Die guten, sittlichen Handlungen und die Verdienste für das ewige Leben sind die Früchte der Tugenden.

Aus dem Gesagten ist es begreiflich, wie wichtig die Tugenden für die Ascese, für das geistliche Leben sind, ebenso wichtig wie Talent und Geschick im natürlichen Leben. Man kann mit Wahrheit sagen, die Vollkommenheit bestehe in einem vorzüglichen Besitzstande von Tugend. Wir haben gesehen, daß die Liebe eigentlich die Vollkommenheit ausmacht, weil sie den Menschen am vollkommensten mit Gott vereinigt. Die Liebe kann aber ohne die übrigen Tugenden nicht bestehen, sie braucht dieselben nothwendig zu ihrem Schutz, zu ihrer Thätigkeit und zu ihrem Schmuck. So sagen die Gottesgelehrten ganz richtig, die Vollkommenheit bestehe in der steten Bereitschaft und Schlagfertigkeit, unter allen Umständen tugendlich zu handeln. Die Vollkommenheit ist ja beim Geschöpfe nichts anderes als Tauglichkeit zum Ziel; zum Ziele aber werden wir tauglich durch tugendliche Handlungen, sie sind die Schritte zu demselben.

Das ist der Grund, weshalb der Heiland so sehr die Tugenden empfiehlt und betont, sowohl die theologischen wie die nichttheologischen, unter den theologischen namentlich Glaube und Liebe. — Die erste Forderung des Heilandes ist der Glaube, weil er eben die Grundlage des ganzen geistlichen Lebens ist (Marc. 5, 36; 11, 22. Luc. 8, 25. Joh. 6, 29; 9, 35;

11, 26). Er unterstützt die Forderung durch die schönsten Beweggründe, wie da sind seine Selbstbezeugung und seine Wunder (Joh. 5, 32—39; 8, 18; 10, 25. 30; 14, 12. Luc. 22, 70), und die herrlichen Belohnungen, die Rechtfertigung (Joh. 3, 18), die Aussicht auf eine große Wirksamkeit hienieden (Luc. 17, 6. Matth. 17, 19. Marc. 9, 22. Joh. 9, 38) und auf das ewige Leben (Joh. 3, 15. 36; 6, 40; 10, 25); er lobt den Glauben (Matth. 15, 28; 8, 10), schreibt ihm die Wunder zu (Matth. 9, 22. 29. Luc. 17, 19); er sucht durchaus die Jünger schlagfertig im Glauben zu machen (Matth. 17, 24. Marc. 8, 17 f. Joh. 6, 20). Im Gegentheil hat er als Strafandrohung für den Unglauben zeitlichen und ewigen Untergang (Joh. 3, 18; 7, 36; 8, 21), weil die Ursachen des Unglaubens vom Bösen sind (Joh. 3, 20; 5, 44; 12, 39. 43). — Die Liebe stellt der Heiland stets als das größte und höchste Gebot hin (Matth. 22, 38. Luc. 10, 27) und empfiehlt sie als seinen letzten Herzenswunsch und Auftrag (Joh. 15, 4. 9). Er belehrt über ihr Wesen (Joh. 14, 21) und verspricht die reichsten Segnungen (Joh. 14, 23; 15, 7. 12). Von der Gottesliebe darf aber die Nächstenliebe nicht getrennt werden (Joh. 15, 17). Ihre Uebung legt er besonders in Werke der Barmherzigkeit (Matth. 5, 7; 18, 35. Luc. 16, 9), in die brüderliche Zurechtweisung (Matth. 18, 15. Luc. 17, 3) und in die Feindesliebe (Matth. 5, 44 ff.). An Beweggründen für die Nächstenliebe ist er ganz unerschöpflich (Joh. 13, 34 f.). — Die Hoffnung soll nicht bloß auf zeitliche Güter (Matth. 6, 30; 9, 22) gehen, sondern kann sich auch auf zeitliche Anliegen erstrecken (Joh. 6, 38. Luc. 12, 22 ff.).

Unter den nichttheologischen Tugenden betont der Heiland besonders die Armuth, sowohl geistige als wirkliche, und zwar die größte Armuth (Matth. 5, 3; 19, 27 ff. Luc. 12. 33), und sehr ernst warnt er vor Habsucht und ihren unseligen Folgen (Matth. 19, 23. Luc. 12, 15). — Zweitens empfiehlt er Keuschheit, die gewöhnliche, die Reinheit des Leibes, der Seele und der Absichten (Matth. 5, 8. 28; 6. Luc. 11, 34), und auch die Jungfräulichkeit zu apostolischen Zwecken (Matth. 19, 12). — Drittens bringt er auf Demuth (Matth. 6, 2. Luc. 17, 10. 14), Klugheit und Treue in Pflichterfüllung (Luc. 12, 36—48. Matth. 24, 44; 25, 1—30). — Viertens muntert er auf zu Starkmuth in Leiden und Verfolgungen (Matth. 5, 10 ff.) durch die erhabensten Beweggründe (Luc. 12, 4—12. Joh. 15, 18—27; 16, 1—12).

Hierher gehört nun auch die Lehre von der Selbstverläugnung oder Abtödtung. Dieselbe stellt die moralische Kraft dar, die wir anwenden

müssen, um das zu sein und das zu thun, was wir sein und was wir thun sollen nach den Pflichten, welche die menschliche Natur, die Religion und unser Stand auferlegen, um also das Böse zu meiden und das Gute zu thun. Weil dies im gegenwärtigen gefallenen Zustand schwer fällt, müssen wir Gewalt anwenden, und diese Gewalt ist eben die Abtödtung, die auch Selbstverläugnung, Losschälung und Entsagung heißt, je nachdem sie negativ oder positiv vorgeht. Die Bedeutung der Selbstverläugnung in dem Tugendsystem besteht nicht darin, daß sie eine einzelne Tugend ist; sie spielt vielmehr in alle Tugenden hinein und setzt überall da an, wo eine Schwierigkeit zu überwinden ist, im besondern befaßt sie sich mit der Regelung der Leidenschaften. Sie ist also gleichsam der Schlüssel für alle Tugenden. Das ist ihre hohe Bedeutung im geistlichen Leben. — Gegenstand der Abtödtung ist nicht die Natur als solche, nicht ihre Fähigkeiten, nicht einmal die Leidenschaft als solche, sondern bloß das Ungeordnete, d. h. das Sündhafte, Gefährliche und Nutzlose an derselben. — Ihr Zweck ist nicht Schädigung und Verkümmerung der Natur, sondern Erziehung, Heranbildung, Kräftigung derselben zu allem Guten, Schönen und Erhabenen, das unser Stand nothwendig und wünschenswerth macht. — Dem Gegenstande nach ist sie bald eine innere, bald eine äußere, bald eine freiwillige, bald eine nothwendige.

In dieser Bedeutung erscheint die Abtödtung in der Ascese des Heilandes. Er nennt sie auch Selbsthaß und Kreuz. Die Lehre vom Kreuz, so gefaßt, geht alle an, niemand ist ausgenommen. Alle müssen die Gebote halten, alle müssen die Sünde meiden, den bösen Leidenschaften widerstehen, alle müssen ihre Standespflichten erfüllen, alle müssen bereit sein, eher ihr Leben zu verlieren, als in eine schwere Sünde einzuwilligen und den Glauben zu verläugnen. Das fordert der Herr ausnahmslos von allen, die ihm anhangen und sich zu seinem Gesetze bekennen. Der Weg seiner Gebote ist eng (Matth. 7, 13), seine Lehre ist ein Feuer, eine Taufe, ein Schwert (Luc. 12, 49 f.); er ist nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern Krieg und Trennung (Luc. 12, 51. Matth. 10, 13); jeder muß sein Kreuz auf sich nehmen, es tragen und sich verläugnen (Matth. 16, 24. Luc. 14, 26); jeder muß bereit sein, eher den Fuß, die Hand und das Auge zu verlieren, als Aergerniß zu nehmen, zu geben (Matth. 18, 8) oder sich des Menschensohnes zu schämen vor den Menschen (Matth. 10, 33); überhaupt können nur Gewaltthätige das Reich erobern (Matth. 11, 12). — Das Gesetz der Abtödtung ist für alle, aber nicht in gleichem Maße für alle Stände. Eine viel größere, ja das größte Maß der

Losschälung fordert der Heiland für solche, die dem Ordensstand angehören und ihm im apostolischen Berufe folgen wollen. Die Losschälung von Haus und Hof (Luc. 9, 48; 10, 4; 12, 23. Matth. 10, 4. 9; 19, 21) von Familie, Fleisch und Blut (Luc. 9, 60. Matth. 12, 48; 19, 12), von Geschäften (Luc. 9, 62) muß eine vollständige sein (Matth. 19, 29). Der Heiland, der sonst so maßvoll und nachsichtig ist in seinen Anforderungen, kennt hier keine Rücksicht und keine Einschränkung, weil es sich um den Dienst des Reiches Gottes handelt (Luc. 9, 60; 12, 35. Marc. 10, 29). — Das Gesetz der Abtödtung ist hart und schwer, aber der Heiland erleichtert es durch die herrlichen Belohnungen, die er verheißt, das Heil und die Rettung der Seele, die Theilnahme an den Lebensschicksalen des Heilandes und an der Herrlichkeit seines Reiches (Luc. 9, 23—26) und hienieden schon das Hundertfache an Frieden und Freuden (Marc. 10, 21. Matth. 19, 29). Selbst der Verlust des zeitlichen Lebens wird nach dem Beispiel des Herrn entschädigt durch eine reiche Frucht des Heiles an uns und am Heile der Menschen (Joh. 12, 24). — Ueber die Beziehung der innern und der äußern Abtödtung läßt uns die Ascese des Heilandes auch nicht im Ungewissen. Beide sind nöthig, weil Leib und Seele den Folgen der Erbsünde verfallen sind und beide einander Anlaß zur Sünde werden (Matth. 5, 28). Die innere Abtödtung ist aber wichtiger, weil sie Ziel der äußern ist, weil sie allein sittlichen Werth verleihen (Luc. 11, 39) und die äußere auch einigermaßen ersetzen kann (Matth. 9, 13; 15, 11); überhaupt soll die äußere Abtödtung sich nach den Umständen richten (Matth. 9, 15).

Das ist die Lehre der christlichen Abtödtung. Sie ist, richtig gefaßt und verstanden, sowohl im Wesen des Christenthums als auch unserer edlen vernünftigen Natur begründet. Wer ein Christ und ein edler Mensch sein will, muß sich Gewalt anthun und sich überwinden. Selbst die freiwillige Abtödtung, die verschrieene Selbstpeinigung der Heiligen ist in ihrer Art gerechtfertigt durch die Grundsätze des Glaubens und des Christenthums. Es sind namentlich drei Wahrheiten des Glaubens, auf denen die Begründung ruht. Die erste Wahrheit ist der Sündenfall. Wir sind nicht mehr, was wir waren und nach der ursprünglichen Absicht Gottes sein sollten. Das Sündenverderben in uns bezeugt unsern Fall und sagt uns täglich, wozu wir fähig sind, wenn wir nicht stets das Mittel der Selbstüberwindung zur Hand haben und gebrauchen. Die zweite Wahrheit ist die Erlösung durch Christus. Wie wir frei werden sollen von dem Banne der Sünde, sagt uns das Beispiel Christi, das kein anderes als

das der Abtödtung und Selbstverläugnung ist. Kann es zudem etwas Edleres und Rührenderes geben, als aus Ehrfurcht und Liebe gegen Christus und aus der Absicht, Gott genugzuthun für die Versündigungen der anderen Menschen, sich mit freiwilliger Buße für dieselben zu belasten? Die dritte Wahrheit ist die Gewißheit eines ewigen Lebens, bei welchem Vergeltung eintritt für alles, was wir hienieden Gutes gethan, und namentlich für jedes Opfer, das wir uns aus Liebe zu Gott und zu den Menschen auferlegt haben (Matth. 16, 27). Die christliche Entsagung ist freilich durch die Liebe, mit welcher sie geübt wird, hoch erhaben über die Lebensweisheit der Weltkinder; aber auch diese scheuen nicht davor zurück, sich zeitlich etwas zu versagen, um es später besser zu haben. So spart und müht sich der kleine Mann, um einst einen sorgenlosen und vergnüglichen Lebensabend zu genießen; und der Ringkämpfer, sagt der hl. Paulus, lebt eingeschränkt und enthaltsam eines vergänglichen Kranzes wegen (vgl. 1 Kor. 9, 25). Und wird er ihm? Unsere Krone ist sicher und von ewiger Dauer (1 Petr. 5, 4). Aber es braucht eben Glauben und Christenthum; den Juden und den Heiden ist das Kreuz ein Aergerniß und eine Thorheit (1 Kor. 1, 23).

Die äußeren (objectiven) Mittel der Ascese, welche der Heiland vorgesehen, sind theils gewöhnliche, theils außerordentliche. — Die gewöhnlichen fließen alle von den drei großen Amtsgewalten der Kirche, dem Lehr=, Hirten= und dem Priesteramt.

Das erste Mittel ist die Verkündigung der Glaubens= und Sittenlehre. Die Ascese hat nur an dem Glauben und an den Gesetzen und Geboten eine unfehlbare äußere Richtschnur für ihr Leben und Streben. Es muß also ihr unablässiges Streben sein, Glauben und Gebote kennen zu lernen und sie in der That zu üben, wie wir dieses oben gesehen haben.

Das zweite Mittel ist die Leitung. Es ist hier nicht sowohl die Rede von der Leitung durch die höchsten kirchlichen Hierarchen, als vielmehr von der Leitung durch die mittelbaren geistlichen Vorgesetzten und Seelenführer. Die Anordnung Gottes und Christi, daß der Mensch durch Menschen zum Ziele geleitet, daß die Kirche durch die kirchliche Obrigkeit regiert werden soll (Matth. 16, 18. Joh. 21, 15. Matth. 18, 18), pflanzt sich auch auf den einzelnen bezüglich seiner nächsten und unmittelbaren Oberen fort. Es ist im geistlichen Leben stets als ein verhängnißvoller Irrthum angesehen worden, keinen Meister anzuerkennen, sondern seine eigenen Wege gehen zu wollen. Sicher findet da das Wort des Herrn seine Anwendung: „Wer euch verachtet, verachtet mich“ (Luc.

10, 16), und: „Wenn ein Blinder den Blinden führt, fallen beide in die Grube“ (Luc. 16, 39). Es stimmt daher der Gehorsam gegen die Seelenführer sicher mit den Grundsätzen des Heilandes überein, und deshalb gilt es stets als ein Hauptsatz in der gesunden Ascese, sich leiten zu lassen.

Die Gnadenmittel sind das dritte unter den äußeren Mitteln der Ascese. Es ist eine Hauptwahrheit des Christenthums, daß wir im geistlichen Leben nichts sind ohne die heiligmachende Gnade und nichts vermögen ohne die wirkliche Gnade. Das Wesen des übernatürlichen Zustandes besteht eben im Besitz der heiligmachenden Gnade, und alles Heilswirken kann nur unter dem Beistand der wirklichen Gnade zu stande kommen. Deshalb hat der Heiland die Gnadenmittel verordnet und eingesetzt in der Kirche, um uns dieses übernatürliche Leben und Wirken zu vermitteln. Diese Gnadenmittel sind nun die heiligen Sacramente und das Gebet. — An Sacramenten hat der Heiland verordnet die Taufe, zur Mittheilung des übernatürlichen Lebens (Matth. 28, 19; Joh. 3, 3), die Buße zur Wiedergewinnung desselben nach der Taufe (Joh. 20, 23) und die heilige Communion als dessen Erhaltung, Kräftigung und Entwicklung (ebend. 6, 54—59. Matth. 26, 26). Dieses sind die wichtigsten Mittel, um zu Gnaden zu gelangen. An sie sind wir also zum gedeihlichen Fortschritt im geistlichen Leben vor allem gewiesen. — In einer Beziehung noch wichtiger ist das Gebet, weil wir es immer üben und alle Gnaden durch dasselbe uns verschaffen können. Unter dem Gebete versteht man sowohl den öffentlichen Gottesdienst als das Privatgebet und unter diesem das mündliche wie das betrachtende. An Belehrung über dasselbe läßt es der Heiland nicht fehlen. Er belehrt vor allem über den Gegenstand unseres Gebetes, indem er selbst im Vaterunser uns eine Gebetsformel aufsetzt (Matth. 6, 9 ff.), ferner über die Eigenschaften, die unser Gebet haben soll. Ueberall streut er die eindringlichsten Beweggründe zum Beten ein und bestätigt alles durch sein Beispiel (Luc. 11, 1—13; 18, 1—8. Matth. 6, 9—13; 7, 7—11). Und mit Recht, wie konnte der Meister der Wahrheit und aller wahren Tugend und Gottseligkeit es fehlen lassen an Belehrung und Aufmunterung zum Gebet, das für das geistliche Leben des einzelnen und für den Bestand der gesammten Religion von so entscheidender Wichtigkeit ist? Das Gebet ist ja das große, allgemeine Gnadenmittel. In demselben, namentlich im betrachtenden, lernen wir die Wahrheiten der Glaubens- und der Sittenlehre in ihrer Begründung, Tiefe, Erhabenheit, Schönheit, Tröstlichkeit und Anwendbarkeit für das Leben kennen, wir prägen sie unserem Verstand und Willen ein

und gewinnen an ihnen eine feste Richtschnur für das praktische Leben. Wir werden wirklich Männer des Glaubens und der Tugend. Es gibt keine gründlichere und leichtere Schulung des Herzens als das Gebet. Gott wandelt uns, während wir bei ihm sind, in sein Ebenbild um. Deshalb ist nach der Ansicht der Gottesgelehrten für jeden, der nach der Vollkommenheit strebt, das betrachtende Gebet moralisch nothwendig. Es ist eben die Hochschule der Tugend und Heiligkeit.

Unter den äußeren Mitteln gibt es nun auch außergewöhnliche, die Gott nicht verordnet, sondern zuläßt, die aber im geistlichen Leben von großer Wichtigkeit sind. Das erste sind die Versuchungen. Sie sind die Vorpostengefechte, die Kämpfe, Schlachten und Belagerungen im geistlichen Feldzug. Was das Gebet, die Gnade und die Uebung der Tugend in uns gewirkt, zeigt sich in der Versuchung. Der Heiland hat sie in seiner Ascese nicht außer Acht gelassen. Da die Versuchungen nicht bloß von uns, sondern auch von dem bösen Feinde und von der Welt ausgehen können, belehrt er uns über die Angriffs- und Kampfesweise des bösen Feindes (Luc. 11, 24—26; 22, 31. Marc. 14, 38) und über die Aergernisse der Welt (Matth. 18, 7). Der Heiland wollte selbst auch versucht werden, um uns an sich ein praktisches Beispiel aufzustellen, wie wir die Versuchungen bestehen müssen (Matth. 4, 1—11. Luc. 4, 1—13). Es ist überhaupt lehrreich, im Leben des Heilandes das Benehmen der bösen Geister gegen ihn und sein Benehmen gegen sie zu betrachten (Luc. 4, 31—35. Marc. 5, 2—13).

Das zweite außerordentliche Mittel sind die Verfolgungen, welche im Leben der einzelnen wie der ganzen Kirche eine so große und wichtige Rolle spielen. Der Heiland hat auch sie in das Bereich seiner Belehrung und seines Beispiels gezogen. Er sagt der Kirche alle Verfolgungen voraus, und viele und harte (Luc. 17, 22—37; 21, 12—19; 22, 35—37. Matth. 5, 10—12; 24, 9—28. Joh. 16, 1—5), dabei läßt er es aber nicht an den nachdrücklichsten Beweggründen fehlen, sie geduldig und großmüthig zu bestehen (Luc. 12, 1—12. Joh. 15, 18—27). Es ist dieser Muth in den Verfolgungen und die edle Kreuzliebe der Höhepunkt der christlichen Vollkommenheit, das Meisterstück des Starkmuthes und das glänzende Zeugniß der Göttlichkeit der Religion.

Das ist in kurzen Zügen die Ascese des göttlichen Heilandes in Wort und That. Was er gelehrt, das findet seine Bestätigung und den schönsten und liebenswürdigsten Ausdruck in seinem Beispiel und Lebensvorbild. Er selbst, seine Person und sein Leben ist die Wirklichkeit seiner

Lehre. Er ist der Weg, die Wahrheit und das Leben (Joh. 1, 14), er ist der Inbegriff der Offenbarung und der Tugend, die wir üben müssen. In seinem Leben gewinnt sie alles durch die Majestät und den Liebreiz ihrer Erscheinung; in dem Leiden siegt sie über allen Widerstreit der Welt und der Hölle, und in der Auferstehung ergreift sie den Kranz der Unsterblichkeit für sich und alle, die ihren Spuren folgen. Der Heiland ist der Urheber, das Vorbild und der Preis der christlichen Ascese. Sie ist nichts anderes als die Nachfolge Christi.

III.

Aus dem Gesagten ergeben sich nun von selbst einige Schlüsse.

Die erste Schlußfolgerung ist die Unterscheidung zwischen der wahren und der falschen Ascese. Die erörterten Sätze sind eben so viele Marksteine, an denen die wahre und die falsche Ascese auseinandergehen und an ihrem wahren Gehalt zu erkennen sind. Eine falsche Ascese ist die, welche philosophische und theologische Irrthümer zur Voraussetzung hat und von ihnen Leitung annimmt. Wie die Anschauungen über Gott, über den Menschen und über die Welt, so ist auch die Ascese. Das beweisen alle ascetischen Systeme der Alt- und Neuzeit, der Platoniker, Stoiker, Epikureer, Skeptiker, Neuplatoniker, der Gnostiker, Manichäer, der Pharisäer, Sadducäer, der Buddhisten, Brahminen, Parsis, der protestantischen, rationalistischen, pantheistischen, materialistischen und jansenistischen Secten. Ebenso steht es fest, daß diejenige keine gute Ascese ist, die auf einen Verstoß gegen die Vernunft, gegen das Gewissen, gegen die Standespflichten hinausläuft. — Eine falsche Ascese ist diejenige, welche das Ziel derselben verkehrt, namentlich im Punkte der Abtödtung, wenn sie nämlich die Abtödtung nicht als Mittel, sondern als Zweck behandelt, wenn sie die Natur und Fähigkeiten schädigt. — Falsch ist die Ascese, die einseitig nur einen Theil des geistlichen Lebens und nur ein Mittel auf Unkosten des Ganzen erfaßt und übt, die nur das Aeußere in Zucht nimmt und nicht das Innere, die nur eine Leidenschaft anfaßt, die anderen gewähren läßt, die nur beten und die Sacramente empfangen und sich nicht überwinden will. — Gefährlich ist eine Ascese, die wild und ohne Leitung aufwächst, die mit Ungestüm und mit Gewaltstreichen die Sache erledigen will. — Geradezu verhängnißvoll kann eine sogenannte mystische Richtung in der Ascese werden. Sie besteht darin, daß man eine gediegene Verstandesdurchbildung verschmäht oder vernachlässigt und sich nur auf die Bildung des Willens und namentlich des Gefühls wirft; daß man unverdienten Werth auf Außerordent-

liches in der Ascese legt und auf solches, woran unser freier Wille wenig oder gar nicht betheiligt ist; darin besteht sie, daß man gleich das hohe Ziel der Vereinigung mit Gott erreichen will, ohne sich das Mittel einer gründlichen Reinigung des Herzens und durchgebildeter Abtödtung gefallen zu lassen. — Ganz bedauerlich und mitleidswürdig, aber doch ganz im Geist unserer Zeit ist eine gewisse entnervte Ascese. Unsere Zeit nämlich ist sehr nervenschwach und kann die starken, aber gedeihlichen Mittel der alten Ascese nicht mehr vertragen. Kräftige Betrachtungen über die Todsünde, über den Tod und die Hölle, feste, klare Grundsätze und nennenswerthe Proben in der Armuth und Demuth sind zu starke Zumuthungen. Alles muß leicht, angenehm, spielend und von selbst gehen. Nicht Mittel, sondern Mittelchen, nicht Kuren, sondern Beruhigungsmittel will man; kleine, süße Andachten und anderer geistlicher Firlefanz sollen es thun. Es ist in der geistlichen Mode vielfach wie in der heutigen Kleidermode viel Schein und wenig Wahres. Wir müssen durchaus, so wie in der kirchlichen Wissenschaft und in der kirchlichen Kunst, so auch in der Ascese zu den Alten zurückkehren, wenn etwas Gedeihliches gefördert werden soll.

Eine zweite Schlußfolgerung aus dem Gesagten ist die hohe Wichtigkeit der Ascese für den einzelnen und für das ganze Leben der Kirche und des Christenthums. Das Christenthum ist Leben, und Leben ist Uebung. Die Ascese ist Uebung und somit das wahre Christenthum. Es ist deshalb nur so viel Tugend, so viel Reinheit, so viel reiner Gehalt an Religiosität, so viel Kraft, Widerstandsfähigkeit und Ausbreitungsmacht, mit einem Wort, so viel Christenthum im Volk, im Clerus und im Ordensstand, als Ascese geübt wird. Was die Kirche ist, ist sie durch die Ascese, der Sauerteig der Menschheit, das Licht der Welt und das Salz der Erde, und ohne die Ascese ist sie zu nichts nütze. Die Ascese ist ihre Seele, ihre Kraft, gleichsam die geheimnißvolle Haarlocke Samsons. Es ist nicht möglich, sie zu bewältigen, solange sie das Geheimniß ihrer Kraft wahrt. Die Geschichte beweist es. Immer hat die Kirche sich erneuert durch Andachten, durch Orden und durch Heilige. Alles dieses gehört der Ascese an. Von ihr kamen die großen Männer, die Mehrer des Reiches Christi, die Heiligen, die Männer Gottes, die Bildner und Erneuerer der Welt. Die Ascese ist die Heimat, die wahre Insel der Heiligen.

Wenn dem so ist, dann müssen wir uns freuen über jedes Mittel, das die heilige Ascese in uns fördert, wir müssen es mit Freuden begrüßen und mit Eifer und Liebe umfangen. Ein solches Mittel sind „die

geistlichen Uebungen des hl. Ignatius", sei es nun in der Form von Exercitien für einzelne oder für ganze Stände oder von Missionen. Die Missionen sind ja nichts als Volksexercitien. Die Exercitien sind ein logisch geordnetes und folgerichtig gegliedertes System von Heilswahrheiten und praktischen Anweisungen zur Erneuerung, Hebung und Kräftigung des geistlichen Lebens für alle. Ascese ist ihr ausschließliches Werk. Deshalb sagt ein Gottesgelehrter, die Exercitien seien ein Noviziat des geistlichen Lebens für alle Welt [1]. So haben sie sich auch stets erwiesen. Diese geistlichen Uebungen waren in der Hand der Vorsehung nicht bloß für unzählige einzelne Christen aus allen Ständen das Mittel der Erbauung, des Heiles und der Heiligung, sondern das mächtige Werkzeug der Reform, die sich in der Kirche seit dem Abfall des Protestantismus vollzogen. Durch sie großentheils hat der katholische Erdkreis sich erneuert und frische Gestalt gewonnen. Sie sind ja eine wundersame Zusammenthat der kräftigsten Heilsmittel unserer Religion und des Christenthums. Es liegt in ihnen die Kraft des Glaubens und der Heilswahrheiten, die in psychologischer Anordnung herantreten; es liegt in ihnen die Macht des Gebetes und der Sacramente, die Macht der Gnade Gottes im Bunde mit der Mitwirkung des Menschen. Da kann und muß ein erfreuender und großer Erfolg erwartet werden. Auch die neueste Zeit hat derartige Erfolge zu verzeichnen. Wenn die Sturmflut des Culturkampfes in Clerus und Volk einen Felsengrund fand, über den sie wohl hinausschießen, den sie aber nicht zu zermalmen vermochte, so wissen einsichtige Leute, welchen Mitteln es zum großen Theile zuzuschreiben ist, daß jener Grund so fest gewachsen. „Jeder, der meine Worte hört und thut, ist dem weisen Manne gleich, der sein Haus auf Felsen gebaut. Und es stürzte der Regen herab, und es kam die Flut, und die Winde wehten und stürmten ein auf jenes Haus, und es fiel nicht zusammen, weil es auf Felsen gegründet war" (Matth. 7, 24. 25).

[1] Suarez, De Religione Soc. Jesu l. 9. c. 5. n. 2.

M. Meschler S. J.

Ein christliches Officiersleben.

Einer der größten Päpste hat einmal geschrieben [1], wolle man gottesfürchtige Menschen finden, so müsse man sie suchen „unter Ordensleuten, Soldaten, Priestern und Armen". Auf den ersten Blick scheint die tägliche Erfahrung solchem Lobe des Soldatenstandes zu widersprechen. Allein es läßt sich nicht läugnen, daß der Sinn für Ehre und Mannesmuth, die Vereinigung von Charakterstärke und Achtung vor der Autorität, wie sie in diesem Lebensstande besonders gepflegt werden soll, einem tiefern Erfassen und edlern Bekennen des christlichen Glaubens einen günstigen Boden bereitet, und daß die Gefahren, denen der Soldat im Kampfe entgegensieht, geeignet sind, einer ernstern Auffassung des Lebens und einer lebhaftern Erinnerung an die Ewigkeit das Herz zu öffnen. Andererseits ist gerade die Religion vorzüglich im Stande, die echten Soldatentugenden zu schaffen und zu erhalten: Sinn für Pflicht und Selbstaufopferung, für Zucht und Gehorsam, für Muth und Ausdauer, mit einem Worte, was dem Soldaten, zumal im Felde, am nothwendigsten ist: die moralische Kraft.

Schön und richtig hat Wilhelm Emmanuel Freiherr v. Ketteler im ersten Deutschen Reichstag [2] angesichts der großen Siege der deutschen Armee gerade hieran erinnert, als er sprach:

„Der Kaiser selbst hat bei jeder Gelegenheit Gott die Ehre gegeben... Ebenso war unser ganzes Heer ein von gottesfürchtiger Gesinnung durchdrungenes und erfülltes Heer, gewiß, im Gegensatz zu dem französischen Heere. Ich rede nicht von einzelnen, über die richte ich nicht; aber der ganze Geist des französischen Heeres ist nicht in dem Maße ein Geist der Gottesfurcht und der christlichen Gesinnung, wie es im deutschen Heere der Fall ist. . ."

Gerade diejenigen in dem damals feindlichen Heere, die hierin eine ruhmvolle Ausnahme bildeten, waren die ersten, dies ernste Urtheil des deutschen Kirchenfürsten im Herzen zu bestätigen. Sie erkannten gleich ihm die Entnervung der Wehrkraft ihres Landes als die naturgemäße Frucht des vollendeten Heidenthums und der sittlichen Versunkenheit innerhalb des kaiserlich französischen Soldatenstandes.

[1] Greg. VII. Reg. VI, 17 (Jaffé, Monum. p. 351).

[2] 3. April 1871. 10. Sitzung.

„Unserer heutigen Armee fehlt das, was durchaus unentbehrlich ist, um Krieg zu führen; und wenn auch bei allen Officieren ein großes Verlangen da ist, die Sache gut zu machen und die nothwendigen Reformen durchzuführen, so herrscht doch andererseits eine solche Verirrung des sittlichen Gefühles, eine so große Unkenntniß der religiösen Wahrheiten, daß man Rath hält über die unbedeutendsten Kleinigkeiten unserer Ausrüstung, aber keine Zeit hat, sich zu beschäftigen mit dem, was gerade die Grundlage aller unserer Organisation ist. Man will sich dessen nicht bewußt werden, daß dort, an der Grundlage, unsere Fehler gemacht werden, und daß unserem Soldatenstand, sehr im Gegensatz zu ehemals, ganz und gar das abgeht, was man treffend die ‚Soldatentugenden' genannt hat. Unser Blut ist schwach geworden; wir sind zu Grunde gerichtet durch Ausschweifung, Trunk und Genußsucht, diesen Gott des Empire. . ." „Nur durch jene Mannestugenden kann der Armee wieder Werth verliehen werden. Mag man immerzu Festungen bauen, neuvervollkommnete Waffen schmieden, dem Feinde eine gelehrte Taktik ablernen, die Truppen in forcirten Märschen schulen, alles gut, — aber die erste Stärke der Armee bleibt deshalb doch die moralische Kraft."

So schrieb wenige Jahre nach dem Krieg der ebenso tapfere als christliche General de Sonis, der eine jener schönen Ausnahmen bildete, und der nach seinem 1887 erfolgten Ableben in Abbé Baunard einen so vortrefflichen Biographen gefunden hat[1]. Schon im Mai 1870, noch vor der formellen Kriegserklärung, hatte er auf seiner algierischen Station in Laghouat in Gegenwart seines Höchstcommandirenden, des Marschalls Mac Mahon, und vieler Standesgenossen und unter deren entrüstetem Widerspruch seine ernsten Befürchtungen über den Ausgang des Krieges ausgesprochen, und als dann eine schwere Niederlage auf die andere gefolgt war, konnte er nur erklären, sie wunderten ihn nicht. „Für meinen Theil habe ich mich nie einer Täuschung hingegeben," schrieb er wiederum, fünf Tage nach der Schlacht von Gravelotte, „ich hatte vorausgesehen, was uns zustoßen würde, so gut ich auch die Bravour unserer Truppen kannte. . . Ja, wir brauchen immer den lieben Herrgott, und heute mehr

---

[1] Le Général de Sonis d'après ses papiers et sa correspondance par Mgr. Baunard, Recteur des facultés catholiques de Lille. Trente et unième édition. Paris, Ch. Poussielgue, 1891. p. 440 et 441. Nach letzterer Stelle hat der französische General seinerseits einen Vergleich der beiden kriegführenden Armeen angestellt ganz mit demselben Resultat wie der deutsche Kirchenfürst. Der Biograph hat aber nicht gewagt, die betreffenden Ausführungen wörtlich mitzutheilen.

als je! Eine Regierung, die Rom preisgibt, und die — wer kann so etwas begreifen? — am Vorabend von Mariä Himmelfahrt das Standbild Voltaire's enthüllen läßt, die muß Blitze vom Himmel auf unsere Häupter herabziehen."

Das Leben dieses braven Generals ist so einzigartig schön, daß man es als eine lebendige Predigt über alles das bezeichnen möchte, was dem Soldatenstande noth thut, und ihn selbst als die Verkörperung dessen ansehen, was die Religion aus einem Soldaten zu bilden vermag.

Als der älteste Sohn eines geachteten Officiers wurde Ludwig Gaston de Sonis im Jahre 1825 auf Guadeloupe, einer der französischen Antillen, geboren und von Jugend auf für die militärische Laufbahn herangebildet. Nach den ersten Garnisonsjahren des jungen Officiers in Frankreich diente er 20 Jahre lang in verschiedenen Stellungen in Algier und hatte Gelegenheit, durch musterhafte Verwaltung, durch organisatorisches Talent ebenso wie durch Umsicht und Tapferkeit im Kampfe sich hervorzuthun. Namentlich in den unsäglich schwierigen und ermüdenden kleinen Kriegen gegen die Kabylenstämme erwarb er sich Auszeichnung. Zum Krieg in Italien nach dem europäischen Continent commandirt, erkämpfte er sich bei Solferino das Kreuz der Ehrenlegion und leuchtete Soldaten wie Officieren voran durch Aufopferung im Dienst und Starkmuth in der Entbehrung. Kurz nach dem Friedensschluß folgte der unglückliche Zug gegen Marokko, der so viele Menschenleben kostete; aber de Sonis kehrte trotz übermenschlicher Anstrengungen wohlbehalten zurück. Als der Krieg mit Deutschland ausbrach, stand de Sonis als Oberst und zugleich als höchster Befehlshaber eines sehr ausgedehnten Bezirkes in Laghouat. Er hatte sich in den Saharakämpfen neue Lorbeeren errungen, war neuerdings decorirt worden, und trotz seines Rufes als Clericaler und Monarchist hatte ihm Napoleon III. zum Zeichen besonderer Anerkennung die „Mémoires" Napoleons I. übersandt; in der Kammer wie in der Presse Frankreichs war sein Name gefeiert worden. Durch seine Erfahrung in den Wüstenkämpfen, seine Kenntniß der Sprachen und des Landes und sein außergewöhnliches Ansehen bei den Eingeborenen galt er für einen der Officiere, die in Algier von besonderem Nutzen seien. Alle seine Bitten, auf den Schauplatz des großen Krieges berufen zu werden, blieben lange erfolglos.

De Sonis hatte sich früh verheiratet mit einem unbemittelten, aber durch Charaktereigenschaften ausgezeichneten Mädchen. Die Ehe war sehr glücklich. Ihr entsproßten zwölf Kinder, von denen noch zu seinen Leb-

zeiten vier Söhne in die Armee eintraten. Während des Kriegsjahres 1870 stand de Sonis als General, sein jüngerer Bruder als Oberst, seine drei ältesten Söhne als Lieutenants oder Officiersaspiranten im Dienste des Vaterlandes. Als am 14. April 1869 der damalige französische Kriegsminister, Marschall Niel, in der Kammer eines von de Sonis über die aufständischen Kabylen erfochtenen glänzenden Sieges erwähnte, nannte er ihn „den wackern Oberst de Sonis, einen der exemplarischsten Männer der Armee, durch seine Tapferkeit ebenso wie in seiner Eigenschaft als Familienvater".

Und doch war de Sonis arm und blieb es bis zum Ende seines Lebens. Die zahlreiche Familie, das kostspielige Leben in Afrika, die häufigen Versetzungen im Dienst, für die keine Entschädigungen gezahlt wurden, die Pflichten gegenüber der Außenwelt, die ihm zumal seit seiner Stellung als Oberstcommandirender des Bezirkes oblagen, hatten ihn wiederholt zu Anleihen gezwungen, von denen er bei der äußersten Sparsamkeit kaum wußte, wie er sie decken sollte. Nie hörte der ernste Gedanke auf, ihn zu beschäftigen, daß, sobald er die Augen schließe, seine Familie am Bettelstab sei.

Bei alledem blieb de Sonis ein Charakter von seltener Unabhängigkeit und, wie immer auch jeder Selbstüberhebung und selbst der Nationaleitelkeit abgeneigt, voll des edelsten Mannesstolzes. Er hatte beim ersten Plebiscit öffentlich gegen Louis Napoleon votirt und seinem Divisionsgeneral gegenüber damals sich geweigert, bei der Festparade das „Vive l'Empereur!" anzustimmen. Nie hat er sich Napoleon persönlich genähert, und als bei dessen Besuch in Algier im Mai 1865 Marschall Mac Mahon als Gouverneur von Algier den hochangesehenen und glänzenden Reiterofficier zur nächsten Umgebung des Kaisers commandiren wollte, damit er diesem zum ständigen Begleiter diene, schlug de Sonis die vortheilhafte und ehrenvolle Stellung aus. Als er in den ersten Zeiten der Republik als Deputirter für die Nationalversammlung vorgeschlagen war, ging er auch dieser Ehre verlustig durch ein muthiges Bekennen seiner politischen Anschauung:

„Treu dem Verhalten, das ich mir vorgezeichnet, habe ich keinerlei Bedenken, zu erklären, daß ich nicht Republikaner bin, sondern Monarchist. Dreimal hat Frankreich den Versuch einer Republik gemacht, und diese Versuche waren nicht glücklich. . ."

Nachdem er 1870 auf dem Schlachtfelde ein Bein eingebüßt hatte, bemühten sich conservative Deputirte der Nationalversammlung, ihm eine

einträgliche und nicht unehrenhafte Stellung im höhern Steuerwesen als Staatsversorgung zu verschaffen; selbst das Stellen der Cautionssumme sollte ihm erspart bleiben. Aber die Soldatenehre galt ihm zu viel, um auch nur einen Augenblick diesen Plan in Erwägung zu ziehen: „Ich habe diese Leute weit von mir gewiesen, die aus mir einen Finanzmann machen wollten, und verblieb bei meiner Armuth."

Aber am meisten hat der brave Soldat diese Unabhängigkeit gezeigt im muthigen Bekenntniß, oder vielmehr in der mannhaften Ausübung der Religion, die seit seinem Jünglingsalter, zumal seit dem Tode seines Vaters, festen Halt in seiner Seele gewonnen hatte. Er war noch ein sehr junger Officier, als er zu Limoges als eines der thätigsten Mitglieder des Vincenz-Vereines tröstend in den Häusern der Armen umherging. Auf seinen Anstoß hin wurde damals ein Verein gegründet zur Pflege der Religiosität unter den Soldaten, wie ein anderer zur Wiederdurchführung der Sonntagsheiligung. Auf offener Straße sah man ihn in voller Uniform niederknieen vor dem heiligsten Sacrament, und selbst im Officierscasino unter lauter Ungläubigen war er im Begriffe, dasselbe Beispiel des Mannesmuthes zu geben, da das Schellen eines Glöckleins ihn glauben machte, der heilige Leib des Herrn werde vorübergetragen. Eines Sonntags in großer Gala von der Parade zurückkehrend, war er einmal in Paris in eine Pfarrkirche getreten. Das große Aufsehen, das seine Erscheinung erregte, machte ihn etwas verlegen. Aber entschlossen, diese Regung von Menschenfurcht zu überwinden, trat er vor aller Augen zum ersten Stationsbilde des Kreuzweges, und man sah ihn auf den Knieen vor dem Gekreuzigten die fromme Uebung vollenden. Schon in Limoges wurde hauptsächlich auf sein Betreiben die nächtliche Anbetung des heiligsten Sacramentes eingeführt. Das Gleiche gelang ihm in Algier. Noch als Divisionsgeneral in Rennes nahm er jeden Samstag Morgen von 7—8 Uhr seinen Ehrenposten ein beim Werke der ewigen Anbetung. 1881 als General vorübergehend nach Limoges zurückgekehrt, wollte er wieder den nächtlichen Dienst vor dem Altare übernehmen, wie er ihn einst als junger Lieutenant geübt hatte. Die Erinnerung an eine besonders ereignißschwere Nacht in seinem Leben, die des 2. December, pflegte er später dadurch zu feiern, daß er, wo immer er sein mochte, die Nacht betend vor dem Tabernakel durchwachte. Als junger Officier empfing er alle acht Tage, später alle zwei Tage, als General täglich die heilige Communion, während des italienischen Feldzuges so oft, als er es irgend möglich machen konnte, trotz der Schwierigkeit, mit den italienischen Pfarrern sich in der

Beicht durch Lateinsprechen zu verständigen. Die tägliche heilige Messe gehörte zu seiner Lebensordnung. Daß er bei den öffentlichen Processionen nicht fehlte, verstand sich von selbst. Als Divisionsgeneral in Rennes betheiligte er sich trotz seines Stelzfußes und trotz seiner großen Schwierigkeit im Gehen an der Frohnleichnamsprocession von Anfang bis zu Ende. Streng hielt er am Fasten- und Abstinenzgebot, auch beim härtesten Dienst, und ermunterte gern auch die jungen Officiere, durch Festhalten am Abstinenzgebot ihren Gehorsam gegen die Kirche öffentlich zu bekennen. „Ich habe ihm gerathen," schreibt er z. B. über einen derselben an dessen ältern Bruder, einen pensionirten Militär, „die Freitags-Abstinenz zu beobachten, dieses Wahrzeichen des Gehorsams, das an sich zu tragen immer wohl ansteht. Ich habe ihm auch gerathen zur wöchentlichen Beicht und zur häufigen Communion nach dem Gutbefinden seines Beichtvaters."

Bei Thiers als Präsidenten der Republik an einem Freitag in der Fastenzeit unter großen Ehrenbezeigungen zum Dejeuner geladen, ließ de Sonis alles, was vorgesetzt war, unberührt, bis Thiers selbst Fastenspeisen aufzutragen befahl.

Wenn er in einem neuen Garnisonsorte eintraf, galt sein erster Besuch dem Gotteshaus, der zweite dem Priester. Selbst während des Feldzuges in Italien zog es ihn, sobald die Soldaten im Quartier waren, zum nächsten Kirchthurm hin, um Gott seine Huldigung darzubringen.

Dem großen Bischof von Poitiers, Cardinal Pie, in dessen Diöcese mehrere seiner nächsten Anverwandten lebten, war er persönlich befreundet; die Bischöfe von Algier, Msgr. Pavy, später Msgr. Lavigerie, empfing er als Commandant in seinem Hause und war bei ihnen in Algier ein häufig gesehener Besucher, selbst zu der Zeit, da Lavigerie mit dem Gouverneur Marschall Mac Mahon im heißen Conflict war, und jede freundliche Beziehung zur Hierarchie den Officier zu compromittiren drohte. Lavigerie selbst mußte dem unerschrockenen Soldaten Zurückhaltung auferlegen.

Wo immer er weilte, bildete er einen Mittelpunkt für Werke der Frömmigkeit und Wohlthätigkeit jeder Art, namentlich aber auch einen moralischen Halt für andere Officiere und Soldaten, die inmitten einer heidnischen Atmosphäre noch am Christenthum festzuhalten versuchten.

Schon als Capitän war er, soweit er es vermochte, dem Duellunfug entgegengetreten und hatte ihn seinen Untergebenen verboten. Sein Oberst, der ihn wohl kannte, wollte es deshalb nicht zum Streite kommen lassen und schwieg. In seiner Stellung als Divisionsgeneral that de Sonis

mehr. Einmal, 1872, ersah er aus dem Rapport eines Regimentes, daß ein Soldat acht Tage Arrest erhalten, weil er bei einem Duell, das der Oberst ihm anbefohlen hatte, sich feige benommen. Nach Untersuchung der Angelegenheit gab der General dem Oberst selbst acht Tage Arrest wegen des Befehles, dem Soldaten 30 Tage wegen der bewiesenen Feigheit. General Chanzy als der Höhercommandirende war zwar mit diesem Verfahren nicht einverstanden; aber de Sonis machte geltend, das Gesetz des Staates wie das der Religion verbiete das Duell, und was so verboten sei, könne auch von einer Militärbehörde nicht anbefohlen werden. Chanzy schwieg. Als einige Zeit nachher ein General-Inspector der Gendarmerie, der direct dem Kriegsminister unterstand, gleichfalls einem Untergebenen ein Duell anbefohlen, erließ dagegen de Sonis, weil es innerhalb des Bereiches seines Commandos stattfinden sollte, ein strenges Verbot, und trotz des Recurses an den Kriegsminister de Cisey konnte er das Verbot aufrecht halten. Mit derselben Entschiedenheit, wenn auch nicht immer mit demselben Erfolg, trat er der bei der Armee bereits eingebürgerten Entheiligung des Sonntags entgegen und führte seine Klage bis hinauf zum Kriegsminister.

Viele junge Officiere hat er vor Verirrung bewahrt, manchen alten Kameraden zur Uebung der Religion zurückgeführt. Sein Leben ist voll der schönsten Beispiele dieser Art. Er hat seine Erfahrungen auch offen ausgesprochen: „Für den christlichen Wandel (des Soldaten bezw. Officiers) hängt meiner Ansicht nach alles von dem ersten Auftreten ab. Nichts leichter für einen jungen Mann, der einmal herzhaft als Christ seine Stellung genommen hat, als für seine ganze Laufbahn ein christliches Leben fortzusetzen, aber auch nichts schwieriger, als während des Dienstes in der Armee sich zu bekehren. Es ist übrigens auch von Wichtigkeit, in ein Regiment einzutreten, wo man beim Commandirenden einen festen Halt findet. Damit sind die ersten Schritte gesichert, und die Abirrung wird dann schwierig, um nicht zu sagen, unmöglich." „Meine Ansicht ist," schreibt er an einen Freund, dessen Sohn in die Armee treten wollte, „daß die Frage des schnellen Avancements nicht der Punkt ist, auf den es für einen Vater ankommen darf. Worauf es ankommt, ist: seinen Sohn unter die Leitung eines guten Obersten zu bringen und ein Regiment ausfindig zu machen, wo der junge Officier zu braven Kameraden kommt, bei denen seine Unerfahrenheit eine feste Stütze findet, und wo gute Beispiele ihm den rechten Weg weisen. Wenn auch christliche Officiere eine große Seltenheit sind, so besitzen doch einzelne Corps deren ganz

vortreffliche, und mit der Hilfe Gottes wird ihre Zahl sich mehren." „Es ist erschrecklich," klagt er bei einer andern Gelegenheit, „wie wenig junge Männer bei der Armee standhaft bleiben. Ohne Zweifel bewahren viele den Glauben und nehmen auch die Uebung der Religion wieder auf, wenn sie nach zurückgelegter Dienstzeit zum häuslichen Herde zurückkehren. Aber bei der Armee ist es viel, wenn auch nur einige wenige den Muth haben, Jesum Christum zu bekennen und die Menschenfurcht abzuschütteln. Unser Jahrhundert ist ganz besonders ein furchtsames und feiges, und die Armee entgeht dieser Ansteckung nicht."

Gern nahm er auf Spazierritten jüngere Officiere mit sich, um sich mit ihnen über religiöse Dinge zu unterhalten. Noch lieber ließ er sich von ihnen zum Gottesdienst begleiten oder sah sie zu seiner Seite am Tische des Herrn. Als Oberstcommandirender in Laghouat verlangte er von den Chefs sämmtlicher Bureaus der Verwaltung, daß sie des Sonntags bei der heiligen Messe erschienen, und er fand pünktlichen Gehorsam. In Kriegszeiten verbrachte er die freien Stunden mit Vorliebe an der Seite der Verwundeten und Sterbenden, um sie als Christ zu trösten und zum Tode vorzubereiten. Geradezu Uebermenschliches leistete er bei Gelegenheit des unglücklichen Zuges in Marokko, wo er, während die Cholera aufs furchtbarste im Heere wüthete, ganze Nächte an der Seite der Kranken durchwachte zu Werken leiblicher, aber noch mehr geistlicher Barmherzigkeit. Die einzelnen Truppenabtheilungen waren nicht von Priestern begleitet, nur einer oder zwei fanden sich beim ganzen Heere. Die Seelsorge war deshalb in jener entsetzlichen Nothlage der Armee die denkbar dürftigste. Manche sterbende Officiere legten de Sonis ihre letzte Beicht ab, damit er, wenn der Priester sie im Todeskampfe finden sollte, diesem ihr Bekenntniß noch übermittele. Er bereitete ihre Seelen für die letzte Stunde vor. Auch sonst, wenn er bei einem Officier trotz aller Verirrung noch etwas religiöse Empfänglichkeit und ernsten Sinn entdecken konnte, ließ er nicht ab, um seine Rückkehr sich zu bemühen. Es gelang ihm bei manchen, jungen wie alten, vor allem auch bei seinem eigenen Bruder. Noch als bejahrter, sterbensmüder Invalide in Paris schleppte er sich zu den Wohnungen von Kameraden, die am Sterben lagen, um mit ihnen von dem Geschäfte ihres Heiles zu sprechen. Bei zwei alten Generalen gelang es ihm, trotz anfänglichen Widerstandes, sie durch die heiligen Sacramente aufs beste vorbereitet zu sehen. Ueberaus viel hielt er auf das Apostolat des christlichen Beispiels in der Armee. „Sie können an jenem jungen Officier viel Gutes thun," schrieb er einmal an

einen Waffenbruder, „und zwar durch Ihr Beispiel, und das ist ein Apostolat, das Sie ihm nicht verweigern dürfen. Die Religion ist um so anziehender, je liebenswürdiger die Formen, unter denen sie dargeboten wird, und Gott, der Sie liebt, hat zu reiche Gaben auf Sie gehäuft, als daß Sie dieselben nicht zum Nutzen Ihres Mitmenschen verwerthen sollten."

War es der große Wunsch seines Lebens, in der vaterländischen Armee das Christenthum wieder blühen zu sehen und durch seine Anstrengungen wenigstens zu retten, was sich retten ließ, so hatte er nicht minder Auge und Herz für die eingeborenen Stämme in Algier, die durch eine grenzenlos verblendete Politik wie durch das gottlose Treiben der französischen Besatzungen vom Christenthum ferngehalten wurden. Ließ man doch, während die christlichen Kirchen im kläglichsten Zustand blieben, für die Mohammedaner von Staats wegen prächtige Moscheen aufführen, welche diese verwünschten, weil ihnen zum Zweck des Baues schwere Steuern auferlegt wurden, und verabscheuten, weil sie von den gottlosen Fremdlingen herrührten. De Sonis blutete das Herz. Seine Ueberzeugung war, daß, wenn man Algier wirklich erobern und civilisiren wolle, man es nur könne durch das Christenthum. Von seiner Seite wenigstens wollte er thun, was er vermochte. Zur Zeit der großen Hungersnoth sammelte er die verlassenen Waisenkinder und ließ sie in das große Waisenhaus des Erzbischofs Lavigerie in Algier bringen. Im Zusammenwirken mit diesem thatkräftigen Kirchenfürsten gelang es ihm auch, für Laghouat, den Mittelpunkt seines weiten Bezirkes, eine Niederlassung von Schulschwestern zur christlichen Heranbildung eingeborener Mädchen und eine Anzahl Jesuitenmissionäre zur Heranziehung der Knaben zu gewinnen.

Mit Strenge wachte er über das sittliche Verhalten seiner Soldaten. Die unnachsichtige Entschiedenheit, welche er den bereits hergebrachten Gelegenheiten der Ausschweifung gegenüber, sowohl in seinem Commando in Laghouat, wie später in der höhern Stellung in Rennes, an den Tag legte, erregte Aufsehen und zum Theil auch die Unzufriedenheit unter der Hefe seiner Soldatesca. Aber wie sehr man sich auch ereifern mochte über seine „Einseitigkeit" und „Strenge", man konnte sich doch nicht erwehren, ihn zu achten und zu bewundern.

Es war bekannt, daß unter ihm der Dienst ein harter sei. Die Officiere wußte er stets hinter Athem zu halten; es war sein Grundsatz, sie nie zu viel sich selbst zu überlassen. Die Erholungen, die er bei ihnen gerne sah, waren solche, welche die Körperkräfte anstrengten und stählten und dabei

frischen, gesunden Sinn erhielten, wie etwa die Parforcejagden. Das werth- und sinnlose „Jokey-Club-Leben“ so vieler junger Herren von der Cavallerie war ihm in der Seele verhaßt. „Le genre jokey-club ne me va nullement.“ „Ich kümmere mich nicht viel“, schreibt er einmal, „um Siege bei Wettrennen u. dgl., mein Augenmerk ist höher gerichtet. Auch die Salonerfolge schlage ich nicht hoch an, wenn ich gleich eine edle Galanterie innerhalb der richtigen Grenzen, so wie unsere Väter sie geübt haben, nicht ausschließen will. Unvergleichlich höher gelten mir (beim Officier) gediegene Frömmigkeit und regelmäßiger Empfang der Sacramente, ohne die wir sind wie ein gebrechliches Rohr — wofern wir nicht gar vollständig in den Koth sinken —, und die fortgesetzte Arbeit, welche den Geist erhebt, das Herz erweitert und der Seele Schwingen verleiht. Aber nicht wahr, unseren jungen Herren Gecken von heutzutage solche alberne Dinge sagen, ist soviel als zu ihnen hebräisch reden?“

Auch die Truppen sollten nie ohne Beschäftigung sein; sie wurden gedrillt ohne Unterlaß. Er wußte wohl, was er damit bezweckte: „Es mag den Anschein haben, als marschire man bloß, um ein bischen Staub aufzuwirbeln; aber wie heilsam ist die Ermüdung für den sittlichen Stand der Truppen! Wenn ich diese Märsche ausführen lasse, so geschieht es nicht allein, um den Soldaten zu schulen, sondern auch, um ihn zu bezwingen (le briser).“ Verwandte Ziele erstrebten seine Bemühungen, die neu angelegten Militärbibliotheken von dem literarischen Unrath zu säubern, der alsbald daselbst zusammenfloß; allein seine Bemühungen beim Kriegsminister blieben vergebens.

Der Zug von Großmuth, der bei manchen Schwächen unläugbar dem französischen Nationalcharakter eigen ist, bewirkte, daß de Sonis, so unbequem man ihn zuweilen finden mochte, nur um so mehr geachtet wurde. Wohl fehlte es ihm nicht an kleinen Maßregelungen und Zurücksetzungen, und es ist kein Zweifel, daß ein Verläugnen seiner Grundsätze ihm eine weit glänzendere Carrière eröffnet hätte. Aber trotzdem ließ man ihn im Staatsdienst bis zu seinem Tode, die meiste Zeit sogar, selbst nach seiner Verstümmelung, bei der activen Armee. Die Kriegsminister, von Niel bis auf Boulanger, die vorgesetzten Generale, von Pélissier und Mac Mahon bis auf Chanzy und de Gallifet, auch die Männer der Politik, wie Freycinet und Thiers, behandelten ihn mit Rücksicht und Achtung. Bei allem Wechsel der Regierung und bei allen schlimmen Strömungen in den maßgebenden Kreisen ist ihm eine Rücksichtnahme zu theil geworden, welche in Erstaunen setzen könnte. Zum guten Theile

erklärt sich dies aber auch daraus, daß dieser ausgezeichnete Christ zugleich ein ausgezeichneter Soldat war. Gerade seine ernste Religiosität verband seine Liebe zum Soldatenstand mit einem so strengen Pflichtgefühl, daß er selbst einmal den Inhalt seines ganzen Lebens in die zwei Worte zusammenfassen konnte: „Ehre und Opfer."

Sein Grundsatz fürs Soldatenleben war: „Zu unserer Zeit ist es nicht genug, kühnen Hauptes dem Tode ins Angesicht sehen zu können, man muß auch sein Leben ausnutzen zum Wohle des Vaterlandes." Was er von seinen Officieren verlangte, war neben festen sittlichen Grundsätzen die ernste und pflichtgemäße Arbeit. „Je veux des officiers instruits et travailleurs." Er selbst hatte sich von Lieutenantsjahren an ernstem Fachstudium hingegeben, und noch als General, da er fast unversehens sich aus einem Obersten der Cavallerie in einen Divisionscommandanten verwandelt sah, verschmähte er es nicht, sich in ausgedehntestem Maße mit neuen Studien zu beschäftigen. Nach seiner Versetzung in die Armee von Algier hatte er in den ersten Jahren alle dienstfreie Zeit dem Studium der Landessprachen gewidmet und darin bedeutende Resultate erzielt. Die Pflichterfüllung im Dienst ging ihm über alles. Genußsucht oder Bequemlichkeit war das letzte, was ihn hätte stören können; er kannte sie nicht. Je höher der Rang, desto mehr, glaubte er, müsse der Officier durch Pflichteifer allen voranleuchten, und wenn er von seinen Untergebenen oft viel und Schweres verlangte, so war er darauf bedacht, selbst mehr zu leisten, als alle.

Auch auf die äußere Erscheinung des Soldaten hielt er viel. Namentlich den wenigen Officieren christlicher Gesinnung, die er in seiner Umgebung fand, machte er es zur Pflicht, tadellos zu erscheinen in allem, bis aufs kleinste. „Ich habe mich ein wenig mit seiner äußern Erscheinung beschäftigt," schreibt er einmal von einem derselben, „um dadurch den natürlichen Vorzügen seiner Person noch die letzte Vollendung zu geben, überzeugt, daß der Christ, der berufen ist, in der Welt zu leben, sich, soviel es immer erreichbar, der Vollkommenheit nähern muß, und dies in übernatürlicher Absicht, die nichts zu schaffen hat mit bloßer Eitelkeit, sondern nur allein in Rücksicht auf die größere Ehre Gottes." Er selbst ging auch hier mit dem guten Beispiele voran; er war eine vollendet militärische Erscheinung, ein glänzender Cavalier, der auch, wo große Truppenabtheilungen vereinigt waren, unwillkürlich die Blicke auf sich zog.

Er hatte Talent, und in seinen jungen Jahren auch große Liebhaberei, fürs Malen. Aus Gründen der Sparsamkeit wie aus Rücksicht auf

nothwendigere Studien untersagte er sich dies unschuldige Vergnügen. Aber etwas von dem Blick des Malers war ihm auch in seinem militärischen Berufskreise geblieben. Man sagte von ihm, daß er nur zwei Passionen habe: die für schöne Pferde und die für Soldaten in guter Haltung. Von Jugend an war er ein gewandter und beinahe ein leidenschaftlicher Reiter. Seine Sicherheit und Ausdauer zu Pferde war eine so außergewöhnliche, daß sich nicht bloß keiner seiner Standesgenossen mit ihm messen konnte, sondern daß er selbst das Staunen der Kabylen erregte, die sich sonst hierin den Europäern überlegen wissen und nichts Höheres kennen als ihr Pferd.

Wenn man ihm bei den Truppen einerseits seine Strenge nachtrug und den harten Dienst, den er auferlegte, so rühmte man dafür seine unwandelbare Gerechtigkeit. Seit 1871 hat er viele Jahre lang auf das Avancement der Officiere großen Einfluß geübt; aber er wachte eifersüchtig darüber, daß nichts anderes sein Votum bestimmte, als ausschließlich die militärische Tüchtigkeit. Politische, religiöse oder persönliche Uebereinstimmung oder Gegensätzlichkeit kam hier nie in Betracht, noch weniger die Fürsprache anderer Personen. Einmal hatte ein höhergestellter, höchst einflußreicher General für einen Günstling Schritte bei ihm gethan, einmal hatte man einen Bischof dazu vermocht; beidemal that de Sonis, und mit Recht, das Gegentheil von dem, was man verlangte. Einmal, als ein schon ziemlich hochgestellter Militär ihn um seine Verwendung für sich anging, erwiederte er kurz: „Entschuldigen Sie mich, wenn ich nichts für Sie erbitte; ich habe nie etwas erbeten, weder für mich, noch für die Meinigen." Ein anderes Mal rivalisirten zwei junge Lieutenants miteinander, der eine durchaus christlich, ein Gesinnungsgenosse des Generals und einer von dessen Schützlingen, der andere von gerade entgegengesetzter Geistesrichtung. Der erstere vertraute dem General, daß es ihm peinlich wäre, in diesem Falle bevorzugt zu werden; man würde es als Parteilichkeit ansehen und als neue Angriffswaffe gegen die Religion benutzen. Er sprach dem ihm wohlwollenden General ganz aus dem Herzen. „Recht so!" sagte dieser, „Gott vor allem, das übrige kommt dann schon von selbst. Ich habe wirklich bereits Ihren Rivalen für das Avancement in Vorschlag gebracht . . ."

Ebenso streng wie auf die Gerechtigkeit gegen die Untergebenen hielt er auf pünktlichen Gehorsam gegen die Vorgesetzten. „Der Soldat muß gehorchen", war bei ihm fast ein geflügeltes Wort. Dies galt ihm auch dann, wenn der Befehl einer Maßregelung gleichkam. So äußerst fein=

fühlend der treffliche Officier sonst im Ehrenpunkte war, wo es sich um wirkliche Ehre handelte, so betrachtete er es nie als ehrenwidrig, eine Zurücksetzung oder Maßregelung sich schweigend gefallen zu lassen. Als man ihm z. B. das wichtige Commando von Laghouat übergeben hatte, hörte er unerwartet eines Tages, eine Pilgerkarawane von einigen hundert Arabern habe aus Fanatismus das christliche Dorf Djelfa, das in seinem Bezirke lag, überfallen und die Bewohner, Christen und Juden, bis auf die kleinen Kinder niedergemetzelt. Der Commandant war im Flug zur Stelle. Eine kleine Abtheilung Soldaten hatte bereits die Karawane auseinandergesprengt, einige der Araber waren im Kampf gefallen. Es gelang dem Commandanten, noch zehn der Schuldigen gefangen zu nehmen. Er ließ die wenigen Officiere sofort zusammentreten und verurtheilte unter ihrer Beistimmung die Gefangenen zum Tode. Sie wurden auf der Stelle niedergeschossen. Dann ward dem Gouverneur von Algier, Marschall Pélissier, Bericht erstattet. Es war noch unvergessen, mit welch barbarischer Härte Pélissier selbst einst gegen die Eingeborenen vorgegangen war. Ließ er doch 1845 über 1000 Araber, die in Felsenhöhlen Zuflucht gesucht, mit Rauch ersticken. Allein jetzt, da es sich um einen ihm untergebenen Officier handelte, und die Presse in Frankreich in gehässiger Weise des Vorfalles sich bemächtigte, um die Militärverwaltung in Algier anzugreifen, ließ er den Officier fallen, der nichts gethan hatte, als was seine Pflicht war. De Sonis wurde in brüsker Weise abgesetzt und von seinem ehrenvollen und unabhängigen Posten in die frühere Garnison zurückgeschickt. Er gehorchte schweigend. Aber mit einem Schlag stand die ganze Armee auf seiner Seite; bald suchte Pélissier selbst die Versöhnung anzubahnen und den Fehler gutzumachen; sein Nachfolger sandte de Sonis auf seinen Ehrenposten nach Laghouat zurück. Empfindlichere Zurücksetzungen begegneten ihm später. Er glaubte aber nicht, seiner Ehre zu vergeben dadurch, daß er sie schweigend hinnahm, und weder bei der Armee noch im Lande haben sie seinem Ansehen geschadet. Man wußte, was man an ihm hatte.

Im Kriege wie im Frieden war ihm Gelegenheit geboten worden, seine Tüchtigkeit zu bewähren. Bei den großen Manövern, die zwischen 1871 und 1885 die Fortschritte der französischen Heeres-Reorganisation bezeugten, erzielte seine Division glänzende Resultate; seine umsichtige und unermüdliche Thätigkeit fand die größte Anerkennung. Im italienischen wie im deutschen Kriege war es mehr die persönliche Bravour und Aufopferung, die bei ihm hervortreten konnte, während er in den Sahara-

kämpfen in Afrika auch alle Eigenschaften eines wahren Feldherrn hatte zeigen können.

Zur Theilnahme am Kriege von 1870 gelangte er erst, nachdem Napoleon entthront worden, die Armee geschlagen und aufgelöst war. Unversehens und zu seiner eigenen Ueberraschung wurde er zum General erhoben und an die Spitze einer ganzen Division gestellt; aber statt geordneter und wohlausgerüsteter Truppen fand er meist nur nothdürftig ausgestattete Haufen, ohne Uebung, ohne Ausdauer, ohne Leistungsfähigkeit. Das Schlimmste aber war die Unordnung und Kopflosigkeit, mit der von den höchsten Behörden des Landes in die kriegerischen Operationen hineindirigirt wurde — alles geeignet, einen General zur Verzweiflung zu bringen. Am 13. November 1870 war de Sonis von Algier aus in Tours eingetroffen und hatte sein Commando bei der Loire-Armee unter Aurelle de Paladines sofort übernommen. Schon am 2. December, dem ersten und entscheidenden Tage der dreitägigen blutigen Schlacht gegen die Loire-Armee, kostete ihm der Versuch, die zurückweichenden französischen Bataillone zum Stehen zu bringen und durch ein Beispiel des Heldenmuthes die demoralisirten Truppen noch einmal mit sich fortzureißen, das Leben vieler tapferer Mitstreiter und das eigene Blut. Schwerverwundet blieb er die Nacht des 2. December auf dem mit Blut und Schnee bedeckten Felde von Loigny. Regungslos lag er da, in großen Schmerzen, das eine Bein völlig zerschmettert, das andere vom Frost erstarrt, hilflos, des Sterbens gewärtig. Er erzählt:

„Ich lag da auf die Erde hingestreckt, im Schnee, allein, unfähig, mich zu regen. Um mich her zerstreut lagen die edlen Schlachtopfer, die mit ihrem Leben nicht gekargt, sondern es großmüthig hingegeben hatten für die Sache des Vaterlandes und der Ehre. Vier oder fünf Schritte vor mir, etwas zu meiner Rechten, bemerkte ich einen dieser Tapferen, auf den Ellenbogen sich stützend, auf dem Boden. War es ein Officier oder ein gewöhnlicher Zuave? Ich wußte es nicht.

„Nicht lange währte es, und die preußische Armee in vollendet guter Ordnung zog über unsere Leichen hin. Ich gestehe, ich konnte selbst in diesem Augenblick mich nicht erwehren, die Disciplin und Haltung dieser Truppen zu bewundern.

„Als sie bis dicht zu den Leichen und Verwundeten gekommen waren, hielten die deutschen Soldaten inne und nahmen die Waffen der Gefallenen an sich, die von etwas Werth sein konnten. So kam auch einer der Soldaten auf mich zu, drehte mich mit Roheit hin und her, löste meinen Gurt und nahm mir Degen und Pistole.

„Andere Compagnien folgten und boten mir das Schauspiel trunkener Siegesfreude. Endlich bemerkte ich einen der Soldaten, der beim Voranmarschiren in Reih und Glied auf den Zuaven stieß, von dem ich vorhin gesprochen, der einige Schritte von mir lag. Er stieß den Unglücklichen mit dem Fuß beiseite und zerschmetterte ihm mit einem Kolbenschlag den Kopf [1]. Ich glaubte, daß das gleiche Loos meiner warte und befahl Gott meine Seele. Ich glaubte es besonders, da ich in der geordnet sich fortbewegenden Linie einen andern Soldaten direct auf mich zuschreiten sah, der nothwendig auf mich treten mußte. Aber dieser, ganz im Gegentheil, wurde für mich der barmherzige Samaritan. Als der Mann bei mir angelangt war, blieb er stehen, nahm meine Hand, und indem er mit einem Ausdruck unbeschreiblicher Güte sie drückte, sagte er: ‚Camarade!‘ Es war wohl ohne Zweifel das einzige Wort Französisch, das er wußte, aber es war, als habe er sein ganzes Herz in dieses eine Wort gelegt. Er beugte sich über mich, dieser hochherzige Soldat, griff nach seiner Feldflasche und goß ein wenig Branntwein über meine Lippen. Ich hatte seit 24 Stunden nichts zu mir genommen.“

Der Deutsche faßte dann sorgsam das Haupt des Verwundeten und bettete es wieder auf den Sattel, den bald nach seinem Sturz seine Freunde ihm untergelegt hatten, und bedeckte ihn wieder mit der Decke, die jene auf ihn gebreitet hatten, die aber jetzt einige Schritte weiter geschleudert war. De Sonis versuchte es, seine Dankbarkeit auszudrücken: er blickte ihn an und deutete aufwärts zum Himmel.

Als die deutschen Truppen vorübergezogen waren, lag der General noch immer hilflos in der kalten Decembernacht. Er sah von weitem die deutschen Ambulanzen mit den großen runden, rothschimmernden Laternen; allein seine Hilferufe wurden nicht gehört. Sie zogen weiter. Dann und wann glaubte er eine ferne Stimme zu vernehmen oder Gestalten sich nahen zu sehen, jedoch sein Schreien war vergebens. Es wurde immer stiller, das Stöhnen der Sterbenden hörte auf; in großen Flocken fiel der Schnee, und nur aus der Ferne leuchteten die Flammen brennender Dörfer. Endlich kamen zwei verwundete Zuaven in seine Nähe gekrochen, damit er ihnen helfe, sich zum Tod vorzubereiten. Aber als sie merkten, daß sie noch Kraft hatten, weiterzukommen, nahmen sie Abschied, und gegenseitig sich stützend, suchten sie sich zu retten. Er blieb allein bis zum Morgen.

---

[1] Es war der Hauptmann de Troussures, früher Officier der päpstlichen Zuaven.

Einst, am blutigen Tage von Solferino, an dem er nur wie durch ein Wunder dem Tod entging und der größte Theil seiner Escadron auf der Wahlstatt blieb, und den er damals den „furchtbarsten Tag seines Lebens“ genannt hatte, meinte er in vertrautem Gespräch mit einer ihm nahestehenden Ordensperson, daß er den ganzen Tag auch nicht einen Augenblick die Gegenwart Gottes aus dem Auge verloren habe. Jetzt in der entsetzlichen Nacht bei Loigny, unter den Schmerzen seiner Wunde und den Qualen des Frostes, in der sichern Aussicht auf einen elenden Tod, durchfluteten süße Tröstungen seine Seele. Viele Jahre später, als die Schmerzen längst vergessen waren, erhob ihn noch die Erinnerung an jene Stunden der Gnade.

Endlich gegen 10 Uhr des andern Morgens entdeckte ihn ein französischer Priester; aber weder ein Wagen noch eine Bahre konnte aufgetrieben werden, ihn weiterzuschaffen. Mit dem Beginn der Schlacht hatten die französischen Civilambulanzen mit all ihrer Ausrüstung sich aus dem Bereiche des Feindes geflüchtet. Zwei Bayern, die vorüberkamen, boten den Feldkessel, den sie trugen, damit des Verwundeten brennender Durst daraus gestillt werden könne. Endlich wandte sich der Priester an die preußische Ambulanz, und das Wort „General“, das er aussprach, verschaffte ihm bereitwillige und geziemende Hilfe. Im Pfarrhause von Loigny wurde de Sonis untergebracht, der Pfarrer gab für ihn sein eigenes Bett. Das eine Bein wurde ihm amputirt, das andere mußte operirt und unter großen Schmerzen wiederholt gebrannt werden. Eine der ersten Sorgen des Schwerverwundeten war, daß für seinen deutschen Wohlthäter vom Schlachtfeld von Loigny eine hl. Messe gelesen werde.

Als nach vielen Wochen die Wunden sich schlossen, waren die Friedensverhandlungen im Gang. Trotz der Verstümmelung und des Stelzfußes vermochte der General sich wieder flott auf dem Pferde zu halten, wenn ihm auch das Gehen beschwerlich war. Einen künstlichen Fuß sich machen zu lassen, widerstrebte ihm; es kam ihm vor wie eine Lüge. Trotzdem ließ man ihn auf seine Bitten im activen Dienst; 1871—1874 war er als Divisionsgeneral in Rennes. Dann folgten Veränderungen, die Zurücksetzungen für ihn in sich schlossen und darauf abzuzielen schienen, daß er selbst seine Entlassung verlangen solle. Er konnte sich aber das Zeugniß ausstellen, daß er seinen Posten noch ausfülle und den Anforderungen des Dienstes noch vollständig gerecht werde. Er blieb daher ruhig auf seinem Posten. Der glänzende Verlauf der Manöver entschädigte ihn für jede erfahrene Kränkung. 1880 wurde ihm das Officierskreuz

der Ehrenlegion in das Großkreuz desselben Ordens verwandelt, obgleich er sich geweigert hatte, um diese hohe Auszeichnung einzukommen, wie es üblich war. Sein vorgesetzter General, de Gallifet, hatte es ohne sein Wissen für ihn gethan.

Allein die Zeiten wurden schlimmer. Es kam so weit, daß man den Officieren verbot, sich in Uniform in der Kirche zu zeigen. Die Ordensleute wurden ausgetrieben, und zur Execution dieser Maßregel der Ungerechtigkeit wurde Militär aufgeboten. Um de Sonis zu schonen, hatte der höhercommandirende General de Gallifet für dessen Bezirk die Befehle unmittelbar an die einzelnen Corps ergehen lassen, so daß eine Gewissensfrage an jenen nicht herantrat. Aber für de Sonis genügte es, daß Truppen seiner Division und im Bereiche seines Commandos gegen die kirchlichen Orden aufgeboten waren. Keine Gegenvorstellungen Gallifets konnten ihn jetzt zurückhalten, sein Abschiedsgesuch einzureichen. Er wurde zur Disposition gestellt, und ernste materielle Sorgen traten jetzt in den Vordergrund. Allein der ihm sehr gewogene General de Gallifet ließ nicht nach, bis ihm wieder eine Stelle im activen Dienst übertragen wurde. Mehrere Jahre noch diente jetzt der unermüdliche Officier als Inspector der Cavallerie. Ein neuer furchtbarer Sturz vom Pferde, wie ihm solche seit seiner Verstümmelung wiederholt zugestoßen waren, machte ihm zuletzt die volle Erfüllung seiner Pflichten, wie er sie wünschte, zur Unmöglichkeit. Er bat jetzt um eine andere Verwendung. Es gab Stellungen, die er noch glaubte mit Nutzen ausfüllen zu können. Allein man gab ihm einen völlig einflußlosen Ruheposten bei der höhern Militärverwaltung, der durch Umgestaltungen im Kriegsministerium bald noch vollends jede Bedeutung verlor.

Solange er im Commando stand, war es seine Maxime gewesen: „Bin ich sonst auch nichts, so bin ich doch General, und ich bin es dazu, um die Rechte Gottes bei der Armee respectiren zu machen.“ Auch die letzten Ruhe- und Leidenstage waren rückhaltlos dem Dienste Gottes geweiht. Der große Einfluß, den seine Vergangenheit wie seine persönlichen Gaben ihm namentlich auf Standesgenossen verliehen, wurde fleißig von ihm ausgenutzt. Wohlvorbereitet und fromm, wie er gelebt, feierte er am Morgen des Festes Mariä Himmelfahrt 1887 seinen Eintritt in die Ewigkeit. Viele Jahre vorher hatte er an seinen ältesten Sohn, damals einen Knaben in einem Erziehungshaus in Poitiers, geschrieben: „Du hast mir versprochen, jeden Abend vor dem Schlafengehen am Fuße des Crucifixes, das Tante dir geschenkt hat, in meiner Meinung ein Gebet zu ver-

richten. Nun gut, ich will, daß dein Gebet für mich dieses sei: ‚Lieber Gott, mache, daß mein Vater dich Tag für Tag mehr lieben möge.‘ Dies Gebet wird ein vielsagendes sein für das Herz unseres Herrn Jesu Christi.“ Dies Gebet des Kindes muß wohl erhört worden sein; denn Leben wie Tod spiegelt bei ihm das Wort der Schrift: „Der Pfad der Gerechten ist wie ein glänzendes Licht, es schreitet voran und wächst bis zum vollendeten Tag“ [1].

In der Kirche von Loigny, die bald nach dem Kriege durch freiwillige Beiträge schöner und würdiger wiederhergestellt worden war, wurden seine sterblichen Ueberreste beigesetzt. Bei der Einweihung dieser Kirche hatte Jahre zuvor der große Bischof von Poitiers, der Freund des Generals, die dort gefallenen und verwundeten Vertheidiger des Vaterlandes in seiner unvergleichlich großartigen Weise gefeiert. De Sonis hatte nicht erscheinen können; aber brieflich hatte er den großen Cardinal gebeten, seines Namens dabei nicht zu erwähnen. Msgr. Pie hatte willfahrt. Jetzt, da er das Versäumte hätte nachholen können, war er selbst nicht mehr unter den Lebenden. Aber der angesehenste und beredteste der damals lebenden Kirchenfürsten Frankreichs, Msgr. Freppel, der Bischof von Angers, eilte herbei, um auszusprechen, was die gläubigen Katholiken des Landes fühlten, und dem Ausdruck zu geben, was Kirche und Vaterland dem Hingeschiedenen dankten.

Beredter als dieser beredte Mund spricht noch heute die einfache Grabschrift, die der brave Soldat selbst sich erbeten:

„Die XXII. Sept. 1887 — in spem vitae — hic depositus est — et requiescit — MILES CHRISTI.

Gaston de Sonis — général de division — né le 27 août 1825 — décédé le 15 août 1887 — Priez pour lui.“ [2]

---

[1] Spr. 4, 18.

[2] „Am 22. September 1887 — wurde beigesetzt — und ruht hier — in der Hoffnung des bessern Lebens — ein Soldat Christi.

Gaston de Sonis — Divisionsgeneral — geb. 27. Aug. 1825 — gest. 15. Aug. 1887 — Betet für ihn.“

Otto Pfülf S. J.

Das Dies irae.

Unter den zahlreichen Edelerzeugnissen der liturgischen Dichtung des Abendlandes haben wenige sich so sehr die allgemeine Bewunderung errungen wie das Dies irae. Daniel nennt dasselbe „die höchste Zierde der heiligen Dichtkunst und das köstlichste Kleinod der lateinischen Kirche". Denn auch jene, denen die katholische Hymnenliteratur im übrigen völlig unbekannt sei, kennten wenigstens ausnahmsweise dieses eine Lied, und die, welche jeder literarischen Verfeinerung so gänzlich fremd geblieben, daß sie für den Zauber dieser Dichtung kein Organ besäßen, könnten doch diesem einen Gesange sich nicht verschließen, von dem man sagen dürfe: so viel Worte, so viel Keulen-, ja so viel Donnerschläge[1]. Trench, dieser feinfühlige Aesthetiker des Kirchenliedes, weist dem Dies irae „einen der ersten Plätze unter den Meisterwerken der religiösen Liederkunst" an, indes Rambach es seiner „Innigkeit und erhabenen Einfalt wegen" des ihm gewordenen allgemeinen Beifalles völlig würdig erachtet. Dr. Friedrich von Meyer aber schrieb seiner Zeit im „Lichtboten" (April 1806): „Dies schauerliche Gedicht, arm an Bildern, ganz Gefühl, schlägt wie ein Hammer mit drei geheimnißvollen Reimklängen an die Menschenbrust. Mit dem Unempfindlichen, der es ohne Schrecken und Grauen hören kann, möchte ich nicht unter einem Dache schlafen." Bemerken wir noch, daß diese aus vielen ähnlich lautenden ausgehobenen Urtheile sämmtlich von protestantischen Kritikern herrühren. Dennoch hat es andererseits auch nicht an Verächtern des classischen Liedes gefehlt. Wir suchen deren nicht vergeblich unter den Jüngern der Renaissance; hier sei nur auf Sixtus Senensis verwiesen, der unsern Hymnus eine salz- und schmalzlose Reimerei (rhythmum inconditum) nennt[2].

---

[1] Wir können nicht umhin, die schönen Worte dem des Lateinischen kundigen Leser in der Ursprache zu bieten: Venimus ad eum hymnum, qui uno omnium consensu sacrae poeseos summum decus et ecclesiae latinae κειμήλιον est pretiosissimum. Nam etiam illi, quibus latini ecclesiae hymni prorsus ignoti sunt, hunc certe norunt, et si qui inveniuntur ab humanitate tam alieni ut carminum sacrorum suavitatem nihil omnino sentiant, ad hunc certe hymnum, cujus quot sunt verba tot pondera, imo tonitrua, animum advertunt. Thesaur. hymnol. II, 112.

[2] Bibliotheca Sancta, Ed. Colon. 1626. IV, 161: Haec Augustinus, ad cujus sententiam respexisse videtur auctor inconditi rhythmi, quem ecclesia in sacris defunctorum mysteriis decantat:

Liber scriptus proferetur,
In quo totum continetur,
Unde mundus judicetur.

Das allgemeine Interesse, welches man dem Dies irae entgegenzubringen gewohnt ist, sowie der ausgedehnte liturgische Gebrauch, den die Kirche von dieser Sequenz macht, deren Klänge bei jedem Todtenamte an unser Ohr und unsere Herzen schlagen, rechtfertigen es wohl, wenn wir dem Leser dieser Blätter zulieb einmal zusammenfassen, was die hymnologische Forschung bis jetzt über das Lied an Ergebnissen gewonnen hat. Denn so bekannt der Hymnus Dies irae auch ist, dies darf man auch heute noch mit Mohnike behaupten, so wenig bekannt ist den meisten dessen Verfasser, noch weniger bekannt dessen Geschichte und Geschicke; am wenigsten bekannt dürfte außerhalb des engen Kreises der Hymnologen der Umstand sein, daß der uns bekannte und geläufige Text durchaus nicht der einzige ist. Es bestehen vielmehr, um mit dieser interessanten Thatsache den Gang unserer Untersuchungen einzuleiten, drei verschiedene Redactionen des berühmten Liedes, die sehr erheblich voneinander abweichen. Nennen wir dieselben kurz den Römischen, den Mantuanischen, den Hämmerlin'schen Text.

1. Der Römische Text oder der Text des römischen Meßbuches ist der uns geläufige Sequenzentext, wie er noch heute im kirchlichen Gebrauche sich findet. Derselbe kommt in den liturgischen Handschriften und Wiegendrucken nicht sehr frühzeitig, diesseits der Alpen nicht vor dem Ende des 15. Jahrhunderts vor. In den handschriftlichen Meßbüchern ist die Sequenz bei uns überhaupt ein seltener Vogel; eher noch begegnet man ihr hin und wieder in geschriebenen Gebetbüchern dieser Zeit. In den nach 1500 gedruckten Meßbüchern ist unser Lied etwas häufiger, selten noch in den vor diesem Jahre erschienenen. In Deutschland dürfte das 1480 gedruckte Magdeburger Meßbuch mit Aufnahme der Sequenz den Anfang gemacht haben, dann das kurz hernach erschienene Lübecker folgen. Etwas früher muß das Lied in Italien vorkommen. An der Hand des bis jetzt bekannt gewordenen Materials kommen wir indes nicht weit über das Jahr 1385 hinüber. Bartholomäus von Pisa, der 1401 starb, bezeugt nämlich in seinem Liber conformitatum, einem heute sehr selten gewordenen Drucke, daß die Sequenz Dies irae in der Todtenmesse gebraucht ward. In der dem Werke vorgedruckten einleitenden Epistel wird aber als Abfassungszeit des Liber conformitatum das Jahr 1385 angegeben. Somit wäre Ende des 14. Jahrhunderts die Sequenz in Italien gebräuchlich gewesen. War sie aber allgemein in Gebrauch, war sie insbesondere in das römische Meßbuch bereits aufgenommen? Es ist erlaubt, daran zu zweifeln. Vor uns liegt ein sehr werthvolles Gradual italie-

nischer Herkunft, das nach Schrift und Bilderschmuck dem 14., und zwar eher der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts zuzuweisen ist. Dasselbe enthält freilich das Dies irae, aber auf einer eigenen Quaterne geschrieben, welche später so in den Text der Todtenmesse eingesetzt ward, daß sie denselben störend unterbricht. Die Initialen, die bei dieser Zuschrift verwendet sind, weisen dieselbe entschieden dem 15. Jahrhundert zu. Was das römische Meßbuch betrifft, so citirt Ulysse Chevalier in seinem Repertorium hymnologicum als älteste ihm bekannte Ausgabe, welche das Dies irae enthält, die von 1520. Aus dem Gesagten mag man wohl, bis andere und zuverlässigere Nachrichten geboten werden können, folgern, daß das Dies irae auch in Italien erst während des 15. Jahrhunderts sich in den liturgischen Gebrauch einbürgerte, sporadisch aber schon in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts vorkam. Diese Daten sind, wie wir sehen werden, nicht ohne Wichtigkeit für die nachfolgenden Untersuchungen.

2. Der Mantuanische Text. Neben dem allen geläufigen liturgischen Texte ist zuerst durch Mohnike's Untersuchungen [1] ein anderer bekannt geworden, der sich zu Mantua in der Franciscuskirche auf einer Marmortafel, ich weiß nicht, soll ich sagen befindet oder befand. Denn auffallenderweise hat bis heute niemand sich die Mühe genommen, diesem wichtigen Monumente nachzuforschen, und wir wissen weder, ob dasselbe überhaupt je existirt hat, ob es vielleicht noch heute existirt, oder aber, wie so viele wichtige Zeugen der Vergangenheit, der Unwissenheit zum Opfer gefallen ist. Noch viel weniger wissen wir, was zur Altersbestimmung des Textes so wichtig, vielleicht entscheidend wäre, in welchen Schriftzügen diese Inschrift ausgeführt. Unsere Kenntniß des Textes verdanken wir vielmehr einem Bürgermeister von Stralsund, Christian Ehrenfried Charisius, der denselben 1676 in ein zu seiner Erbauung angelegtes Collectaneum eintrug mit der Aufschrift: Meditatio vetusta et venusta de novissimo judicio, quae Mantuae in aede divi Francisci in marmore legitur. Aus diesem Collectaneum hat Mohnike, in dessen Besitz es gelangt war, den Text mitgetheilt. Derselbe bietet ohne große Abweichungen den kirchlichen Wortlaut bis zu der Strophe: Oro supplex et acclinis; es fehlen demselben also die drei letzten Strophen des Römischen Textes. An Stelle dieser läßt er eine der Se-

[1] Kirchen- und Literarhistorische Studien und Mittheilungen von Gottl. Christ. Friedr. Mohnike. Stralsund 1824. S. 1—111. Diese fleißige und inhaltreiche Abhandlung ist das beste, was über das Dies irae geschrieben worden. Sachlich haben alle späteren Behandlungen wenig Neues beizubringen vermocht.

quenz fremde Strophe treten, indem er nach den Worten: Voca me cum benedictis, fortfährt:

Consors ut beatitatis Vivam cum justificatis In aevum aeternitatis.	Aller Schuld durch dich entnommen Laß zum Jubel deiner Frommen, Laß auch mich, Erbarmer, kommen [1].

Beträchtlicher und noch wichtiger sind die Abweichungen zu Anfang des Gedichtes. Die erste Strophe des römischen Textes Dies irae, dies illa etc. ist nämlich erst die fünfte auf der Mantuanischen Tafel. Das Gedicht beginnt hier also:

Cogita anima fidelis, Ad quid respondere velis Christo venturo de caelis;	Rüste, Seele, dich zu sehen, Wie, wenn aus des Himmels Höhen Christus kommt, du magst bestehen;
Cum deposcet rationem Ob boni omissionem Et mali commissionem.	Wenn der Herr erscheint und richtet, Was du Gutes hast vernichtet, Was du Böses hast verrichtet.
Dies illa, dies irae, Quam conemur praevenire, Obviamque Deo ire	Jener Tag, der Tag der Rache, Sieh, er naht, er naht, erwache, Daß zu Gott du kommest, mache.
Seria contritione, Gratiae apprehensione, Vitae emendatione;	Reuig fühl der Sünde Schaden, Fest ergreif das Wort der Gnaden, Wende dich zu bessern Pfaden.
Dies irae, dies illa Solvet saeclum in favilla Teste David cum Sibylla etc.	Jener Tag des Zorns, der Zähren Wird die Welt zu Asche kehren, Wie Sibyll' und David lehren u. s. w. [2]

3. Der Hämmerlin'sche Text. Ein dritter Text fand sich unter den Schriften des bekannten Züricher Cantors und Propstes Felix Hämmerlin, genannt Malleolus, geboren zu Zürich 1389, gestorben in Gefangenschaft der Eidgenossen zu Luzern 1457. Ohne jeden Grund ward deswegen Hämmerlin von einem seiner Biographen, Leonhard Meister, für den Verfasser des Dies irae erklärt. Schon die vorerwähnten Angaben des Bartholomäus von Pisa schützen denselben gegen diesen Verdacht. In dem Hämmerlin'schen, auf der Züricher Bibliothek befindlichen Autograph nun finden sich zunächst die 17 ersten Strophen des Römischen Textes mit einer Anzahl im übrigen wenig erheblicher Varianten. Mit der Strophe Lacrimosa dies illa beginnt alsdann die Verschiedenheit, indem statt der beiden Schlußstrophen des officiellen Textes deren sieben folgen:

---

[1] Die Uebersetzung dieser Strophe ist die von G. W. Fink.

[2] Die Uebertragung der Strophen ist Mohnike entlehnt.

Lacrimosa dies illa, Cum resurget ex favilla Tamquam ignis ex scintilla	Wenn an jenem Tag der Schrecken Du den Menschen wirst erwecken, Eine Flamm', die Aschen decken,
Judicandus homo reus, Hinc (?) ergo parce Deus, Esto semper adjutor meus.	Schuld'ge zum Gericht erstehen, Dann laß Gnad vor Recht ergehen, Mich in dir den Retter sehen.
Quando coeli sunt movendi, Dies adsunt tunc tremendi, Nullum tempus poenitendi.	Wann die Himmel schon erbeben Und die Schreckenstag' anheben, Wird zur Buß' nicht Frist gegeben.
Sed salvatis laeta dies Et damnatis nulla quies Sed daemonum effigies.	Heiter ist der Tag den Frommen, Böse nicht zur Ruhe kommen, Qual hat sie dahingenommen.
O tu Deus majestatis, Alme candor trinitatis, Nos conjunge cum beatis.	Gottmensch, du der einzig Reine, Glanzumstrahlt von Gottes Scheine, Deinen Sel'gen mich vereine.
Vitam meam fac felicem Propter tuam genitricem, Jesse florem et radicem.	Frieden gieß in mein Gemüthe Wegen deiner Mutter Güte, Jesse's Wurzel, Davids Blüte.
Praesta nobis tunc levamen, Dulce nostrum fac certamen, Ut clamemus omnes Amen.	Die von dir Erquickung nahmen, Stärk zum Kampf durch deinen Namen, Bis wir siegreich rufen Amen[1].

Es entsteht nun von selbst die Frage, welcher der drei Texte als der ursprüngliche anzusehen ist, welche spätere Ueberarbeitung sind. Die Frage ist seit Bekanntwerden der drei Texte häufig gestellt und ebenso häufig beantwortet worden, aber durchaus nicht immer in demselben Sinne.

Wenig Gnade hat im allgemeinen der Hämmerlin'sche Text (crambe illa Turicensis nennt ihn Daniel einmal) gefunden. Nur Mohnike, und nach ihm Fink, sind der Meinung, der Römische Text habe dem Hämmerlin'schen das Material zu seinen beiden letzten Strophen entnommen; Lisco, Daniel, Kämmel, Kayser u. a. erklären dagegen Hämmerlin als den ungeschickten Interpolator der letzten Zeilen der Sequenz. „Es bedarf wohl keines Wortes weiterer Erörterung," so Kayser, „um die Ueberzeugung zu vermitteln, daß auch hier nur eine spätere Zuthat und Erweiterung des ursprünglichen Textes vorliegt. Ich denke, ein Blick auf diese Strophen

[1] Diese Uebersetzung ist von F. G. Lisco und aus dessen Schrift: Dies irae, Hymnus auf das Weltgericht, Berlin 1840, S. 93, entlehnt. Nur die vorletzte Strophe mußte abgeändert werden, da die Lisco'sche Uebertragung derselben:

Gieß, ach! über mein Gemüthe
Deinen Frieden rein aus Güte,
Davids Wurzel du und Blüte,

keine Verdeutschung des Lateinischen, sondern eine Verfälschung desselben ist.

genügt, um sie als nachträgliches Anhängsel zu erkennen. Die Ansicht Mohnike's, bei Aufnahme des noch jetzt gebräuchlichen liturgischen Textes sei diese Erweiterung bekannt gewesen und zur Herstellung desselben benutzt worden, verdient heutzutage nur noch als Curiosität angeführt zu werden" [1]. Diese Verachtung des Hämmerlin'schen Textes scheint indes doch etwas zu weitgehend. „Ein Blick auf diese Strophen genügt," um erkennen zu lassen, daß dieselben uns in einer sehr schlechten handschriftlichen Ueberlieferung vorliegen, ebenso schlecht wie die 17 Strophen des Römischen Textes bei Hämmerlin überliefert sind. Aus den Fehlern der Form, die zum größten Theile, vielleicht sämmtlich auf Rechnung der mangelhaften Ueberlieferung kommen, auf Echtheit oder Unechtheit schließen wollen, ist mindestens etwas eilig. Das gleiche läßt sich von der Unterstellung sagen, Hämmerlin selbst habe diese Strophen hinzugedichtet. Was hätte ihn dazu veranlassen sollen? Wir wissen, daß das Lied Dies irae, dies illa zu der Zeit, da unser Züricher Cantor das Schloß in Konstanz und das Franziskanerkloster zu Luzern kennen lernte, diesseits der Alpen selten und wenig gekannt war. In seiner Gefangenschaft konnte er auf dasselbe stoßen, es mochte einen tiefern Eindruck auf ihn machen, er schrieb es ab, so wie seine Quelle, irgend ein Liber precum, wie wir deren zahllose aus jener Zeit besitzen, es ihm bot. Es ist für uns immerhin von Interesse, daß eine Quelle aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts uns das Lied in dieser Fassung bietet, dieselbe sei nun Interpolation oder nicht. Gelingt es, wie ich hoffe, nachzuweisen, daß der Römische Text nicht die ursprüngliche Fassung des Gedichtes ist, dann kann diese Aufzeichnung, Interpolation oder nicht, nur an Interesse gewinnen.

Weit wichtiger ist allerdings der Text der Mantuanischen Tafel, weit wichtiger die Frage: Ist der Römische oder der Mantuanische Text der ursprüngliche, oder welcher von beiden kommt dem Urtexte am nächsten?

Mohnike, dem Fink und Lisco gefolgt sind, haben unbedenklich den Mantuanischen Text als den ursprünglichen erklärt, ein Urtheil, dem Daniel [2], Kämmel [3] und in neuester Zeit Kayser mit größter Bestimmtheit entgegengetreten sind. Welches sind die von beiden Seiten ins Feld geführten Gründe?

---

[1] Beiträge zur Geschichte und Erklärung der alten Kirchenhymnen. II. Bd. Paderborn 1886, S. 211.

[2] Thesaurus Hymnologicus I, 118.

[3] De Sequentia mediae aetatis Dies irae dies illa Dissertatio. Zittau 1866. p. 11.

Lisco argumentirt nicht eigentlich. Mohnike scheint ihn so befriedigt zu haben, daß er ohne weitere Untersuchung seine Meinung dahin ausspricht: „Die Frage, wie lautete der Hymnus ursprünglich? beantwortet sich so, daß der Urtext gewiß der Text ist, welcher sich auf jener Marmorplatte zu Mantua befindet.“ Die einzige einem Beweise ähnliche Aeußerung liegt in den Worten: „Mit dem Anfang und Schluß, wie er auf der Marmorplatte zu Mantua sich findet, erhält das Lied auch erst seine volle Abrundung.“

Mohnike's Beweisführung läßt sich im wesentlichen so zusammenfassen: Nehmen wir an, der Mantuanische Text sei der ursprüngliche, so begreift sich die Abkürzung und Veränderung des Gedichtes, als es in liturgischen Gebrauch genommen wurde, sehr wohl; nehmen wir an, der liturgische Text sei der ursprüngliche, so begreift sich das Zustandekommen des Mantuanischen Textes sehr schlecht. Leider hat Mohnike diese Beweisführung von dem Alter seiner Mantuanischen Tafel abhängig gemacht und mit demselben verquickt. Er schreibt: „Bei diesem Mangel irgend eines Gewährsmannes kann ich also auch nicht das Mindeste über das muthmaßliche Alter dieser Platte sagen; aus inneren Gründen scheint es mir aber nicht zweifelhaft zu sein, daß sie sehr alt ist, und daß der auf ihr befindliche Text unseres Liedes der Urtext ist oder demselben doch am nächsten kommt. . . Wenn man geneigt ist, zu vermuthen, daß die Platte schon früher verfertigt worden sei, als der Hymnus kirchliche Autorität erhielt, so liegt der Gedanke nicht fern, daß der ursprüngliche Text zur Inschrift wird gewählt worden sein. Wäre diese Inschrift aber gemacht worden, wie der Hymnus schon allgemein anerkannte kirchliche Autorität als Sequenz bei dem Feste Aller Seelen und auch wohl bei der Todtenmesse überhaupt erhalten hatte, so würde er sicher in derjenigen Gestalt, in welcher die Kirche sich seiner bediente, eingegraben worden sein. Gegen den Schluß des 14. Jahrhunderts fing, wie aus der oben aus Albizzi's Buche der Conformitäten mitgetheilten Stelle hervorgeht, der kirchliche Text aber schon mit den Worten Dies irae, dies illa an; mithin ist es wahrscheinlich, daß das Alter der Platte höher hinaufreicht. . .

„So wie es auf der Marmorplatte zu Mantua beginnt und schließt, scheint das Lied aber wirklich erst völlig gegründet zu sein, statt daß es, der offenbar neu hinzugekommenen Schlußstrophen hier nicht zu gedenken, in dem kirchlichen Texte manchem etwas zu stürmisch zu beginnen scheinen könnte. Erst wenn die Worte Dies illa, dies irae u. s. w. vorangegangen sind, erhält die Strophe Dies irae, dies illa, wenigstens wie es mir

scheint, ihre rechte Stellung und wahre Bedeutung... Mit demjenigen Grade von Ueberzeugung, mit welchem man über Dinge dieser Art reden kann, halte ich also dafür, daß der Mantuanische Text des Liedes der Urtext ist, wiewohl es auch mir nicht hat entgehen können, daß die vier Anfangsstrophen vielleicht späterhin könnten hinzugedichtet worden sein, was mir jedoch aus den oben angeführten Gründen nicht wahrscheinlich ist; auch weiß man bei dieser Annahme den gleichfalls abweichenden Schluß sich nicht wohl zu erklären."

Fast noch vorsichtiger drückt sich Fink aus: „Ueber das Vorhandensein dieser Marmorplatte," meint er, „die wenigstens von keinem neuern Reisenden erwähnt wird, müßten nun wohl noch genauere Untersuchungen angestellt werden, um die eben angeführten Strophen für zum Urtext gehörende mit Zuverlässigkeit anzunehmen. Hätte es jedoch mit dieser Platte seine völlige Richtigkeit, so würde sie fast unbezweifelt den Urtext enthalten. Wie hätte man sich sonst wohl in einer Kirche, und noch dazu in einer Kirche des hl. Franz, Abweichungen vom gewöhnlichen Texte erlauben sollen?"

Hierauf erwiedern die Gegner zunächst mit einem Angriffe auf die famose Tafel, von der Daniel sagt, Skeptiker würden geneigt sein, dieselbe ins Fabelreich zu versetzen (quam in fabularum regione versari dicent sceptici), eine Meinung, der sich Kayser sofort anschließt mit den Worten: „Damit verweist sich . . . die Geschichte von der Inschrift aus der Franciscuskirche zu Mantua in das Reich der Fabeln." Daniel ist der Ansicht, der Bürgermeister Charisius habe seinen Text abgeschrieben aus dem 1621 zu Frankfurt a. M. gedruckten Florilegium magnum, das Seite 1562 ebenfalls, aber ohne jede Erwähnung der Platte, den Mantuanischen Text enthalte. Allein die von Charisius' Abschrift verschiedenen Lesarten dieses Druckes, die Daniel anführt, bewirken, daß seine Annahme doch nicht so sonnenklar (luce meridiana clarius) ist, wie er zu glauben scheint. Lisco dagegen meint, der Bürgermeister habe seinen Text aus dem 1568 in erster Auflage gedruckten Werke des jüngern Chyträus Variorum in Europa itinerum deliciae geschöpft, eine Angabe, die an Wahrscheinlichkeit durch den Umstand gewinnen würde, daß Chyträus in Rostock Professor war, stünden nicht auch hier die Varianten der beiderseitigen Texte im Wege. Auch in Chyträus' Werk scheint von einem Marmor Mantuanum keine Rede zu sein. Dagegen erwähnt Rambach eines Königsberger Gesangbuches vom Jahre 1643, welches die Sequenz von der 8. Strophe an mit der Bemerkung abdruckt: „Diese ur=

alten Reime werden bei einem Crucifix gefunden zu Mantua in St. Francisci Kirche." Aus all dem scheint hervorzugehen, daß die Existenz der Marmortafel von Mantua allerdings nicht über jeden Zweifel erhaben ist; ebenso wenig aber ist sie schlechterdings als Fabel erwiesen. Auf jeden Fall wird man gut thun, an die Frage nach dem ursprünglichen Texte des Dies irae heranzutreten, ohne sich an die unsichere Planke des Marmor Mantuanum zu klammern.

Das zweite Argument der Gegner lautet, auf die kürzeste Form gebracht: Was der Mantuanische Text mehr hat als der Römische, ist so miserabel, daß es unmöglich von dem Dichter des Dies irae herrühren kann. So ist Daniel der Mantuanische Text nichts als eine Amplification des Römischen, die sich an dem Anfang des letztern in ähnlicher Weise versündigt, wie die Hämmerlin'sche an dessen Schluß. „Der erweiterte Text," so urtheilt Kayser, „den Mohnike aus den nachgelassenen Papieren des Stralsunder Bürgermeisters Charisius mittheilt, sowie derjenige, welcher sich bei den genannten Vormännern desselben findet, erweist sich bei aufmerksamer Prüfung und Vergleichung bald als eine Ueberarbeitung des altkirchlichen Textes, dessen Vorkommen wir oben bis ins 14. Jahrhundert zurückverfolgt haben. Die ersten vier Strophen sind unverkennbar matte Zusätze, bei der Studierlampe zur kräftigen Urfassung hinzuersonnen von einem Verfasser, der nicht einmal die Rhythmik des Thomas von Celano und seine accentuirende Skandirungsweise begriffen hatte. Die abweichenden Lesarten charakterisiren sich dem unbefangenen Blicke leicht als Spuren einer bessernden Hand, die dem mittelalterlichen Latein aufhelfen wollte." Ganz in dem gleichen Sinne und mit derselben Zuversicht äußert sich Kämmel, ja er hat seinen Gedanken auch äußerlich in die strenge Form des Syllogismus gebracht: „Ich schließe somit folgendermaßen. Alles, was in einem im übrigen vollendeten Gedichte nüchtern und matt ist, das rührt nicht von dem Dichter selbst her, sondern ist aus irgend einer Ursache von anderen hinzugefügt. Nun aber sind in unserer im übrigen vollendeten Sequenz die vier ersten Strophen (des Mantuanischen Textes) matt und nüchtern. Also hat nicht der Dichter der Sequenz dieselben verfaßt, sondern irgend ein späterer sie hinzugedichtet." [1]

---

[1] Jam ita concludo. Quidquid in carmine aliquo omnibus numeris absoluto jejunum et languidum est, ab ipso poeta non est conditum, sed aliqua ex causa ab aliis additum. Atqui nostrae sequentiae perfectissimae priores strophae IV languidae sunt et jejunae. Ergo non ipse poeta sequentiae illas fecit, sed aliquis posteriore tempore addidit. l. c. p. 11.

So in die stringenteste Form gebracht, zeigt leider dies Argument nur um so offener den wunden Fleck. Derselbe liegt in dem viel zu kühnen Hauptsatze, welcher vergißt, daß auch ein Homer ja zuweilen schlafen kann. Nur eine Anwendung statt jeder Widerlegung. Den meisten Lesern wird zweifelsohne der schöne Sacramentshymnus des hl. Thomas von Aquin: Sacris solemniis juncta sint gaudia, geläufig sein. Man kann denselben gewiß im übrigen vollendet nennen. Zwischen die schöne Strophe: Dedit fragilibus corporis ferculum, und die andere noch schönere: Panis angelicus fit panis hominum, tritt nun mitten hinein die folgende:

Sic sacrificium istud instituit,
Cujus officium committi voluit
Solis presbyteris, quibus sic congruit,
Ut sumant et dent ceteris.

Eine recht nüchterne Strophe (Versiculus satis jejunus), bemerkt dazu Daniel, und er hat entschieden recht. Ja noch mehr, die Gedanken würden sich ohne diese Strophe noch weit besser und natürlicher auseinander entwickeln und aneinander anschließen. Wäre doch Kämmels Obersatz richtig! Allein noch niemand ist es beigefallen, diese Strophe für unecht zu erklären. Sieht man nun noch in Thomas von Celano, wie dies Daniel, Kayser, Kämmel thun, den muthmaßlichen Verfasser des Dies irae, dann ist ein ähnlicher Schluß noch um so unerlaubter, als Thomas durch seine beiden Franciscus-Sequenzen (Fregit victor virtualis und Sanctitatis nova signa) [1] bewiesen hat, daß er auch weniger großartig zu dichten verstehe, als er dies im Dies irae gethan.

Sehen wir nunmehr zu, ob nicht an der Hand des Dies irae allein, unabhängig von Marmor und Mantua, zu einem Ergebnisse zu gelangen ist.

Wir sahen bereits oben aus dem Zeugnisse des Liber conformitatum, daß die Sequenz Dies irae zu Ende des 14. Jahrhunderts in Italien in Gebrauch war, wenngleich dieser Gebrauch schwerlich schon ein allgemeiner gewesen ist. Ein Blick auf die Sequenz nun dürfte es höchst wahrscheinlich machen, daß dieselbe schwerlich viel vor der Hälfte des gedachten Jahrhunderts in Aufnahme gekommen sei. Warum? Eine Sequenz in einer Todtenmesse ist in sich schon ein Widerspruch, wie er in der classischen Zeit der Sequenzendichtung nicht denkbar ist. Die Sequenz hat sich aus dem auf das Graduale folgenden Alleluja entwickelt; den Jubilationen auf dem Schluß a des Alleluja entlehnte sie ihre Melodien; wie das Alleluja

[1] Thesaurus Hymnologicus V, 318.

ist sie ein Freudengesang. Daher eine Sequenz in guter Zeit nur in den Messen, die ein Alleluja haben, keine Sequenz von Septuagesima bis Ostern. Ein Durchbrechen dieser Regel ist ein Zeichen einer spätern Zeit, aus deren Gedanken das Wesen der Sequenz als eines Jubelliedes schon geschwunden. Wie alle Sequenzen für Votivmessen, gegen die Pest, gegen die Türken, so sind auch die Sequenzen für den Allerseelentag jungen Datums. Keine reicht über das 14. Jahrhundert hinüber [1]. Diese allgemeine Regel werden wir bestätigt finden, wenn wir insbesondere das Dies irae betrachten. Es gehört zu den wesentlichsten Erfordernissen einer Sequenz, daß dieselbe (abgesehen von den meist alleinstehenden Anfangs- und Schlußstrophen, die schon frühzeitig anfingen, in Wegfall zu kommen, und vom 13. Jahrhundert an nur noch ausnahmsweise vorkamen) ebenso viele verschiedene Melodien (clausulae) aufweise, als sie Ganzstrophen zählt. Da die Sequenzen bestimmt waren, von Doppelchören vorgetragen zu werden, ward so jede Melodie von jedem Chore nur einmal gesungen; der eine Chor sang auf die erste Melodie die erste Strophe, richtiger Halbstrophe, der Gegenchor antwortete mit derselben Melodie, indem er die zweite Halbstrophe, wenn man will, die Antistrophe, unterlegte. Es ist mir nicht eine Sequenz bekannt, die dieses Gesetz durchbräche mit Ausnahme des — Dies irae. Dieses hat 18 oder 19 Strophen, aber nur fünf Melodien. Auf die erste dieser Melodien werden statt zwei sechs Halbstrophen gesungen, auf die zweite ebenfalls sechs, auf die dritte sogar eine ungleiche Anzahl von Strophen, fünf [2]. Den Schluß will ich

---

[1] Schon Cardinal Bona (Rerum Liturgic. lib. duo. Ed. Colon. 1674, p. 657 sq.) bemerkt ganz richtig zum Dies irae: Notat autem Petrus Cirvelus in expositione missalis l. 2. c. 115, improprie dici sequentiam in missis defunctorum, quia hoc officium nec Alleluja nec sequentiam debet habere, quae sunt cantica laetitiae: idque ex eo quod supra ostendimus confirmari potest, nam sequentia neumati post Alleluja addito suffecta est: atque inde deducitur hanc (nämlich das Dies irae) nulli antiquorum tribuendam esse, sed alicui recentiori, cum ritus ecclesiastici immutari coeperunt.

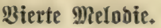
[2] Um diesem in einer Sequenz unerhörten Mangel abzuhelfen, sehen wir, daß in cisalpinischen Handschriften häufig an dieser Stelle des Textes eine Strophe supplirt wird. So schaltet eine Salzburger Handschrift a VI, 35 ein:

Ne me perdas sed regnare
Fac cum tuis, Jesu care,
Et in coelis collocari.

Das Brandenburger Meßbuch von 1494 hat an gleicher Stelle die Intercalar-Strophe:

Ne gehennae ignis laedat,
Tuum plasma sed te edat,
Dignus semper in te credat.

hierherſetzen, da es des Folgenden wegen ſehr angebracht iſt, denſelben vor Augen zu haben:

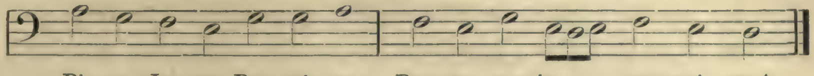


Vierte Melodie.



La-cri-mo - sa di - es il - la, Qua re-sur-get ex fa-vil-la
Ju-di-can - dus ho-mo re-us, Hu-ic er - go par - - ce De-us.

Fünfte Melodie.



Pi - e Je - su Do - mi - ne, Do - na e - is re - qui - em [1].

Ein ſolcher Aufbau einer Sequenz iſt aber in der guten claſſiſchen Zeit der Sequenzendichtung nicht möglich, er iſt nur möglich in einer Zeit des Abblühens, wo die Regeln und Ueberlieferungen der Blütezeit ſchon anfangen, in Vergeſſenheit zu gerathen. Das Dies irae als Sequenz kann daher nicht über das 14. Jahrhundert hinausreichen, ja es fällt ſchwer, es auch nur in den Anfang des 14. Jahrhunderts, in die Nachbarſchaft des 13. Jahrhunderts zu rücken, das den Höhepunkt der rhythmiſchen liturgiſchen Dichtung bezeichnet. Sollen wir alſo an Thomas von Celano als Autor und am 13. Jahrhundert als Entſtehungszeit des Textes feſthalten, dann bleibt wohl kein anderer Ausweg als die Annahme, Thomas habe das Gedicht nicht von vornherein als Sequenz, ſondern als eine pia meditatio, ein Reimgedicht oder Leſelied, einen Erguß ſeiner perſönlichen Empfindungen niedergeſchrieben.

Dieſelbe Anſicht wird ſich uns aufdrängen, wenn wir den Text des Dies irae näher ins Auge faſſen. Auch er weicht in auffallender Weiſe von dem ab, was wir als den Sequenzenſtil zu bezeichnen ein Recht haben. Man durchgehe die reichhaltigen Sequenzenſammlungen, die wir beſitzen, die von Joſeph Kehrein mit 895 Nummern, den ſoeben abgeſchloſſenen Band von Weale mit 420 weiteren, die vier Hefte VII—X meiner Analecta hymnica, die zuſammen über 1400 Sequenzen enthalten: man wird in denſelben kein halbes Dutzend Sequenzen finden, in denen die Perſon des Dichters, das Ich, in der Weiſe hervortritt wie im Dies irae. Ja, gäbe es nicht außer dem Stabat mater noch einige andere urſprünglich für die Privatandacht gedichtete Lieder, die ſpäter in liturgiſchen Gebrauch

[1] Die Melodie iſt dem vorerwähnten italieniſchen Graduale entlehnt, mit welchem die Salzburger Handſchrift a VI, 35 Note für Note übereinſtimmt.

gezogen wurden, so könnte man ohne Furcht, widerlegt zu werden, die Behauptung wagen: Es gibt nicht eine Sequenz, die diesen subjectiven Stempel trägt. Bei der liturgischen Dichtung erkennt man sofort, daß, wie der Priester im Namen der Kirche und des Volkes betet und opfert, so der liturgische Dichter in der Person und aus der Person der Kirche, der Gemeinde, des Volkes heraus dichtet. Daher sind, um nur ein ganz äußeres Merkmal hervorzuheben, die Fürbitten, wo solche vorkommen, stets in der Mehrzahl abgefaßt; das Wir ersetzt allüberall das Ich, das Nos hat das Ego völlig verdrängt. Wie ganz anders das Dies irae. Nachdem es in so großen, gewaltigen Zügen das Weltgericht geschildert, wird das nachfolgende Stimmungsbild, die Fürbitte, denkbarst persönlich: Was werde dann ich sagen, rette mich, du hast ja auch mir Hoffnung gegeben, mein Gebet ist deiner nicht werth, rufe mich mit den Gerechten. Wie gesagt, diese Subjectivität steht in der ganzen Sequenzenliteratur ohne ihresgleichen da; sie wird dem Bewußtsein noch näher gebracht, wenn man das Dies irae mit den wenigen anderen für das Fest Allerseelen geschriebenen Sequenzen vergleicht.

Vielleicht ist jemand geneigt, gegen diese Ausführung aus der Absolutio tumbae, dem sogenannten Libera, einen Einwand herzunehmen. Auch dies Gebet bewegt sich nämlich fortwährend in der ersten Person, indem der Priester offenbar aus dem Ich des Verstorbenen heraus betet: Erlöse mich, o Herr, von dem ewigen Tode an jenem furchtbaren Tage, wenn die Himmel erzittern werden und die Erde u. s. w. Allein dieser Einwand berührt den Angelpunkt unserer Erörterung nicht. Das Libera ist keine Sequenz, es gehört nicht einmal dem Meßbuche, sondern der Agende, und zwar ursprünglich dem Begräbnißritus an und begreift sich an dem Sarge des Entschlafenen und in Gegenwart seiner irdischen Reste ohne Commentar. Das Dies irae aber ist eine Sequenz, von allen übrigen Sequenzen so auffallend verschieden, daß eben diese Verschiedenheit zu der Vermuthung Anlaß gibt, dieselbe möchte ursprünglich nicht für die öffentliche Andacht der Kirche, sondern für die private Andacht des einzelnen geschrieben sein, wie so manche anderen vortrefflichen Lieder des Mittelalters, die den gleichen Gegenstand behandeln. Ist dies der Fall, und ist das Lied seiner hohen Vorzüge und Beliebtheit wegen erst später als Sequenz verwerthet worden, dann erklärt sich alles das aufs natürlichste und ungezwungenste, was bei gegentheiliger Annahme befremdlich und räthselhaft erscheinen muß.

Hierhin ist neben der soeben betonten Subjectivität auch der Gegenstand der Sequenz zu beziehen. War das Dies irae ursprünglich nichts

anderes als eine „fromme Betrachtung" des letzten Gerichtes, so begreift es sich bei den Vorzügen derselben vollkommen, daß man dieselbe als Sequenz der Todtenmesse adoptirte; setze ich aber voraus, Thomas von Celano, oder wer immer der Verfasser sei, habe das Lied von vornherein als Sequenz für den Allerseelentag gedichtet, dann ist es schwer begreiflich, warum er als Vorwurf gerade die Scenen des jüngsten Gerichtes wählte und sich in Schilderung der Gemüthsbewegungen erschöpft, welche den schuldbewußten Pilger im diesseitigen Leben beim Gedanken an den allwissenden und allgerechten Richter erfüllen. Man wird vielleicht auch hier einwenden, der Dichter spreche aus der Person eines Verstorbenen, der hier alle Abgeschiedenen vertrete. Allein dies ist unrichtig. Der in der Sequenz Redende ist offenbar ein Erdenpilger; denn er ist einer, der vor dem letzten Gerichte zittert, die armen Seelen aber können, weil ihres Heiles gewiß, dem Gerichte nicht mit Furcht entgegensehen, sowenig wie dies den Seligen des Himmels möglich ist, die ja demselben ebenfalls unterstehen werden. Der im Dies irae Redende ist ein Erdenpilger; denn ihn drückt noch Sündenschuld (Culpa rubet vultus meus), und zwar nicht läßliche Schuld, wie sie auch den in der Reinigung begriffenen Seelen noch anklebt, sondern solche Schuld, welche Christi Leben und Leiden für ihn vergeblich machen kann (Tantus labor non sit cassus), d. h. schwere Schuld. Der Redende ist ein Erdenpilger; denn er ist einer, der noch Verzeihung erlangen kann (Donum fac remissionis), ja einer, der um ein seliges Sterbestündlein fleht (Gere curam mei finis). So steht denn die Sequenz im Rahmen der Todtenmesse gleichsam wie eine Predigt an die Lebendigen; der Priester, der sie betet, der Chor, der sie singt, vergessen einen Augenblick der Fürbitte für die Verstorbenen, sie fangen an, für sich selbst zu zittern und für sich selbst zu beten. Da mit einemmal besinnen sie sich gleichsam, und sie, die noch soeben für sich und ihre Sterbestunde gebetet, beten nun plötzlich in Strophe 18 für einen zum Gericht erstehenden Menschen (Judicandus homo reus) und gleich darauf ebenso unvermittelt für sämmtliche Abgestorbene (Dona eis requiem).

Wir sind damit zu einem neuen und gewichtigen Momente gekommen, das unsere Ansicht bestätigt. Es kann nämlich kaum einem Zweifel unterliegen, daß die sechs letzten Zeilen der Sequenz nicht authentisch, sondern später hinzugefügt sind. Warum? Wann? Als man das Lied zum liturgischen Gebrauche heranzog, es zur Sequenz machte. Wer dieselbe aufmerksam verfolgt und den Fortschritt des Gedankens beobachtet, kann sich unmöglich dieser Wahrnehmung verschließen. Strophe 1—6 enthalten

eine kurze, aber drastische und packende Schilderung des Gerichtes; Strophe 7 enthält als Uebergang die Frage: Welchen Anwalt soll bei diesem schrecklichen Acte ich erfragen? Es ist nur einer möglich. Diese Antwort geben in einem längern und innigen Gebete die Strophen 8—17; dies ganze Gebet wird, wie vorbemerkt, von dem Ich und für das Ich des Dichters bezw. des Betenden gesprochen; immer inniger und eindringlicher schreitet es fort in schönster Steigerung des Gedankens und des Affectes bis zu den Worten: Gere curam mei finis. Da plötzlich schneidet ein breiter Strich das Gedicht durch. Weder ein Fortschreiten des Gedankens, noch auch ein allmähliches Decrescendo des Affectes ist ersichtlich, sondern es ist, als ob eine andere Stimme, ganz ohne die zitternde Erregung derjenigen, die bisher gesprochen, fortführe: Ja, es ist wahr, traurig ist der Tag u. s. w. Diese Stimme spricht auch nicht mehr in der ersten Person, nein, plötzlich und ohne jeden Grund betet sie nicht mehr für sich, sondern für einen Dritten.

Ebenso auffallend ist die plötzliche Veränderung des Versmaßes. Während das ganze Lied sich in dreizeiligen Halbstrophen bewegt, sind die drei letzten Halbstrophen zweizeilig, und während alle vorhergehenden Verse durch wohlbesorgte weibliche Reime verbunden sind, schließen die zwei letzten das Ganze mittelst eines fehlerhaften männlichen Reimes ab. Wolle der Leser hier gefälligst einen Blick auf die weiter oben mitgetheilte Melodie werfen. Bei einer Sequenz entscheidet stets die Melodie, welche Strophen einander parallel, wie die Strophen abzutheilen und zu gruppiren sind. Nach Ausweis der Melodie lautet der Schluß unserer Sequenz so:

18a. Lacrimosa dies illa, Qua resurget ex favilla	18b. Judicandus homo reus; Huic ergo parce Deus.

19. Pie Jesu, Domine,
Dona eis requiem.

Dieser Schluß ist ganz nach allen Regeln der Sequenzenbildung gebaut und würde an und für sich, abgesehen von dem Schlußreim, nicht das mindeste Bedenken gegen die Echtheit dieser Strophen suggeriren. Anders aber, wenn diese Strophen bereits aus anderen Gründen verdächtig sind; dann wird man zugeben müssen, daß die auffallende Veränderung des Versmaßes gerade an der Stelle, wo eine Interpolation vermuthet wird, diesen Verdacht noch bedeutend verstärken muß.

Es kommt aber noch ein anderes Moment hinzu, das für sich allein genügte, die Frage zu entscheiden. Mone hat im ersten Bande seiner

Lateinischen Hymnen des Mittelalters (Nr. 296) aus einer Reichenauer Handschrift des 12. und 13. Jahrhunderts ein interpolirtes Libera veröffentlicht. In demselben befinden sich die folgenden Verse:

Lacrimosa dies illa,
Qua resurget de favilla
Judicandus homo reus,
Tu peccatis parce Deus.

Mone macht dazu die Bemerkung: „In dieser Beziehung ist die cursive Stelle: Lacrimosa dies illa etc., merkwürdig; denn sie kommt auch im Dies irae vor, und da diese Handschrift älter ist, als der Verfasser des Dies irae, Thomas von Celano, so hat er die Verse Lacrimosa etc. nicht selbst gemacht, sondern aus einem ältern Kirchenliede beibehalten und sie an den Schluß seiner Sequenz gesetzt, weil sie zu seiner dreizeiligen Strophe nicht paßten. Dieselbe Strophe steht mit Veränderung des vierten Verses auch in Nr. 295, ebenfalls unabhängig vom Dies irae.“ Stützen wir uns, um dem Einwande: „Vielleicht hat Mone seine Handschrift etwas zu alt gemacht“, zu entgehen, nicht auf diesen Umstand, der, wenn er richtig ist, allerdings die Sache entscheidet. Auch wenn die Reichenauer Handschrift nur gleichalterig mit Thomas ist, thut sie uns genügenden Dienst. Wir hatten alle Ursache, aus inneren Gründen die letzten Zeilen des Dies irae als fremde Zuthat zu beanstanden: Mone weist nach, daß gerade diese beanstandeten Zeilen unabhängig von dem Dies irae zu einer Zeit vorkommen, aus der keine einzige Handschrift dieses Liedes bekannt ist, vorkommen diesseits der Alpen, wo die Sequenz erst im 15. Jahrhundert einige Verbreitung findet. Sie sind also in die Reichenauer Handschriften nicht aus dem Dies irae übergegangen, sondern aus einer Quelle, die älter und verbreiteter war als dieses. Folglich werden die inneren Gründe, die uns auf Interpolation des Schlusses der Sequenz schließen lassen, auch durch äußere Beweise gestützt, die uns eine volle Gewißheit geben.

Der römische Text der Sequenz ist somit nicht der ursprüngliche Text des Thomas von Celano, sondern hat eine Adoption erlitten; er ist am Schlusse verändert, also vielleicht auch an anderen Stellen. Wo ist denn also der Urtext des Liedes? Mit Bestimmtheit ist auf diese Frage nicht zu antworten, weil neben dem Mantuanischen auch der Hämmerlin'sche Text vorkommt. Aber man sieht doch, daß sich nach Festlegung des obigen Resultates die Umstände für den mantuanischen Text sehr viel besser stellen. Neben dem römischen Texte, welcher der ursprüngliche nicht sein kann,

kommt ein anderer vor. Derselbe ist uns in dreifacher, allerdings später und recht mangelhafter Ueberlieferung erhalten. Nichts an demselben steht einer Abfassung durch Thomas positiv entgegen. Die äußeren Fehler der Form lassen sich durch Benutzung der Lesarten zum Theile schon jetzt beheben; innerlich zeigt sich das Lied so als ein für die Privatandacht bestimmtes, beginnt demgemäß ruhig, hebt sich immer mehr, erreicht den Gipfel des Pathos und gleitet von demselben in rascher, aber doch nicht unvermittelter Weise herab. Nirgends tritt hier eine Störung der Gedanken, ein plötzlicher Wechsel des Subjectes ein. Daß uns der außerliturgische Text in so später Ueberlieferung vorliegt, kann den nicht wunder nehmen, der die späte Verbreitung des liturgischen betrachtet; habent sua fata libelli gilt auch hier. Wie manchen uralten Hymnus können wir oftmals nur aus späten Handschriften oder gar Druckwerken nachweisen! Und dann ist ja keineswegs ausgemacht, daß sich jenseits der Alpen nicht ältere und bessere Quellen werden finden lassen. Der wichtigste Umstand, der uns einstweilen verbietet, für den mantuanischen Text als für den echten, wenngleich mangelhaft überlieferten Text Thomas' uns schlechthin zu entscheiden, ist der Umstand, daß sich sein Schluß mit dem des Hämmerlin'schen nicht deckt. Denn bei allen Unebenheiten des letztern dürfte es doch vorschnell sein, diesen kurzerhand abzuweisen. Der Text ruht auf nur einer Handschrift. Wie viele Fehler mögen auf Rechnung dieser kommen?

Es erübrigt noch, mit einem Worte auf den Verfasser der Sequenz zurückzukommen. Wir haben als solchen Thomas von Celano bezeichnet, nicht als ob seine Autorschaft über jeden Zweifel erhaben sei, sondern weil er unter allen, denen das Gedicht zugeschrieben ward, der annehmbarste ist und durch das älteste und beste Zeugniß gestützt wird. Als Verfasser des Dies irae werden nämlich genannt Gregor der Große, die hll. Bernhard und Bonaventura, der Cardinal Latinus Ursini, der General der Prediger Umbertus V., Matthäus Aquaspartanus, Bischof von Albano, Augustinus Bugellensis, der Augustiner-Eremit, und endlich Felix Hämmerlin. Von diesen ist natürlich Gregor der Große nicht ernst zu nehmen. Bernhard wird das Lied zugeschoben von Arnold Vion in seinem Werke Libri 5 ligni vitae, indes nicht einmal mit Bestimmtheit; er wird ausgeschlossen durch Hauréau's neueste Untersuchungen über die ihm zugeschriebenen Gedichte [1].

---

[1] Des Poèmes Latins attribués à Saint Bernard. Par B. Hauréau, Membre de l'Institut. Paris 1890.

Bonaventura und Aquaspartanus († 1362) werden bei Wadding in den Annales Minorum als solche bezeichnet, in denen einige im Gegensatze zu Thomas von Celano den Verfasser des Dies irae suchen; das Zeugniß ist also unbestimmt und nicht durch die Autorität dessen gestützt, dem wir es verdanken. Augustinus Bugellensis († 1490), den Possevinus als Verfasser bezeichnet (Apparatus sacer ad Scriptores veteris et novi testamenti etc. Colon. 1608), und Felix Hämmerlin († 1457) kommen angesichts des Zeugnisses des Liber conformitatum und anderer Quellen zu spät. Umbertus († 1174) wird von Vion in derselben unsichern Weise wie Bernhard genannt und außerdem (nach Gavantus) von einem gewissen Angelus Ellius in einem Buche, Speculum spirituale betitelt, über das ich so wenig wie über seinen Autor etwas zu ermitteln im Stande war. Dem Latinus Ursini endlich wird das Gedicht zugeschrieben von Leander Albertus († 1552) in seinem Buche De viris illustribus ordinis praedicatorum, das 1517 in sechs Bänden erschien. Keines von diesen Zeugnissen reicht an das Alter des für Thomas von Celano abgegebenen, und da diesem irgend ein positiver Grund nicht entgegensteht, vielmehr feststeht, daß Thomas auch andere Sequenzen verfaßt, auch die meisten neueren Hymnologen sich nach Prüfung der Frage für diesen Autor entscheiden, so ist kein Grund vorhanden, ihm die Urheberschaft eines der großartigsten und ergreifendsten Lieder abzusprechen, deren sich die Kirche erfreut. Der Umstand, daß dieses Lied nicht völlig in der Gestalt in die Liturgie aufgenommen ward, in der es aus dem Geiste und der Feder des Dichters sprudelte, mindert nicht im mindesten das Verdienst, sei es des Verfassers, sei es des Werkes. Vielmehr ist die Aufnahme eines nicht für die Liturgie bestimmten Gedichtes in dieselbe trotz entgegenstehender Schwierigkeiten und die allgemeine Anerkennung, die dasselbe auch in dieser Form und auch mit diesem Schlusse in den weitesten Kreisen gefunden, der herrlichste Triumph, der demselben zutheil werden konnte, ein Triumphzug durch die Jahrhunderte, durch Herz und Gemüth der Menschheit.

G. M. Dreves S. J.

Blasius Pascal.

Ein Charakterbild. (Fortsetzung.)

Einige Zeit nach dem Briefe des Sohnes an Le Pailleur erhielt P. Noël selbst ein Schreiben des Vaters, das an Umfang schon eher eine Broschüre und im Ton ein erster Provinzialbrief zu nennen ist. Das Schreiben ist ein wahres Selbstportrait des Mannes nach den verschiedensten Richtungen; wir vermeinen den etwas umständlichen, förmlichen alten Herrn vor uns zu sehen, wie er an dem Brief arbeitet, feilt und spitzt, voll peinlicher Genauigkeit und ängstlicher Klarheit, Höflichkeit und jansenistischer Sanftmuth und Heiligkeit. Dabei wimmelt der Brief von giftigen Nadelstichen und satirischen Complimenten und darf als Muster eines salbungsvollen, stolzdemüthigen, süßsauren Hohnbriefes gelten. Wenn wir sonst von dem Vater Pascals nichts wüßten, dieser eine Brief genügte, uns zu beweisen, daß der Sohn nur die Vollendung des Vaters, das ins Geniale erhöhte Talent dieses letztern sei. Auch in Bezug auf den eigenthümlichen Stil ist Blasius nicht unvermittelt in die französische Literatur getreten. Sein Vater war nicht bloß sein Lehrer, sondern auch sein Vorgänger. Der Brief hebt an:

„Mein hochw. Pater! Vor einigen Monaten theilte mir mein Sohn mit, daß Sie ihm die Ehre erwiesen hätten, ihm in Bezug auf seine Experimente über das Leere zu schreiben. Er schickte mir Ihren Brief und seine Antwort; seitdem hörte ich nicht wieder von Euren Unterhaltungen. Seit ungefähr einem Monat aber beehrte mich ein angesehener Mann dieser Stadt Rouen nach seiner Heimkehr aus Paris mit seinem Besuch und theilte mir mit, er habe dort ein Buch von Ihnen mit dem Titel Le Plein du Vide gesehen, welches dem Fürsten Conti gewidmet sei, und in welchem eines zweiten Briefes Erwähnung geschehe, den Sie an meinen Sohn über dieselbe Frage geschrieben haben.

„Neugierig, diesen Brief zu sehen, schrieb ich ihm, ich wünsche, daß er ihn mir mittheile, und fragte ihn um den Grund, erstens, warum er ihn mir nicht geschickt, und zweitens, warum er sich nicht die Ehre gegeben habe, darauf zu antworten. Auf diesen Brief schrieb er mir ziemlich weitläufig und gab mir Rechenschaft über das, was ich zu wissen wünschte. Er gab mir zu verstehen, daß Ihr zweiter Brief oder vielmehr Ihre Replik auf seine Antwort ihm von P. Talon, einem der Patres Ihrer Gesellschaft, überbracht wurde, welcher in Gegenwart von glaubwürdigen Personen ihn bat, und zwar in Ihrem Namen, er möge auf diese Replik nicht erwiedern, indem er sagte, wenn zwischen euch noch Schwierigkeiten obwalteten, so könne man sich mündlich

verständigen; Sie wünschten nicht, daß diese Replik (welche nur für ihn allein geschrieben sei) irgend jemandem mitgetheilt werde, da man das Geheimniß der Briefe, die ja Privatunterredungen sind, nicht veröffentlichen kann, ohne es zu gleicher Zeit zu verletzen. Er fügt dann bei, daß ein mir auf das beste befreundeter Herr seit mehr als 30 Jahren, ein sehr ehrenwerther, gelehrter und tugendreicher Mann, ihm einige Tage vor meinem Brief die beiden selben Fragen gestellt habe; daß dies ihn veranlaßt habe, diesem Freunde schriftlich Antwort zu geben und sich dabei nicht zu begnügen, dessen Neugier in Bezug auf die beiden Fragen zu befriedigen, sondern zugleich Ihren zweiten Brief zu beantworten, den er nicht länger mehr verheimlichen zu sollen glaubte; er machte sich keine Skrupel daraus, ihn zu veröffentlichen, nachdem er gesehen, daß Sie selbst ihn durch Ihr Büchlein veröffentlicht hatten, in welchem Sie sich die Mühe genommen, dieselben Worte und dieselben Perioden sehr treu abzuschreiben und drucken zu lassen, welche Sie in diesem zweiten Brief angewendet hatten, um sich über die ganze Frage in betreff des Leeren zu erklären [1]. Auch darin sah er nichts Unrechtes, daß er diesen Brief jetzt beantwortete und diese Antwort allen seinen Freunden mittheilte, nachdem er erfahren, daß einige Väter Ihrer Gesellschaft (vielleicht weil sie von der Bitte des P. Talon an meinen Sohn keine Kenntniß hatten) sein Stillschweigen in einer sehr unangenehmen (très-rude) Art erklärten. Um nun der Frage meinerseits zuvorzukommen, warum er seine Erwiederung nicht an Sie gerichtet hat, gab er mir zu verstehen, er habe nach Lesung des Widmungsbriefes Ihres Büchleins dort so unverbindliche, unfreundliche, ja, was schlimmer ist, so beleidigende Worte gefunden, daß er geglaubt habe, darauf nicht antworten zu können und die Antwort an Sie zu richten, es sei denn, entweder daß er Ihre unerwarteten Beleidigungen mit Worten ähnlicher Kategorie zurückweise, oder indem er das Gebot des Evangeliums befolge, unsere Klage und brüderliche Zurechtweisung bei denen selbst anzubringen, die uns Anlaß dazu geben. Da er nun sah, daß die erste Art seiner Neigung durchaus widerstrebe, und auch erkannte, daß man die zweite ihm bei dem Altersunterschiede zwischen ihm und Ihnen als Anmaßung auslegen könne, so hat er es für das beste gehalten, diesem Freunde seine Antwort in aller Einfalt und Naivetät zu schicken, und zwar ohne irgend eine Aufregung über das zu zeigen, was Sie geschrieben haben. Mich aber wollte er bitten, wie er es auch that, meinerseits ebenfalls das evangelische Gebot zu befolgen und Ihnen seine gerechte Klage darüber auszudrücken, daß Sie ohne irgendwelche Gelegenheit ihn herausgefordert hätten, sowie über den Unterschied, der zwischen der von Ihnen beliebten Schreibweise und Ihrem Stande obwalte. Er hielt dafür, daß Sie dieses von meiner Seite mit mehr Freudigkeit als von seiner Seite aufnehmen würden. Hauptsächlich aber bittet er mich, Ihnen die geringe Achtung vorzuhalten, die er von Ihnen erwarten könne, wenn er so leichtgläubig gewesen wäre, dem unzeitgemäßen Compliment zu trauen, das Sie ihm haben machen lassen, indem

[1] Das ist nicht ganz genau. Das Buch war noch nicht erschienen, als Pascal junior bereits seinen langen Brief an Le Pailleur zum größten Theil geschrieben hatte.

Sie ihn überreden wollten, die in dem Büchlein befindlichen Worte, welche bitter und unnütz scheinen könnten, seien nicht für ihn, sondern für den Kapuzinerpater Valerianus Magnus bestimmt. Am Schluß seines Briefes verspricht er mir, das Büchlein zugleich mit der Abschrift Ihres zweiten Briefes und die Antwort darauf von dem genannten Freund mir bald zu senden. Um von diesen Schriften genaue Kenntniß zu nehmen, wie ich es gethan habe, und um die Muße zu finden, gegenwärtigen Brief zu schreiben, war ich genöthigt, mir von der Ruhe mehrerer Nächte die Zeit zu nehmen, die ich ohne Pflichtverletzung meiner Tagesarbeit nicht hätte rauben dürfen.

„In der Antwort auf seinen Brief theilte ich ihm mit, daß ich auf seine Bitte eingehen und es auf mich nehmen werde, Ihnen seine Klage ohne Bitterkeit, ohne Beleidigungen, ohne Schimpfereien vorzubringen. . . .

„Bevor ich jedoch mich meiner übernommenen Aufgabe entledige, möchte ich Ihnen, mein Pater, sagen, daß, wenn mein Sohn mich darauf aufmerksam macht, Ihr Buch sei eine sehr treue Copie der von Ihnen in Ihrem zweiten Brief an ihn gebrauchten Redewendungen, er das nicht thut, um sich darüber zu beklagen; und wenn ich nun dieselbe Bemerkung wiederhole, so geschieht das einfach als Feststellung einer Thatsache, nicht aber als Klage. Im Gegentheil, ich würde mir äußerst undankbar vorkommen, wollte ich Ihnen nicht meinen demüthigsten Dank dafür aussprechen, daß Sie meinem Sohne die Ehre erwiesen haben, ihm ein jedenfalls von Ihnen unendlich geschätztes Schriftstück zu übersenden, da Sie ja der Ansicht waren, dasselbe wenigstens theilweise vier oder fünf Monate später ohne Unhöflichkeit einem durch seine Geburt und sein persönliches Verdienst hochberühmten Fürsten widmen zu dürfen. Wenn bei dem allem sich jemand beklagen könnte, so wäre es jedenfalls Se. Hoheit, der Sie sich verpflichtet halten müssen für die Gnade, daß er von Ihnen die Widmung eines Schriftstücks anzunehmen geruhte, welches nicht ganz mehr Ihr Eigenthum war, und welches Sie für ihn dadurch weniger werthvoll machten, daß Sie es bereits einmal anderswo verwendeten.

„Der wahre Grund der Klage meines Sohnes in Bezug auf Ihre Handlungsweise besteht also nicht in der treuen Copirung, sondern, mein Pater! er besteht darin, daß Sie durch den Titel Ihres Büchleins, durch das Widmungsschreiben an Se. Hoheit sich einer so beleidigenden Schreibweise bedienten, wie nur Ihre Feinde allein sie gutheißen können. . . . Und gewiß, mein Pater, obwohl ich nicht das Glück Ihrer Bekanntschaft habe, so kann ich Ihnen nicht vorenthalten, daß Sie sehr glücklich waren, so leichten Kaufs davonzukommen bei Ihrem Unterfangen, einen jungen Mann mit Schimpfreden anzugreifen. Dieser hätte sich ebenso gut durch die Bitterkeit der Beleidigung und die Tollkühnheit seines Alters verleiten lassen können, die so vollständig vom Zaun gebrochenen Angriffe in einer Weise zurückzuschlagen, daß es Ihnen ewig leid gethan hätte. Sie werden mir vielleicht erwiedern, Sie wären in diesem Falle auch nicht stumm geblieben. Aber glauben Sie denn, er würde sich zum Stillschweigen verurtheilt haben? Und wie hätte dann dieser Zweikampf ein Ende gefunden? Sie waren deshalb nicht unglücklich, es mit einem jungen Manne zu thun zu haben, der dank

seiner nicht immer mit seinem Alter harmonierenden Mäßigung der Natur, statt es zu diesem für beide Theile, besonders aber für Sie unangenehmen Aeußersten kommen zu lassen, einen andern Weg eingeschlagen hat, bei Ihnen seine Klage vorzubringen.

„Infolge meines gerechten Eingehens auf seine Bitte bringe ich also diese Klage vor, aber ohne Schimpfreden, ohne Zornausfälle, ohne mich der Worte ‚Falschheiten', ‚Täuschungen', ‚schlecht erkannte und noch schlechter verificirte Experimente' zu bedienen. Trotzdem werde ich in Bezug auf alle Stellen Ihres Werkes, über die er meiner Ansicht nach sich mit Recht beklagen kann, mir die Freiheit nehmen, dies ohne Scheu zu thun und Ihnen solche Rathschläge zu geben, die ich in ähnlichem Falle (wenn Gott erlaubt hätte, daß ich mich in einen solchen gestürzt hätte) von jedem zu empfangen gerne bereit wäre. In dieser ganzen Rede (discours) werden Sie nichts finden, was die Frage des Leeren angeht; ich bin seit langem von der Ansicht sehr überzeugt, die ich davon habe; und da sie mir gleichgiltig ist (außer insofern als jedem Menschen daran gelegen sein muß, daß die Wahrheit erkannt werde), so überlasse ich den Streit euch beiden, wenn er Ihnen gefällt, und das Urtheil darüber den Gelehrten des jetzigen Jahrhunderts, vorbehaltlich des Appells an die Zukunft. Mit Ihnen werde ich mich nur wegen Ihrer Verächtlichmachungen und Schimpfreden auseinandersetzen, die ich für denjenigen, welcher ihr Zielpunkt ist, so wenig für nachtheilig erachte, daß ich sie ohne alle Schwierigkeit in ihrem Wortlaut hier mittheile, um sie dann im einzelnen zu untersuchen. Der Titel Ihres Buches lautet: ‚Das Volle des Leeren oder: der Körper, mit dem das durch neuere Experimente scheinbar dargethane Leere in Wirklichkeit gefüllt ist, aufgefunden durch andere Experimente, erhärtet durch dieselben und bewiesen durch physikalische Argumente.'

„Beginnen wir nun, mit Ihrem Verlaub, Ihren Titel: ‚Das Volle des Leeren' zu untersuchen. Die Broschüre meines Sohnes, gegen welche Sie schreiben, ist folgendermaßen betitelt: ‚Neue Experimente in Bezug auf das Leere, gemacht mit Röhren, Spritzen, Blasbälgen und Siphons von verschiedener Form und Größe rc.' Diesem einfachen, natürlichen, naiven, ungekünstelten und ungesuchten Titel stellen Sie diesen andern Titel entgegen: ‚Das Volle des Leeren', d. h. einen spitzfindigen, gekünstelten, gezierten oder vielmehr aus einer Figur zusammengesetzten, die, wenn ich mich recht erinnere, Antithese heißt.

„Auf Ihr Gewissen, mein Pater! welch besseren Anfang konnten Sie finden, um einen Spottabriß zu machen? Man sieht wohl, daß das Ihr ganzer Zweck war, ohne sich viel um die Worte dieser Antithese zu kümmern, die wahrlich in der Schule durchgehen kann, wo es nicht bloß erlaubt, sondern auch nothwendig ist (so unvollkommen ist die menschliche Natur!), damit zu beginnen, daß man etwas schlecht macht, um nach und nach zu lernen, wie man es gut mache. Jedenfalls kann sie in der Welt, wo man nichts entschuldigt, mit nichten geduldet werden, weil sie in sich selbst keinen vollen Sinn hat, und ich zweifle nicht daran, daß Sie es selbst erkannt haben und deshalb gerade einen Commentar hinzufügten, ohne welchen sie, obwohl von Haus aus

und im Costüm französisch, dennoch durch ganz Frankreich incognito und ebenso geheimnißvoll reisen konnte, wie die pythagoreischen Zahlen, die, wie ein neuerer Autor sagt, so voller verborgener Geheimnisse sein sollen, daß bisher noch keiner das Geheimniß zu entdecken vermochte.

„Wenn ich, mein Pater, mir die Freiheit nehmen dürfte, hier von Grammatik zu reden und einige Grundsätze in Bezug auf die Antithese aufzustellen, so würde ich Ihnen sagen, erstens daß die Antithese in sich selbst einen abgeschlossenen Sinn haben muß, wie z. B. wenn wir sagen: Gott dienen ist herrschen; die menschliche Klugheit ist Thorheit; der Tod ist der Anfang des wahren Lebens, und tausend ähnliche. Der Grund dieses Grundsatzes ist der" u. s. w. — So geht die Vorlesung noch eine gute Weile fort. Dann kommt Pascal auf den Untertitel und auf die Widmungsepistel, um eine ausführliche Abhandlung über die Regeln der Metapher anzubringen, die schließlich mit einer Parodie der Noël'schen Allegorie endet. Nach einigen weiteren Analysen von Einzelheiten schließt der Brief, dessen Einleitung und Anfang wir im vorstehenden gaben, also:

„Haben Sie sich im Namen Ihres Alters oder Ihres Standes erlaubt, solche Ausfälle [gegen den jüngeren Pascal] zu machen? Sollten Sie wirklich geglaubt haben, diese Dinge seien hinreichende Ermächtigung zu so etwas, so hat Ihre Phantasie Sie unglücklicherweise gegen die allgemeine Meinung der gebildeten Gesellschaft anstoßen lassen, die da will, daß es keine Autorität des Alters, Standes, Kleides, Amtes, Gelehrtseins und der Tugend gibt, welche uns berechtigen könnte, irgend jemanden zu beschimpfen. Wenn wir so unglücklich waren, durch Schimpfreden herausgefordert zu sein, so findet dasselbe Gesetz es nicht gegen die guten Sitten, einen Autor öffentlich heimzuweisen, wenn der Schimpf öffentlich ist; niemals aber erlaubt es uns, Schimpf mit Schimpf zu vergelten. Wahrlich, wenn Sie sich darüber ernstlich erforscht haben werden, was es mit dem Schimpfstil auf sich hat, so werden Sie finden, daß er weder stark, noch überzeugend, noch liebevoll, noch geeignet ist, die Ehre einzubringen, die man von ihm erwartet hatte. In der That, welche Ehre könnte ein Ehrenmann sich von der Kunst zu schimpfen versprechen, die an sich nur eine reine Schwäche und dem Menschen so natürlich ist, daß er, weit entfernt, langer Studien zu benöthigen, um in ihr gelehrt zu werden, im Gegentheil sehr viel studiren muß, um in ihr unwissend zu werden! Und so leicht sie immer sein mag, und welche Uebung ein anständiger Mann darin haben kann, der höchste Grad der Ehre, auf die er Anspruch zu erheben vermag, ist doch nur, daß er eines Tages der schwächsten Schülerin des wenigst beredten Marktweibes die Stange halten kann.

„Sie sehen, mein Pater, daß ich selbst sehr sorgsam jenen allgemeinen Grundsatz guter Gesellschaft beobachtet habe, daß ich mich begnügt habe, Ihnen zu zeigen, indem ich Ihre Schimpfereien zurückwies, wie Sie dieselben in rhetorische Figuren verwebt haben, welche den Regeln der Grammatik nicht entsprechen, damit Sie aus all diesen Dingen abnehmen können, daß wir, Gott sei Dank, gar keinen Grund haben, uns über die Wirkung der verächtlichen und beschimpfenden Art zu beklagen, mit der Sie ohne alle Veran-

lassung eine Person behandelt haben, die nicht einmal an Sie dachte, als Sie zuerst ihre Bekanntschaft suchten, und die von ihrer Seite mit allen erdenklichen Höflichkeiten und Dankesbezeigungen diese Ehre gewürdigt hatte. Ich habe dieses alles aber ohne Schimpfereien gesagt und ohne Ihnen Beleidigung anzuthun. Darnach, mein Pater, wage ich es, Sie sehr demüthig zu bitten, sich ebenfalls solcher in Zukunft enthalten zu wollen, wenn Sie mir oder meinem Sohn auch künftig die Ehre Ihrer Mittheilungen zu schenken den Wunsch haben: ansonst erkläre ich vor Gott, daß wir unsererseits alles Unrecht, dessen eine schlechte Neigung oder schlechter Rath Sie uns gegenüber fähig machen könnte, ertragen und vergessen wollen, indem wir Ihnen im Angesicht von ganz Frankreich das Beispiel der Bescheidenheit zeigen, die Sie uns hätten lehren sollen.

„Ich hoffe von Ihnen, mein Pater, diese Gnade, und auf diese Hoffnung hin will ich des Zwistes, der Allegorie, der Schimpfreden sowie alles dessen, was zu diesem unglücklichen Ding, das man Beleidigung nennt, entweder gehört oder daran erinnert, vollständig vergessen. Ueberlassen Sie gefälligst diese Art zu schreiben und zu reden denjenigen, welchen Gott weniger Einsicht gegeben hat, oder vielmehr suchen wir durch Gründe und brüderliche Zurechtweisungen, wenn nöthig, besonders aber durch unser eigenes Beispiel, wenn es uns möglich ist, sie aus der Welt zu verbannen." [1]

Nehmen wir an, P. Noël sei so schuldig gewesen, wie Stephan Pascal ihn voraussetzt, war dann wirklich der Ton dieses Briefes derjenige, wie ihn das Evangelium gutheißen würde, wenn es sich um eine brüderliche Zurechtweisung handelt? Der beleidigte Vater hätte vielleicht schärfere Ausdrücke gebraucht, in denen etwas von bewegtem Herzen nachzitterte — aber hier redet einzig der selbstgenügsame Stolz in kalten, wohlgefeilten und bedachten ruhigen Sätzen voll demüthigender, ins tiefste Herz treffender, dabei durch ihre schulmeisternde Kleinkrämerei doppelt beleidigender Ueberlegenheit. Einen solchen Brief schreibt man niemand, den man liebt und den man bessern will; solcher Worte bedient man sich nur, wenn man den Gegner auf höfliche Art v e r n i c h t e n will. Eine leidenschaftliche Zurechtweisung des im Grunde mehr der Mode und dem damals wenigstens unter Gelehrten noch häufigen Ton als wirklicher Schmähsucht folgenden P. Noël hätten wir begriffen und sehr leicht verziehen; diese kalte pharisäische Art vermögen wir als christlich nicht anzuerkennen; sie ist eben echt jansenistisch.

Bei ihren „Klagen" gegen den Jesuiten reden Vater und Sohn hauptsächlich von der Widmungsepistel; sie lassen aber eine unserer Meinung nach viel schlimmere Handlung P. Noëls mehr durchscheinen als hervor-

[1] A. a. O. S. 62—73.

treten. Hat P. Noël wirklich den jungen Pascal durch P. Talon zum Schweigen bereden lassen und dann dieses erschlichene Stillschweigen benutzt, um seine Broschüre gleichsam als letztes Wort in dem Disput, als seinen Siegesgesang vor dem großen Publikum erscheinen zu lassen? Aus den Briefen der beiden Pascal folgt die Bejahung dieser Frage. Genügen aber die Zeugnisse dieser einen Seite, einen bekannten Ordensmann einer so gemeinen Handlungsweise zu beschuldigen? Es finden sich im spätern Leben Pascals noch wiederholt Fälle, bei denen der Biograph in die Lage kommt, sich eine ähnliche Frage zu stellen, und es spricht nicht gerade zu Gunsten Pascals, daß er uns so manche Ehrenklagen unentschieden hinterlassen hat, in denen die Behauptungen des Klägers der einzige Schuldbeweis sind.

Wie dem aber auch sei, eines steht fest: seit der Affaire Noël steht Pascal den Jesuiten nicht mehr unbefangen gegenüber; es ist ihm von diesen „Révérends Pères" ein wirkliches oder vermeintliches Unrecht geschehen, und welche Tugenden auch immer Pascal besessen hat, das Vergessen einer Unbill war nicht seine starke Seite.

„Man fängt nie besser an, eine allgemeine große Ungerechtigkeit lebhaft zu entdecken und zu verabscheuen, als an dem Tag, wo man selbst persönlich davon berührt wurde. Ein einziger Stich in unsere Eigenliebe eröffnet uns viele Ausblicke. In Bezug auf die Jesuiten bestätigt Pascal dieses allgemeine Gesetz." [1]

Stephan Pascal schrieb in seinem Brief, er wolle bei Gelegenheit einer baldigen Reise nach Paris einzelne wissenschaftliche Schwierigkeiten „einigen Personen vorlegen, deren tiefes Wissen und ungemeiner Verstand ihm seit langen Jahren bekannt seien . . . Ich weiß nicht, welches das Ergebniß meiner Schwierigkeiten sein wird; aber da weder Eigensinn noch die Sucht nach der Herrschaft im Gebiete der Wissenschaften ihren und meinen Geist beherrschen, so weiß ich zum voraus für sicher, daß die Vernunft Siegerin bleibt. Was auch immer geschehe, ich werde dann hinfüro keinen Widerspruch mehr erheben, daß diese Antwort [der Brief des jüngern Pascal an Le Pailleur], deren Manuscript sowie Ihre übrigen Mittheilungen ich hier in Rouen allen gezeigt habe, die es wünschten, auch im Druck erscheine."

Ob wirklich damals die verschiedenen Documente des Streites im Druck erschienen sind, oder ob man alles erst aus dem Nachlaß Pascals veröffentlicht hat, finden wir nirgends angegeben. Das Letztere ist wahr=

---

[1] St. Beuve, Port-Royal II, 473.

scheinlicher, und so nur erklärt sich auch, daß wir von einer Rechtfertigung des P. Noël nichts wissen. —

Blasius setzte seine gelehrten Untersuchungen über das begrenzte Steigevermögen der Flüssigkeiten und dessen Gründe unverdrossen fort und wußte außer anderen auch seinen Schwager Périer für die Forschung zu gewinnen. Wenn man sieht, wie weit ausholend, wie gründlich und genau die verschiedenen Experimente waren, die Blasius selbst vornahm und durch andere vornehmen ließ, so denkt man eher an alles andere als daran, daß ein Patient vom Schlage Pascals der Urheber sei.

Wie schon bemerkt wurde, hatte er bei seinen ersten Versuchen in Rouen weder den Namen Torricelli's noch dessen Erklärung gekannt. So nennt er denn auch in seinem „vorläufigen Bericht“ den Italiener nicht und hütet sich noch mehr vor der gewagten Veröffentlichung des muthmaßlichen Grundes, der ja eine Läugnung des Grundsatzes vom Horror vacui eingeschlossen hätte.

„Als ich meinen Abriß ‚Neue Experimente über das Leere‘ veröffentlichte, in welchem ich noch den Grundsatz vom Horror vacui anwendete, weil er allgemein angenommen und ich noch nicht im Besitz überzeugender Gründe des Gegentheils war, blieben mir einige Schwierigkeiten, welche mich an der Wahrheit dieses Grundsatzes zweifeln ließen, zu deren Aufklärung ich nunmehr vorhatte, diejenigen Experimente anzustellen, deren Erzählung hier nachfolgt und die mir eine volle Aufklärung darüber geben mußten, was ich von jenen Zweifeln zu halten hatte. Ich habe ihnen [in ihrer Gesammtheit] den Namen des ‚großen Experimentes über das Gleichgewicht der Flüssigkeiten‘ gegeben u. s. w.“ [1]

Mit diesen Worten leitet Pascal die Beschreibung seines großen, epochemachenden Experimentes über das Gleichgewicht der Flüssigkeiten ein, wodurch neben anderen wichtigen Entdeckungen auch der unwiderlegliche Beweis von der Schwere der Luft und ihren verschiedenen Wirkungen, sowie den Mitteln, sie zu bestimmen, endlich erbracht wurde. Der Brief Pascals an seinen Schwager, worin dieser zum erstenmal zum Experimentiren auf dem Puy de Dôme bei Clermont aufgefordert wird, ist vom 15. November 1647 datirt. Er enthält mit gewohnter Klarheit die Gründe, den Zweck und die Art des Experimentes. An einem und demselben Tage sollen in der Tiefe und auf der Höhe mit denselben Röhren Versuche angestellt werden, ob in der Tiefe das Quecksilber höher steige, als auf der Höhe.

[1] Oeuvres III, 138.

Ist dieses der Fall, und stellt sich im Verfolg eine Gleichmäßigkeit des Unterschiedes heraus, die einen andern Grund als die Verschiedenheit der Lufthöhe nicht haben kann, so ist nach Pascals Ueberzeugung dargethan, daß die Lufthöhe, d. h. der größere oder geringere Druck der Luftsäule der Grund des mehr oder minder hohen Steigens der Quecksilbersäule in der oben geschlossenen Röhre ist.

Es erhebt sich nun die Frage, ob Pascal von selbst oder durch andere auf den Gedanken gekommen war, durch diese Höhendifferenzversuche sich über den letzten Grund des fraglichen Phänomens zu orientiren. Es ist vorerst allgemein angenommen, daß er den Gedanken von Torricelli nicht hatte; dagegen beansprucht kein geringerer als Descartes diese Entdeckung und deren Mittheilung an Blasius für seine Person.

Am 25. September 1647 schreibt Jacqueline von Paris aus an ihre Schwester in Clermont einen Brief, aus dem hervorgeht, daß die alte Voreingenommenheit der Familie Pascal gegen den Philosophen, eine Voreingenommenheit, die seit dem etwas kühlen Verhalten Descartes' den frühzeitigen genialen stereometrischen Versuchen Blasius' gegenüber bestanden hatte, noch immer lebendig war. Nicht bloß zeigten die jungen Leute sich dem Philosophen gegenüber nicht sehr zuvorkommend, sondern sie behandelten ihn geradezu kühl und fast feindselig. Der Besuch bei Pascal wird als eine Gunst betrachtet, die man Descartes gewährt und die dieser — man läßt es durchfühlen — mißbraucht, indem er „unbekannte Knaben" mitbringt. Doch lassen wir der Schwester das Wort:

„Meine liebe Schwester! Ich habe gesäumt, Dir zu schreiben, weil ich Dir ausführlich die Unterredung Descartes' mit meinem Bruder berichten wollte, und ich hatte gestern nicht die Zeit, Dir mitzutheilen, daß Sonntag Abend Herr Habert in Gesellschaft des Herrn de Montigny aus der Bretagne kam, der mir in Abwesenheit meines Bruders, welcher in der Kirche war, sagte, Herr Descartes, sein Landsmann und guter Freund, habe ein großes Verlangen gezeigt, meinen Bruder kennen zu lernen, wegen der großen Achtung, in der er meinen Vater und ihn stehen sehe; daher habe er, Montigny, ihm, Descartes, anempfohlen, meinen Bruder zu besuchen, wenn es diesem, der, wie er wisse, leidend sei, nicht unangenehm wäre, und er glaube, morgen früh um 9 Uhr sei wohl die beste Zeit. Als Herr de Montigny mir dieses sagte, war ich um eine Antwort ziemlich verlegen, weil ich wußte, daß er (Pascal) Mühe hat, sich zum Sprechen zu zwingen, besonders am Morgen; trotz allem glaubte ich indes, die Bitte nicht abschlagen zu dürfen, und wir kamen schließlich dahin überein, man solle morgen um 10½ Uhr den Besuch machen, was er denn auch mit Herrn Habert, Herrn de Montigny (einem jungen Cleriker, den ich nicht kenne, Sohn des Herrn de Montigny) und zwei oder

drei kleinen Knaben that. Seinerseits hatte sich Herr de Roberval eingefunden, den mein Bruder benachrichtigt hatte. Nach dem Austausch einiger Höflichkeiten sprach man von dem Instrument[1], das sehr bewundert wurde, während Herr de Roberval es zeigte. Danach begann man vom Leeren zu sprechen. Als man Herrn Descartes ein Experiment erzählte und ihn dann fragte, was denn wohl nach seinem Dafürhalten in die Spritze gekommen sei, sagte er mit vollem Ernste: ‚Die feine Materie.‘ Darauf antwortete ihm mein Bruder, was er konnte. Herr de Roberval aber, der glaubte, das Sprechen mache meinem Bruder Mühe, setzte Herrn Descartes hitzig zu, mit Höflichkeit versteht sich; dieser aber antwortete mit einiger Schärfe, er werde mit meinem Bruder sprechen, so lange man wolle, da dieser mit Vernunft spreche, nicht aber mit ihm (Roberval), der mit Voreingenommenheit rede; darüber schaute er auf seine Uhr und sah, daß schon Mittag war; so stand er denn auf, da er im Faubourg St.-Germain zum Mittagessen eingeladen war, ebenso wie Herr de Roberval. Descartes nahm ihn in seinen Wagen und dort, wo sie zwei allein waren, geriethen sie wieder scharf aneinander, wie Herr de Roberval uns sagte, der nach Tisch zu uns kam, wo er Herrn Dalibray traf.

„Ich hatte vergessen, Dir zu sagen, Herr Descartes habe meinem Bruder versprochen, ihn andern Tags um 8 Uhr besuchen zu wollen, da er ihn das erste Mal nur so kurze Zeit gesprochen habe. Herr Dalibray, dem man dies sagte, wollte dabei zugegen sein und auch sein möglichstes thun, Herrn Le Pailleur mitzubringen, den mein Bruder ebenfalls hatte rufen lassen; der war aber zu faul dazu, obgleich sie hier ganz in der Nähe zu Mittag speisen sollten. Herr Descartes kam theilweise, um das Uebel meines Bruders zu untersuchen, worüber er ihm aber nichts bedeutendes sagte; bloß rieth er ihm, den ganzen Tag im Bett zu bleiben, bis er dessen müde sei, und tüchtig Bouillon zu nehmen. Sie sprachen von vielen anderen Dingen, denn er blieb bis 11 Uhr, aber ich könnte nicht sagen worüber, denn ich war gestern nicht dabei und konnte es auch nicht erfahren, weil wir den ganzen Tag damit zu thun hatten, daß er sein erstes Bad nehme. Er fand, daß ihm das etwas Kopfweh mache; aber der Grund wird sein, weil er zu warm badete, und ich glaube, daß der Aderlaß am Fuß, am Sonntag Abend, ihm wohlgethan hat; denn am Montag sprach er stark den ganzen Tag, morgens mit Herrn Descartes, nachmittags mit Herrn de Roberval, gegen den er viel über allerlei Dinge disputirte, die sowohl zur Theologie als zur Physik gehören. Von dem vielen Sprechen hatte er keine anderen übeln Folgen, als daß er nachts viel schwitzte und wenig schlief; das von mir gefürchtete Kopfweh blieb aber aus. . . .

„Sage Herrn Ausoult, mein Bruder habe auf seinen Brief hin an P. Mersenne geschrieben, um von ihm die Gründe zu erfahren, weshalb Herr Descartes gegen die Luftsäule sei. Der Pater schrieb ihm sehr unleserlich, weil man ihm beim Aderlaß die Arterie des rechten Armes durchschnitten hat. Ich las jedoch, daß nicht Herr Descartes, sondern Herr de Roberval dagegen sei; Descartes sei im Gegentheil dafür, aber aus einem Grunde, den mein

[1] Jedenfalls die Rechenmaschine.

Bruder nicht richtig findet. Auch meldete der Pater, Herr Descartes habe ein großes Verlangen, den Bruder und das Instrument zu sehen. Wir hielten dies alles aber für bloße Höflichkeit.“ [1]

So die Schwester. Vielleicht würde die ganze oben angedeutete Controverse nicht bestehen, wenn Jacqueline auch der zweiten Unterredung beigewohnt hätte. Sie würde uns dann berichtet haben, in welcher Art die Frage des „großen Experimentes“ zwischen Descartes und Pascal zur Sprache gekommen sei, ob wirklich Descartes zuerst den Gedanken gehabt und Pascal klar und deutlich aufgefordert habe, den Versuch mit dem verschiedenen Luftdruck zu machen. Descartes behauptet dieses in einem Brief vom 11. Juni 1649 an den gemeinsamen Freund Carcavy, dem gegenüber er sich beklagt, daß Pascal ihm nicht einmal das Resultat seines Experimentes mitgetheilt habe: „Ich schmeichle mir mit dem Gedanken, daß Sie es nicht unangenehm finden, wenn ich Sie bitte, mir den Erfolg eines Experimentes mitzutheilen, das, wie man mir sagt, Herr Pascal auf den Bergen der Auvergne gemacht oder hat machen lassen. Ich hätte ein Recht, diese Mittheilung eher von ihm selbst als von Ihnen zu erwarten, weil ich es bin, der ihn vor zwei Jahren ermahnt hat, dieses Experiment zu machen, und der ihm die Versicherung gab, daß ich an dem Erfolg nicht zweifle, obgleich ich selbst es noch nicht gemacht habe. Da er (Pascal) aber der Freund des Herrn de Roberval ist, der ganz offen nicht der meinige ist, und da ich schon sah, daß er in einem Flugblatt von zwei oder drei Seiten meine ‚feine Materie‘ angreift, so habe ich allen Grund zu glauben, daß er der Leidenschaft seines Freundes folgt.“

Die Behauptung Descartes’ könnte kaum klarer sein. Andererseits schweigt Pascal vollständig über eine Antheilnahme des Philosophen an seinem „großen Experiment“, das er voll und ganz als sein geistiges Eigenthum beansprucht [2]. Werden wir ihn deshalb des Plagiats oder Descartes der Lüge beschuldigen? Nach beiden Richtungen würden wir Vorgänger haben, die uns jedoch nicht auf dem richtigen Weg zu sein scheinen. Wir können freilich bedauern, daß Pascal, dem durch Carcavy jedenfalls Kunde von der Behauptung Descartes’ geworden ist [3], auch in diesem Falle wieder

---

[1] Brief vom 25. September 1647.

[2] So in seinem Briefe an Ribeyre: „Je vous le dis hardiment, que cette expérience est de mon invention . . . entièrement de moi.“

[3] Bossut sagt ausdrücklich: „Pascal la méprisa et n’y fit aucune réponse.“ Man könnte einen Grund für dieses Schweigen darin finden, daß die Anklage nicht öffentlich war.

geschwiegen hat, als ob eine Rechtfertigung unter seiner Würde sei — wo er doch gegen P. Noël ganz anders handelte; aber so weit werden wir darum doch nicht gehen, gegen ihn den Verdacht zu hegen, er habe eine so epochemachende Entdeckung für sich beansprucht, wenn sie wirklich das geistige Eigenthum Descartes' gewesen wäre. Wie der Irrthum oder scheinbare Widerspruch zwischen den beiden Behauptungen zu lösen sei, haben andere vor uns mit mehr oder minder Geschick zu finden gesucht, zuletzt noch J. Bertrand. Pascal, so meint der Akademiker, habe über die verschiedenen Behauptungen Descartes' und mehr noch über dessen komische Erklärungsversuche das Lachen kaum bewältigen können, und da er von vornherein von der Thatsache überzeugt gewesen sei, Descartes sei mit seiner „feinen Materie" überhaupt auf dem Holzwege, so habe es leicht geschehen können, daß er den Vorschlag des Philosophen, ein Experiment bei verschiedenem Luftdruck zu machen, ganz überhört oder wenigstens nicht ernst genommen habe. Auch sei es ja möglich, daß Pascal seine Entdeckung schon gemacht und den Gedanken des Experimentes fix und fertig im Kopfe gehabt, sich aber der Priorität nicht verlustig erachtet habe, wenn auch Descartes denselben Gedanken äußerte ... Zum Schluß sagt Bertrand: „Muthmaßungen sind keine Beweise. Pascal hatte seine Meinung geändert; seine Abhandlung über das Leere beweist es uns; bevor er als wahren Grund des Steigens des Quecksilbers den Luftdruck angibt, hat er selbst an einen begrenzten Horror vacui geglaubt. Die der Wahrheit so entgegengesetzten Erklärungen, welche man in den Werken Descartes' findet, könnte man ebenfalls mit einer exactern Theorie vereinbaren, welche er am Tage des Besuches bei Pascal angenommen habe. Ich weiß und ich darf es nicht verschweigen, daß man in den Werken von Descartes Stellen begegnet, die seinen Ansprüchen günstig sind; sie beweisen seinen guten Glauben; diejenigen, die ich gesammelt [und angeführt, um zu zeigen, daß Pascal lachen mußte und Descartes überhaupt in der Frage nicht ernst nehmen konnte], erlauben uns, an dem guten Glauben Pascals nicht zu zweifeln." [1]

---

[1] S. 312. — Bossut selbst muß zugeben, daß Descartes nicht ganz so unrichtig über den Hauptpunkt, die Schwere der Luft, dachte, als Bertrand zu glauben scheint. „Wenn einer seiner Briefe, der das Datum von 1631 trägt, wirklich um diese Zeit geschrieben wurde, so sieht man, daß Descartes schon damals in Bezug auf die Schwere der Luft ungefähr dieselben Ideen hatte, die Torricelli später aussprach." (Discours prélim. XVII.)

Nach dem Beispiel der besonnensten und ruhigsten Biographen sagen daher auch wir: „Non liquet.“ Wir wollen keinem der beiden Männer bewußte Lüge zutrauen und meinen, es müsse eine Erklärung geben, welche die Wahrheit beider Behauptungen in ihr Licht stellt; diese Erklärung aber zu finden, ist bei der Beschränktheit unserer Kenntnisse von der Unterredung bis auf weiteres und wahrscheinlich für immer unmöglich.

Von wem immer auch der erste Gedanke ausging, die erste Ausführung desselben geschah auf Pascals Weisung durch den Schwager Périer. Es ist für uns, denen die Vorstellung vom Druck der Luft so geläufig ist, vom größten Interesse, zu lesen, wie der Beweis für diese Thatsache zum erstenmal wirklich erbracht wurde. Die Darstellung jener Experimente hat bei aller charakteristischen Einfachheit etwas Hochdramatisches; man wird sich bewußt, der Entdeckung eines neuen Wissensgebietes und dessen friedlicher Eroberung beizuwohnen. Man denke sich Pascal, als er nach nahezu jahrelangem Warten den ersten Bericht Périers über das geglückte Experiment in Händen hielt!

So sehr sich nämlich der Schwager auch für die Frage interessirte, so konnte er doch erst am 22. September 1648 die Ungeduld Pascals befriedigen. Bald waren es seine Beschäftigungen, die ihn von Clermont fernhielten, bald das schlechte Wetter auf dem Puy de Dôme, die jegliches Experiment unmöglich machten.

„Endlich,“ so schreibt er, „Samstag den 19. ds. war das Wetter zwar sehr unbeständig; aber da sich der Morgen gegen 5 Uhr ziemlich schön anließ, und die Höhe des Puy de Dôme unbewölkt war, so entschloß ich mich, an diesem Tage das Experiment zu wagen. Zu diesem Ende schickte ich zu mehreren angesehenen Personen dieser Stadt Clermont, theils Priestern, theils Laien, die mich gebeten hatten, sie von dem Tag zu unterrichten.... Sie sind alle sehr fähige Köpfe, nicht bloß in ihrem Fache, sondern in allen Arten von Kenntnissen, und ich war entzückt, mit ihnen die Untersuchung anzustellen. Gegen 8 Uhr morgens trafen wir im Garten der Minimen, der ungefähr der tiefste Theil der Stadt ist, zusammen, und wir begannen das Experiment folgendermaßen:

„Zuerst goß ich in ein Gefäß 16 Pfund Quecksilber, das ich drei Tage hindurch rectificirt hatte; dann nahm ich zwei ganz gleiche Glasröhren von 4 Fuß Länge, die an einem Ende hermetisch verschlossen, am andern offen waren. Mit beiden machte ich in dem Gefäß das gewöhnliche ‚Experiment des Leeren‘, brachte dann die gefüllten Röhren nebeneinander (ohne sie aus dem Quecksilber zu ziehen), und es traf sich, daß das Quecksilber in beiden auf dieselbe Höhe gestiegen war und daß in beiden die Metallsäule sich 26 Zoll $3^1/_2$ Linien über die Oberfläche des Quecksilbers im Gefäß erhob. Ich wiederholte das Experiment am selben Ort und unter denselben Bedingungen noch

zweimal, und wir hatten genau dasselbe Resultat. Nun ließ ich eine der beiden Röhren in dem Gefäß am Orte zurück und bat den P. Chastin, einen der Patres des Klosters, der von diesen Dingen etwas versteht, sich von Zeit zu Zeit an die Röhre zu bemühen und zu beobachten, ob in der Höhe des Quecksilberstandes eine Aenderung eintrete. Mit der andern Röhre und einem Theil desselben Quecksilbers machte ich mich in Gesellschaft der genannten Herren auf die Höhe des Puy de Dôme, der sich über die Minimen ungefähr 500 Klafter erhebt. Als ich dort dasselbe Experiment wie im Klostergarten gemacht hatte, fand sich, daß die Höhe der Quecksilbersäule in der Röhre über der Oberfläche des Quecksilbers im Gefäß nur mehr 23 Zoll 2 Linien betrug, während sie im Klostergarten 26 Zoll 3½ Linien betragen hatte. Der Unterschied belief sich also auf 3 Zoll 1½ Linie. Allgemein war unser Staunen und unser Verwundern, und wir fühlten uns alle so betroffen, daß wir zu unserer Befriedigung das Experiment wiederholten. An fünf verschiedenen Stellen des Gipfels nahmen wir es deshalb erneut und mit größter Aufmerksamkeit wieder vor, bald im geschlossenen Raum der kleinen Kapelle, bald unter freiem Himmel, bald geschützt, bald im Windzug, bald bei schönem Wetter, bald während des Regens und des Nebels, die uns bisweilen überraschten, nachdem wir vorher sehr sorgfältig die Röhre luftfrei gemacht; trotz allem fand sich bei allen Versuchen dieselbe Höhe von 23 Zoll 2 Linien, also immer derselbe Unterschied von 3 Zoll 1½ Linie mit der Höhe im Klostergarten. Wir glaubten endlich genug gethan zu haben. Beim Heruntersteigen vom Berge wiederholte ich das Experiment, immer mit derselben Röhre, demselben Quecksilber und demselben Gefäß, bei der Lafon de l'Arbre genannten Stelle, die bedeutend höher liegt als das Kloster, aber auch bedeutend tiefer als die Bergspitze. Die Höhe der Quecksilbersäule betrug 25 Zoll. Ich machte an derselben Stelle das Experiment ein zweites Mal, und Herr Mosnier . . . wollte es ebenfalls versuchen: das Resultat war und blieb 25 Zoll . . . was uns nicht wenig zur Genugthuung gereichte, da wir nun klar sahen, daß die Höhe der Quecksilbersäule mit der Höhe des Versuchsortes im Verhältnisse stehe. Als wir ins Kloster kamen, fand ich das Gefäß, das ich dort zum ständigen Besuch zurückgelassen hatte, noch auf derselben Höhe (26 Zoll 3½ Linien), auf der es sich auch, wie P. Chastin, der all die Zeit auf seinem Beobachterposten geblieben war, mir versicherte, den ganzen Tag gleichmäßig gehalten hatte, obgleich das Wetter sehr ungleich gewesen war, bald heiter, bald regnerisch, bald neblig und bald windig . . ."

Périer erzählt nun, wie er das Experiment noch verschiedene Male in der Tiefe des Klostergartens und dann am folgenden Tag auf dem höchsten der Thürme von Notre-Dame de Clermont gemacht habe. Zum Schluß faßt er das Ergebniß der Experimente so zusammen, daß er die Höhenverschiedenheiten des Versuchsortes der Höhe der jedesmaligen Quecksilbersäule gegenüberstellt und daraus schon im Groben das Verhältniß der beiden zu entdecken scheint.

„Da diese Erzählung", so berichtet Pascal, „alle meine Schwierigkeiten beseitigte, so will ich gern gestehen, daß sie mir viel Vergnügen machte; und

da ich sah, daß der Unterschied von 20 Klafter Höhe des Versuchsortes eine Verschiedenheit von 2 Linien an der Quecksilbersäule zur Folge hatte und 6—7 Klafter eine solche von ungefähr einer halben Linie bedingten, letzteres aber in dieser Stadt leicht zu constatiren war, so machte ich das Experiment am Fuß und auf der Höhe des Thurmes von St. Jacques de la Boucherie, der eine Höhe von 24—25 Klafter hat. Ich fand mehr als 2 Linien Unterschied in der Höhe der Quecksilbersäule; später machte ich das Experiment an einem Privathaus, das 90 Stufen hoch war, und ich fand ganz deutlich die halbe Linie Unterschied."

Einmal von der Richtigkeit der Thatsachen überzeugt, beeilte sich Pascal, in einer gedruckten Erzählung dem wißbegierigen Publikum von der epochemachenden Entdeckung Kunde zu geben (1648). Außer den thatsächlichen Mittheilungen ist besonders von Werth das Nachwort „An den Leser". Pascal führt kurz den Stand der Frage vor. Er erinnert an die Allgemeinheit und das Alter des Grundsatzes, daß die Natur eher ihre Zerstörung als einen leeren Raum zulasse. Einige Philosophen freilich seien etwas weniger weit gegangen, indem sie sagten, die Natur habe wohl Widerwillen gegen das Leere, allein dieser Widerwille habe seine Grenzen, er könne überwunden werden. Kein Gelehrter aber habe bisher gewagt zu sagen: Die Natur hat überhaupt keinen Widerwillen gegen das Leere, sie thut überhaupt nichts, um es zu hindern . . .

Die früheren Experimente, von denen er im „Abriß" berichtete, hätten nun seiner Meinung nach die Unrichtigkeit des ersten Axioms dargethan, weshalb er sich infolge derselben bis auf weiteres zum zweiten bekannt habe. Die neuesten Experimente dagegen zwängen ihn, auch dieses aufzugeben und den entscheidenden Schritt zum ganz neuen dritten zu thun. Es klingt wie ein Abschiedsgruß an die alte Physik, wenn Pascal schreibt: „Nicht bloß in diesem Falle hat die Spitzfindigkeit der Menschen, wenn ihre Schwäche den wahren Grund einer Erscheinung nicht finden konnte, eingebildete Scheingründe gegeben, die man dann mit schönen Namen belegte, welche das Ohr zwar füllen, den Geist aber leer lassen . . . Es geschieht trotz allem nicht ohne eine gewisse Trauer, daß ich von jenen so allgemein angenommenen Meinungen ablasse; ich thue es nur, indem ich der Macht der Wahrheit weiche, die mich zwingt. Ich habe den neuen Meinungen widerstanden, solange ich noch einen Vorwand hatte, den alten zu folgen; die Grundsätze, die ich in meinem Abriß anwendete, beweisen das hinlänglich." [1]

---

[1] III, 145 f.

Solche Worte sind bezeichnend für den Charakter des exacten Forschers und kühnen Entdeckers. Es liegt nicht im Rahmen unserer Darstellung, die weiteren Versuche zu berichten, welche zur Ausbildung des aërostatischen Systems nothwendig waren, und welche unter Pascals Leitung von Périer in der Auvergne, von Chanut und Descartes in Stockholm bis tief in das Jahr 1651 hinein fortgesetzt wurden. Nur die lange Dauer dieser Experimente, also die lange Beschäftigung Pascals mit diesem wissenschaftlichen Gegenstand möchten wir hier hervorheben [1]. Die Arbeitskraft und der Forschereifer des Kranken würden dem Leser aber erst ganz klar werden, wenn wir an dieser Stelle die Nebenstudien über das Gleichgewicht der Flüssigkeiten vorführen wollten, die ursprünglich durch das Experiment der Quecksilbersäule angeregt wurden, mit der Zeit aber zu einem eigenen Forschungsgebiet sich erweiterten. Auch auf dem Felde der Hydrodynamik ist Pascals Name unvergessen durch seine Theorie der Kraftübertragung und das, was er 150 Jahre vor der praktischen Einführung über die hydraulische Presse lehrt. Seine Theorie über den Druck der Flüssigkeiten nach allen Richtungen ist bis auf den heutigen Tag ohne Widerspruch und ohne Correctur geblieben. Wie viele Versuche diese Resultate gekostet, wie viel Aufwand des Geistes bloß in Erfindung der nöthigen Instrumente, wie viel Zeit und Aufmerksamkeit der Beobachtung, wie viel Berechnungen zur Controle, das kann nur der Fachmann richtig beurtheilen und würdigen. Und das ist der Blasius Pascal, der nach der Erzählung seiner Schwester sich seit seiner Bekehrung nur mehr ausschließlich mit der Vollkommenheit beschäftigte! Es ist übrigens Zeit, uns jetzt auch dem Leben Pascals nach dieser Richtung zuzuwenden; denn wie sehr auch der Gelehrte unsere Aufmerksamkeit verdient, das Bild des Jansenisten ist doch für weitere Kreise von größerem — tragischem Reize.

---

[1] Ueber die Theilnahme Descartes' an den Experimenten schreibt mit Recht Maynard: „In jeder Weise zeigte der Philosoph hier eine Großmuth und einen Seelenadel, der ihm alle Ehre macht." Blaise Pascal I, 211. Descartes starb während der Versuche, und Chanut setzte dieselben allein fort.

(Fortsetzung folgt.)

W. Kreiten S. J.

Münzenbergers Werk über die mittelalterlichen Altäre Deutschlands.

In den siebenziger Jahren wurde zu Frankfurt am Main die Frage vielfach besprochen, wie der Kaiserdom, dessen Restauration eifrig gefördert wurde, mit Altären auszustatten sei. Die Antworten fielen sehr verschieden aus. Der infolge vielfacher und rastloser Thätigkeit leider so früh verstorbene Stadtpfarrer, Geistlicher Rath Münzenberger, setzte alle Hebel in Bewegung, damit keine „modernen gotischen Altäre" in den Dom kämen. Was man damals unter solchen „gotischen Altären" verstand, hat er ebenso wahr wie drastisch geschildert:

„Alle möglichen und unmöglichen Architekturformen der Gotik wandte man hier an, nur nicht die durch jahrhundertelange Praxis in allen Ländern, in die der gotische Stil Eingang gefunden hat, geheiligten. Man setzte das Wesen eines schönen neuen Altars in eine Anzahl von gotischen Nischen, in denen möglichst große Heiligenstatuen aufgestellt wurden, jede Nische natürlich mit dem unvermeidlichen gotischen Architekturgiebel versehen, und dann über dem Ganzen möglichst viele hohe Fialen mit den obligaten Strebepfeilern und dem anderen architektonischen Bauwerk. Dem sogen. Kunstschreiner fiel hier die Hauptaufgabe zu, und es war nur zu natürlich, daß der Architekt wie die ausführenden Meister für ihre sauber ausgeführten Holz-Architekturen, die bei diesen Altären entschieden die Hauptsache ausmachen, auch in der Regel die Naturfarbe des Holzes beibehielten, während das Nebenwerk, die von irgend einem, oft weit entfernt wohnenden Bildhauer ausgeführten Statuen, eine Bemalung erhielt, die ebensowenig Verständniß für die alte, edle Art der Polychromirung verrieth, als die Ausführung der Bildwerke Kenntniß und Studium der alten Sculptur an den Tag legte."

Um nun den Frankfurter Dom vor solchen „gotischen" Altären zu bewahren, begann Münzenberger ein eingehendes Studium der mittelalterlichen Altäre Deutschlands. Bis zum Jahre 1885 hatte er „eine Sammlung von ungefähr 300 brauchbaren Altarphotographien zusammen, während es gelang, ein genaues Verzeichniß von etwa 2000 mittelalterlichen Altären aufzustellen, die noch in Deutschland und den früher in staatlichem Verband mit ihm befindlich gewesenen Ländern, in Oesterreich, Belgien, in der Schweiz, vorhanden sind." Fünf Jahre später waren ihm infolge fortgesetzten Suchens „weit über 1000 mittelalterliche deutsche Altäre weiter bekannt geworden, von deren Vorhandensein er früher trotz vieljähriger Studien keine Ahnung gehabt hatte." Solche Erfolge bewogen ihn, die Ergebnisse seiner Forschungen in einem groß angelegten Werke niederzulegen, welchem er den Titel gab: „Zur Kenntniß und Würdigung der mittelalterlichen Altäre Deutschlands. Ein Beitrag zur Geschichte der vaterländischen Kunst." (Frankfurt 1885 ff.) Als ihn am Ende des Jahres 1890 der Tod ereilte, war ein stattlicher Folio-

band von 208 Seiten mit 80 photographischen Tafeln vollendet. Für den zweiten Band liegen Manuscript und Illustrationsmaterial theilweise vor, so daß man hoffen darf, auch dieser werde erscheinen.

Da die Frage nach der Art und Weise, wie man einen Altar bauen soll, welche den Verfasser zu seiner Arbeit veranlaßte, auch an vielen Orten immer wieder an Kirchenvorsteher und Pfarrer herantritt, während doch nicht sehr viele das kostbare Werk sich anschaffen können, dürfte es sich empfehlen, aus dem höchst lehrreichen Buche das Wichtigste auszuheben und hier mitzutheilen. Es wird zeigen, wie der beste Kenner deutscher Altäre die Beantwortung jener Frage sich dachte, und vielleicht vor zahlreichen, theuer zu bezahlenden Mißgriffen bewahren.

Um sicher voranzugehen, ist Münzenberger bei seinen Untersuchungen im großen und ganzen der chronologischen Entstehung der deutschen Altäre gefolgt. Die romanische Zeit bot ihm geringe Ausbeute, weil aus ihr wenig erhalten ist und weil Altaraufsätze in jener Periode fehlten oder sehr einfach waren. Freilich erhielt damals der Altartisch verhältnißmäßig reichen Schmuck. Bis zum 12. Jahrhundert lag seine Platte nicht selten auf Säulen, späterhin auf einem gemauerten Kern, der häufig auf der Vorderseite, zuweilen auch ringsumher mit Rahmenwerk oder mit Säulen und Bogen belebt ward. Bei Festen stellte man vor den Altartisch ein reiches Antipendium. Dasselbe war z. B. in Basel aus Gold; an anderen Orten bestand es aus vergoldetem Metall. Bis um das Jahr 1000 kamen auf den Altartisch nur Kelch, Patene und Meßbuch. Seit dem Beginn des zweiten Jahrtausends aber gewöhnte man sich mehr und mehr daran, auf denselben Leuchter und ein Kreuz, dann aber auch Reliquiare und Bildwerke zu stellen. Die ältesten bekannten Aufsätze Deutschlands sind diejenigen der Walpurgiskirche zu Soest (jetzt im Provinzialmuseum zu Münster, c. 1165), des Stiftes St. Ursula in Köln (jetzt im dortigen Museum, 12. Jahrhundert) und der Kirche von Lüne bei Lüneburg (c. 1250). Sie gleichen so sehr den Antipendien, daß sie bisher trotz ihrer Höhe mit solchen verwechselt worden sind und erst Münzenberger sie als das wiedererkannte, was sie ehedem waren.

Da die bedeutenderen Kirchen des 12. und 13. Jahrhunderts den Reliquienschrein eines Heiligen besaßen, wurde derselbe hinter dem Altar auf einen Sockel gestellt, und zwar so hoch, daß er jene den Antipendien gleichenden Altaraufsätze überragte. Um die im Schrein ruhenden Reliquien zu ehren, baute man über sie einen Baldachin und verzierte auch diesen aufs reichste. Altaraufsatz und Reliquienschrein, die sich so nahe standen, verwuchsen allmählich. Man mußte nun nach einer Vorrichtung suchen, wodurch das Reliquiar und mehr noch sein Inhalt vor Beraubung geschützt würden. So kam man dazu, den Altaraufsatz wie einen im Innern reich verzierten Schrank zu gestalten und ihm Flügelthüren zu geben, welche während der Nacht und in der Fastenzeit verschlossen, zu Festzeiten aber weit geöffnet wurden. Vorbereitet ward dieser Schritt durch eine Reihe im Innern entweder ganz hohler oder mit einem schrankartigen Behältniß versehener Altartische. Der Fortschritt bestand darin, daß man die Reliquiare nicht mehr in den Altar barg,

sondern sie, wie es der neuen Richtung in der zweiten Hälfte des Mittelalters entsprach, auf den Altar erhöhte und den Verehrern sichtbarer machte.

Die alten Reliquienaufsätze mit Flügeln haben nun zwei verschiedene Formen angenommen, je nachdem sie nur eine Anzahl Reliquiare oder auch einen größern, sarkophagartigen Schrein enthielten. Im letztern Falle wurde der Schrein in die Mitte gestellt. Er kam aber so in den Altar, daß man von vorne nicht eine seiner Langseiten, sondern eine der schmalen Stirnflächen sah. Der Schrein ragte auf der Rückseite des Altaraufsatzes heraus und ruhte dort auf einem Unterbau, der oft bis zur Chormauer reichte. Dieser konnte aber meist zurückgeschoben werden. Fromme Verehrer schritten, wenn sie an Festen um den Altar zogen, unter dem Schrein her. Anfänge derartiger Anlagen zeigen die alten Hochaltäre von St. Ursula und St. Severin zu Köln aus dem 13. Jahrhundert sowie die von St. Wendel und von Gheel in Flandern. Weiter entwickelt ist der 1290 geweihte Hauptaltar der Marburger Elisabethkirche; ein spätes vollkommen ausgeführtes Beispiel dieser Art endlich ist im Xantener Victorsaltar erhalten.

Wo man keinen großen, alles beherrschenden Prachtschrein, sondern nur kleinere Reliquiare besaß, wurden dem Altaraufsatz viele Nischen gegeben, welche jene Reliquiare aufnahmen. Beispielsweise besteht der um 1300 angefertigte Altaraufsatz des Prämonstratenserklosters Altenberg bei Wetzlar aus fünf Abtheilungen mit neun Nischen. In der mittlern Abtheilung thront ein Madonnenbild; die vier seitlichen sind wiederum quergetheilt und mit gotischem, fensterartigem Maßwerk theilweise verschlossen. Sie dienten zur Aufnahme von Reliquiaren; die gemalten Flügel waren noch 1863 vorhanden, sind aber seitdem verschollen. Der Hochaltar des Cistercienserklosters Doberan in Mecklenburg zerfällt in der Breiterichtung in sieben Abtheilungen und ist in der Höhenrichtung so in drei Reihen zerlegt, daß eine große Anzahl Nischen zur Aufstellung des Kirchenschatzes entstand. Seine Flügel sind auf der innern Seite mit geschnitzten, auf der äußern mit gemalten Bildern verziert. Aehnlich ist um 1324 der frühgotische Altar von Marienstatt in Nassau angelegt. Auch er zerfällt in der Breite in sieben Abtheilungen, in der Höhenrichtung in drei. In der untersten Reihe lagen ehedem in Seide gehüllte Reliquien, in der zweiten Reihe ist die mittlere Nische zur Aufnahme eines kostbaren Reliquiares eingerichtet, die sechs übrigen im Schrein und weitere sechs entsprechende in den Flügeln enthalten zwölf Büsten jungfräulicher Martyrinnen mit deren Reliquien. Die oberste Reihe erhielt für die Mitte eine Gruppe der Krönung Maria's, der Patronin der Kirche, für die zwölf übrigen Nischen kleine Statuen der Apostel.

Gerne stellte man während des ganzen Mittelalters in die Altäre Statuen, deren Brust eine kleine, mit Reliquien gefüllte Oeffnung hatte, die mittelst eines großen Halbedelsteins verschlossen und zugleich kenntlich gemacht ward [1].

---

[1] Münzenberger bemerkt S. 63 und 89, daß zu Braunschweig, Halberstadt und Meißen solche in alten Crucifixen jener Kirchen angebrachte Reliquienhöhlen ihm als Vorrichtung „zur Herstellung künstlicher Blutungen" erklärt und gezeigt

Sollten in dem Altar keine Reliquiare aufgestellt werden, so hatten die Vorsteher der Kirche die Wahl zwischen geschnitzten oder gemalten Flügelaltären oder zwischen solchen Flügelaltären, welche die Mitte einhielten zwischen beiden Arten, deren mittleres Stück also Schnitzwerk enthielt, während die Flügel beiderseitig bemalt oder auf der innern Seite geschnitzt und auf der äußern bemalt wurden. Man wundere sich nicht, daß gesagt wird, die Wahl habe nur zwischen verschiedenartig angelegten Flügelaltären schwanken können. Hat doch Münzenberger „sich alle Mühe gegeben, gerade diejenigen mittelalterlichen Altäre kennen zu lernen, die von der Art des Flügelaltares abweichen, sei es als Tabernakel- oder als Baldachin- oder als Tetravelen-Altäre; er hat aber bei aller Bemühung deren nur wenige entdecken können, zusammen vielleicht 25. Ebenso verschwindend klein ist die Anzahl der aus Stein und Metall gearbeiteten Altäre, und doch liegt es auf der Hand, daß gerade von ihnen, wenn sie in alter Zeit zahlreich gewesen wären, noch verhältnißmäßig besonders viele hätten erhalten bleiben müssen. Waren sie doch nicht wie die Holzaltäre dem verderblichen Wurm noch dem verzehrenden Feuer ausgesetzt. . . . Es ergab sich (also) aus den Studien zunächst, daß die Form des sogen. Flügelaltars, und zwar des aus Holz geschnitzten, in ganz Deutschland nahezu drei Jahrhunderte fast ausschließlich geherrscht hat."

Es sind nun in der Geschichte dieser Flügelaltäre drei Perioden zu unterscheiden: eine frühgotische bis 1375, eine mittlere bis 1475 und eine spätgotische bis etwa 1525.

In der ältesten Periode bauen sich über den Figuren streng construirte Baldachine auf, welche mit dem Schrein selbst in architektonischem Zusammenhange stehen. Sie ruhen auf festen, vom Boden des Schreines ausgehenden Pfeilern und verwachsen mit dessen oberem Abschluß. Die Figuren sind entweder nur Einzelstatuen oder nur Gruppen, und zwar sowohl im Schrein als auf der Innenseite der Flügel.

In der mittlern Periode dagegen werden Einzelfiguren und Gruppen nebeneinander gestellt. So liebt man in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts in Norddeutschland Schreine mit einer mittlern Gruppe, neben der rechts und links je zwei Gruppen angebracht werden, während die Flügel zwei Reihen mit Standbildern erhalten. Die Baldachine sinken herab zu einem Beiwerk, das zu den Figuren hinzukommt. Die Gruppen der Einzelfiguren stehen im Schrein nebeneinander, zuweilen getrennt durch reichgestaltete Ständer, welche selbständig die Abtheilungen des Schreines bilden, und zwischen denen ebenso selbständig über den Bildwerken die Baldachine hervortreten.

Während die Frühgotik zierliche, schlanke Thürmchen auf den Schrein aufbaute, fehlen diese später: der Altar endete also geradlinig. Dagegen ver-

---

wurden. Wie durch dieselben, obgleich sie mit den Händen und Füßen des Gekreuzigten keine Verbindung haben, und obgleich die Kreuze hoch oben an Eisenstangen hingen, solche „die Menge zu Mitleid erregenden Blutungen veranstaltet werden" konnten, wird natürlich nicht erklärt. Aber wie viele Besucher werden trotzdem jene Erklärung glauben und den Aberglauben des Mittelalters beklagen!

mehrte man die Flügel zuerst auf zwei Paare. An Wochentagen blieb der Altar geschlossen, so daß man die einfache, oft grau in Grau gemalte Außenseite erblickte; an Sonntagen wie an gewöhnlichen Festtagen öffnete man das erste Flügelpaar und zeigte dem Volke vier Gemälde auf Goldgrund; bei den höchsten Feierlichkeiten wurde auch das zweite Flügelpaar zurückgeschlagen und so das mit geschnitzten Bildern gefüllte Innere des Schreines und der zweite Flügel sichtbar. Gegen Ende des Mittelalters gab man reicheren Altären sogar drei Flügelpaare. Man steigerte deren Wirkung so, daß der geschlossene Altar die einfachste Farbengebung, oft nur Grau in Grau, zeigte, welche für die Fastenzeit paßte. Die Oeffnung der ersten Flügel ergab reichere Gemälde ohne Goldgrund, die Oeffnung des zweiten Paares reiche Gemälde auf Goldgrund, die des letzten Paares in höchster Prachtentfaltung glänzend vergoldete und geschnitzte Bilder. Es liegt auf der Hand, wie praktisch diese Einrichtung war, weil sie für die verschiedensten Festzeiten einen entsprechenden Altar bot, besonders wenn überdies bei Auswahl des Inhalts der Bilder auf jenen Wechsel und die Theile des Kirchenjahres Rücksicht genommen ward. Schlesien bewahrt bis jetzt noch 22 Altäre mit mehr als einem Flügelpaar. In bedeutenderen Kirchen vermehrte man diesen Reichthum noch dadurch, daß außer den beweglichen Flügelthüren zwei feste Flügel neben dem Schrein angebracht wurden, auf welche sich die beweglichen legten, wenn sie geöffnet wurden. Unter solchen festen Flügeln dehnte sich die Predella bis zur Breite der geöffneten Flügel aus, während sie sonst nur der Breite des mittlern Theiles entspricht.

In der dritten, der *spätgotischen Periode*, von 1475 bis etwa 1525, steht der Schrein stets auf einem Untersatz, was früher Ausnahme war. Diese Predella ist dann mit gemalten oder geschnitzten Bildern gefüllt und hat zuweilen gleich dem Hauptschreine ihre Flügel. Oft ist sie wenigstens in der Mitte als Schrank gebildet, um Reliquiare aufzunehmen. Erst sehr spät werden ihre Schränkchen für die Aufbewahrung des heiligsten Sacramentes hergerichtet, das sich sonst meistens in einem eigenen, auf der Evangelienseite stehenden Sacramentshäuschen befand.

Oft verläßt in dieser Zeit der obere Abschluß des Schreines die einfache horizontale Linie. Er wird entweder nur in der Mitte überhöht oder nimmt die Form eines Bogens an. Das Ganze erhält einen hohen Aufsatz, welcher, in immer freierer Art aufwachsend, sich von den an feste Linien gebannten Architekturformen des Steines mehr und mehr losmacht. Der Holzschnitzer ahmte die Verästelung seines Materials nach und gestattete seiner Phantasie noch größere Freiheit, als die Goldarbeiter in ihren spätgotischen Monstranzen anwenden. Die in letzter Zeit irgendwo ausgeführte Idee, den Baldachin einer silbernen Monstranz in genauer Nachahmung der Kölner Domthürme zu formen, würde einem Goldschmied des 15. Jahrhunderts ebenso unbegreiflich gewesen sein, wie dem alten Bildschnitzer der Versuch, mit den Fialen und Strebebogen des Kölner Chores einen Altar zu verzieren.

Die Figuren wachsen während der letzten Jahrzehnte des Mittelalters bis über Lebensgröße. Oft steht eine größere Statue zwischen zwei kleineren;

zuweilen füllt eine große Gruppe den ganzen Schrein. In anderen Fällen begleiten kleine Figuren und Gruppen eine in der Mitte stehende große.

„Nirgends begegnen wir so oft als gerade in Schlesien nicht bloß großen Dimensionen der Altarschreine, sondern auch der in ihnen aufgestellten Figuren. Anderwärts finden wir ja auch ersteres wohl; dann sind aber fast immer die Räume der Mittelschreine und der Flügel vielfach getheilt, in mehrere Etagen über- und in zahlreiche kleinere Compartimente nebeneinander. Wenn aber auch die Mittelpartien der Hauptschreine ungetheilt bleiben, so weist man dem Ornament, den Consolen und Baldachinen so vielen Raum zu, daß die dort zur Aufstellung gelangenden Figuren doch verhältnißmäßig klein sind ... In ganz Norddeutschland zusammen finden sich nicht so viel Altäre mit lebensgroßen und überlebensgroßen Figuren als in dem einen Schlesien. Letzteres bildet dadurch den Uebergang zu den Altarwerken Süddeutschlands, die in zahlreichen Fällen große Altarfiguren aufzuweisen haben. . . .

„Dieser Vorliebe für eine kräftige Fernwirkung der Altarbauten entsprechend, finden wir in Schlesien auch ungleich öfter als etwa in den benachbarten sächsischen Ländern architektonische, auf dem Altarschrein sich erhebende Aufsätze ... Es waltet wirklich in der schlesischen Bildschnitzerei der alten Zeit auffällig die Tendenz, alles malerisch zu gestalten, vor, und das constructive Moment tritt darüber in den Hintergrund."

In solcher Steigerung der Größe und dem Suchen nach malerischen Erfolgen bei plastischen Werken liegt offenbar kein Beweis eines feinen Geschmackes. Zeigt sie doch vor allem, daß die Bildhauer sich von der ihnen viel näher stehenden Architektur der Kirche emancipirt haben. Sie denken nur an ihre Altäre. So werden ihre groß aufsteigenden Werke traurige Vorläufer jener zu Kolossen aufgethürmten Altarbauten der folgenden Jahrhunderte, denen das höchste gotische Chor noch zu niedrig ist. Leider beeinflußt trotzdem die Richtung, welche jene großen Figuren in die Altäre setzte, viele Freunde heutiger Gotik.

Manche neu restaurirte Kirche ist durch das Bestreben nach kräftiger Fernwirkung zur langweiligen Monotonie symmetrischer Regelmäßigkeit verflacht. Beim Eintritt hat man in einem Blick fast alles gesehen. In den Fenstern stehen unter den nach der Schablone gezeichneten und darum ganz gleichartigen Baldachinen eine Reihe großer, gleichgeformter Heiligen. Der eine Seitenaltar ist im Aufbau gerade so wie der andere. Hat man den ersten gesehen, so ist es vollständig überflüssig, zum zweiten zu gehen. „Offen und nüchtern stellt sich alles gleich dar, das Auge überschaut den weiten Raum mit wenigen Blicken; zu ahnen, nachzudenken, zu suchen und herauszufinden gibt's da nichts."

Wie ganz anders waren die alten gotischen Kirchen der bessern Zeit! Das Gotteshaus wirkte, wirkte mächtig auf Auge und Herz und erfüllte das Gefühl mit heiligen Eindrücken. Der Eintretende fand einen einheitlich ausgestatteten Raum, der aber aufs mannigfachste verziert war. Wohl überragte der Altaraufsatz den Tisch, aber er verschlang ihn nicht. Er zeigte an, daß hier die heiligste Stätte des Gotteshauses sei.

Wer in eine noch nicht modernisirte gotische Kirche eintritt, die ihre Ausstattung bewahrt hat, sieht viel, aber er überschaut es nur im ganzen und großen. Die kleinen Figuren in den Fenstern, die dem Gebäude angepaßten Apostel an den Säulen, die kleinen Bilder der Altäre geben den Maßstab, welchen man an den Raum anlegt und machen ihn so dem Auge größer. Man wird genöthigt, näher zu treten, um die Einzelheiten zu erkennen. Man sucht und findet immer Neues. Alles ist nur da, um zu zeigen, daß hier Gottes Haus ist. Kein Fenster, kein Bild drängt sich unbescheiden vor, um den gesammelten Beter zu stören und die Aufmerksamkeit gewaltsam auf sich zu lenken. Leute, die nicht viel zu sagen haben, theilen alles auf einmal mit. Der Weise ist reich an Wissen und wartet, bis man ihn fragt. So verhält sich eine modern ausgestattete Kirche, so ein moderner Altar zu älteren.

Was von guten geschnitzten Figuren und Gruppen der Altäre gilt, findet erst recht Anwendung auf Gemälde. Auch in den besseren älteren Malereien erscheinen die einzelnen Gestalten meist in geringer Größe. Welche Menge aber drängt sich oft im Rahmen einer Tafel; wie viele einzelne Scenen enthält sie oft! Man denke an jene so oft vorkommenden figurenreichen Darstellungen der Kreuzigung, deren Nebenscenen die ganze Leidensgeschichte und dazu auch noch die Erscheinungen des Erstandenen schildern. Ehedem genügte eine solche Tafel mit ihren Flügeln zu einem Altaraufsatz. Vielleicht hat mancher Leser in Museen und an den Wänden der Kirche viele solche Flügelbilder hängen sehen, ohne je eines zu finden, das noch als Altaraufsatz seine alte Stelle behauptete. Ja er hat vielleicht nicht einmal gewußt, daß solche Bilder alte Altaraufsätze sind. Würde man in manchen Kirchen nicht wohl thun, für Seitenaltäre wiederum auf jene alten Triptychen zurückzugreifen? Aber genügt denn ein solches Bild für sich? Kann es, ohne architektonische Umrahmung auf den Tisch gestellt, einen vollständigen Altar bilden? Die beste Antwort auf dieses Bedenken bieten die statistischen Aufstellungen, welche Münzenberger gibt. Beispielsweise besitzt Westfalen 66 alte Flügelaltäre, von denen 55 der dritten Periode angehören. Davon sind nur 33 geschnitzt (22 von Einheimischen, 11 aber von Flamländern), dagegen 21 bloß gemalt. In ähnlichem Verhältniß stehen gemalte Altäre zu den geschnitzten in Flandern, Bayern, Schwaben, Oesterreich und in den Rheinlanden. Anders stellt sich die Sache im Norden; denn die Provinz Sachsen besitzt unter 193 mittelalterlichen Flügelaltären nur 13 ganz gemalte, ohne alle Schnitzereien; das Königreich Sachsen hat unter 232 Altären nur 16 ganz gemalte und 24 mit Flügeln ohne Schnitzarbeit; die Provinz Brandenburg aber besitzt unter 87 gar nur 4 ganz gemalte.

Nimmt man zu diesen Zahlen hinzu, daß gemalte Flügelaltäre leichter zu Grunde gingen, wie ja auch die gemalten Flügel mehr gelitten haben, als deren geschnitzte Schreine, so wird man leicht erkennen, daß die mittelalterlichen Kirchen selbst im Norden doch manche nur gemalte Flügelaltäre besaßen. Diese gemalten Altäre überragten überdies an Kunstwerth oft alles, was Bildschnitzer zu bieten vermochten. Man erinnere sich nur an das Kölner Dombild und an den von den van Eycks für Gent gemalten Altar.

Münzenberger knüpft an die Besprechung nur gemalter Flügelaltäre zwei wichtige Bemerkungen an, eine kunsthistorische und eine praktische. Für die kunstgeschichtliche Würdigung betont er, daß die lokale Kunst gewöhnlich viel zu gering angeschlagen wird. Mit Recht tadelt er den „Anschluß an die vulgäre Vorstellung, daß in alter Zeit einige wenige Malerschulen, wie etwa die flämische, kölnische, fränkische, schwäbische, ihren Stempel der ganzen übrigen deutschen Malerei aufgedrückt haben". Er widerspricht mit Wärme „der alten Gepflogenheit, daß, sobald man in Ländern ohne vielgenannte, oft aber auch in ihrer Wirksamkeit nach außen unrichtig beurtheilte Malerschulen auf Gemälde von bedeutenderem Kunstwerthe stieß, man sie gleich auf eine (anderwärts bekannte) Schule oder auf einen großen Meister zurückführte". Zweifelsohne weist er den richtigen Weg, indem er ausführt, ehedem habe jedes Land, jede Provinz, ja fast jede größere Stadt ihre Maler besessen, welche in traditioneller Weise schafften, also eine Art Schule bildeten.

Gewiß ist es nützlich, auf die Aehnlichkeit zwischen verschiedenen Bildern hinzuweisen. Es ist aber ebenso gewagt, Werke, welche von Anfang an in weit auseinander liegenden Orten Aufstellung fanden, auf solche Aehnlichkeiten hin einer bestimmten Hand oder einer bestimmten Lokalschule zuzuschreiben. Darum nimmt Münzenberger z. B. Stellung gegen die neuesten Beurtheiler Brandenburger Malereien, insofern eine derselben der Nürnberger Schule, eine andere dem Matthäus Grünewald zugeschrieben wird, während ein Bild zu Wilsnack in der Provinz Brandenburg aus der Schule Wohlgemuths stammen soll. Demgegenüber vertheidigt er die Ansicht, diese Schildereien seien im Lande selbst entstanden. Hatte man auch im Mittelalter keine Verkehrsmittel, wie wir sie benutzen, so reiste man doch viel. Wenn aber ein Handwerker oder ein Künstler damals eine Wanderung antrat, so beseelte ihn der ernstliche Wille, etwas zu lernen. Entwicklung und Fortschritt vollzogen sich meist langsam und ziemlich gleichförmig durch das ganze Land hin. Wer wird nach vier- oder fünfhundert Jahren, wenn etwa nur mehr ein paar Dutzend deutscher Bilder aus unserem Jahrzehnt erhalten sind, im Stande sein, zu sagen, ob sie in Berlin oder Düsseldorf oder München oder Wien entstanden? In analoger Weise dürfte es auch schwieriger sein, als man gewöhnlich annimmt, zu bestimmen, ob dies oder jenes Bild des 14. oder 15. Jahrhunderts dieser oder jener Schule angehört, in dieser oder jener Gegend gemalt ist. Im allgemeinen wird man den von Münzenberger angenommenen Satz wohl gelten lassen müssen, daß die meisten Schnitzereien und Malereien der Altäre in der Gegend gemacht sind, wo wir sie im alten Besitz einer Kirche finden. Freilich gibt es auch Ausnahmen. So sind im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts Rheinland und Westfalen von Brüssel und Antwerpen aus mit Altären fast wie mit anderen Handelsartikeln versorgt worden. Es war dies eine Frucht des damals aufblühenden Großhandels, welchem so viele mittelalterliche, einfachere Verhältnisse zum Opfer fielen.

Die zweite Bemerkung Münzenbergers ist praktischer Natur. Unter lebhafter Anerkennung für „die kurze Blüte, die die deutsche religiöse Malerei in unserem Jahrhundert getrieben hat", beklagt er, „daß unsere religiöse Kunst

in Deutschland in Wirklichkeit ohne Stil ist und einem wohlmeinenden, in manchen Kenntnissen auferzogenen, aber der festen Grundsätze entbehrenden Menschen gleicht". Den Grund des Verfalles jenes so kurzblütigen Aufschwunges findet er darin, daß die Träger der Bewegung ihre Schüler zu wenig auf die heimischen Meisterwerke mittelalterlicher Kunst hinwiesen. Die Malereien, welche die alten Altäre unseres Vaterlandes zierten und theilweise noch zieren, sind nach seiner Ueberzeugung die Ausgangspunkte, an die man hätte anknüpfen sollen, von denen man wenigstens jetzt ausgehen soll, um religiöse Gemälde für unsere Kirchen zu erhalten. Würde es sich nicht empfehlen, einzelne jener alten Meisterwerke von jüngeren Malern, die dazu Talent und Lust haben, copiren zu lassen? Dadurch würden einerseits Kirchen ohne allzu große Kosten treffliche Altäre erhalten, andererseits würde jungen Künstlern Gelegenheit geboten, eingehend die alte Kunst zu studiren. Wenn Graf Schack durch Bestellen von Copien sowohl seine schöne Galerie schuf, als auch Lenbach Gelegenheit bot, sich zu einem modernen Maler ersten Ranges heranzubilden, dann lassen sich auch für die Wiederherstellung der religiösen Malerei auf diesem Wege Erfolge erwarten.

„Wir leben in der zuversichtlichen Hoffnung," schreibt Münzenberger, „daß der Altarbau in Deutschland sich mehr und mehr an die mittelalterlichen Vorbilder anschließen werde; sobald aber wieder Flügelaltäre im alten Stile vielfach projectirt werden, dann wird der ‚Kunstschreiner' und der Anstreicher mit dem heiligsten Gegenstande im Hause Gottes nichts mehr zu thun haben, und es wird neben dem Bildhauer der Maler in die alten Rechte eintreten. Dazu muß es aber auch Maler vom alten Geiste geben, nicht solche, welche die Gotik in Verzerrungen und in falscher Zeichnung suchen, sondern solche, die die alte Kunst ihrem Sinn und Wesen nach auffassen und dasjenige aus ihr sich aneignen, was heutzutage alle wahren Freunde der Kunst, die religiös gesinnten wie die von der Kirche emancipirten Geister, vor einem Meisterwerk der mittelalterlichen Malerei in der Bewunderung des hier vor die Augen Tretenden vereinigt."

Das Innerste, was aus jenen Kunstwerken hervorleuchtet, ist Liebe und Begeisterung für die Sache, d. h. sowohl für den Gegenstand, der dargestellt ist, als für die Zwecke, denen das Werk dienen soll. Die hervorragenden jener alten Meister arbeiteten lange, ruhig und gründlich, nicht nur weil sie den Erwartungen ihrer Auftraggeber entsprechen wollten, die an Handwerkstüchtigkeit gewohnt waren, sondern mehr noch, weil sie wie ihre Auftraggeber für das Gotteshaus das Beste anstrebten, was mit den gegebenen Kräften zu leisten sei. Freilich ist nicht jedes ihrer Werke allseitig vollendet. Ein vollendetes Kunstwerk entsteht eben nicht oft und nicht leicht. Man darf aber behaupten, daß auch minderwerthige, daß auch die handwerksmäßig gemachten Bildwerke und Altäre der guten Zeit immer einen guten Kern haben, daß ihnen Stil und Charakter innewohnt. Schwerlich wird die Mehrzahl der heutigen Schnitzereien, die so richtig gezeichnet und so sauber ausgeführt sind, nach drei Jahrhunderten jene Anerkennung finden, deren selbst minderwerthige Arbeiten des 14. und 15. Jahrhunderts noch heute bei Kennern sicher sind. Wer wird

einstens den meisten Leistungen unserer Zeit auf dem Gebiete des Altaraufbaues Kraft, Charakter, Originalität, Stil und Handwerkstüchtigkeit nachrühmen? Wird man nicht nur zu viele als leer, flau und nichtssagend auf die Seite stellen?

Bei Beurtheilung mittelalterlicher Sculpturen ist überdies nicht außer Acht zu lassen, daß jede für einen bestimmten Platz gearbeitet war und polychromirt werden sollte. Erst im 16. Jahrhundert erscheinen Bildwerke in der Naturfarbe des Holzes. Eine ältere, ihrer Bemalung beraubte Statue ist eben etwas Halbes, etwas Unfertiges, Skizzenhaftes. Sie ist weniger als ein verwaschenes altes Bild, ist wie ein alter, auf Bemalung hin entworfener Holzschnitt ohne seine Farben. Die fertig geschnitzte Holzfigur wurde mit Kreide überzogen und erhielt dann erst, besonders in den Gesichtszügen, ihre letzte Vollendung. Gold herrschte in der Bemalung vor. Dieses Gold trat meist in glänzenden, polirten Flächen auf, wechselte aber mit matter Vergoldung. Oelvergoldung kam nicht vor. Damit das Gold desto besser wirke, wurde es durch Schraffirungen und allerlei eingepunzte oder gravirte oder aufgesetzte Ornamente belebt. Besonders wurden die Gewandsäume durch solche plastische Verzierungen, selbst durch glänzende Steine, Perlen, sowie in Blei gegossene und vergoldete Verzierungen gehoben. Hintergründe und Gewänder erhielten die herrlichsten aus Gold und Roth oder Blau gebildeten, oft plastisch gehobenen Muster. Die Gesichter wurden von ebenso geschickten Händen ausgeführt, wie jene der Tafelmalereien.

„Mit den sächsischen Altären haben die schlesischen die öftere Verwendung von Versilberung mit Ueberzug von Goldlack gemein. Selbige findet sich auch im Hintergrund angewendet, und dient dann auch wohl bei den doppelflügeligen Altären zur Herstellung einer Abstufung in der Polychromirung. In diesem Falle werden nämlich die Hintergründe des Hauptschreines und der dazu gehörigen Flügel-Innenseiten in Glanzgold hergestellt, während bei den nach Schließung des untern Flügelpaares sich ergebenden vier Abtheilungen eben jene Lack-Vergoldung angewendet wird. Dieselbe ist in einer äußerst soliden Technik hergestellt, denn sie hat sich vielfach nicht weniger gut als die Glanzvergoldung erhalten.

„Statt des geschnitzten Maßwerks, das sich über manchen Flügelgemälden anderwärts, namentlich im Süden, früher angewendet findet, während man gegen 1500 vielfach dasselbe durch Grau in Grau oder auf lasirtem Golde gezeichnetes Ornament ersetzte, finden wir auf schlesischen Altären öfters tief in den Kreidegrund eingeschnittenes Rankenwerk in Glanzgold als oberen Abschluß, das in eigenthümlich plastischer Weise wirkt. So liebt man es auch, unter den gemalten Figuren in ähnlicher Weise gearbeitete Sockel anzubringen.“

Was wurde nun auf jenen mittelalterlichen Flügelaltären von den Bildschnitzern und von den Malern dargestellt? Welche Scenen, welche Heiligen sind von ihnen bevorzugt worden? Eine Beantwortung dieser Fragen ist um so wichtiger, weil sie sich meist auf Kunstwerke bezieht, welche in Gegenden entstanden, die der Reformation anheimfielen, und zwar größtentheils sehr bald nach Vollendung der erhaltenen Altäre.

Vor allem ist erfreulich, zu sehen, wie die Künstler des später protestantisch gewordenen Nordens die Stellung Maria's auffaßten. Sie haben dieselbe mit hoher Liebe und Begeisterung als Gottesmutter geehrt, ohne je zu vergessen, daß sie alles ihrem Sohne verdankt.

Auf 193 genauer bekannten mittelalterlichen Altären der Provinz Sachsen ist Maria 80mal als Mittelbild dargestellt, auf 212 Altären des Königreichs Sachsen 87mal, auf 65 Altären der Provinz Brandenburg 39mal, auf 51 westfälischen dagegen nur 9mal. Unter jenen 80, 87 und 39 Mariendarstellungen enthalten 25, 5 und 5 deren Krönung durch den Heiland, in einigen erscheint sie als Schmerzensmutter, in den meisten Fällen trägt sie ihr göttliches Kind auf den Armen; nie aber erscheint sie selbständig ohne Jesus. Viele jener Marienbilder sind überdies mit Scenen aus der Geschichte der Jugend, des Leidens oder der Verherrlichung des Sohnes Gottes so verbunden, daß sie an dessen Eintritt in die Welt durch die Menschwerdung und an dessen Macht im Himmel durch die Krönung Maria's, der Vertreterin aller Erlösten, erinnern sollen. Sie thun also recht anschaulich dar, wie Maria alles nur durch Christus ist und in Abhängigkeit von ihm. Bei den im 16. Jahrhundert oft erscheinenden Altären der Freuden oder der Schmerzen Maria's, sowie bei Altären, die den Namen der Gottesmutter tragen, tritt freilich Maria stark in den Vordergrund, aber auch da nur durch ihr göttliches Kind und in dogmatischer Unterordnung unter Christus.

Die Krönung Maria's wird auf dem um 1475 entstandenen Altar der Domkirche zu Meißen nicht mehr wie früher durch Christus allein, sondern durch die heiligste Dreifaltigkeit vollzogen. Um dieselbe Zeit begann man auf anderen Altären diese Krönung wegzulassen, dafür aber oben neben Maria zwei schwebende Engel anzubringen, welche eine Krone, oft die des Kaisers, über ihrem Haupte halten.

Sehr anziehend ist ein aus der Schloßkirche zu Wernigerode stammendes Triptychon, in dessen Mittelstück der 1386 ermordete Graf Dietrich vor der thronenden Gottesmutter kniet. Er hält ein Spruchband in der Hand mit den Worten: Jhesu Xste fili Dei miserere mei (Jesus Christus, Sohn Gottes, erbarme dich meiner). Das in dem Schoß seiner Mutter ruhende Kind hat ein Band mit der Antwort: Noli timere dilette (sic) meus ego enim redemi te (Fürchte dich nicht, mein Geliebter, ich habe dich erlöset).

Sehr oft erscheint in den mittelalterlichen Altaraufsätzen die Leidensgeschichte des Herrn, beispielsweise in der Provinz Sachsen auf 26 Flügelaltären und im Königreich Sachsen auf 21. Die Schmerzensmutter und ihr Sohn mit den Leidenswerkzeugen, nur nothdürftig bekleidet, so daß man seinen verwundeten Leib sieht, stehen sich dort in Schreinen oder Predellen 19mal gegenüber. Bei einem solchen, an Darstellungen des Ecce homo erinnernden Bilde zu Tiefenbronn in Baden hält der Schmerzensmann ein Band mit der Inschrift: „O Kinder min, sieh an mich, was ich klitten hab durch dich."

Zur Nachahmung empfehlen sich viele alte Sacramentsaltäre. Seit dem letzten Viertel des 15. Jahrhunderts enthalten sie oft die sogen. „Messe des hl. Gregor". Dieselbe zeigt den Papst, von Cardinälen, Bischöfen und Cle-

rikern umgeben, am Altare, um das heilige Opfer darzubringen. Auf dem Altartisch erscheint der Heiland nur mit dem Lendentuch bekleidet und mit der Dornenkrone. Aus seinen Wunden fließt das Blut in den Kelch. Oft kniet im Hintergrunde eine Frau, welche nicht an die Wandlung glauben wollte, und zu deren Bekehrung der Heiland auf Bitten Gregors nach dem Aussprechen der Consecrationsworte sichtbar erschien, und zwar, wie es zur heiligen Messe paßt, in leidender Gestalt. Diese „Gregoriusmesse" füllt in einem Flügelaltare der Katharinenkirche zu Lübeck die Mitte. Die Flügel zeigen, ebenfalls in Schnitzwerk, vier Vorbilder des heiligen Meßopfers: Melchisedech, Isaaks Opferung, das Osterlamm und das Manna. Als Unterschrift dient die Antiphon des Breviers: O sacrum convivium etc. (O heiliges Gastmahl, worin Christus genossen, das Andenken seines Leidens gefeiert, die Seele mit Gnade erfüllt und der zukünftigen Glorie Unterpfand gegeben wird. Im Jahre des Herrn 1496). Oberhalb der Gruppen steht ein Vers aus dem Lauda Sion: In figuris praesignatur etc. (Bilder sah'n die alten Zeiten, die auf dieses Opfer deuten: Isaak schon sein Vorbild war; in des Osterlammes Tode und im alten Mannabrode stellt es sich prophetisch dar). Schließt man diese ersten Flügel, so bieten ihre äußeren Seiten mit den inneren des zweiten Flügelpaares vier Bilder: 1. Gregor der Große erhebt die heilige Hostie, und neben ihm erheben sich aus der Erde Seelen der Verstorbenen. Unterschrift: Offertur pro vivis et mortuis (Es wird dargebracht für Lebende und Abgestorbene). 2. Das heilige Abendmahl: Est pro salute omnium institutum (Es ist für das Heil aller eingesetzt). 3. Elias erhält von einem Engel Brod: Elias pane celico confortatur (Elias wird durch himmlisches Brod gestärkt). 4. Ein Gastmahl: Homo quidam fecit coenam magnam (Ein Mensch bereitete ein großes Gastmahl). Die äußere Seite des zweiten Flügelpaares hat vier Bilder aus dem Leben des heiligen Evangelisten Johannes, des Lieblingsjüngers. Auf dem vierten bringt er das heilige Meßopfer zum letzten Male dar.

Nächst dem Erlöser und seiner begnadigten Mutter sind keine Heiligen öfter auf Altären dargestellt worden als die Apostel. Münzenberger fand sie auf 30 Altären der Provinz Sachsen, auf 17 des Königreichs Sachsen (wo überdies Petrus und Paulus 18mal zu beiden Seiten der Hauptfigur erscheinen) und fast auf allen Altären der Provinz Brandenburg, wo auch die Apostelfürsten mit Vorliebe neben Maria gestellt wurden. Allerorts erscheinen die hl. Anna „selbstdritt", die heiligen Sippen und das durch die Pilger zu den römischen Jubiläen so berühmt gewordene Veronikabild seit dem letzten Viertel des 15. Jahrhunderts mehr und mehr auf den Altären. Der Stammbaum Jesse war am Niederrhein und bei den aus Antwerpen oder Brüssel eingeführten Aufsätzen sehr beliebt; die „Trennung der Apostel" zur Predigt in aller Welt aber hat man besonders in Bayern oft und gern dargestellt, wo auch die Bilder der Nothhelfer häufig die Schreine füllen.

Man kann nicht genug mahnen zur äußersten Vorsicht, wenn alte Altaraufsätze wieder in Stand gesetzt werden sollen. Wie oft ist in unserem „restaurationswüthigen Jahrhundert" alten Altären durch „Erneuerung" die

Hälfte ihres Werthes genommen worden! Zum Beweise nur einige der Beispiele, die Münzenberger bringt.

Der Altar der Reglerkirche zu Erfurt ist in „manchen Partien übermalt und das Ganze ist stark gefirnißt worden, was für eine mittelalterliche Sculptur ein wahrer Verderb ist. Der Altar ist 1851 ‚restaurirt' worden, befindet sich jetzt aber bereits wieder in traurigem Zustande. Möge er bald einen Künstler finden, der vorsichtig das 1851 Anrestaurirte fortschafft und dann die alte Polychromie wieder im alten Geiste erstehen läßt".

Zu Lorch am Rhein hat man 1852, um den werthvollen Hochaltar von 1483 zu restauriren, den Schrein, das reiche Ornament und den Hintergrund, aus Furcht vor dem Glanze des Goldes, in „Steingrau" angestrichen und im Jahre 1889 jenes „Restaurirte" mit ansehnlichem Kostenaufwand aufgefrischt.

In St. Jakob zu Nürnberg wurde in den zwanziger Jahren der um 1300 entstandene Hochaltar, dessen Polychromie stark gelitten hatte, einfach aller Farbe und alles Goldes beraubt und mehrfach mit schmutziggrüner Farbe bestrichen. So erhielt er das, was damals als „Broncebemalung" hochgeschätzt wurde. „Dieses ‚Bronciren' alter Sculpturen hat leider in Nürnberg und an benachbarten Orten längere Zeit Nachahmung gefunden, und ist dadurch manches kostbare alte Schnitzwerk so gründlich ‚einfach' geworden, daß von der einstigen großartigen Wirkung dieser einst in reichem Glanzgold und feiner Bemalung prangenden Kunstwerke sehr wenig übrig geblieben ist."

Sehr lehrreich in Bezug auf Restaurationsarbeiten ist der Dom zu Minden. Er besitzt drei Aufsätze, welche seit sechs Jahrhunderten nacheinander auf der Mensa des Hochaltars standen. Sie erhielt um 1250 einen niedrigen Aufsatz aus Holz, welcher unter 24 in zwei Reihen angeordneten Kleeblattbogen kleine Figuren enthält. Zwei Jahrhunderte später stellte man auf diesen Aufsatz einen Flügelaltar. Aufsatz und Flügelaltar mußten zu Anfang des vorigen Jahrhunderts einem italienischen Marmoraltar weichen und wurden im Seitenschiff an der Wand aufgehängt. In den sechziger Jahren entfernte die Restauration auch den Marmoraufbau. So steht man heute vor der Frage, was zu thun sei. Die einen wollen den Aufsatz des vorigen Jahrhunderts wieder an seine Stelle bringen, die anderen jenen Flügelaltar. So ändern sich die Zeiten, so wechselt der Geschmack.

Wie viele Kirchenvorstände haben sogen. Zopfaltäre entfernt, damit sie einem „neuen gotischen Altar" Platz machten! Münzenberger, der doch gewiß die Gotik liebte, sagt dazu: „Ja, hätte manche alte Kirche ihren ‚Zopfaltar' nur wieder, der unbarmherzig in die Rumpelkammer wandern mußte, weil man ihn durch einen gotischen Altar im Stil des 19. Jahrhunderts ersetzen zu müssen glaubte."

Hinsichtlich jener Mindener Altäre aber schreibt er: „Wir wissen nicht zu sagen, ob wir vor Jahren dazu mitgerathen haben würden, den marmornen Renaissance-Altar herabzunehmen. Nachdem er aber einmal von seinem Platz entfernt ist, meinen wir, er habe nun keinen Anspruch mehr darauf, auf denselben wieder restituirt zu werden. Seinem Anspruch darauf tritt das ungleich ältere Anrecht des Flügelaltars auf seinen ursprünglichen Platz" entgegen.

Zur Vorsicht im Restauriren und Aendern zu mahnen, ist gerade jetzt doppelt angezeigt, „weil sich überall das Bedürfniß der Wiederherstellung der alten Kirchen regt und weil gerade infolge so vieler übereilter und überhasteter Restaurationen in jüngster Zeit alte Kunstwerke, die zu den blank gewordenen und ‚schön geweißten‘ Kirchen nicht mehr zu passen schienen, als ‚unbrauchbar‘ beiseite gesetzt worden sind“.

„Gewiß ist der Altar neben den heiligen Gefäßen das Höchste und Erhabenste, was in der Kirche zu beschaffen ist . . . Aber leider herrscht in unserer unter der Signatur des Dampfes und der Elektricität lebenden Zeit nur zu sehr eine wahre Manie, bei Kirchenbauten alles gleich ‚fertig zu haben‘. Wie vieles ist dadurch nicht schon verdorben worden!“

Diese Sucht nach dem „fertig haben“ treibt nicht nur bei Restaurationen, sondern noch mehr bei neuen Anschaffungen zur Eile. Münzenberger schildert, wie ein Neubau zu stande gekommen ist, und fährt dann fort: „Nun muß auch doch wenigstens der Hochaltar ‚fertig‘ werden; Geld ist keines mehr da, die Gemeinde ist auscollectirt, und da kann also nur das Dürftigste ins Auge gefaßt werden. Wir kennen Kirchen, die 100 000 und 120 000 Mark gekostet haben und bei denen dann dem armen Architekten zuletzt die lohnende Aufgabe gestellt wurde, einen Hochaltar, natürlich einen gotischen, zu entwerfen, der aber durchaus nicht die Summe von 1000 oder 1200 Mark überschreiten dürfe! Wie ganz anders haben da unsere Vorväter das Wesen und die Bedeutung eines Altares erfaßt!“ „Hat man kein Geld, um einen schönen und dem Gotteshause zur hohen Zierde gereichenden Altar alsbald herzustellen, so sammle und spare man so lange, bis die nöthige Summe dazu vorhanden ist, und behelfe sich inzwischen mit dem alten Altare.“ Wenn man einen neuen, großartigen Altaraufsatz plant, müssen dann alle Statuen und Flügelbilder, muß die Polychromie, die soviel kostet wie die Schnitzarbeit, gleich fertig gestellt werden? Ehedem hat man ruhig geleistet, was mit den vorhandenen Mitteln zu erreichen war, und die Vollendung der großartigsten Pläne der Nachwelt überlassen. So sind unsere Dome geplant, begonnen und auch vielfach vollendet worden. Das ist der rechte Weg.

Gewiß, es ist eine schwere und große Aufgabe, einen schönen Hochaltar zu erhalten. Schon die Erlangung eines guten Planes ist schwierig. Münzenberger hat durch sein Werk über die mittelalterlichen Altäre Bahn gebrochen. Möge man dasselbe mehr und mehr studiren. Die hier gegebenen Auszüge werden hoffentlich zeigen, eine wie reiche Fundgrube es bietet und wie viel aus ihm zu lernen ist zur Vermehrung der Zierde des Hauses Gottes.

Steph. Beissel S. J.

Recensionen.

Erklärung des Briefes an die Römer. Von Dr. Aloys Schäfer, ord. Professor der Theologie an der kgl. Akademie zu Münster i. W. 420 S. 8⁰. Münster i. W., Aschendorff, 1891. Preis *M.* 6.50.

Ein fernerer Band zu dem von Dr. Al. Schäfer in Angriff genommenen Gesammtwerke: Die Bücher des Neuen Testamentes erklärt. Der erste Band enthielt die Briefe Pauli an die Thessalonicher und an die Galater; vgl. diese Blätter, Bd. XXXVIII, S. 343 f.; der zweite (noch nicht erschienene) soll die Korintherbriefe umfassen, der dritte Band ist der vorliegende. Ueber die Grundsätze der hier zu bietenden Erklärung hat sich der Verfasser im Vorworte zum ersten Bande ausgesprochen, und sie sind auch in diesem Bande in anerkennenswerther Weise zur Anwendung gebracht. Gewiß, 419 nicht gerade enggedruckte Seiten sind für Uebersetzung und Erklärung (nebst einleitenden Bemerkungen S. 1—36) eines so inhaltreichen und schwierigen Briefes nicht zu viel; man wäre eher versucht, die Erörterung mancher Stellen zu knapp zu finden. Der Herr Verfasser richtet sein Hauptaugenmerk darauf, den Sinn der einzelnen Sätze, ihren Zusammenhang, die Abfolge der Gedanken, die Gliederung der Abschnitte bündig und klar hervorzuheben und die Trefflichkeit, Kraft und Schönheit der Darstellung und Beweisführung des Apostels und den reichen, vielumfassenden Gedankengehalt seines Sendschreibens dem Leser zum Bewußtsein zu bringen. Die wichtigeren Meinungsverschiedenheiten, die sich in älterer und neuerer Zeit geltend gemacht haben, sind nicht übergangen; ihre Hauptvertreter sind in den Anmerkungen namhaft gemacht, in denen auch ausreichendes text-kritisches Material geboten wird.

Die Vorbemerkungen verbreiten sich über „Rom und die römische Gemeinde“ und „vom ephesinischen Aufenthalte bis zur Ankunft in Rom“. Die Bedeutung Roms für das Christenthum wird gut hervorgehoben; die Gründung der römischen Gemeinde durch Petrus und dessen Anwesenheit in Rom vertheidigt der Herr Verfasser durch Beibringung der geeigneten Zeugnisse. Darin, daß in Rom die Heidenchristen bei weitem die Mehrzahl bildeten, wird man dem Herrn Verfasser nur beistimmen können. Ueber Veranlassung und Zweck des Briefes ist ebenfalls (s. o.) in recht guter Weise gehandelt. Niemand wird es mit Recht tadeln können, daß bei Besprechung der Integrität des Briefes die neueste Phase der Zerstückelung des Briefes mit Stillschweigen übergangen ist, nach der nämlich nur ein kleiner Theil des Send-

schreibens echtes Gut des Paulus sein soll, während ein späterer Interpolator lange Stücke eigenen Fabrikates in das paulinische Gedankengefüge eingesetzt habe. Die Darlegung des in sich festgeschlossenen Inhaltes und der ganz folgerichtig voranschreitenden Beweisführung, also der feste, sichere und durchsichtig klare Aufbau des Briefes ist ja die beste Widerlegung jener „kritischen" Einfälle. Und eine solche bietet der Herr Verfasser zutreffend in dem Ueberblick über den Inhalt des Briefes bereits (S. 15 f.) und in der Texterklärung selbst durch sorgfältiges Hervorheben der Verknüpfung sowohl der größeren Theile des Briefes unter sich, als auch der einzelnen Sätze. Wer neben den überwältigenden geschichtlichen Zeugnissen der Echtheit des Briefes für solche inneren Gründe kein Verständniß hat und bloß darauf aus ist, durch keck hingeworfene Einfälle etwas nie Dagewesenes zu sagen, dem ist nicht zu helfen und den läßt man am besten links liegen.

In der Erklärung der iustitia Dei 1, 17 will der Herr Verfasser eine Erklärung bieten, „die den in den verschiedenen Auslegungen enthaltenen Wahrheitsmomenten gerecht wird, die auf einer tiefer gelegten Basis ruhend nicht vor die Wahl des einen oder andern Genitivs (subjectiv oder gen. originis) gestellt ist". Er faßt demnach die iustitia Dei als wesentlich göttliche Eigenschaft, „insofern als sie in der zweiten Hypostase, die mit sich die angenommene menschliche Natur unzertrennbar vereinigt hat, subsistirt und mittelst dieser sich offenbart. Wie Jesus mittelst seiner heiligsten Menschheit durch Wunder seine Allmacht oder durch Weissagungen seine Allwissenheit kund thut, so enthüllt er mittelst derselben auch s e i n e, d. i. die Gerechtigkeit Gottes. Dieses geschieht aber nicht allein dadurch, daß die eigene menschliche Natur substantiell gerechtfertigt und geheiligt ist, sondern auch — und darum handelt es sich, wie bekannt, vorab — in der Weise, daß die Gläubigen gerechtfertigt worden" (S. 65. 66). Das ist allerdings an sich eine schöne Auffassung; allein es will mir scheinen, wenn der Apostel d a s sagen wollte, dann konnte er nicht ohne weiteres schreiben: iustitia Dei ex fide in fidem, iustitia Dei per fidem Jesu Christi in omnes et super omnes qui credunt. Es fehlen denn doch die nothwendigen Mittelglieder; der sonstige Gebrauch des Begriffes iustitia, auch iustitia Dei, beim hl. Paulus ist keine Empfehlung jener Auslegung, insofern sie den dem hl. Paulus vorschwebenden Gedanken geben will. Der Herr Verfasser selbst setzt gleich, wo er das ex fide erklärt, den Begriff der Rechtfertigung ein (S. 67), und ähnlich S. 319: die Gerechtigkeit Gottes, welche durch Vermittlung Jesu mitgetheilt wird. Nun wird es aber doch schwer sein, diese Gerechtigkeit, die uns mitgetheilt wird, und die göttliche Eigenschaft der Gerechtigkeit, die in der zweiten Hypostase subsistirt, so einfachhin unter einem Begriff zusammenzufassen: iustitia Dei.

Unklar ist der Satz S. 261: „Der Schmerz, der auch die Natur über Tod und Verwesung durchzieht und Zerstörungen, wie sie durch ein ungeregeltes Walten ihrer Kräfte hervorgerufen werden, begleitet: er läßt erkennen, daß die Harmonie in ihr gestört ist, und erklärt, daß sie nach einer andern Ordnung, als die jetzige ist, innigst verlangt. Wäre eben diese letztere die natur-

gemäße und darum zusagende — woher käme das Sträuben in der Schöpfung? Tod und Verwesung in ihr sind keine bloße Veränderungen, sondern tragen den Charakter von Folgen der Sünde an sich." Man ist begierig, zu erfahren, wodurch Tod und Verwesung in der Thierwelt jetzt sich von den gleichen Zuständen in den Zeiträumen vor der Sünde Adams unterscheide. Oder sollen wir annehmen, daß in jenen Perioden kein Schmerz in der Thierwelt herrschte, keine Zerstörungen durch elementare Kräfte stattfanden? Desgleichen ist der Sinn schwer zu fassen, wenn wir S. 259 lesen: „Es mochte damals (vor dem Sündenfalle) immerhin ein Kommen und Gehen in der Natur gegeben gewesen sein, sie hatte aber auch ihr Bleibendes und Unvergängliches in ihrer Krone, dem unsterblichen Leibe des begnadigten Menschen." Das hat jedenfalls nur dann Geltung, wenn man annimmt, daß Flora und Fauna nicht älter sind als der Mensch. Ob die Geologen und andere Leute das dem Exegeten glauben werden? Vanitati creatura subiecta est und servitus corruptionis erklären sich, scheint es, einfach und ausreichend dadurch, daß der Sünder die Natur zum Bösen mißbraucht, daß die Natur mit dem sündigen Menschen und seinetwegen in Strafe und Verderben hineingezogen wird, daß Satan sie ebenfalls zu seinen Zwecken mißbraucht. Hierfür haben wir die deutlichsten Hinweise in der Heiligen Schrift (maledicta terra in opere tuo; diluvium; Sodoma — Verwüstung der blühendsten Gegenden von Babel, Ninive u. s. f. — polluisti terram in malitiis tuis u. dgl. m.) und in den Exorcismen und Segnungen der Kirche, die auch Naturdingen zu theil werden.

Das anscheinend Harte, das in Jacob dilexi, Esau odio habui liegt, verschwindet, wenn man dem ausdrücklichen Hinweise des Apostels folgend die Stelle nach dem Sinne erklärt, den sie bei Malachias hat. Sie bietet dann eine ganz vorzügliche Erläuterung zu den zwei Wahrheiten, die der Apostel in diesem Abschnitt klarstellen will: wem Gnade zu theil wird, der hat es einzig der Güte Gottes zu verdanken; wer gestraft wird, der hat es überreich verdient. Mit Rücksicht auf das aus Malachias entlehnte Citat hat man es auch nicht nöthig, das odio habui wortwidrig abzuschwächen. Ich möchte auch nicht sagen, daß Paulus in dem ersten Theile des 9. Kapitels der die Verwerfung verursachenden menschlichen Thätigkeit keine Erwähnung thue und erst später (9, 30 f.) davon handle (S. 298). Das Beispiel Pharao's, das Esau (Edomitas peccatores) odio habui, selbst der anscheinend so verfängliche Vergleich mit dem figulus 9, 21 weist auf die verhängnißvolle menschliche Thätigkeit hin, die sich durch ihren Widerstand gegen Gottes Willen zum Verderben reif macht. Man muß nur diese Beispiele so nehmen und folgerichtig auffassen, wie sie uns in der Heiligen Schrift vorgestellt werden. Zum figulus ist eben auch zu beachten, daß der Vergleich ebenfalls aus Stellen des Alten Testaments entlehnt ist und daher füglich nach ihnen erklärt werden soll (vgl. Is. 45, 9. Jer. 18, 6 f. Eccli. 33, 7—14).

Es ist schwer zu glauben, was zu 14, 13 bemerkt wird: in Rom selbst hätten noch keine concreten Verhältnisse die Veranlassung zu diesen Worten geboten (S. 393). Die ganze ausführliche Darlegung des Apostels macht

doch den Eindruck, daß sie auf thatsächlichen Vorkommnissen gegründet sei, wie das der Herr Verfasser selbst an verschiedenen Stellen deutlich zu erkennen gibt. Wie aus 16, 3—15 erhellt, hatte Paulus sehr viele Bekannte in Rom, was, wie ganz richtig bemerkt ist, um des lebhaften Verkehrs mit Rom willen sich leicht erklärt (S. 23). Aus derselben Quelle war Paulus über die Zustände der römischen Gemeinde unterrichtet, und wenn einmal dergleichen infirmi in fide da waren, wie er sie schildert, denen anders Gesinnte im Leben und in der Praxis gegenüberstanden, dann ist das invicem indicare die natürliche psychologische Folge.

Hier und da scheinen Uebersetzung und Erklärung nicht ganz zu stimmen. Richtig wird S. 99 gesagt, ἐριθεία sei nicht von ἔρις, Streit, abzuleiten, sondern bedeute Partei — Ränkesucht; dann erwartet man aber kaum S. 93 die Uebersetzung „streitsüchtig". Ebenso wird S. 105 Gewicht darauf gelegt, daß Paulus nicht τὰ ἔθνη schreibe; warum steht dann in der Uebersetzung S. 92 die Heiden u. dgl m.? Ist θνητός wirklich identisch mit νεκρός (S. 203)?

Wie gut es der Herr Verfasser verstehe, scheinbar Unbedeutendes und Nebensächliches in die rechte Bedeutung zu rücken und im Zusammenhang mit anderen großen Wahrheiten ihm treffliche Beleuchtung zu geben, so daß auch das anscheinend Zufällige im Briefe ein bedeutsames, inhaltreiches Glied wird, davon möge eine Probe sein die schöne Ueberleitung zu den im Kap. 16 enthaltenen Grüßen: „Es ist ein überraschender Zug, daß in diesem Sendschreiben die umfassendsten Wahrheiten, die der wichtigsten christlichen Gemeinde im Mittelpunkte der Heidenwelt dargelegt werden, verbunden werden mit Aufträgen und Grüßen, die einzelne Personen betreffen. Und fürwahr, es ist ein anmuthendes Bild, wenn wir den Völkerapostel sich in liebreichster Sorge um den einzelnen kümmern sehen, wenn wir lesen, wie der Verkünder des Namens Jesu vor den Großen und Weisen der Welt seinen geliebten Brüdern und Schwestern Grüße entbietet, wenn wir hören, wie er, dessen liebreiches Herz alles zum Besten der Seelen zu opfern bereit ist, der ihm erwiesenen Dienste in Dankbarkeit gedenkt. Nicht möchten wir diesen Schluß des großen Schreibens missen; denn er zeigt uns den in der Gnade verklärten edlen Menschen und den Nachfolger seines Meisters, als des guten Hirten, der von sich sagen kann: und er ruft seine eigenen Schafe mit Namen."

Die eingestreuten praktischen Winke machen diese Erklärung des Briefes neben dem so umfassenden dogmatischen Gehalt auch für Seelsorger und Prediger fruchtreich.

Zum Schluß noch eine persönliche Bemerkung. S. 76 bemerkt der Herr Verfasser, ich hätte in meiner „Polemik" gegen seine Auffassung des κατέχων (2 Thess. 2, 7) „das als wesentlich betonte Merkmal der mysteriösen Wirksamkeit desselben ganz außer Acht gelassen". Nun führe ich daselbst (diese Blätter, Bd. XXXVIII, S. 345) wörtlich aus dem Commentar den Satz an: „An die Stelle des geheimnißvollen Wirkens des κατέχων im Mysterium der Bosheit tritt die volle Enthüllung der Gottlosigkeit in der Person des Anomos." Durch eben diesen Satz (der mir S. 76 entgegengehalten wird) ist der aufmerksame Leser hinlänglich belehrt, wie der Herr Verfasser den „Hinhaltenden" auffaßt. Meine sonstige

Bemerkung zielte dahin, daß eben κατέχων vom hl. Paulus einfachhin gesagt ist und im Worte selbst und im Zusammenhang keine Andeutung vorliegt, daß κατέχειν ein geheimnißvolles Wirken bedeute, und zwar so, daß gerade das Geheimnißvolle der Hauptbegriff sei. Selbst wenn das der Fall wäre, wäre der Gedanke noch immer sonderbar ausgedrückt: der geheimnißvoll wirkende Satan ist nicht mehr im Wege, aber er bedient sich der Person des Antichrist, um in ihr auch offenkundig zu wirken.

Joseph Knabenbauer S. J.

Lehrbuch der katholischen Religion im Anschluß an den Katechismus der Diöcesen Köln, Trier, Münster und Breslau. Von Dr. **A. Glattfelter.** Mit bischöflicher Approbation. I. Teil: Von dem Glauben. IV u. 144 S. 8⁰. II. Teil: Von den Geboten. 110 S. 8⁰. III. Teil: Von den Gnadenmitteln. 152 S. 8⁰. Trier, Paulinus-Druckerei, 1889—1891. Preis *M.* 3.30.

Es ist gewiß als ein freudiges Ereigniß zu begrüßen, daß zur Erklärung des einheitlichen Katechismus der verschiedenen Diöcesen, denen sich nunmehr auch Limburg, Ermland und mehrere Schulen der Vereinigten Staaten Nordamerika's angeschlossen haben, schon verschiedene Werke erschienen sind. Wie in der leiblichen Nahrung, so auch in der geistigen: dem einen sagt dies mehr zu, dem andern das, und es behält auch hier das bekannte Varietas delectat seine Berechtigung.

Das vorliegende „Lehrbuch" dürfen wir nach genauer Durchsicht wohl als eine mit großer Sorgfalt ausgeführte und durchaus zuverlässige Arbeit bezeichnen. Der hochw. Herr Verfasser hat bei Abfassung desselben besonders diejenigen Schüler im Auge gehabt, „welche nachher als Volksschullehrer sich bei der Auslegung der biblischen Lectionen auf den Katechismus beziehen müssen und in die Lage kommen können, auch mit dem Katechismusunterrichte betraut zu werden". „Bei der Vorbereitung auf eine Katechismusstunde dürfte sodann der Katechet mit Hilfe dieses Lehrbuches sich rasch vergegenwärtigen, was zur eingehenden Behandlung seines Lehrstoffes gehört, und zugleich zur eigenen, zweckentsprechenden Bearbeitung desselben vielfach Anregung finden" (Vorwort). Freilich erscheint es — man gestatte uns, hier diese Bedenken anzudeuten — nicht gerade leicht, beide Zwecke miteinander zu verbinden. Was für den „Katecheten", der doch gewöhnlich ein Geistlicher ist, zweckdienliches Verständniß hat, geht oft über den Gesichtskreis eines angehenden Volksschullehrers hinaus, und so scheint uns in der That einzelnes für letztern zu hoch, z. B. die vier Beziehungen und fünf Eigenthümlichkeiten der heiligen Dreifaltigkeit (I, 45), der lange Excurs über „die verschiedenen Arten der Gebote" (II, 1 ff.), über das Eigenthumsrecht (II, 52 ff.), die Restitutionspflicht (II, 58). Andere Stücke scheinen im Gegentheil nicht ausführlich genug; z. B. dürfte wohl die Versäumniß von einem „bedeutenden Theil" der heiligen Messe näher erklärt werden (II, 82); die Abhandlung über die Sünde (II, 88 ff.) enthält vielfach nur die Antworten des Katechismus; ebenso der Tractat über die göttlichen Tugenden (II, 98); die Nothwendigkeit der Selbstanklage beim heiligen Bußsacramente sollte eingehender nachgewiesen werden

(III, 65); über die gemischten Ehen dürfte manchem eine nähere Erklärung und Begründung des Katechismustextes erwünscht sein (III, 120).

Auch die Form des Lehrbuches verdient hohes Lob. Der hochw. Herr Verfasser hat sich im allgemeinen einer kurzen und knappen Darstellung beflissen, die ja für vielbeschäftigte und schon erfahrenere Katecheten gewiß ganz angebracht ist. Nur tritt auf diese Weise an manchen Stellen eine zu große Einschachtelung hervor, z. B. III, Fr. 54. 137. 168 n. 2. 192. 193; aus demselben Streben nach Kürze ist es auch wohl zu erklären, daß sich in dem Lehrbuche nur wenige Vergleiche und Beispiele vorfinden und so die Darstellung wirklich etwas trocken ist. Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci!

Trotz dieser kleinen Ausstellungen, die wir im Interesse der Sache gemacht haben, und die uns deswegen der hochw. Herr Verfasser nicht verübeln wird, wollen wir gerne nochmals das viele Gute in dem Lehrbuche anerkennen. Abgesehen von der einen oder andern Kleinigkeit, in der vielleicht nicht alle der Ansicht des Herrn Verfassers ganz beitreten werden, dürfen wir zu unserer Freude hervorheben, daß uns überall in dem Buche der correcte, echt kirchliche Theologe entgegentritt, der uns in kurzen Worten die solide Heilswahrheit übermittelt. Namentlich für schon geübtere Katecheten und für die sonntägliche Christenlehre u. s. w. wird das Buch von recht großem Nutzen sein, was wir von Herzen wünschen.

Ferd. Wittenbrink S. J.

Histoire de Marie-Antoinette par **Maxime de la Rocheterie.** (Ouvr. couronné par l'Académie française.) 2 vols. XVI, 596 et 596 p. 8°. Paris, Perrin & Co., 1890.

Oft und oft ist die Geschichte Marie Antoinette's geschrieben worden. Doch die Zauber von Trianon, die Herrlichkeiten des königlichen Versailles, die Schrecken des Temple und der Conciergerie üben noch immer ihre Anziehung und vermögen immer wieder den Schriftsteller zu begeistern, den Leser zu fesseln und zu erschüttern. Es ist indessen nicht bloß eine romantische Begeisterung, welche Herrn de la Rocheterie die Feder in die Hand gedrückt hat. Eine Reihe fleißiger Arbeiten, die seinen Namen in der literarischen Welt bekannt gemacht haben, zeigen ihn seit mehr denn 20 Jahren mit Vorliebe den Studien über die Schicksale der unglücklichen Königin hingegeben. Diese wiederholten oder vielmehr fortgesetzten Arbeiten waren es aber, die ihn zur Ueberzeugung brachten, daß eine Geschichte Marie Antoinette's im eigentlichen Sinn erst jetzt geschrieben werden könne, daß eine solche aber auch eine Ehrenschuld sei, welche Frankreich seiner gemordeten und verleumdeten Königin abzutragen habe.

Bis in den Anfang der sechziger Jahre standen in Bezug auf diese hohe Frau maßlose Anklagen und berechnete Ehrabschneidung von der einen, schwärmerische Verehrung und Vergötterung von der andern Seite sich schroff gegenüber unter vielfachen Widersprüchen der am meisten verwertheten Quellenschriften, selbst in den untergeordnetsten Dingen. Man schwankte hin und her zwischen Pamphlet und Legende. Die letzten Jahrzehnte haben nun über

das Leben der Königin reiches und authentisches Material zu Tage gefördert; die ganze auf die Gesammtheit Europa's so gewaltig fortwirkende Umsturzperiode mit allen irgendwie bedeutender hervortretenden Persönlichkeiten ist Gegenstand eingehender Forschungen gewesen.

Völlig umgestaltend und bahnbrechend für die Beurtheilung Marie Antoinette's wirkten bereits die durch v. Arneth 1864, 1866 und 1874 aus den Wiener Archiven musterhaft veranstalteten Sammlungen des Briefwechsels der Königin mit Joseph II. und Leopold II., namentlich aber ihrer und des österreichischen Gesandten in Versailles geheimen Correspondenz mit Maria Theresia. Dem zur Seite ging die sechsbändige überaus reiche Documentensammlung Feuillet de Conches' (1864—1873) über Ludwig XVI., Marie Antoinette und Madame Elisabeth. Graf Reiset konnte 1865 einundzwanzig Briefe Marie Antoinette's an ihre Jugendfreundin, Landgräfin Luise von Hessen, 1876 zehn weitere Briefe an Prinzeß Charlotte von Hessen und einen an die Fürstin Polignac, mit vielen werthvollen Anmerkungen und Zusätzen, der Oeffentlichkeit übergeben. Die Streitigkeiten über die durch den Grafen Hunolstein 1864 herausgegebenen gefälschten Briefe und über einzelne der Stücke bei Feuillet de Conches dienten nur dazu, manche wichtige Punkte im Leben der Königin noch mehr ins Licht zu setzen. Manches Dunkel, das auch jetzt noch blieb, wurde endlich beseitigt, als 1878 das große Werk über den ritterlichsten und treuesten Freund der königlichen Familie, den Grafen Axel Fersen, erschien. Es enthielt über 200 werthvolle Documente in Bezug auf deren Geschichte und außerdem, was noch mehr war, 28 Briefe der Königin an Fersen, 32 Briefe dieses Freundes an die Königin. Veröffentlichungen von Correspondenzen anderer den Ereignissen nahestehender Personen, wie v. Türckheims, v. Kagenecks, Staël-Holsteins u. a., über die königliche Familie und den Fortgang der Revolution folgten sich seitdem Jahr für Jahr. Noch das Jahr 1889 brachte die wichtige Correspondance intime du Comte de Vaudreuil et du Comte d'Artois pendant l'émigration. Gleichzeitig fanden eine Reihe der wichtigsten Memoirenwerke den Weg in die Oeffentlichkeit, wie vor allem die der Duchesse de Tourzel, welche die Schreckenstage mit der königlichen Familie durchlebt und als Gouvernante der Kinder dieselbe sogar in den Temple begleitet hatte. Den verschiedenen Mitgliedern des Hofes wie den bedeutenderen Erscheinungen und Persönlichkeiten im Staatsleben wurden ausführliche und gelehrte Monographien gewidmet, und auch mit Marie Antoinette selbst war die Forschung fast unausgesetzt beschäftigt. De la Rocheterie (1870), V. Pierre (1890) führten den Nachweis, daß ihr wirklich in der Conciergerie die heiligen Sacramente noch mehrmals gespendet wurden; Gandy (1867) studirte ihren Charakter und prüfte die gegen sie erhobenen Beschuldigungen; andere suchten die verschiedenen Complote, Pläne und Unternehmungen zu ihrer Rettung im einzelnen klarzulegen. Wertheimer vermochte noch 1884 neues Material über ihre früheren Jahre an die Oeffentlichkeit zu bringen. Graf Reiset gab sogar das Tagebuch ihrer Kleidermacherin, Madame Eloffe, heraus, vermöge dessen man für eine Reihe von Jahren nicht nur die Ausgaben der Königin für ihre Toilette, sondern auch die verschiedenen Toiletten selbst mit genauen

Angaben der Maße kennen lernen kann, nicht minder die Sparsamkeit der Königin, die in jenen Jahren gewohnt war, beschädigte Kleidungsstücke wie Schuhe durch Flicken wiederherstellen zu lassen. Eines der Kleidungsstücke ließ Graf Reiset sogar nachbilden, ebenso einige der Handarbeiten der Königin, die eine vorzügliche Stickerin gewesen und auch in den Tagen ihres Glanzes die verschiedenen Handarbeiten mit Liebhaberei getrieben hatte. Selbst über die Niedlichkeit ihrer Füße hat der Graf seine Nachforschungen angestellt, und man hat Ueberreste von ihren Schuhen nachgewiesen.

Aus all dieser Masse neuer Erkenntnisse, der wichtigen wie der unwichtigen, galt es nun, endlich einmal das Facit zu ziehen, den unvollständigen, verschwommenen, auf unsicherem Boden stehenden Lebensbildern der Königin aus vergangenen Jahrzehnten ein abgerundetes, klares, sicheres gegenüberzustellen. Schon Bd. XXXVIII, S. 103 ff. dieser Zeitschrift ist eine Biographie Marie Antoinette's zur Anzeige gekommen, die sich auf die wichtigsten der neuen Errungenschaften stützen konnte (De Vyré, Marie-Antoinette, Paris 1889), eine recht ansprechende Skizze, gleich einer frisch und geistreich hingeworfenen Federzeichnung. Das Erscheinen und die günstige Aufnahme dieses Buches hat de la Rocheterie nicht abhalten können, die Früchte eines mehr denn 20jährigen Studiums in einer eigentlichen „Geschichte" der Königin niederzulegen, die, bei strengerer Beschränkung auf den Hauptgegenstand und gleichwohl vierfach größerem Umfang, das dort mit kühnen Pinselstrichen angedeutete Bild fleißig und ausdauernd auch bis ins Kleine ausführt. Das Buch gründet fast durchweg auf authentischem Material und ist sorgfältig gearbeitet, daher, abgesehen vielleicht von der einen oder andern Kleinigkeit, völlig zuverlässig. Ueberdies bietet es aber wirklich Neues. Das anscheinend unentwirrbare Labyrinth politischer Verwicklungen, die besonders während der Bedrängniß der königlichen Familie vor ihrer wirklichen Gefangensetzung gespielt haben, wird mit geschickter Hand aufgedeckt und in seinen verschiedenen Richtungen und Irrgängen klargelegt. Die Pläne und Bestrebungen der königlichen Dulder in den Tuilerien, die Gegenbestrebungen der emigrirten Prinzen in Koblenz, die Bemühungen der demokratischen Freunde des Königshauses und die Brachlegung ihrer Rettungsversuche durch die königstreuen Constitutionellen, die sich kreuzenden Berechnungen und Wünsche der Cabinete von Wien und Berlin, von Stockholm und St. Petersburg, die wirr durcheinanderlaufenden Fäden der persönlichen Action eines Dumouriez und Lafayette, eines de la Marck, Mercy oder Fersen, alles wird klar voneinander gesondert, in seinem Ursprung und seinen Tendenzen, in seinen augenblicklichen Wirkungen und Gegenwirkungen nachgewiesen. Vor allem aber werden, soweit dies überhaupt noch möglich, die persönlichen Anschauungen der Königin und ihre jeweiligen Pläne in den verschiedenen Stadien des großen Dramas festgestellt.

Ist dies entschieden das hervorragendste Verdienst des Werkes, so werden Verehrer der unglücklichen Fürstin vielleicht noch dankbarer die Nachweise entgegennehmen für die fast ungezählten opfermuthigen Versuche, die gemacht wurden, die königliche Familie zu retten. Es ist wahr, daß hier die Ausländer eine große Rolle spielen, neben de la Marck und Mercy der Engländer

Crawford und die Engländerin Atkyns, Prinz Georg von Hessen-Darmstadt und noch am letzten Tage vor der Hinrichtung der Königin ein Graf Leiningen (Comte de Linange). Vielleicht die schönste Gestalt neben der Königin im ganzen Trauerspiele ist der schwedische Graf Axel Fersen, der für die Rettung der Königsfamilie seine ganze Kraft aufbot und Leben und Lebensglück muthig aufs Spiel setzte, ein Mann und Charakter, ewigen Gedächtnisses würdig. Ihm ahnte damals wohl nicht, daß auch ihm als Bannerträger des monarchischen Princips dereinst das gleiche Loos aufbehalten sei, vor dem er jetzt die königliche Familie retten wollte. Als Großmarschall von Schweden wurde er am 20. Juli 1810 in den Straßen von Stockholm von einem wüthenden Pöbel grausam gemordet.

Allein auch eine große Anzahl mannhafter und ritterlicher Franzosen tritt auf den Schauplatz, welche in jenen Tagen wahrhaft die Ehre ihrer Nation gerettet haben, allen voran der unvergleichliche Baron Batz, aber noch eine große Zahl anderer heldenmüthiger Männer, theils aus den Reihen des Adels, theils aus der Armee, theils sogar aus der fortgeschrittenen Demokratie. Im Schoße jener königsmörderischen Nation und zu einer Zeit, da Graf de la Marck das Wort sprach von dem „teuflischen Getriebe von 24 Millionen Narren", wurde ganz in aller Stille ein Edelsinn und Opfermuth entwickelt und wurden Wunder christlicher Liebe geübt, wie sie der schönsten Zeiten der Menschheit würdig wären. Aber wie es meistens das Loos des Guten ist, es drang nicht hinaus in alle Welt wie die Blasphemien der Königsmörder und die Greuel der Guillotine.

Alle Versuche der Rettung sind mißglückt. Es war wie ein Verhängniß, das auf der königlichen Familie lastete; aber mancher erhebende und wohlthuende Augenblick ist der Königin durch die edle Hingabe dankbarer Unterthanen noch bereitet worden. Und gewiß hätten sich die Beispiele des Heldenmuthes und der Hingabe noch verzehnfacht, hätte nicht gerade die Blüte des königstreuen Adels wie der Armee eben damals der Heimat fern geweilt, folgend den stets wiederholten Aufrufen der emigrirten königlichen Prinzen und der trügerischen Hoffnung, vom fremden Boden aus dem Vaterland und dem Königshaus wirksamer dienen zu können.

Im Gesammturtheil über die Person der Königin findet de la Rocheterie nur bestätigt, was er bereits 1874, also lange vor dem Bekanntwerden der wichtigen Papiere Fersens, als seine Ueberzeugung ausgesprochen hatte: „Marie Antoinette ist keine Verbrecherin und keine Heilige; sie ist eine Frau, ehrbar und liebenswürdig, ein wenig muthwillig, ein wenig lebenslustig, aber immer rein. Sie ist eine Königin, zuweilen etwas zu eifrig in ihren Protectionen, zu unüberlegt in ihrer Politik, aber voll Thatkraft und edlem Stolz: im vollen Sinne Königin durch die Würde ihrer Haltung und den Glanz der Majestät, im vollen Sinne Weib durch den Liebreiz ihres Wesens und die Zartheit ihres Herzens, bis sie zur Martyrin werden sollte durch ihre langen qualvollen Prüfungen und den blutigen Triumph ihres Todes."

Er hätte nur hinzufügen sollen, daß sie auch Gattin und Mutter im vollen und besten Sinne gewesen ist. Gerade das muß, in Anbetracht der

von den ihrigen so sehr verschiedenen Charaktereigenschaften Ludwigs XVI., der warmfühlenden jungen Frau zum höchsten Lobe gereichen. Unter den vielen schönen Zügen, welche die Königin in den Tagen ihres Unglücks verklären, ist es vielleicht der edelste, daß sie auch in ihren vertrauten Briefen, statt über des Königs Schwäche und Unentschlossenheit zu klagen, nur darauf ausgeht, Achtung und Theilnahme für ihn zu erwecken. „Für mein ganzes Leben bin ich hingegeben an meine Pflichten und an theuere Personen, deren Unglück ich theile, und die, was immer von anderen über sie gesagt werden mag, durch den Muth, mit welchem sie sich in ihrer traurigen Lage aufrecht halten, aller Theilnahme würdig sind", so schrieb sie noch in ihrem letzten Brief an ihre Jugendfreundin Luise von Hessen-Darmstadt.

Der Verfasser beherrscht nicht nur das gesammte riesige Quellenmaterial und die ganze einschlägige Literatur mit großer Sicherheit, er vermochte auch an mehreren Stellen noch unveröffentlichte handschriftliche Schätze zu verwerthen, wie er auch ein anmuthiges, bisher noch nicht vervielfältigtes Portrait der Königin seinem Werke beigeben konnte. Ueberdies müssen der sittliche Ernst, die moralische Würde, die von Anfang bis zu Ende das Buch durchdringen, ebenso anerkannt werden, wie die Ruhe, Klarheit und Eleganz der Darstellung. Wenn dabei die Reflexion und ein Aufwallen des edlen Gefühls nicht selten ein wenig zum Durchbruch kommt, mehr als wir es an deutschen Darstellungen dieser Art gewohnt sind, so wird man dies in Anbetracht der Dinge, die zu schildern sind, dem Verfasser nicht verargen. Auch daß er stets geneigt erscheint, die fürstliche Frau, die in ihrer Liebenswürdigkeit und in ihrem Unglück ihm vor Augen steht, eher zu vertheidigen als zu verurtheilen, soll demselben nur zum Lobe angerechnet werden.

Wohl nur mit Rücksicht auf seinen packenden Schluß hat der Verfasser darauf verzichtet, die am 18. Januar 1815 erfolgte Ausgrabung, Feststellung und kirchliche Beisetzung der irdischen Ueberreste der Königin, wie die durch Ludwig XVIII. am 16. October 1816 ihrem Andenken erwiesene Ehre und Sühne noch in einigen Sätzen zu berühren. Auch möchte man bedauern, daß er über den geistlichen Beistand und die kirchlichen Tröstungen, welche der königlichen Dulderin in der Conciergerie noch zu theil geworden sind, obwohl er derselben dreimal Erwähnung thut, so gar kurz hinweggeglitten ist. Gern hätte man ihn etwas länger verweilen sehen bei den aufopfernden und heldenmüthigen Bemühungen des Abbé Magnin und der Mademoiselle Fouché, gern wäre man auch dem Namen des muthigen Vendéer Priesters Chollet und jener heldenkühnen Barmherzigen Schwestern begegnet, deren echt christliche Liebesthätigkeit der Königin so sehr zu gute kommen sollte. Bei einer ausführlichen Lebensbeschreibung, wie der vorliegenden, begnügt man sich für Züge von so hohem Interesse und so wohlthuendem Gegensatz zu den geschilderten Schreckensscenen nur ungern mit einem kurzen Hinweis auf andere Arbeiten in dieser oder jener Zeitschrift.

Am 16. October 1893, mittags 12¼ Uhr, werden es 100 Jahre, daß das Haupt der kaum 38jährigen Königin Marie Antoinette unter der Guillotine fiel. Schlimmer und schuldbarer vielleicht als die Mordthat an ihrem

leiblichen Leben war die planmäßige, böswillige Schändung ihrer Ehre gewesen, die jenes Verbrechen erst heraufbeschwor. Man darf sagen, daß heute ihre Ehre wiederhergestellt, die Verleumdung enthüllt und entkräftet ist. Es trifft sich gut, daß gerade um die Zeit dieses trüben Centenariums ein Werk geboten wird, das, völlig auf der Höhe der Zeit und der Wissenschaft stehend, der beste, vollständigste und zuverlässigste Lebensbericht ist, den wir über die unglückliche Königin besitzen. Auch in anderem Sinne muß das Werk ein zeitgemäßes genannt werden. Wie dunkel die Schatten des damaligen Versailler Hofes sich abheben mögen und wie niederdrückend das Schauspiel eines Trägers der Krone ist, der in den Stürmen einer wildbewegten Zeit seiner schweren Aufgabe sich nicht gewachsen zeigt, es gibt kaum eine ernstere Warnung vor der Herrschaft der rohen Masse, als die wahrheitsgetreue Geschichte Ludwigs XVI. und seiner königlichen Gemahlin Marie Antoinette.

Otto Pfülf S. J.

Répertoire chromatique. Solution raisonnée et pratique des problèmes les plus usuels dans l'étude et l'emploi des couleurs. Vingt-neuf tableaux en Chromo, représentant 952 teintes différentes et définies, groupées en plus de 600 gammes typiques. Par **Charles Lacouture**, Ancien Professeur de Sciences physiques et naturelles à l'École Saint-Clément de Metz. XI et 144 p. 4°. Paris, Gauthier-Villars et Fils, 1890. Preis 25 *Fr.*

Zweck dieses originellen, farbenprächtigen Werkes ist es, in das bunte Heer der Farben eine bessere Ordnung zu bringen, als es die bisherigen zahlreichen Zusammenstellungsversuche erreicht haben. Die beachtenswerthe Thatsache, daß die Eintheilung und Bestimmung der Farbentöne große Schwierigkeiten bietet, während die musikalischen Töne sich mit Leichtigkeit zu gesetzmäßigen Reihen aneinanderfügen und ihre Intervalle scharf erkennen lassen, findet in dem Werke eine neue Bestätigung. Und doch umfassen die durch das Ohr wahrnehmbaren Töne mehr als 7 Octaven, die Farben des Sonnenspectrums aber nicht einmal eine ganze Octave. Die Farbenoctave wird Listing zufolge nur voll, wenn wir das Brücke'sche Braun im Ultraroth und das Lavendelgrau im Ultraviolett noch zu den Spectralfarben hinzunehmen. Der Grund dieser Verschiedenheit ist ein subjectiver; er liegt in der abweichenden Veranlagung des Gesichts- und des Gehörorgans sowie in der Ueberlegenheit des menschlichen Ohres vor dem Auge im Sondern und Unterscheiden der von außen empfangenen Eindrücke.

Physikalisch und objectiv kann jede Farbenart ebenso genau zerlegt, bestimmt und unterschieden werden, wie irgend ein Ton oder ein Tongemisch. Ist die Farbe eine einfache, so gehören zu ihr nur Lichtwellen einer Art, d. h. von einer ganz bestimmten Wellenlänge und von einer ganz bestimmten Brechbarkeit. Im Spectroskop wird sie eine helle Linie oder einen hellen Streifen von einer ganz bestimmten Lage erzeugen. Wenn die Farbe aber eine gemischte ist, so wird sie charakterisirt durch eine begrenzte Zahl von Lichtwellenarten, deren jede ihre eigene Wellenlänge hat. Das Spectroskop

zerlegt sie deshalb in ebenso viele Linien von genau meßbarer Lage. Etwas anderes ist jedoch dieser physikalische objective Charakter einer Farbe und etwas anderes die subjective Wahrnehmung oder Unterscheidung einer Farbe durch das unbewaffnete Auge. Nur um letzteres handelt es sich hier, und nur in letzterer Beziehung kann von einer unvollkommenen Unterscheidbarkeit der Farben gesprochen werden.

Das Auge sondert überhaupt nicht das Gemischte. Nachdem der Maler auf seiner Palette aus drei grell verschiedenen Farbpigmenten eine Mischfarbe erzeugt und diese auf die Leinwand aufgetragen hat, kann das Auge darin keine Zusammensetzung aus Verschiedenem, geschweige denn die Art der Bestandtheile erkennen. Die Netzhaut sondert nicht im Weiß 7 Farben; sie unterscheidet nicht jenes Weiß, das aus scharlachrothem und grünblauem Lichte sich bildet, von demjenigen, welches aus Grüngelb und Violett, oder aus Gelb und Ultramarinblau, oder aus rothen, grünen und violetten Strahlen entsteht. Ein geübtes Ohr dagegen löst aus einem noch so sehr gehäuften Tongemisch eines Orchesters die einzelnen Tonbestandtheile ohne Schwierigkeit nach Tonhöhe, Klangfarbe und selbst Tonstärke wieder einzeln heraus. — Obwohl ferner das Auge im Sonnenspectrum mehr als 1000 Lichtunterschiede zu erfassen im Stande ist, so beläuft sich doch die Zahl der Farbenunterschiede nur auf 6 oder 7. All die sonst unterscheidbaren Tinten fassen wir als Zwischenfarben auf. Ist etwas nicht rein roth, rein orange, rein gelb u. s. w., dann nennen wir dasselbe orangeroth oder rothorange, gelborange oder orangegelb u. s. w. Wie heikel ist aber dann wieder die Unterscheidung zwischen reiner Farbe und Zwischenfarbe! — Zu alledem kommt noch der Umstand, daß die Musik nicht alle möglichen Töne zur Mischung gebrauchen kann, während der Verwendung jedweder Mischfarbe in Natur und Kunst Thür und Thor offen steht.

Auf welchem Wege sucht nun der Verfasser diese und andere Schwierigkeiten zu heben, um eine sichere, verhältnißmäßig leichte Bestimmung jeder Farbe anzubahnen? Einfach durch Aufstellung einer Farbensystematik, welche, übersichtlich geordnet, aus den praktisch vorkommenden Tinten natürliche Gruppen — mehr als 600 Tonleitern oder Farbenscalen — bildet, jede mit 7 Farbentönen. Wenngleich diese Systematik an die praktische Erfahrung sich anlehnt und in erster Linie nur praktische Ziele verfolgt, so wird sie doch nach wissenschaftlicher Methode auf wissenschaftlicher Grundlage aufgebaut. Klar und präcis belehrt der Text den Leser über die Natur und Unterscheidung der Farben, über eine neue Art der scharfen Bezeichnung jeder einfachen und gemischten Farbe, über die Grundsätze einer rationellen, praktisch verwendbaren Farbeneintheilung, über die Verwerthung derselben zur genauen Bestimmung irgend einer Farbennuance und zur Auffindung ihrer Complementärfarbe, zur Reproduction der Farben und zur Farbenmischung u. a. m. In gemeinverständlicher Erklärung wird so eine Fülle des Wissenswerthen über die Farben dargeboten, darunter auch manches Neue.

Der Schwerpunkt des Ganzen liegt in der eigenthümlichen Classification und Formulirung der Farben. Ueber sie mögen einige weitere Andeutungen gestattet sein. Die Farben werden zunächst in elementare oder Hauptfarben

und in abgeleitete oder Zwischenfarben geschieden. Jene sind die allbekannten Farben des Regenbogens im Zustande höchster Sättigung oder größter Reinheit und werden auf die drei Grundfarben: Roth, Gelb und Blau, zurückgeführt. Weiß und Schwarz werden ihnen als Hilfsfarben zur Seite gestellt, eine Parallelstellung, die vom Standpunkte des Verfassers aus, dem es nur um die Herstellung und Beurtheilung gemischter Körperfarben und Farbpigmente zu thun ist, allerdings sich rechtfertigen läßt, wenn auch der Physiker darüber bedenklich die Achseln zucken mag. Aus diesen 8, beziehentlich 5 Urfarben entstehen alle anderen durch ganz bestimmte Mischungen. Die Art und Weise der Herleitung dieser letzteren aus ersteren dürfte die gelungenste Partie des Werkes bilden. Der Verfasser zeigt, daß beinahe mit derselben Genauigkeit, mit welcher der Chemiker die qualitative und quantitative Zusammensetzung der Substanzen ermittelt und symbolisch ausdrückt, auch für jede Mischfarbe ihre Mischung nach Art und Menge der Farbelemente durch das unbewaffnete Auge sich feststellen und durch sehr einfache Buchstabenformeln kurz und scharf bezeichnen läßt. Analog den chemischen Aequivalenten werden auch Farbenäquivalente eingeführt.

Während wir den Erklärungen des Verfassers, soweit sie die praktische Seite des Gegenstandes betreffen, nur Lob zollen müssen, können wir die theoretischen Erörterungen nicht ausnahmslos billigen. Wo von der Mischung der Farben gehandelt wird, hätte ein besserer Unterschied gemacht werden sollen zwischen Mischung von Farbpigmenten und Mischung farbiger Lichtstrahlen. Es würde der Verfasser dann wohl keine Schwierigkeit darin gefunden haben, einerseits zuzugeben, daß blaue und gelbe Lichtstrahlen zu Weiß sich ergänzen, und andererseits aus gelben und blauen Pigmenten eine grüne Mischfarbe entstehen zu lassen. Ferner wäre dort, wo alle Farben auf die drei Grundfarben: Blau, Gelb, Roth, zurückgeführt werden, zu betonen gewesen, dieses gelte nur für die Mischung der Pigmentfarben. Denn bekanntlich stellt die Young-Helmholtz'sche Theorie der Farbenempfindung Roth, Grün und Violett als die Elemente hin, aus denen alle Farbenwahrnehmungen sich zusammensetzen. Durch die feinen Untersuchungen Holmgrens hat aber diese Theorie in letzter Zeit eine glänzende Bestätigung gefunden.

Zu großer Zierde gereichen dem Werke die schönen, mit viel Geschmack und erfinderischem Geschick angelegten und ausgeführten 29 Tafeln, welche in ihren Farbenscalen und Farbenrosen 952 Farbentinten von genau erkennbarer Beschaffenheit und Mischung in leicht übersehbarer Zusammenstellung enthalten. Sie ermöglichen es, die im Texte gegebenen Regeln, Winke und Rathschläge zu prüfen und praktisch zu verwerthen. Die Verlagshandlung hat sich sichtlich große Mühe gegeben, in diesen Farbenmustern etwas Ausgezeichnetes zu liefern. Wenn der Verfasser die quantitative Abstufung der Farbelemente dadurch zu erreichen suchte, daß er die Flächen mit denselben bald ganz, bald nur mit verschieden dünner Schraffirung aus farbigen Streifen von $^5/_{12}$, $^4/_{12}$, $^3/_{12}$, $^2/_{12}$, $^1/_{12}$ mm Breite überdecken ließ, so kann diese Neuerung insofern eine glückliche genannt werden, als sie besser als andere Methoden das gewünschte quantitative Verhältniß mit großer Genauigkeit und Sicher-

heit erreichen läßt. Wir möchten jedoch bezweifeln, ob auf diese Weise eine ebenso gute Verschmelzung der Farben erzielt werden kann, wie wenn alle Farbelemente zur vollen gegenseitigen Deckung gebracht oder aber nach dem Chevreul'schen Verfahren in Form von Punktgemischen aufgetragen werden. Jedenfalls ist es dem Verfasser gelungen, einen sehr dankenswerthen Beitrag zur Lehre und Praxis der Farbenunterscheidung zu liefern und diese in neue Bahnen zu lenken. Sehen wir auf die glänzende Ausstattung, die gefällige und sorgfältige Drucklegung, auf die kostspielige Herstellung der farbigen Tafeln, so müssen wir seine Gabe auch als eine billige bezeichnen.

L. Dressel S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

1. **Die Hirtenschreiben** des hochwürdigsten Herrn Bischofes von Eichstätt, Dr. Franz Leopold Freiherrn von Leonrod. Aus Anlaß Hochdessen Bischofsjubiläums gesammelt und herausgegeben. Mit einer einleitenden Lebensskizze. Festgabe der A. Ganghofer'schen Buchhandlung, Ingolstadt, 1892. L u. 464 S. 4°.

2. **Dr. Franz Leopold Freiherr von Leonrod,** Bischof von Eichstätt. Eine Lebensskizze. Festgabe zu Hochdessen 25jährigem Bischofsjubiläum am 19. März 1892 von Dr. Fr. v. P. Morgott, Domkapitular und Lycealprofessor. 42 S. 8°. Ingolstadt, A. Ganghofer, 1892.

1. Ein doppeltes Jubelfest hat der St. Josephstag dieses Jahres der Kirche Bayerns gebracht, einen Tag der Freude für die Kirche Gesammtdeutschlands, einen Tag der Ehre für Bayern, das auch in trüben Tagen der Kirche zwei Oberhirten geschenkt hat, wie Ignatius v. Senestrey und Franz Leopold v. Leonrod. Auch auf literarischem Gebiete hat der denkwürdige Tag seine Spuren hinterlassen. Aus der Diöcese Eichstätt liegt als Festgabe, prächtig ausgestattet, die Sammlung der Hirtenbriefe des hochwürdigsten Herrn Bischofs vor. Die Gabe ist eine hochwillkommene, nicht nur wegen des historischen und biographischen Interesses, weil Schreiben dieser Art „den Geist und das Herz eines Bischofs am getreuesten widerspiegeln" und dadurch ein hervorragender Kirchenfürst unserer Tage der Kenntniß und Verehrung näher gebracht wird, sondern mehr noch wegen des Werthes dieser Schreiben selbst. Jedes einzelne derselben zeigt den ganzen Bischof, der nicht nur die Kirche liebt und seiner erhabenen Stellung sich bewußt ist, sondern der auch seine Zeit versteht. Jedes einzelne Blatt bekundet dabei den „guten Hirten", der seine Schafe kennt, den in der Schule der Erfahrung gereiften und bewährten Seelsorger. Mag er bei den Segnungen des christlichen Familienlebens verweilen, wie er es oft und mit Vorliebe thut, oder über die Heranziehung seines Clerus schreiben, über die schlechte

Presse oder über die Gewissenspflicht der Mitwirkung zu guten Reichstagswahlen, über die Gefahren der Ferienzeit für seine Seminaristen oder über die Schattenseiten der Pensionatserziehung, überall verräth sich die tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens wie des menschlichen Lebens und der praktische Griff. Wahre Perlen solcher auf Erfahrung aufgebauten praktischen Weisheit sind die zwei Hirtenbriefe über den katechetischen Unterricht (1880 und 1882), die schwerlich ein Priester ohne Bewunderung und vielfältigen Nutzen lesen wird. Die Ausführungen über den ersten Beichtunterricht bilden in ihnen wiederum einen Glanzpunkt, und es dürften gerade diese beiden Briefe auch für den Clerus anderer Diöcesen der Sammlung einen ganz unmittelbaren und hohen Werth verleihen. Andere Schreiben fesseln hinwieder durch den erleuchteten Weitblick, der den Bischof als Wächter auf der Hochwarte der Zeit erscheinen läßt. Es herrscht in vielen dieser Briefe eine Ureigenthümlichkeit und ein Reichthum des Gedankens, die nicht selten etwas Ueberraschendes haben, dies namentlich an jenen zahlreichen Stellen, in denen sich mit der Kraft und Salbung des apostolischen Wortes ungesucht eine geradezu kunstvolle Schönheit paart. Man wird z. B. die Entwicklung des Begriffes „Vater" (S. 370), die Bedeutung des „Wortes" (S. 70) schwerlich lesen können, ohne durch ihre poetische Fülle und Zartheit erinnert zu werden, daß ihr Verfasser der verständnißreiche Mäcen der christlichen Künste ist. Als Juwel unter den Perlen dürfte der Hirtenbrief zur Ankündigung des Vaticanischen Concils 1869 bezeichnet werden, mit der ganz unnachahmlich durchgeführten Gegenüberstellung des Tu es Christus und Tu es Petrus.

2. Eingeleitet wird die oben besprochene Sammlung durch eine ebenso schön durchgeführte wie groß aufgefaßte Skizze von dem Leben des hochwürdigsten Jubilars, die auch in Separatausgabe erschienen ist. Sie zeigt den Verfasser durchaus auf der Höhe seiner Aufgabe. In *einem* nur möchte man den Vorwurf zu großer Schweigsamkeit gegen ihn erheben. Die Bedeutung, welche Bischof v. Leonrod sich erworben hat als begeisterter Förderer der kirchlichen Wissenschaft, die hauptsächlich durch ihn bewerkstelligte Vereinigung so vieler hervorragenden Männer aus der kirchlichen Gelehrtenwelt gerade zu einer Zeit, in welcher „der Staat seinen in früherer Zeit zum Unterhalt des Lyceums geleisteten Zuschuß vollkommen sistirt hat", zu einer Zeit und in einem Lande, wo man die Erziehung des Clerus in bischöflichen Seminarien, nach Maßgabe des Tridentinums, als den sichern Untergang der theologischen Wissenschaft darzustellen sich bemüht hat, wird vielleicht mehr als alles andere seinen Namen gewichtvoll machen für die künftige Entwicklung der Kirche im deutschen Süden.

Institutionen des katholischen Kirchenrechts. Von Hugo Lämmer, o. ö. Professor an der Universität Breslau, Prälat und Apostol. Protonot. 2c. Zweite, vielfach vermehrte und verbesserte Auflage. XVI u. 742 S. 8°. Freiburg, Herder, 1892. Preis *M.* 8.

Die erste Auflage des Werkes wurde in *dieser* Zeitschrift Bd. XXXI, S. 428 ff. besprochen. Wenn die vorliegende Auflage sich als „vielfach vermehrte und verbesserte" ankündigt, so ist das kein leerer Titel. Die Vermehrung von fast 200 Seiten ist in der That eine stattliche Bereicherung. Der hochw. Herr Verfasser ist bedacht gewesen, überall die neu auftauchende Literatur zu verwerthen, durch näheres Eingehen auf schwierigere Einzelfälle die aufgestellten Sätze ins Licht zu stellen, ihre Bedeutung und Tragweite genauer zu erörtern. Was wir ferner, nicht an letzter Stelle, lobend hervorheben möchten, ist, daß wir in vorliegendem Bande ein *katholisches* Werk besitzen im besten Sinne des Wortes. Im übrigen können

wir auf die Besprechung der ersten Auflage verweisen: mehrere der dort gemachten Bemerkungen glaubte der Herr Verfasser berücksichtigen und verwerthen zu sollen. Nur in der Erwerbsberechtigung der Kirche betreffs zeitlicher Güter bleibt eine kleine Differenz, vielleicht mehr scheinbar, als wirklich: die Note auf Seite 641 läßt sich ganz acceptiren, wenn nur die Thatsache, daß die Kirche sich den diesbezüglichen staatlichen Anordnungen conformirt und sie beobachtet, nicht zur Pflicht in dem Sinne gemacht wird, als ob die Kirche ohne diese Beobachtung nie im Gewissen rechtlich erwerben könnte.

1. **Kleines Gradual- und Meßbuch.** Ein Gebet- und Betrachtungsbuch für Kirchensänger und gebildete Laien, aus dem römisch-katholischen Missale übersetzt und herausgegeben von Dr. Fr. X. Haberl. Mit Approbation des bischöflichen Ordinariates Regensburg. XI, 315 u. 151 S. kl. 12°. Regensburg, Pustet, 1892. Preis *M.* 2; geb. *M.* 2.60.

2. **Das Meßbuch der heiligen Kirche** (Missale Romanum) lateinisch und deutsch mit liturgischen Erklärungen. Für die Laien bearbeitet von P. Anselm Schott, aus der Beuroner Benediktiner-Congregation. Dritte, vermehrte Auflage. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg und mit Erlaubniß der Ordensoberen. Mit einem Stahlstich und drei Lichtdruckbildern. XXXI, 760 u. 229 S. 16°. Freiburg, Herder, 1892. Preis *M.* 3.

Beide Bücher wollen dem Laien es ermöglichen und erleichtern, daß er mit der Kirche bete und singe, d. h. daß er beim Gottesdienste den liturgischen Gebeten und Gesängen mit Verständniß folge. Zu diesem Zwecke werden aus den liturgischen Büchern, insbesondere aus dem römischen Meßbuche die betreffenden Theile lateinisch und deutsch mitgetheilt. Die Auswahl der Theile ist in beiden Büchern verschieden. Da Nr. 1 hauptsächlich die „Kirchensänger" ins Auge faßt, richtet es sein Hauptaugenmerk auf dasjenige, was der Chor zu singen hat, und läßt diejenigen Officien ganz aus, welche für gewöhnliche Chöre nicht leicht zur Verwendung kommen. Nr. 2 wendet sich von vornherein an alle Laien und gibt daher die Meßformulare vollständiger und in größerer Anzahl; die eingestreuten Erklärungen, die in der dritten Auflage einen bedeutenden Zuwachs (für die Episteln und Evangelien) erfahren haben, sind für den Laien eine schätzenswerthe Beigabe. Mögen beide Bücher das Verständniß der katholischen Liturgie in den weitesten Kreisen fördern: beide sind dazu in vorzüglicher Weise geeignet.

Katholische Religionslehre für die vier obersten Klassen der Gelehrtenschulen und für gebildete Männer. 8°. Erster Theil: Glaubenslehre (XVI u. 148 S.). Zweiter Theil: Sittenlehre (136 S.). Dritter Theil: Gnaden- und Sacramentenlehre (132 S.). Vierter Theil: Kirchengeschichte (142 S.). Zweite, verbesserte Auflage. Mit Approbation des hochw. Ordinariates Regensburg. Regensburg, Friedrich Pustet, 1891. Preis *M.* 3.20; geb. *M.* 4.

Eigenart und Vorzüge dieses Unterrichtsbuches haben wir gleich bei seinem ersten Erscheinen eingehend besprochen (Bd. XXVII, S. 315 ff.), weshalb wir auf das damals Gesagte verweisen. Insbesondere wurde dem engen Anschluß an den Deharbe'schen Katechismus, der knappen und zuverlässigen Ausdrucksweise, sowie der

klaren und den oberen Klassen der Gelehrtenschulen vollkommen angepaßten Beweisführung die wohlverdiente Anerkennung gezollt. Die zweite Auflage des Buches weist keine wesentliche Umgestaltung auf, wohl aber eine mannigfache Vervollkommnung in untergeordneten Punkten. Eine dankenswerthe Bereicherung bildet die dem zweiten und dritten Theile beigegebene Auswahl von Kirchenhymnen, von denen es im Vorwort mit Recht heißt, daß sie „erklärt und auswendig gelernt eine schöne Mitgift bilden für das Leben". Die bessernde Hand ist im vierten Theile, der Kirchengeschichte, am meisten sichtbar, indem der Text an manchen Stellen mit dem Ergebnisse der neuern Forschung auf diesem Gebiete in Einklang gebracht wurde.

Praktischer Kommentar zur Biblischen Geschichte, mit einer Anweisung zur Erteilung des biblischen Geschichtsunterrichtes und einer Konkordanz der Biblischen Geschichte und des Katechismus. Im Anschlusse an die von G. Mey neu bearbeitete Schustersche Biblische Geschichte, für die katholischen Religionslehrer an Volksschulen herausgegeben von Dr. Friedrich Justus Knecht, Domkapitular. Mit zwei Kärtchen und einer Ansicht des Heiligen Landes. Elfte, verbesserte und vermehrte Auflage. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg, des hochw. Herrn Bischofs von Eichstätt und des hochw. bischöflichen Ordinariates von Mainz. XIV u. 796 S. 8°. Freiburg, Herder, 1892. Preis *M.* 6.40; geb. *M.* 8.

Das seit einem Jahrzehnt als praktisch erprobte, aus der Schule hervorgegangene und für sie bestimmte Handbuch schließt sich in seiner 11. Ausgabe nicht mehr an die Fragen des Freiburger Katechismus, sondern an jene des Kölner an, weil letzterer jetzt die weiteste Verbreitung gewann. Die Kirchenlieder sind mehr, aber mit weiser Beschränkung berücksichtigt. Der Kommentar strebt überall nach Ineinandergreifen und Durchdringung von Biblischer Geschichte und Katechismus. Er wird nicht nur für den religiösen Unterricht der reifern Jugend, sondern auch zur Anfertigung von Homilien für das Volk gute Dienste leisten.

Kommentar zum Katechismus für das Bistum Rottenburg. Von Karl Möhler, Subregens am bischöfl. Priesterseminar zu Rottenburg. Mit Approbation des hochw. Herrn Bischofs von Rottenburg. Vierter Band. Viertes Hauptstück. 8* u. 185 S. 8°. Rottenburg, Wilh. Bader, 1891. Preis *M.* 1.40.

Dieser Schlußband des Kommentars schließt sich den drei früher besprochenen (vgl. Bd. XXXIX, S. 82 ff.) in würdiger Weise an. Derselbe handelt von dem so wichtigen Gegenstande des Gebetes, der bekanntlich in dem Deharbe'schen Katechismus mit dem dritten Hauptstück, den Gnadenmitteln, verbunden wird. Der hochw. Verfasser gibt sich alle Mühe, den Kindern die Nothwendigkeit des Gebetes einzuprägen, und er zeigt in diesem Bande, daß er nicht bloß ein correcter Theologe, sondern auch ein Mann des Gebetes, ein Freund des göttlichen Herzens und ein treuer Verehrer Mariens ist. — Nebenbei bemerkt, scheint der Ausdruck: „wie schwer will das manchen Menschen hinunter" (S. 70 unten) und „beileibe nicht" (S. 73 unten) im Süden nicht den Beigeschmack des Gewöhnlichen zu haben, da der Verfasser sich sonst bei aller Popularität doch einer edlen Sprache bedient. — Wir können nur unsere früher ausgesprochene Ansicht wiederholen, daß der vorliegende Kommentar auch bei der Erklärung anderer Katechismen sehr gute Dienste leisten wird.

Friedliche Antworten auf verschiedene moderne Einwürfe gegen Religion, Christenthum und Kirche. Von Pfarrer Heinr. Jos. Reitmayer in Mainz. Mit kirchlicher Approbation. 98 S. 12⁰. Paderborn, Schöningh, 1892. Preis 80 *Pf.*

Der Plan der kleinen Schrift ist gut und verdient Nachahmung und Vervollkommnung. Mancher in seinem Glauben bedrohte einfache Christ, mancher auch, der seine Religion vertheidigen möchte, hat nicht Zeit noch Fähigkeit, systematische Apologien zu studiren, entschließt sich dagegen leicht, kurze Antworten auf landläufige Einwürfe gelegentlich nachzulesen. Die grundlegenden Wahrheiten in Bezug auf Gott, Seele, Höllenstrafen, Kirche u. dgl. hätten wohl eines sorgfältigern Eingehens bedurft; auch von den gebotenen Nummern sind nicht alle gleich befriedigend. Die Nachahmung des Tones, wie er dem Umgang mit dem gewöhnlichen Volke entspricht, sollte nicht so weit gehen, auch dessen Untugenden in die Schriftsprache zu übertragen. In einem gewissen Gegensatz zu diesem Ton steht der zu ausgiebige Gebrauch fernliegender und dabei unnöthiger Fremdwörter.

Der Hypnotismus. Von R. F. Finlay S. J., Professor der Philosophie an der Universität zu Dublin. Aus „The Lyceum" ins Deutsche übersetzt von einem Priester derselben Gesellschaft. 60 S. 8⁰. Aachen, Barth, 1892. Preis 80 *Pf.*

Die Zahl derer, welche wissen möchten, was vom Hypnotismus zu halten sei, ist nicht gering. Zum Lesen größerer Werke über diesen merkwürdigen Zustand fehlt aber den meisten die Zeit. Auch ist es ihnen weniger darum zu thun, eine große Zahl von einzelnen Thatsachen kennen zu lernen. Sie möchten vielmehr kurz und klar auseinandergesetzt sehen, worin der Hypnotismus bestehe, ob für dessen außerordentliche Erscheinungen bereits eine hinreichende Erklärung gefunden sei, und schließlich auch, wie weit er, vom Standpunkte der Moral aus betrachtet, erlaubt werden könne. Diesem ebenso vernünftigen als berechtigten Wunsche könnte wohl kaum besser genügt werden als durch die hier vorliegende Broschüre. In der ersten Abtheilung erhalten wir eine übersichtlich geordnete Darstellung sämmtlicher Erscheinungen, wie sie an Muskeln und Sinnen, an Willen und Verstand zu Tage treten. Der gelehrte Verfasser stützt sich dabei nur auf durchaus glaubwürdige Zeugnisse. Nachdem so für den Leser der Thatbestand festgestellt ist, wird er in den beiden folgenden Abschnitten dem Verfasser mit großem Interesse bei der Beurtheilung der gemachten Erklärungsversuche folgen. Das Ergebniß ist allerdings noch kein sicheres; wir müssen aber zugestehen, daß alles geleistet ist, was der gegenwärtige Stand der Frage erlaubt, und wir glauben, daß die meisten sich mit der daselbst vorgetragenen Ansicht gern einverstanden erklären werden, der Hauptfactor beim Hypnotismus sei die sogen. Suggestion. Der letzte Abschnitt behandelt die für alle gewissenhaften Leute wichtigste Seite des Hypnotismus, nämlich seine Gefahren. Sowohl die psychischen wie die moralischen sind klar und überzeugend nachgewiesen.

Hagiologium Norbertinum seu natales sanctorum candidissimi ordinis Praemonstratensis, quos olim publicabat R. D. Joannes Chrysostomus van der Sterre, abbas s. Michaelis, nunc ad normam duorum codicum ms. locupletatos typis denuo edi curavit I(gnatius) v(an) S(pilbeeck) O. P. XII u. 111 S. 8⁰. Namurci, Charneux-Doux fils, 1887. Preis *Fr.* 3.

Der altehrwürdige Orden des hl. Norbert hat ein besonderes Recht auf die Liebe und Verehrung aller deutschen Katholiken, weil er in besonderer Weise durch

Ursprung, Ausbreitung und Wirksamkeit ihrem Vaterlande gehört. Das hier gebotene Verzeichniß seiner Heiligen und Seligen enthält überdies sehr viele deutsche, unter denen Gottfried und Otto von Kappenberg, sowie Hermann Joseph von Köln und Steinfeld hervorragen. Es wäre gut gewesen, bei den Büchern, aus denen die gegebenen Nachrichten stammen, nicht nur den Namen des Verfassers zu geben, sondern auch Titel und Seitenzahl beizufügen. Indessen ist das Buch auch so werthvoll und nützlich. Hoffen wir, daß es dem Herausgeber gelingen wird, die geplanten Acta Sanctorum ordinis Praemonstratensis und andere auf seinen Orden bezügliche Werke veröffentlichen zu können.

Catalogus codicum manu scriptorum qui asservantur in bibliotheca monasterii O. S. B. Engelbergensis in Helvetia. Edidit P. Benedictus Gottwald O. S. B., ejusdem monasterii P. T. bibliothecarius. XX et 328 p. 4°. Friburgi, Herder, 1891. Preis *M.* 12.

Der prächtige Band mit seinem reichen, von ebenso sorglicher wie kundiger Hand geordneten Inhalte läßt kaum ahnen, daß in den verzeichneten Handschriften nur Bruchstücke einstiger Herrlichkeit erhalten sind. Ein dreifacher Brand, zumal der letzte von 1729, hat einen großen und werthvollen Theil der Bibliothek des altberühmten Klosters vernichtet. Trotzdem behauptet dieselbe unter den bekannteren Klosterbibliotheken auch jetzt noch ihr Ansehen, und es ist ein namhafter Dienst, der der Wissenschaft geleistet wurde, daß man die handschriftlichen Schätze in so übersichtlicher und sorgfältiger Weise bekannt gab. Zugleich ist es ein Ehrendenkmal für die berühmte Abtei und ein Beweis, daß die Liebe zum Studium und die altererbte Sorge für die Bücherei im Orden des hl. Benedikt auch heute nicht vermindert ist. Möchten möglichst viele Klöster durch das schöne Werk des Engelberger Bibliothekars zur Nachahmung angespornt werden. Besonders reich sind in dem Verzeichniß die kirchlichen Hymnen, aber auch andere Dichtungen in deutscher wie lateinischer Sprache vertreten. Auch an Predigtwerken aus früher Zeit fehlt es nicht. Besonderes Interesse aber erregen in der alten Klosterbibliothek die Spuren naturwissenschaftlicher, medicinischer und auch hebräisch-linguistischer Studien bis hinauf ins 13. und 12. Jahrhundert. Fleiß und Sachkenntniß des Herausgebers verdienen ebenso wie die ungemein schöne Ausstattung bestes Lob.

Dr. P. Albert Kuhn O. S. B., Professor der Aesthetik und classischen Literatur. **Allgemeine Kunstgeschichte.** Die Werke der bildenden Künste vom Standpunkte der Geschichte, Technik, Aesthetik. Mit über 1000 Illustrationen und mehr als 120 ganzseitigen artistischen Beilagen in Typographie, Lithographie, Lichtdruck und in reicher polychromer Ausführung. Einsiedeln und Waldshut, Benziger & Co., 1891 und 1892. In ungefähr 50 Lieferungen à *M.* 2. I. Lieferung. XIV, 48 u. 32 S. gr. Lex.-8°. II. Lieferung. XXXII, 24 u. 24 S.

Das handschriftlich schon vollendete Werk ist auf etwa 1800—2000 Druckseiten Lexikonformat berechnet und soll in drei Bänden I. die Geschichte der Baukunst, II. die der Plastik, III. die der Malerei umfassen. Der Geschichte der Baukunst soll im ersten Band eine „Aesthetische Vorschule als Einleitung zur Geschichte und zum Studium der bildenden Künste" vorangehen, ebenso jeder Band wieder mit einem ästhetischen Abschnitt über die betreffende Kunst eröffnet werden. Der Verfasser will hiermit keineswegs dem Urtheil vorgreifen, das sich für die einzelnen Perioden aus der

geschichtlichen Betrachtung selbst ergibt, wohl aber dem Jünger und Freund der Kunstgeschichte mit den allgemeinen Vorbegriffen zugleich einen festen philosophischen Standpunkt und jene allgemein giltigen Grundsätze vermitteln, ohne welche ein richtiges Urtheil im einzelnen kaum möglich ist. Da das Werk als glänzendes Ausstattungswerk es weniger auf Fachkreise, als auf die weitere gebildete Lesewelt absieht, halten wir diesen Plan für ganz praktisch. Die bereits gedruckten 32 Seiten der „Vorschule" versprechen und bieten zum Theil schon einen sehr gediegenen Abriß der allgemeinen Aesthetik, der die speculativen Grundbegriffe kurz und bündig auseinandersetzt, die praktischen etwas weiter entwickelt und den christlichen Standpunkt ernst und warm betont, ohne dabei der wissenschaftlichen Objectivität etwas zu vergeben. Von der eigentlichen Kunstgeschichte bringen die zwei vorliegenden Lieferungen vom ersten Band die Baukunst der Aegypter, Chaldäer und Assyrer, vom zweiten die Plastik derselben Völker. Die lichtvolle Darstellung stützt sich nicht nur auf sorgfältiges Studium der einschlägigen Specialliteratur, sondern vielfach auf persönliche Kenntniß der betreffenden Kunstleistungen, soweit dieselben in den größten europäischen Sammlungen vertreten sind. Die Ausstattung ist treffend gewählt und glänzend ausgeführt. Wir glauben deshalb von dem Werke schon jetzt das Beste erwarten und es der Aufmerksamkeit unserer Leser angelegentlich empfehlen zu dürfen.

Die von dem Mittelalter zur Neuzeit überleitenden Ereignisse, betrachtet in ihren weiter umgestaltenden Wirkungen. Die Seeschiffahrt. Von Dr. Brägelmann, Lehrer am Gymnasium zu Vechta. 158 S. 8°. Vechta, Fauvel, 1892.

Eine fleißig zusammengetragene, populäre Darstellung der wichtigsten auf die Entwicklung der Schiffahrt bezüglichen Dinge, kann die Schrift bei dem gesteigerten Interesse, das unser Volk jetzt dem Seewesen entgegenbringt, nur willkommen sein. An ein früheres Programm (Erfindung und Vervollkommnung der Feuerwaffen) sich anschließend, behandelt sie von drei angekündigten Theilen nur die beiden ersten: Geschichte des Schiffes und der seefahrenden Völker; Beschreibung der wichtigsten Hilfsmittel. Die Bedeutung der Schiffahrt für die Cultur scheint einer spätern Arbeit vorbehalten. Eine Schrift, die einen so umfassenden Gegenstand zugleich populär und kurz behandeln will, wird naturgemäß sowohl hinsichtlich der Vollständigkeit, wie der Genauigkeit für Wünsche und Einsprachen Raum lassen. Dazu kommt, daß in Anbetracht der Siebenmeilenstiefel, mit welchen unsere Cultur voranstürmt, manches von dem so fleißig Gesammelten (z. B. S. 147 Elektricität für Leuchtthürme) bereits überholt erscheint. Dafür aber besitzt die Schrift empfehlenswerthe Klarheit, Kürze und Uebersichtlichkeit und dürfte für viele, namentlich in den Kreisen der studirenden Jugend, anregend und belehrend wirken.

Geschichte des Kantons St. Gallen von 1830 bis 1850. Von Gallus Jakob Baumgartner, Landammann. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von seinem Sohne Alexander Baumgartner S. J. XVI u. 437 S. 8°. Einsiedeln und Waldshut, Benziger & Co., 1890. Preis *M.* 4.

Dieser durch Zuverlässigkeit, Reichhaltigkeit und strenge Sachlichkeit sich auszeichnende Beitrag zur neuern Schweizergeschichte hat sogar Anerkennung in Kreisen gefunden, welche der katholischen Richtung des Verfassers ablehnend oder feindlich

gegenüberstehen. Dem Nicht-Schweizer bietet das Werk ein sehr klares Bild von jenen Verfassungskämpfen, durch welche die Schweiz aus einem losen Staatenbund in einen einheitlichen Bundesstaat umgewandelt wurde, ein nicht minder anschauliches Bild von dem innern kantonalen Leben der schweizerischen Republiken, ihren Verwaltungs-, Steuer-, Verkehrs-, Militär-, Justiz- und Schulverhältnissen, die zum Theil von ganz allgemeinem culturellem Interesse sind, endlich auch von den religiös-kirchlichen Kämpfen, welche auf die heutigen kirchenpolitischen Fragen in Deutschland manches bedeutsame und lehrreiche Streiflicht werfen. Im Grunde sind die schweizerischen Kantone nicht weniger merkwürdige politische Organismen als die Freistaaten des alten Griechenlands, und man kann die überaus mannigfaltige Entwicklung des demokratischen Princips sehr eingehend an ihnen studiren. Obschon das Werk ein abgerundetes Ganze für sich darstellt, ergänzt es als III. Band zugleich ein größeres Werk, dessen zwei erste Bände den tragischen Untergang des altehrwürdigen Stiftes St. Gallen und die Gründung des Kantons quellenmäßig schildern. Durch ein sorgfältiges Register über alle drei Bände hat der Herausgeber das ganze Werk leichter benutzbar gemacht, was ebenfalls in Erinnerung gebracht zu werden verdient. Denn die Abtei St. Gallen war eine der bedeutendsten religiösen Stiftungen, welche die Revolution zerstört hat; ihr Untergang ist deshalb für die neuere Kirchengeschichte von hervorragendem Belang.

Leben der seligen Franziska von Amboise, Herzogin der Bretagne und Profeßschwester des Karmelitenordens (1427—1485). Verfaßt von F. M. B. Richard, vormals Generalvikar von Nantes, nunmehr Cardinal-Erzbischof von Paris. Aus dem Französischen. Mit Druckgenehmigung des hochw. bischöfl. Ordinariates Regensburg. 484 S. kl. 8°. Regensburg, Pustet, 1892. Preis *M.* 3.

Auf den Bretonen, bei dem Liebe zur Heimatprovinz, Liebe zu Frankreich und Hingabe für die katholische Religion zu einer Begeisterung verschmilzt, muß dieses farbenreiche Bild der heiligmäßigen Herzogin, so bunt umrahmt mit Erinnerungen alter Stammesherrlichkeit, einen großen Zauber ausüben. Auch der Fremde wird nicht ohne Interesse bleiben für so manche historisch merkwürdige Vorgänge und Verhältnisse und wird Erbauung schöpfen aus dem gottinnigen Leben der Seligen, ebenso wie aus manchen schönen Betrachtungen und Gedankenblüten, die der hochwürdigste Verfasser einzustreuen gewußt hat. Doch könnte für ihn durch das Schwanken zwischen dem Ton des Erbauungsbuches und dem der historischen Forschung, zwischen ascetischer Salbung und wissenschaftlichem Ratiocinium, politischer und genealogischer Untersuchung und andächtiger Herzenserhebung der Eindruck des Einheitlichen und Abgerundeten etwas verloren gehen. Vielleicht hätte eine freie Bearbeitung des Ganzen sich für Deutschland mehr empfohlen als bloße Uebersetzung, wiewohl diese im übrigen ganz gut ausgefallen ist.

Lebensgeschichte der heiligen Angela Merici, Stifterin des Ordens der Ursulinen. Nach dem Französischen bearbeitet von einer Tochter der hl. Angela. Mit Portrait. 200 S. 12°. Paderborn, F. Schöningh, 1892. Preis *M.* 1.

Es ist zu loben, daß eine Bearbeitung nach dem Französischen und nicht eine Uebersetzung aus dem Französischen geboten wird. So liest sich die Schrift gleich einer selbständigen Arbeit, ohne daß man durch Fremdartiges in Wort, Wendung

oder Gedanke gestoßen würde. Die Darstellung ist hübsch; in die an Außerordentlichem so reiche Lebensgeschichte ist mancher praktische Wink, manch schöner und fruchtbarer Gedanke geschickt eingeflochten. Ungünstig könnte es scheinen, daß kaum vor Jahresfrist eine Geschichte derselben Heiligen fast in demselben Umfange und nach demselben Plane in Deutschland erschienen ist (vgl. diese Zeitschrift Bd. XLI, S. 234). Vielleicht wird indes gerade diese Verschiedenheit der Darstellungen dazu beitragen, die Tugenden der Heiligen mehr bekannt, und diese selbst im Kreise der deutschen Jungfrauen mehr heimisch zu machen.

Professor Dr. M. J. Scheeben. Leben und Wirken eines katholischen Gelehrten im Dienste der Kirche. Festschrift zur Feier der Consecration und Inthronisation des hochw. Herrn Dr. Hubert Theophil Simar, Bischofs von Paderborn. Von Johann Hertkens, Pfarrer. Mit Portrait. 39 S. 8°. Paderborn, Junfermann, 1892. Preis 75 *Pf.*

Außer den wichtigsten Lebensdaten des ausgezeichneten Theologen, einer gedrängten Skizze seiner wissenschaftlichen Thätigkeit und einer liebevollen Charakteristik seiner Persönlichkeit bietet die kleine Schrift auch ein Verzeichniß seiner Schriften sowie der Beiträge, welche er in den Mainzer „Katholik" und in den „Literarischen Handweiser" geliefert. Obwohl seine theologische Bedeutung auf so engem Raume nur in einigen Umrissen angedeutet werden konnte, wird dieses Gedenkblatt doch recht vielen eine willkommene Gabe sein und vielleicht zu einer umfassendern Darstellung anregen. Das beigegebene Portrait ist leider nicht sehr gut ausgefallen.

Zum Gedächtnisse Cardinal Hergenröthers. Rede, gehalten in der katholischen Gesellschaft „Union" zu Würzburg am 23. November 1891 von J. B. Stamminger. Mit dem Bildnisse Hergenröthers in Lichtdruck. 40 S. 8°. Freiburg, Herder, 1892. (Der Ertrag ist für ein dem Vollendeten zu errichtendes Denkmal bestimmt.)

Auf nur 34 Seiten, aber voll Geist und Weihe, voll Kraft und Salbung, dabei voll Fülle und Ebenmaß in Wort und Gedanken wird ein Bild von dem großen Gelehrten entrollt, der zugleich ein so tugendhafter Priester, ein so treuer Sohn seiner Kirche gewesen ist. Die Schönheit der Darstellung wird auch jene fesseln, welche der Person des berühmten Cardinals und dem Gebiete der theologischen Wissenschaften ferne stehen. Aber diejenigen, die wissen, was der Name Hergenröther bedeutet, die einigermaßen ihn zu schätzen vermögen als Historiker und Canonisten, als Dogmatiker und eminenten Apologeten seiner Kirche, diejenigen besonders, welche die anspruchslose Liebenswürdigkeit dieses großen Geistes und wahrhaft edlen Menschen persönlich erfahren haben, die wird dieser Nachruf tief in der Seele ergreifen und rühren. Hergenröther, mit seinem starken, demüthigen Christenglauben, seinem menschlichen Edelsinn, seiner Milde und Gerechtigkeit, bei ganz immensem, außergewöhnlich vielseitigem und tiefgegründetem Wissen, ist wirklich das Muster eines katholischen Gelehrten. Er ist vor allem und in jeder Hinsicht das leuchtende Vorbild des katholischen Theologen. Um so berechtigter ist der Gedanke, ihm am Schauplatz seines Wirkens, in der Kirche der Würzburger Universität, unter den Augen der zur Hoffnung für die Kirche heranreifenden akademischen Jugend, einen würdigen Denkstein zu setzen, der „zugleich ein Malzeichen zur Ehre Gottes", „gleichsam ein Gebet aus Stein", enthalten solle. Es wird von selbst auch eine stete Predigt, ein kraftvolles Mahnwort sein, in Stein gegraben.

Ein Jahr meines Lebens (1848—1849). Von Alexander Grafen von Hübner. 379 S. 8°. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1891. Preis *M.* 6; geb. *M.* 7.50.

Von Leipzig wurde der damalige Legationsrath und österreichische Geschäftsträger bei den herzoglich Anhaltischen, fürstlich Schwarzburgischen und Reußischen Häusern, zugleich Generalconsul für Sachsen, am 18. Februar 1848 durch eine Depesche des Fürsten Metternich nach Wien berufen und von hier dann nach Mailand gesandt, um den Fürsten Felix Schwarzenberg bei einer Conferenz zu vertreten, welche die Aufrechterhaltung der Ordnung in Italien zum Gegenstand haben sollte. Diese Aufgabe führte ihn erst in Wien, dann in Mailand mit den hervorragendsten Staatsmännern und Heerführern Oesterreichs zusammen. Er war jedoch noch keine zwei Wochen in Mailand (5.—17. März), als der Vicekönig die Stadt verließ, Feldmarschall Radetzky sich auf das Castell und dann auch aus diesem zurückzog und Mailand der Revolution überließ. Hübner fiel in die Hände der siegreichen Aufständischen und blieb 160 Tage — bis zum 5. Juli deren Gefangener. So hatte er Gelegenheit, einerseits den Verlauf der Revolution in Norditalien, unter mannigfachen, zum Theil sehr spannenden Abenteuern mitzuerleben, anderseits aber über die Revolution und den Kampf Oesterreichs wider dieselbe die interessantesten Betrachtungen zu Papier bringen. An das fesselnde Tagebuch, das uns die Ereignisse in unmittelbarster Lebhaftigkeit vor Augen führt und das, ohne wesentliche Abänderung, aus jener Zeit selbst stammt, reiht sich (S. 163—178) eine sehr gehaltvolle Nachschrift über die frühere Aufgabe Oesterreichs in Italien, über das neue Italien und über die politische Nothwendigkeit der Wiederherstellung des Kirchenstaates. Für letztere führt Hübner nicht nur seine eigenen Gründe, sondern auch (S. 176. 177) ein überaus merkwürdiges Geständniß des alten Voltairianers Thiers an. Nach Wien zurückgekehrt, erlebte Hübner dann die Eröffnung des Reichstages, die Rückkehr des Hofes, die Revolution vom 6. October, die Wiedereinnahme der Stadt und den Sieg der kaiserlichen Truppen über die Revolution, die Thronbesteigung des Kaisers Franz Joseph und die Pacification Ungarns durch eine neue Verfassung. Mit dem neuen Kaiser kam er persönlich in vielfache Berührung, dem Fürsten Felix v. Schwarzenberg diente er als vertrauter Secretär, wegen der ungarischen Verfassungsfrage wurde er an den Feldmarschall Windischgrätz entsendet, und nachdem der Hof von Olmütz wieder nach Wien zurückgekehrt, erhielt er (März 1849) eine außerordentliche Mission an den französischen Präsidenten Louis Napoleon. Auch dieser zweite Theil ist ein jener Zeit selbst entstammendes Tagebuch. Die Erzählung, wie die sie begleitenden politischen Betrachtungen, sind von höchstem Interesse; auch als Memoirenschreiber zeigt Graf Hübner jene glänzenden Vorzüge der Darstellung, welche seine Reisebeschreibungen, wie seinen „Sixtus V." so sehr auszeichnen. So viel allgemein Bedeutsames wird man selten in ein Lebensjahr eines einzelnen Mannes zusammengedrängt finden.

Ghazi Osman Pascha. Souvenirs historiques de la guerre des Balkans, par P. F. Levaux. 180 p. 8°. Liège, Godenne, 1891.

Die Welt wird immer internationaler. Diese Biographie des bedeutendsten türkischen Kriegsführers der neuesten Zeit ist von einem katholischen Belgier geschrieben, der durch vieljährigen Aufenthalt in Rußland und in der Türkei im Stande war, sich über die Verhältnisse beider Länder ein genaueres und selbständiges Urtheil zu bilden. Persönliche Bekanntschaft mit Osman Pascha und anderen hohen türki=

schen Militärs ermöglichte ihm auch, sich über den Verlauf des letzten Balkankrieges sehr zuverlässige Informationen zu verschaffen. Seine überaus anziehende Darstellung dieses Krieges ist darum auch von sachlichem Werth, wenngleich er sich an einer und der andern Stelle die Freiheit genommen hat, nach dem Beispiel der alten Classiker, sachlich verbürgten Anschauungen, Stimmungen und Meinungsäußerungen eine dramatisch-oratorische Form zu geben, was die heutige Methode der Geschichtschreibung bekanntlich nicht mehr acceptirt. Die Charakteristik Osman Paschas wird übrigens auch durch anderweitige Zeugnisse als eine durchaus richtige und wohlgetroffene bestätigt. Ein vorzügliches Portrait des türkischen Feldherrn in großer Uniform mit all seinen Orden (in Lichtdruck) schmückt die schön ausgestattete Schrift.

Der Nebelzungen Lied. Von Sebastian Brunner. Vierte Auflage. Mit einem Stahlstich. (Gesammelte Erzählungen und poetische Schriften von Sebastian Brunner. 17. Band.) 213 S. 12°. Regensburg, Verlagsanstalt (vorm. G. J. Manz), 1891. Preis *M.* 2.25.

Die erste Auflage dieser köstlichen Satire erschien im Jahre 1845 und dankte das Passiren der Censur dem glücklichen Umstande, daß der k. k. Censor das Buch für eine neue Ausgabe des Nibelungenliedes hielt und sagte: „Passirt, wie oft wird denn der alte Schmarren noch gedruckt werden!“ Der Liberalismus mit dem modernen, revolutionären Streberthum, das Brunner hauptsächlich an Börne und Heine, an dem Communistenschneider Weitling und an dem Philosophen Feuerbach, an George Sand und Eugen Sue, Zschokke und Bretschneider, David Strauß und Bruno Bauer durchhechelt, hat in den seither verflossenen 47 Jahren wohl eine Menge anderer, nicht weniger anrüchiger Helden hervorgebracht, aber in seinem innersten Wesen ist er sich gleich geblieben und hat keine Fortschritte gemacht. Derselbe philosophische Schwindel, dieselbe frivole Geschichtsbaumeisterei, dieselbe Jesuitenfurcht, dieselbe Romanschreiberei, dieselbe Frechheit gegen alles Große und Heilige, dieselbe Liederlichkeit und Lumperei. Brunners Satire hat darum auch heute noch den Reiz der Actualität.

Eine Handlaterne zum Heimleuchten einiger siegestrunkener Bundes-Krakehler. Von Sebastian Brunner. 71 S. 8°. Wien und Leipzig, Verlag Austria (Drescher & Co.), 1892. Preis 80 *Pf.*

Ein vielstimmiges Wehegeschrei aus den verschiedensten Ecken und Winkeln des sogen. Evangelischen Bundes hat dem wackern Sebastian Brunner auf jede seiner neueren Schriften bezeugt, daß die von ihm ausgetheilten Hiebe richtig getroffen haben. Damit wurde ihm regelmäßig Gelegenheit geboten, das tiefe Wissen und den liebenswürdigen Charakter der schreienden Brüder wieder von einer neuen, ergötzlichen Seite zu beleuchten. Wie die frühere „Pechfackel“, die schon in 5000 Exemplaren verbreitet ist, gilt auch die neue „Handlaterne“ wieder diesen friedlosen Auserwählten, namentlich dem streitlustigen Pastorenpaar Fey und Richard Weitbrecht. Doch nicht nur ad hominem leuchtet die Laterne sehr fröhlich, sie wirft auch manches beachtenswerthe Streiflicht auf apologetische Punkte von ganz allgemeiner Bedeutung.

Zwei Buschmänner (Börne und Heine). Actenmäßig geschildert von Sebastian Brunner. XII u. 407 S. 8°. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1891. Preis *M.* 4.

Trotz des etwas barocken Titels und vieler Stellen, welche demselben entsprechen, enthält diese Schrift eine reiche Fülle des werthvollsten, literaturgeschichtlichen Acten-

materials über das gesammte Leben und Treiben der beiden Literaten, welche dem modernen Reform-Judenthum zum großen Theil seinen verhängnißvollen Einfluß auf die heutige Presse und Literatur erworben haben. Dieses Actenmaterial, der eigentliche Kern der Schrift, verdient die allgemeinste Beachtung und wird dieselbe auch sicher finden. Wer es sorgfältig prüft, der dürfte sich wohl kaum selbst des gerechten Unwillens erwehren können, den die zwei schamlosen und charakterlosen Lästerer alles Heiligen und Großen in jedem edelgesinnten Herzen erwecken müssen. Ob aber Sebastian Brunner nicht besser gethan hätte, das Actenmaterial ruhig durch sich wirken zu lassen, ohne seinen eigenen Empfindungen dabei beständig Luft zu machen, das bleibe dahingestellt. Manche freuen sich, ihre Empfindungen so gedruckt vor sich zu sehen, noch schärfer und origineller, als sie dieselben zu fassen vermöchten. Andere ziehen eine rein objective Behandlungsweise vor, werden aber wohl kaum in Abrede stellen können, daß Leute vom Schlage Heine's und Börne's wirklich zu den schärfsten Waffen der Abwehr herausfordern, und daß unsere biederen deutschen Vorfahren derlei Leute unzweifelhaft für ehrlos und friedlos erklärt haben würden. Unrecht hat ihnen deshalb Sebastian Brunner sicher nicht gethan, wenn auch das Feuerwerk seines Spottes nicht immer gleich zündend wirkt und nicht alle Augen das unruhige Flackern seiner Einfälle und Witze ertragen können.

Heinrich Heine. Sein Leben, sein Charakter und seine Werke, dargestellt von Heinrich Keiter. (Dritte Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft für 1891.) 128 S. 8⁰. Köln, J. P. Bachem, 1891. Preis *M.* 1.80.

Aus der bereits ziemlich umfangreichen Literatur, welche sich theils um Heine's verschiedene Werke, theils um seine Lebensschicksale angekrustet, hat der Verfasser mit sorgsamem Fleiß, scharfer Beobachtungsgabe und besonnenem Urtheil ein durchaus wohlgetroffenes und lebenswahres Bild dieses verhängnißvollen Dichters herausgearbeitet. Es ist nicht mit Voreingenommenheit geschrieben. Ueberall bringt das liebevolle Bestreben durch, aus dem fast überwältigenden Schlechten und Widerwärtigen das Gute herauszusichten und zur Anerkennung zu bringen. Vielleicht sind Heine's Talente und seine besseren Leistungen dabei sogar ein wenig überschätzt. Wenn das Gesammtbild nichtsdestoweniger ein abstoßendes geworden ist, so ist das nicht die Schuld des Biographen, sondern jene des Dichters, dessen ganzes Treiben und Dichten von früher Jugend an den Stempel der Frivolität, der Gemeinheit und schamlosen Unreinheit an sich trägt. Unermeßlich ist der Schaden, den er dadurch dem modernen Geistesleben und insbesondere der deutschen Jugend zugefügt hat. Denn durch das schillernde Feuerwerk seines Witzes, wie durch die glatte, verlockende Anmuth seiner Liebespoesie hat er, verdorben bis ins innerste Mark seiner Seele, die niedrigste Dirnenpoesie volksthümlich und hoffähig gemacht und aus tausend Herzen jede Ehrfurcht vor dem Heiligsten und Ehrwürdigsten hinweggespottet. Noch heute gibt er in der Judenpresse den Ton an; noch heute ist er der Liebling der Lebewelt und vor allem auch der leichtlebigen Damenwelt. Keiter hat deshalb mit dieser ernsten, objectiven Analyse vom christlichen Standpunkt aus ein überaus verdienstliches Werk gethan. Hoffentlich wird man es endlich nun wenigstens in katholischen Kreisen einsehen, daß jede Frau, jedes Mädchen sich schämen sollte, die Werke eines solchen Dichters nur anzurühren, daß der Pesthauch geistiger Zersetzung, der seine Werke durchsäuert, kaum für den gereiften Mann frei von jeder Gefahr sittlicher Ansteckung ist. Er verunreinigt nicht bloß die Einbildungskraft, er verdirbt auch den Geschmack an allem Hohen und Edeln, an aller wahren, idealen Poesie. Möge Keiters gewissenhafte Studie und warnendes Urtheil darum in den weitesten

Kreisen Beachtung finden! Wir sprechen ihm dafür den aufrichtigsten Dank aus, obwohl wir da oder dort im Ausdruck eine andere Wendung gewünscht hätten. So nennt er S. 116 Heine's Leiden ein „heldenhaft ertragenes Sterben“, wo doch sicher besser gesagt würde, ein „stoisch“ ertragenes Sterben. Der Anblick eines „Helden“ wäre Laube sicher nicht „sehr peinlich“ gewesen.

Miscellen.

Amerika vor Columbus in den Briefen der Päpste. „Es gibt eine Insel im Weltmeere, die ‚Verlorene‘ genannt, welche an Schönheit und Reichthum aller Producte sämmtliche Länder der Erde weit übertrifft, deren Lage den Menschen aber unbekannt ist. Einst wurde sie durch Zufall entdeckt; da man sie aber wieder aufsuchen wollte, konnte man sie nicht mehr finden. Deshalb heißt sie die ‚Verlorene‘. Zu dieser Insel soll der Ueberlieferung nach der hl. Brendan gekommen sein.“ Mit diesen Worten bestätigt um 1136 Honorius von Autun in seiner Imago mundi eine in den Schriften des frühen Mittelalters viel verbreitete und viel ausgeschmückte Ueberlieferung. Alten Berichten zufolge hat nämlich bereits der hl. Brendan 565 auf seiner vergeblichen Entdeckungsreise nach der sagenhaften Paradies-Insel (Glücks-Insel) den Boden eines andern völlig unbekannten Ländergebietes im fernen Westen (wohl des amerikanischen Continentes) betreten. Sigebert von Gembloux († 1112), der in dem Leben des hl. Maclovius ausführlich bei Brendans Fahrt verweilt, meint dazu: „Die süße Liebe zur Heimat überwindend, nahmen sie die unsichere Mühsal einer ersehnten Pilgerfahrt auf sich. Ob es aber nur der Wunsch war, jene glückselige Wohnstätte zu finden, was sie zu dieser Reise trieb, oder ob nicht zum Theil auch die Lust menschlicher Neugierde sich in ihr Herz eingeschlichen, dürfen wir nicht wagen zu entscheiden.“ Wie immer es sich indes mit Brendans Fahrt verhalten mag, welche weder der Wahrscheinlichkeit, noch der Beglaubigung entbehrt, nachhaltigere Kunde von den Küstengebieten des nördlichen Amerika brachte erst die Entdeckung und Besiedelung der benachbarten Insel Grönland. Es gilt als feststehend, daß bereits 870 Gunnbjörn das „grüne Land“ besucht, 985 Erik der Rothe die erste dauernde Ansiedelung daselbst gegründet habe. Adam von Bremen († 1076) weiß von einer Grönlandsfahrt zu berichten, welche in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts von der Weser aus durch friesische Männer glücklich, wenn auch ohne weiteres Resultat, bestanden wurde. Nur brachten sie die Gewißheit mit, daß jenes ferne Nebelland von Menschen bevölkert sei, die in Erdhöhlen wohnten. Es war dies wohl die erste aller deutschen Polarfahrten. Von Grönland aus wurden nun theils durch Zufall, theils durch planmäßige

Forschung verschiedene Küstentheile des großen Continentes erkundet. Leif, Eriks Sohn, kam auf seiner Entdeckungsfahrt erst an eine kahle Felsenküste, die er Hellu-Land (Steinland, jetzt Labrador) nannte, dann an ein zweites Gebiet mit üppigem Baumwuchs, dem er den Namen Markland (Waldland) gab, jetzt Neufundland oder vielleicht Neuschottland. In südwestlicher Richtung fand sich ein noch viel freundlicherer Strand, unter dessen Gewächsen ein weinkundiger Deutscher, der an der kühnen Fahrt sich betheiligte, die eßbaren Trauben der (wilden amerikanischen) Reben entdeckte. Nach diesem Umstande hieß man dieses Gebiet, die vorspringende Küste des heutigen Massachusetts, das „gute Weinland". Daß die Entdeckung auch im übrigen Europa nicht unbekannt blieb, zeigt eine Stelle bei Albert dem Großen († 1280), wo er von „Nachbarländern Islands" spricht, die man in neuerer Zeit (nuper) zu bewohnen angefangen habe.

Wäre der Brief sicher echt, durch welchen Gregor IV. im Jahre 831 das Erzbisthum Hamburg bestätigt und dem hl. Ansgar die bezüglichen Befugnisse ertheilt, so wäre schon in dieser frühen Zeit Grönland nicht ganz außerhalb des Bereiches der kirchlichen Verwaltung gewesen. Seit 1121, da Erik Upsi, Regionarbischof Grönlands, sich von dort aus zur Predigt des Glaubens dauernd dem Weinland zugewendet, haben wir Nachrichten auch von einer weitern Ausdehnung der kirchlichen Fürsorge auf dem noch so wenig erforschten westlichen Continent. Daß dieselbe eine nicht unerhebliche und nicht bloß vorübergehende gewesen sei, war schon bisher durch mehrere Momente glaubhaft gemacht. Es sprechen dafür ebenso die alten Schriftdenkmale Mexiko's, wie die Beobachtungen des Missionärs Le Clerq an dem wilden Indianerstamm der „Kreuzträger" im Norden während der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, bei denen Name, Sitten und Gebete auf ein durch Jahrhunderte lange Verkümmerung erloschenes Christenthum hinzudeuten schienen. Auch der Bericht des venetianischen Reisenden Antonio Zeno aus dem Ende des 14. Jahrhunderts, der seit den verdienstvollen Untersuchungen H. Majors 1873 und Amat di San Filippo's 1885 wieder mehr Vertrauen gefunden hat, spricht dafür. Demnach hätten etwa um 1370 friesländische Fischer einen großen Theil der Ostküste Nordamerika's befahren und ausgekundet. In Estotiland, vermuthlich dem heutigen Cap Breton im Norden Neuschottlands, fanden sie nicht nur höhere Cultur und eine ihnen unbekannte eigenthümliche Schriftsprache, sondern auch im Besitze des Königs lateinische Bücher, die jedoch von keinem der Eingeborenen verstanden wurden, und die wohl zweifellos einst Geistlichen zugehört hatten.

Schon der bloße Nachweis, daß Jahrhunderte vor Columbus auf einem Theil des amerikanischen Festlandes das Christenthum geblüht habe, ist von Interesse. Grönland selbst kommt erst in zweiter Linie in Betracht; denn nach Ausweis der mittelalterlichen Karten betrachteten es unsere Vorfahren als eine mit dem europäischen Continent noch zusammenhängende, weit nach Westen vorgestreckte Halbinsel. Aber Markland, Vinland, Helluland u. s. w. waren doch auch in ihren Augen überseeische Gebiete, und was A. Zeno über die Länder und deren Bewohner berichtete, war genug, um in seinem Munde den

Ausdruck zu rechtfertigen: „eine neue Welt". Mit glücklichem Griff hat nun schon G. Gravier 1874 (Découverte de l'Amérique par les Normands au X. siècle) die Papstbriefe und kirchlichen Documente herangezogen, um auf die Verhältnisse jener ersten amerikanischen Ansiedelungen einiges Licht zu werfen. Eben um die Zeit, da das Columbus-Jubiläum der Geschichte des westlichen Continents die allgemeine Aufmerksamkeit zuwandte, konnte ein anderer Forscher, Dr. Luka Jelić aus Spalato, zwei bisher unbekannte, höchst bedeutsame päpstliche Schreiben im Wortlaute mittheilen.

Merkwürdigerweise scheint Grönland mit den ihm beigerechneten Gebieten des amerikanischen Festlandes zuerst der Jurisdiction des Erzbisthums Hamburg-Bremen untergeordnet, also kirchlich zuerst mit Deutschland verbunden gewesen zu sein, wenn auch die Bulle Benedikts IX. von 1044 nach Jaffé-E. als unecht zu betrachten wäre. Erst seit der neuen kirchlichen Eintheilung von Norwegen 1148 wurde die Kirche von Grönland als Diöcese Gardar dem Erzbisthum Drontheim unterstellt. Seit dieser Zeit gestatten die päpstlichen Erlasse an den dortigen Erzbischof ebenso wie die Rechnungsbücher der Apostolischen Kammer manchen Rückschluß auf die Zustände im alten christlichen Amerika. Ein Erlaß Johanns XXI. erwähnt 1276, daß nach dem Bericht des Drontheimer Erzbischofs ein Besuch der Diöcese Gardar zum mindesten fünf Jahre in Anspruch nehmen würde, und verordnet, daß der Erzbischof an seiner Stelle geeignete Collectoren für die Erhebung der Kreuzzugsgelder dahin abordnen solle. Ein Brief Nicolaus' III. bevollmächtigt den Erzbischof, die durch Nichtzahlung der Kreuzzugsgelder incurrirte Excommunication der Cleriker aufzuheben „sowohl für die Insel, auf welcher die Stadt Gardar (civitas Gardensis) liegt, als auch auf den anderen (zu Gardar gehörigen) Inseln des weiten Weltmeeres (maris Oceani)". Martin IV. hat 1282 durch den Erzbischof in Erfahrung gebracht, daß die Kreuzzugsabgaben, die von Grönland eingehen, nur in Naturalproducten bestehen, „in Häuten von Ochsen und Seehunden und den Sehnen und Hauzähnen von Walrossen (dentibus et funibus balenarum)". Da es nun trotz gegentheiliger Annahme festzustehen scheint, daß damals ebenso wenig wie jetzt Viehheerden auf Grönland gedeihen konnten, so mußte diese Abgabe in Ochsenhäuten aus Vinland (Massachusetts) stammen, dessen Viehreichthum bereits den ersten Entdeckern, Leifs Gefährten, aufgefallen war. Weniger sicher scheint eine Angabe in den Rechnungsbüchern der Apostolischen Kammer von 1330 mit dem amerikanischen Festland in Verbindung gebracht werden zu können. In der Rechnungsablage der Collectoren Joh. v. Sero und Bernh. v. Orteuil (O. P.) über die 1326 bis 1330 in Skandinavien eingezogenen Kreuzzugsgelder wird nicht nur die Zahlung Grönlands ausdrücklich erwähnt, sondern es findet sich unter den Einnahmen auch „ein Becher aus überseeischer Nuß (de nuce ultramarina) mit silbernem Fuße, geschätzt auf zwei Goldgulden". Man hat dabei an die Kokosnuß gedacht, doch da diese sich nicht nördlicher als Florida findet, sich für eine einst hochgeschätzte und gerne zu werthvollen Geräthen verwendete Ahornart entschieden, die in Vinland nachweisbar vorkam — allein auch dies vielleicht mit Unrecht. Das betreffende Gefäß gehörte zu der Ab-

gabe, die aus Schweden einkam, und nicht zu der aus Norwegen, dem kirchlich wie politisch Grönland zugehörte. Der Ausdruck ultramarinus war ein durchaus stehender Ausdruck für Palästina und Syrien (expeditiones ultramarinae, ultreia, transmarinare etc.). Nußförmige Trinkschalen („nuces pedatae“ = gefüßte Nußschalen) kamen als Prunkgefäße auch sonst vor. Der Becher scheint demnach ein durch einen Kreuzfahrer aus dem Orient nach Schweden gebrachtes Werthstück zu sein, das nun wieder für die Kreuzzugsabgabe geschenkt wurde. Interessant ist es aber jedenfalls, aus denselben Rechnungsbüchern zu entnehmen, daß 1327 aus der Diöcese Gardar (Grönland mit den nordamerikanischen Küstenstrichen) für das sechsjährige Kreuzzugsgeld eine Abgabe von Walroßzähnen geleistet wurde, die man um 338 norwegische Mark verkaufen konnte, und ein Peterspfennig, der sich auf jährlich sechs Mark belief. Aus diesen Zahlen berechnet Jelić die jährlichen Einkünfte des dortigen Clerus, den der Kreuzzugszehnten allein traf, auf 563 Mark, was den Clerus von Gardar nach Zahl und Einkünften wohl bestellt erscheinen läßt. Diese Abgabe Grönlands verhielt sich zu der von ganz Norwegen, d. h. der Kirchenprovinz Drontheim, wie 1 zu 49; zu der der Diöcese Drontheim wie 1 zu 12. Aus der Summe des Peterspfennigs schließt man (allerdings sehr unsicher) auf etwa 1000 christliche Familien in der Diöcese Gardar, was eine Bevölkerung von etwa 10 000 Seelen darstellt. In Anbetracht der obwaltenden Verhältnisse und der Art, wie die Abgabe geleistet wurde, dürfte diese Zahl weit eher zu tief als zu hoch gegriffen sein. Im Jahre 1418 war die Abgabe mehr als um das Doppelte gestiegen und erfreute sich die Kirche von Gardar einer verhältnißmäßig hohen Blüte. Aber in diesem Jahre wurde durch einen Ueberfall wilder Stämme, die vom Continent herüberkamen, der größte Theil der Niederlassung zerstört.

Das weitere Schicksal des altamerikanischen Christenthums wird durch die zwei neu aufgefundenen Papstbriefe einigermaßen erhellt. Papst Nicolaus V. betraute am 22. September 1448 die Bischöfe von Skalholt und Holar mit der Wiederherstellung der Hierarchie in Grönland: „Aus dem Gebiete unserer geliebten Kinder, der Eingeborenen und der gesammten Bewohnerschaft der Insel Grönland, die im Norden des Königreichs Norwegen, in der Kirchenprovinz Drontheim, an den äußersten Grenzen des Oceans liegen soll, hat ein schmerzlicher Klageruf unser Ohr betrübt, unser Herz mit Kummer erfüllt. Die Bewohner jener Insel haben nämlich vor ungefähr 600 Jahren den Glauben Christi durch die Bemühungen (predicatione) seines glorreichen Verkündigers, des hl. Königs Olaf, angenommen und unter der Obhut der römischen Kirche und des Apostolischen Stuhles treu und fleckenlos bewahrt. Mit dem wachsenden Eifer der Bevölkerung wurden sehr viele Kirchen zu Ehren der Heiligen und eine prächtige Kathedrale errichtet, in welchen der Gottesdienst mit allem Fleiße gefeiert wurde. Da kamen . . . vor etwa 30 Jahren von den mit heidnischen Stämmen bewohnten benachbarten Küsten auf einer ganzen Flotte von Fahrzeugen Wilde herüber, stürzten sich mit Grausamkeit auf die Bewohner und verwüsteten das Land und die Gotteshäuser mit Feuer und Schwert. Nur neun Pfarrkirchen, die sehr weit

entfernt lagen und durch Bergabhänge schwer zugänglich waren, ließen sie übrig. Die unglücklichen Bewohner beiderlei Geschlechts, diejenigen besonders, die sie von kräftigem Körperbau und daher zur Sklaverei tauglich fanden, schleppten sie als Gefangene fort. Doch, wie derselbe Trauerbericht weiter sagt, konnten im Laufe der Zeit sehr viele aus der Knechtschaft in die Heimat zurückkehren und ihre Wohnorte herstellen. Sie wünschen nun, soweit es möglich ist, den alten Gottesdienst wieder aufzurichten. Denn weil sie infolge der besagten Unglücksfälle mit Hunger und Entbehrung zu kämpfen hatten und sich außer Stande sahen, Priester und Bischof zu unterhalten, so entbehrten sie volle 30 Jahre des Trostes geistlichen Beistandes, wenn nicht einer, vom Verlangen nach geistlicher Hilfeleistung getrieben, die lange und beschwerliche Reise nach jenen Orten unternahm, welche die Hand der Wilden verschont hatte. Sie haben daher flehentlich gebeten, daß ich ihren frommen und heilsamen Wünschen mit väterlichem Erbarmen zu Hilfe kommen und ihrem geistlichen Mangel abhelfen möchte. . ." Nicolaus beauftragte sodann die Bischöfe, die den Grönländern am nächsten wohnten, genauere Erkundigungen über die obwaltenden Verhältnisse einzuziehen, da er selbst über den Bericht der Grönländer und die eigentliche Lage der Dinge kein festes Urtheil sich bilden könne, und ermächtigte sie kraft apostolischer Machtvollkommenheit, die geeigneten apostolischen Arbeiter dorthin zu senden. Leider war dieser Act der Fürsorge, wohl durch die Ungunst der Verhältnisse und die Schwierigkeit der Ueberfahrt nach Grönland, ohne Folge geblieben. Fast 50 Jahre später wandten sich daher die verlassenen Grönländer nochmals mit derselben Bitte an Innocenz VIII. Die Priester waren bei ihnen jetzt völlig ausgestorben. Innocenz ernannte hierauf einen Benediktinermönch, Namens Mathias, zum Bischof von Gardar. Doch bevor dieser noch seine Mission antreten konnte, starb der Papst. Sein Nachfolger, Alexander VI., der sich schon als Cardinal für die Angelegenheit interessirt hatte, nahm sich nun auch als Papst sofort derselben an. In dem Breve, durch welches er verordnet, daß dem erwählten Bischof von Gardar die betreffenden Bullen unentgeltlich ausgestellt werden sollten, d. h. mit Erlaß der üblichen Gebühren, berührt er höchst interessante Nachrichten über den Zustand der Dinge in Grönland. Das Schreiben ist zugleich ein schönes Beispiel von der kirchlichen Thätigkeit dieses Papstes, auf dem so schwere Anschuldigungen lasten, der aber in seinen amtlichen Verfügungen den Geist echten Christenthums und kirchlichen Bewußtseins nirgends vermissen läßt. Er schreibt: „Wie man uns berichtet hat, liegt die Kirche von Gardar am Ende der Welt, in dem Lande Grönland, wo die Bewohner wegen Mangels an Brod, Wein und Oel von getrockneten Fischen und Milch sich nähren. Sowohl deshalb, als weil wegen des starken Gefrierens der Gewässer die Schifffahrt dahin ungemein selten ist, soll seit 80 Jahren kein Schiff daselbst gelandet sein. Auch glaubt man, daß eine etwa dahin beabsichtigte Fahrt nur im Monat August, da die Eismassen gelöst sind, unternommen werden könnte. Infolge hiervon soll seit 80 oder mehr Jahren kein einziger Bischof oder Priester jener Kirche vorgestanden oder auch nur persönlich beigestanden haben. Wegen Mangels katholischer Priester aber soll es

leider geschehen sein, daß sehr viele Bewohner die einst von jenen empfangene Taufe verläugnet haben. Zum Andenken an die christliche Religion besitzen die Bewohner jenes Landes nichts mehr als ein Corporale, welches einmal im Jahre öffentlich gezeigt wird, auf dem vor etwa 100 Jahren vom letzten Priester, der dort verweilte, der Leib des Herrn consecrirt worden ist. . ." Den Bischof Mathias nennt Alexander, der als Cardinal selbst auf dessen Ernennung gedrungen hatte, einen Mann „voll Begeisterung und heiligem Verlangen, die Seelen der Verirrten und Abgefallenen auf den Weg des Heils zurückzuführen und die Irrthümer auszurotten, der beabsichtige, in Person dorthin zu reisen und sein eigenes Leben gern und freiwillig bei dieser Seefahrt der äußersten Gefahr preiszugeben". Damit enden die Nachrichten von der Christenheit auf Grönland; die vom amerikanischen Festlande waren längst vorher verstummt. In demselben Jahre, da Alexander VI. dieses Breve erließ, betrat Columbus zum erstenmal amerikanischen Boden. Bei dem großartigen und regen Verkehr, den der Heilige Stuhl von jeher auch mit den entferntesten Gliedern der Kirche unterhalten hat, und der altgewohnten Vortrefflichkeit des römischen Archivwesens ist die Hoffnung nicht ausgeschlossen, daß eine weitere Durchforschung der vaticanischen Archive noch manche werthvolle Kunde über das Vor-Columbische Amerika zu Tage fördern werde.

Friedrich Wilhelm I. in Kevelaer. Unter diesem Titel finden wir im „Niederrheinischen Volksboten" vom 4. October 1862 nähere Mittheilungen über einen Besuch jenes Königs in Kevelaer. Mit Rücksicht auf die am 1. Juni beginnende Jubiläumsfeier der 250 Jahre bestehenden Wallfahrt mögen dieselben hier im Wortlaute eine Stelle finden:

„Ueber einen Besuch Friedrich Wilhelms I., Königs von Preußen (1713 bis 1740), Vaters Friedrichs des Großen, gehen uns von Freundeshand nachstehende Mittheilungen zu, die den hinterlassenen Schriften eines fleißigen Sammlers von Beiträgen zur vaterländischen Geschichte entnommen sind. Die Kerze mit der unten folgenden Inschrift ist noch heute in der großen Kapelle vorhanden. Die nachfolgenden Notizen werden also den Besuchern des Gnadenortes über das dort aufbewahrte Weihegeschenk eines Gliedes unseres Königshauses willkommenen Aufschluß geben. Außerdem möchten sie als Beitrag zur Charakteristik dieses Königs dienen, von dem die Geschichte sagt, daß er der strenggläubigen protestantischen Richtung angehörte und persönlich bemüht war, den religiösen Grundsätzen in seiner Familie und in den Kreisen seiner Bekannten und Unterthanen Geltung zu verschaffen. Die angezogenen Mittheilungen lauten wörtlich also:

„Bekanntlich zeigte Se. Majestät, der verstorbene Friedrich Wilhelm IV., ein besonderes Vergnügen, die Kirchen zu besuchen, worin dann nichts seinem Auge entging. Im Jahre 1838 besuchte er, damals noch Kronprinz, auf der Reise von Cleve nach Crefeld, auch das berühmte Wallfahrtsörtchen Kevelaer. In der großen Kapelle bemerkte er eine schwere Kerze mit dem Königlich Preußischen Wappen versehen und mit der Aufschrift: Friedrich Wilhelm, König von Preußen. Für den Augenblick konnte niemand dem hohen

königlichen Gaste die nöthige geschichtliche Aufklärung geben. Indessen hatte das Auge des Kronprinzen diesen Gegenstand werther als je gemacht, und mehrere mit der Vaterlandsgeschichte bekannte Personen wurden zur Ausforschung dieses Gegenstandes aufgefordert. — Schreiber dieses rechnet es sich zum besondern Vergnügen, die Geschichte der fraglichen Kerze aus einer echten Quelle mittheilen zu können. Diese Quelle ist eine handschriftliche lateinische Chronik von Kevelaer, woraus hier in deutscher Sprache ein treuer Auszug folgt:

„Im Jahre 1714, den 16. Juli, morgens gegen 10 Uhr, kam Se. Excellenz der Königlich Preußische Oberjägermeister Herr Hartevelde an dem Kloster jenes Städtchens an und meldete, daß Se. Majestät der König noch am nämlichen Tage in Kevelaer eintreffen würde, und daß er verlange, den Pater Superior des Klosters zu sprechen. Der Pater Superior befand sich augenblicklich wegen Proceßsachen in Geldern; er kehrte gleich gegen 4 Uhr nachmittags in einer Kutschkarre zurück und, aus der großen Kapelle tretend, kam er beim Eingange derselben dem Könige entgegen, von welchem er sehr huldreich und freundlich empfangen wurde. Der König besuchte in Begleitung des Paters Superior die beiden Kapellen, wobei er stets das Haupt unbedeckt ließ und sich vor dem Tabernakel des hochwürdigsten Sacramentes sowie auch vor dem Gnadenbilde der allerseligsten Jungfrau Maria tief verbeugte.

„Dann begab er sich ins Kloster, um auch dieses zu besehen. In dem Zimmer des Pater Superior unterhielt er sich länger mit demselben auf die freundschaftlichste Art und begehrte einige Rosenkränze. Als der Pater Superior solche mit der größten Ehrfurcht überreicht hatte, wollte der König diese bei der Annahme bezahlen. Der Pater Superior, dieses ablehnend, erwiederte, alles, was das Kloster habe, hinge von der hohen Gnade des Königs ab; worauf Se. Majestät die Schachtel mit den Rosenkränzen mitnahm und hinunterging.

„Hierauf befahl er, man solle ihm die Opferkerzen zeigen, und als man ihn in die Kerzenkammer eingeführt hatte, nahm er die allergrößte, legte sie auf seine Schultern und wollte sie selbst in die Kapelle tragen, sprechend: ‚Diese Kerze soll zu Ehren der allerseligsten Gottesmutter Maria angezündet werden und brennen.‘ Der Superior mit der ganzen Gemeinde baten Se. Majestät, die schwere Kerze einem Bruder allergnädigst zu übergeben und in die Kapelle tragen zu lassen. Der König willigte hierin ein und zahlte den Preis für diese Kerze, welchen zwar der Pater Superior nicht annehmen wollte, aber doch mußte.

„Hierauf ergriff der König den Pater Superior bei der Hand und führte ihn in ein anderes Zimmer, schlug ihm ganz liebevoll auf die Schulter und sprach: ‚Pater Superior, ich versichere Sie meiner Gnade; begehren Sie etwas nach Belieben.‘ Ueberrascht und ganz verwirrt durch diese unerwartete Huld, bat der Pater Superior demüthigst: ‚Eure Majestät wollen die Andacht gegen die Gottesmutter Maria in Ihren hohen Schutz nehmen und alle katholischen Religionsübungen, wie auch die den Kevelaerern ertheilten Privilegien schützen und handhaben.‘ Der König erwiederte: ‚Ich will sie schützen, begünstigen

und handhaben. Allein Sie, Pater Superior, sollen etwas für sich begehren; trauen Sie auf meine Gnade.' — Darauf sagte der Pater Superior: ,Ich darf die hohe Gunst Ew. Majestät nicht mißbrauchen; allein weil Sie es so befehlen, bitte ich: Ew. Majestät wollen geruhen, die Pfarre zu Kevelaer keinem andern je zu ertheilen, als einem aus unserer Congregation.' Der König bewilligte allergnädigst diese Bitte mit dem Auftrage, morgen zu Cleve das Klosterbuch vorzulegen, um in dasselbe hierüber einen Act eintragen zu lassen. — Nachdem der König dies gesagt hatte, stieg er in seinen Wagen, noch einmal mit heller und allen Gegenwärtigen — es waren an 600 — verständlicher Stimme ausrufend: ,Ich will, daß diese Kerze' — er zeigte mit der Hand darauf — ,angezündet werde und brenne zur Ehre der allerseligsten Jungfrau und Gottesmutter Maria.' Und so fuhr er nach einem herzlichen Lebewohl nach Weeze, wo er übernachten wollte.

„Der Superior machte sich gleich fertig und begab sich am andern Tage morgens früh nach Cleve. Dort angelangt, überreichte er die Bittschrift, wie Tags vorher befohlen worden war. Der König nahm dieselbe huldreichst an und übertrug sie dem Vicekanzler Wyonen zur Ausführung. Am 17. November desselben Jahres erhielt der Pater Superior das Diplom von des Königs eigener Hand unterzeichnet und mit dem Königlichen Siegel versehen.

„Im Jahre 1728 schickte der König von Preußen Geld für eine fünfzigpfündige weiße Wachskerze, welche zur Ehre der Gottesmutter Maria angezündet werden sollte. Beigefügt war das Königliche Wappen, das aufgehängt werden sollte. Dasselbe überbrachte von Berlin Se. Excellenz der Gouverneur und Oberfestungsdirector Freiherr v. Walrave, ein Katholik, der auch für sich eine zwanzigpfündige Kerze opferte und sein Wappen beifügte.

„Die Königliche Kerze hat diese Aufschrift:

(Adler.)

Friedericus Wilhelmus R. Singulari in B. V. Mariam affectu Cereum hic obtulit XIV. Julii XVIIC. XIV.

Iterum praemisso scuto regio XII. Julii XVIIC. XXVIII."

